Digitized by Google

Merc. 115.

Digitized by Google

<36617635420014

<36617635420014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Europens Handel mit beyden Indien.

Ein Auszug aus Raynals Geschichte,

von
M. Franz Christian Lorenz Karsten,
Lehrer am Herzoglichen Pädagogium zu Bützow.

Rostock und Leipzig,
verlegts Johann Christian Koppe, 1780.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Dem

Durchlauchtigsten Herzog und

Herrn,

Herrn Friederich,

Regierendem Herzoge zu Mecklenburg, Fürsten zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Grafen zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herrn,

Meinem Gnädigsten Herzoge und Herrn,

unterthänigst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr.

Eurer Herzoglichen Durchlauchten erlauben Gnädigst, daß ich mich Höchstdero fürstlichem Thron, durchdrungen von den ehrfurchtsvollsten Gefühlen, tiefunterthänigst nähern darf.

 Gern

Gern möchte ich öffentlich alle diejenigen Empfindungen, die mein Herz gegen Eure Herzoglichen Durchlauchten fühlt, darlegen, gern laut sagen, daß meine Verehrung gegen meinen angebohrnen Landesvater, den auch meine freye Willkühr dazu wählen würde, ohne Gränzen sey; daß ich das Glück, in Seinem Lande zu leben, durch die Ausschlagung auswärtiger Anträge nie zu theuer erkauft glaube; daß ich stolz darauf bin, bereits in das siebente Jahr den Absichten, die Er mit dem von Ihm errichteten Pädagogium

gogium hat, gedient zu haben; daß mein innigster Dank für alle Gnade, die Er mir erwiesen, für alle, die Sein Gnädigstes Versprechen mir ins Künftige zu hoffen erlaubt, nie in meinem Herzen erlöschen wird. — Alles dieses, und noch mehr, was ich zu sagen wünschte, mag dieß geringe Denkmal meiner unbegränzten Ehrfurcht einigermaaßen ausdrücken, das ich hier tiefdevotest zu den Füßen des huldreichsten der Fürsten niederzulegen mich erkühne.

Mit dem tiefsten Gefühl der Ehr=
furcht ersterbe ich,

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr,
Eurer Herzoglichen Durchlauchten

Bützow,
den 9ten Nov. 1779.

unterthänigster Knecht,
Franz Christian Lorenz Karsten.

Vorrede.

Vorrede.

So überflüßig auch eine Vorrede zu dieser meiner Arbeit, welche ich dem deutschen Publikum hiemit zu überreichen wage, zu seyn scheint, so halte ich es doch für Pflicht, mich über die Veranlassung dazu und über meinen dabey gewählten Plan zu erklären.

Die mehrsten Kenner haben Raynal das einstimmige Zeugniß gegeben, daß er alle seine

Nachrichten aus den sichersten und oft aus wenig bekannten Quellen geschöpft habe. Dieß ist gewiß für einen Schriftsteller dieser Art ein überaus großes Verdienst. Aber der Werth des raynalschen Werks wird noch durch die scharfsichtigen politischen Urtheile des Verfassers erhöht. Verschiedene neuere Revolutionen in dem Zustande der handelnden europäischen Mächte haben schon durch die Erfahrung bestätigt, wie richtig der forschende Blick des Abt Raynals den Zusammenhang und die ganze Verbindung ihrer politischen Verhältnisse durchschaut hatte. Eben so zeugen seine philosophischen Reflexionen von ganz ungemeinem Scharfsinn. Sollten indessen auch alle einzelnen Raisonnements des Verfassers nicht

durch-

durchgängig allgemeinen Beyfall gefunden haben, so wird ein Unpartheyischer doch niemals den edlen Menschenfreund verkennen können, dessen Spekulationen sich alle auf den einzigen erhabenen Grundsatz reduziren: **Erhöhung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts.**

Ein solches Buch mußte ohne Zweifel für so mannichfaltige Klassen der Menschen nützlich seyn. Der Geschichtschreiber, der Philosoph, der Naturkündiger, der Psycholog, der Staatsmann, der Kaufmann, alle fanden hier reichliche Nahrung. Nur war es immer zu bedauern, daß ein Werk von sieben Oktavbänden schwerlich von allen würde gelesen werden, welchen es nützen konnte. Der theure Preis eines solchen Buches

mußte

mußte diejenigen, die nur zu ihrem Vergnügen unterrichtet seyn wollten, abschrecken, und andre Leser, die nur das suchten, was für sie interessant war, ermüdeten bey den gelehrten und tiefsinnigen Spekulationen des Verfassers. Ein brauchbarer Auszug konnte den Mangel für diese Klassen der Leser abhelfen; ich wagte mich an diese Arbeit, und Kenner werden entscheiden, ob sie an den rechten Mann gekommen ist.

Meine Absicht war: vorzüglich jungen Kaufleuten und angehenden Kameralisten, nächstdem auch andern Lesern, die sich bloß zu ihrem Vergnügen von dem ausgebreiteten Umfang des indischen Handels unterrichten wollten, nützlich zu seyn. Ich konnte also meinen Plan nicht mehr

über

über so viele Gegenstände verbreiten, als es im Original geschehen war. Alle philosophische Raisonnements mußten wegbleiben, ausgenommen an den wenigen Stellen, wo sie zur Aufklärung dienten, oder dem Leser zum weitern Nachforschen einen Wink gaben; dieß ist die Ursache, weswegen das **neunzehnte** Buch ganz weggelassen worden. Das Wichtigste der politischen Reflexionen hingegen habe ich hie und da beybehalten müssen, und bey allem, was den **eigentlichen Handel unsers Welttheils mit Indien** betrifft, den ich mir zum Hauptgegenstand gewählt hatte, blieb ich so ausführlich, als es, ohne unnütz weitläuftig zu werden, möglich war. An allen hieher gehörigen Stellen habe ich nicht nur, so

kurz

kurz es sich thun ließ, das Wesentliche des Originals beybehalten, sondern auch die Anmerkungen der beyden deutschen Uebersetzer allenthalben genutzt, wo sie in meinen Plan gehörten.

Endlich füge ich noch die letzte Erinnerung hinzu. Diese ganze Arbeit war Beschäftigung in denjenigen Nebenstunden, die mir von meinen mannichfaltigen Geschäften übrig blieben. Es war mir also unmöglich, alles mit der allergenauesten Sorgfalt zu oft wiederhohlten Malen durchzumustern. Kenner werden vielleicht noch hie und da Unvollkommenheiten finden, und sollte dieß seyn, so sind ihre Erinnerungen, die ich mit dem lebhaftesten

Dank

Dank annehmen werde, allemal für mich belehrend. Ich weiß, wie schwer es ist, in unsern Tagen die Bahn eines Schriftstellers nur mit mäßigem Beyfall zu betreten. Oft fühlte ich während der Arbeit, welche schwere Bürde ich mir aufgeladen hatte, und wie viel ich vor dem Richterstuhl des gelehrten Publikums zu verantworten haben würde, wenn ich meinem Plan nicht aufs genaueste treu bliebe. Dieß alles überdachte ich lebhaft genug, und diese Vorstellungen würden mich auch vermocht haben, mein Vorhaben aufzugeben. Allein der Gedanke, daß meine Arbeit doch wahrscheinlich nicht ganz ohne Werth seyn möchte, und daß jeder verbunden ist, nach dem Maaß seiner Kenntnisse in

seinem Beruf nützlich zu seyn, ermunterte mich wieder.

Ich empfehle mich der Gewogenheit meiner Leser, und wünsche mir die Beruhigung, daß dieser Versuch ihre Zufriedenheit verdienen möge.

Bützow, im November des Jahrs 1779.

Digitized by Google

Erste Abtheilung.

Europens Handel
mit
Ostindien.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Von dem Handel und den Besitzungen der Portugiesen in Ostindien.

Zweyter Abschnitt.

Von dem Handel und den Besitzungen der Holländer in Ostindien.

Dritter Abschnitt.

Handel und Besitzungen der Engländer in Ostindien.

Vierter Abschnitt.

Reisen, Niederlassung, Kriege und Handlung der Franzosen in Ostindien.

Fünfter Abschnitt.

Beschreibung des Handels von Dännemark, Ostende, Schweden, Preußen, Spanien und Rußland mit Ostindien. Untersuchung wichtiger, die Verbindung Europens mit Indien betreffender Folgen.

Europens Handel mit Ostindien.

Erster Abschnitt.

Von dem Handel und den Besitzungen der Portugiesen in Ostindien.

Die Entdeckung der neuen Welt und der Fahrt nach Ostindien um das Vorgebürge der guten Hoffnung war der Anfang zu einer gänzlichen Veränderung im Handel, in der Nationalmacht, in den Sitten, in dem Gewerbe und der Regierung aller Völker. Es wird sich also wohl der Mühe verlohnen, Untersuchungen anzustellen: ob diese vergangenen und die noch bevorstehenden Veränderungen der Menschheit nützlich gewesen sind, oder ob sie es noch werden können? ob sie einst den Menschen mehr Ruhe, Tugend und Vergnügen verschaffen und seinen Zustand vollkommen machen werden?

Europa hat überall Kolonien angelegt, aber kennt es die Grundsätze, nach welchen man sie anlegen muß? Es treibt einen starken Handel; kann man nicht entdecken, unter welchen Umständen derselbe von einer Nation zur andern übergeht? Wie kömmt es, daß seit der Entdeckung von Amerika ganz unbedeutende Völker mächtig, andere hingegen, für welche Europa zitterte, geschwächt worden? Warum sind endlich die Nationen, denen die Natur die größten Geschenke gemacht, nicht immer die blühendsten und reichsten? Um sich über alle diese Fragen Licht zu verschaffen, muß man einen Blick auf den Zustand Europens vor der Entdeckung werfen, den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten, die aus demselben entsprungen sind, durchlaufen, und am Ende den gegenwärtigen Zustand dieses Welttheils betrachten.

Europens Zustand vor den Entdekkungen.

Diejenigen Völker, die andre gesittet gemacht haben, waren handelnde Völker. Die Handlung der Egypter und Tyrer hat die Griechen gesittet gemacht; diese vermehrten die von ihnen empfangenen Kenntnisse und Künste, und erhoben die menschliche Vernunft zu einem Grade der Vollkommenheit, von welchem sie der gänzliche Untergang des Handels, und die Umkehrung der Reiche nachhero wieder herunter gebracht haben. Bey den Römern, die zu Eroberern gebildet waren, sind der Verstand und Industrie nicht so hoch gestiegen, als bey den Griechen. Ihr Despotismus und ihre militärische Regierungsform unterdrückte die Völker, löschte die Fackel des Genies aus und setzte das menschliche Geschlecht herunter.

Alles fiel in eine noch größere Unordnung nach zweyen Gesetzen Konstantins, die Montesquieu nicht gewagt

gewagt hat unter die Ursachen des Verfalls der Reiche zu setzen. Das erste sprach alle Sklaven frey, die die christliche Religion annehmen würden, und das zweyte verbot das Heidenthum durch das ganze Reich. Das erste erschütterte den Staat dadurch, daß es den Eigenthümern großer Länderenen die Arme raubte, die sie brauchten, um ihre Besitzungen anzubauen, wodurch sie sich eine Zeitlang in die grausamste Dürftigkeit versetzt sahen; und durch das zweyte Gesetz wurden diese weitläuftigen Länder mit Menschen angefüllt, die weder unter sich, noch mit dem Staate durch die heiligen Bande der Religion und des Eides verbunden waren, folglich keinen Eifer hatten, Feinden einer Herrschaft zu widerstehen, mit der sie in keiner Verbindung mehr standen. Auch die Bewohner Nordens, die über das Reich herfielen, fanden zu ihren Einbrüchen die vortheilhaftesten Verfassungen. In Polen und in Deutschland wurden sie durch Völker verdrängt, die aus der großen Tartarey kamen, und diese wurden wiederum durch noch wildere Sieger vertrieben. Länder, die Rom ehedem vereinigt hatte, wurden nun getrennt; aller Verkehr zwischen den Staaten hörte auf. Seeräuber und gräßliche Sitten, die an den Gränzen herrschten, widerstanden allen Verbindungen, die ein gegenseitiger Nutzen erfordert hätte. Die Unterthanen weitläuftiger Königreiche waren durch herumschwärmende Räuber von einander getrennt. Die Völker Europens hatten nur wenig Geschicklichkeit; die entfernten Länder waren für sie so gut, als wären sie gar nicht da, und sie kannten ihre Nachbaren nur, um sie zu fürchten, oder mit ihnen zu streiten.

Im siebenten Jahrhundert war Europa arm, und aller Kenntnisse beraubt. Die Auflagen wur-

 den

den in Naturalien erhoben, und sogar die Steuer, die die niedre Klasse ihren Obern erlegte, bestand in Viktualien. Der herrschende Aberglaube vermehrte auch die Finsterniß. Rom, das itzt nicht mehr die Stadt der Herren der Welt war, rang dennoch, ohne Bürger, ohne Soldaten, mit bloßen Meynungen und Lehrsätzen, nach der allgemeinen Herrschaft, und wollte schon im achten Jahrhundert, und im Anfange des neunten, Kronen, wie ehedem, rauben und schenken.

Zwo Nationen veränderten noch die Gestalt des Erdbodens; die erste bestand aus Wodans, die andere aus Mahomets Schülern. Karl der Große wußte jene zu überwinden und diesen zu widerstehen. Gegen die Araber in Spanien war er nicht so glücklich, er konnte keinen festen Fuß jenseit der pyrenäischen Gebürge fassen. Die Araber errichteten indessen den größten Handel, der seit den Zeiten Athens und Karthago's bestanden hatte. Sie breiteten sich nach den moluckischen Eylanden und nach China aus, bald als Handelsleute, bald als Missionärs, und nicht selten als Eroberer.

Handel der Araber.

Nicht lange darnach giengen die Venetianer, die Genueser und die Araber aus Barcellona nach Alexandrien, um die Waaren aus Afrika und Indien zu hohlen, und sie in Europa auszubreiten. Um eben diese Zeit hatten die Unterthanen des griechischen Reichs die Seidenmanufakturen Asiens nachgeahmt, und sich durch Kaffa und das kaspische Meer einen Weg zu dem Handel von Indien gebahnt; diesen fiengen die Genueser an mit ihnen zu theilen, und der Handel der Griechen fiel mit ihrem Reiche. Die Venetianer hingegen erhielten durch die Kreuzzüge des europäischen Adels einen noch stärkern Absatz von ihren orientalischen Waaren,

Der Venetianer.

Der Genueser.

ren, und selbst die Araber schafften welche nach Frankreich, England und Deutschland. In diesen Ländern herrschte damals noch eine allgemeine Verachtung gegen den Kaufmann. Kein Mensch stand in Ansehen, als der Adel, der oft seine Gewalt misbrauchte, und der Gewalt des Landesherrn widerstand. Schiffe und Manufakturen hatten diese Völker gar nicht, sondern der Handel geschah durch Karavanen, die in bewaffneten Haufen bis an die Oerter zogen, wo Märkte gehalten wurden. Die Juden, die nicht säumten, den Handel in ihre Hände zu spielen, brachten ihn nicht in Ansehen. Durch ihre Reichthümer waren sie im Stande den Kaufleuten Geld gegen verhältnißmäßige Zinsen zu leihen, welche der Eifer der damaligen Theologen für unerlaubten Wucher hielt, und die Obrigkeit durch ihr Ansehen dahin brachte, ihn durch Konfiskation und beschimpfende Strafen zu verbieten. Die Juden, um sich schadlos zu halten, ergaben sich einer gränzenlosen Geldgierigkeit, und wurden also von allen Nationen verabscheuet, verfolgt und verjagt. Um die Trümmern ihres Vermögens zu retten, erfanden sie die Wechselbriefe, die zwar auch für Wucher erkläret wurden, aber ihres Nutzens wegen nicht abgeschafft werden konnten. Die Italiäner errichteten zuerst, unter dem Schutz einiger Regierungen, Gesellschaften, und dadurch wurden sie Agenten von ganz Europa. Norden fieng itzt auch an zu erwachen; Hamburg und Lübeck errichteten den hanseatischen Bund, und tauschten mit den Italiänern nordische Waaren gegen die Produkte der mittäglichen Länder. Flandern war der Schauplatz so vieler glücklichen Verrichtungen; der blühende Zustand seiner Einwohner und der Städte des hanseatischen Bundes machte auf die mehresten Landesherren Eindruck. Sie machten die Städte frey,

Der Juden.

Der Hanseestädte.

gaben ihnen Vorrechte, und alsbald entstunden Innungen von Kaufleuten und Handwerkern, die sich Ansehen und Reichthümer erwurben. Die Einwohner der Städte wurden Glieder des Staats, und der Bürgerstand bekam Zutritt zu den Versammlungen des Volks.

Italiens. Das übrige Europa war im funfzehnten Jahrhundert noch lange nicht so weit gekommen, als Italien, welches itzt den Anfang seiner schönsten Tage erreicht hatte. In Frankreich nahte die Zeit heran, da das Volk bald geschickter, thätiger und achtungswürdiger werden sollte, aber Geschicklichkeit und Handlung konnten hier noch nicht so bald empor kommen. England war nicht so reich, und auch nicht so arbeitsam, als Frankreich; seine Produkte wurden durch Schiffe aus den Hanseestädten verfahren, denn selbst hatte es weder Seewesen, noch innere Polizey, noch Gesetze, oder Pracht und schöne Künste. Deutschland hatte itzt eine ruhigere Lage gewonnen, und verschiedene Fürsten dieses weitläuftigen Reichs beherrschten ihre Länder ziemlich weislich. Doch war noch nirgends Arbeitsamkeit und Handlung, als in den freyen Städten des großen hanseatischen Bundes. Norden war noch weiter zurück als Deutschland. Die Edelleute und Priester unterdrückten hier alles. Die Macht dieser Völker war so schwach, daß eine einzige Stadt des großen hanseatischen Bundes alle drey nordische Reiche mit Schrecken erfüllte. Die Türken besaßen weder Wissenschaft der Regierung, noch Kenntniß des Handels und der Künste; aber die Janitscharen zerstörten das Reich der durch Aberglauben dumm gewordenen Griechen; einige von ihnen verließen ihr unterjochtes Vaterland, und flüchteten nach Italien. Künstler und Kaufleute folgten ihnen, und sie überbrachten den

Italiä-

Italiänern mehr Kenntnisse guter Muster und Liebe zum Alterthum; selbst Rom fieng an, die schönen Wissenschaften und die Künste zu beschützen. Spanien ward nach und nach vom Joche der Araber erlöset, und die verschiedenen Provinzen dieses Reichs waren durch die Heyrath zwischen Ferdinanden und Isabellen und durch die Eroberung von Granada vereinigt worden. Spanien ward nun eine Macht, die sich Frankreich selbst gleich stellte. Spaniens Boden war fruchtbarer, als der von Frankreich; aus der kastilianischen und leonischen Wolle verfertigte man zu Segovien Tücher, die durch ganz Europa und selbst in Asien verkauft wurden.

Entdekkungen der Portugiesen.

Die Monarchie der Portugiesen war besser eingerichtet als die kastilische, und ließ sich auch leichter regieren, seitdem sie durch die Eroberung von Algarbien von den Mauren befreyet waren. Diesen kleinen Staat regierten einige Könige, die große Männer waren, im Königreiche gute Ordnung errichteten, und den Entwurf machten, ihrer Schifffahrt und ihrem Reiche weitere Gränzen zu setzen.

Johann I. hatte verschiedene Söhne, die sich alle hervorthun wollten. Heinrich, der einsichtsvollste unter ihnen, faßte den Vorsatz, Entdeckungen nach dem Abend hin zu machen. Er machte sich die wenige Sternkunde, die die Araber erhalten hatten, zu Nutze, und errichtete zu Tarnacabal, einer Stadt an dem Vorgebürge Sagres im Königreiche Algarbien, ein Observatorium, wo er den sämmtlichen Adel seines Hofstaats unterrichten ließ. Er hatte vielen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums, und erkannte zuerst den Nutzen des Kompasses, der damals zwar schon bekannt, aber noch nicht zum Gebrauch bey der Schifffahrt angewendet war.

Die Seeleute, die sich unter seinen Augen bildeten, entdeckten Madera im Jahr 1419. Zwey Jahre nachher bemächtigte sich eines seiner Schiffe der kanarischen Inseln. Das Vorgebirge Sierra Leona wurde gar bald umschifft, und der Fluß Zaire führte in das Innerste von Afrika bis nach Kongo. In diesen Gegenden machte man leichte Eroberungen, und trieb einen vortheilhaften Handel; die kleinen Nationen, die sie bewohnten, waren von den gesittetern durch unwegsame Wüsten abgesondert, und kannten weder den Werth ihrer Reichthümer, noch die Kunst sich zu vertheidigen. Man schöpfte aus diesen Reichen große Hoffnung, und verpachtete die Einkünfte, die man einstens von der Küste Guinea ziehen würde. Unter der Regierung des erleuchteten Fürsten Johann II, umschifften die von ihm ausgeschickten Portugiesen das Vorgebürge, das am äußersten Ende von Afrika ist. Damals hieß es das Vorgebürge der Stürme, aber der Prinz, der die Fahrt nach Indien voraus sah, nannte es das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Gama geht nach Indien.

Emanuel setzte die Projekte seiner Vorfahren fort, und schickte im Jahre 1497 eine Flotte von vier Schiffen unter dem Kommando des Vasco de Gama aus. Dieser Admiral gelangte eilf Monate nach seiner Abreise von Lissabon nach Hindostan.

Hindostan war bey der Ankunft der Portugiesen unter die Könige von Kambaya, Delhy, Decan, Narsinga und Kalikut vertheilt. Der letzte dieser Monarchen ist unter dem Namen Samorin bekannt. Er besaß die der See am nächsten gelegenen Länder und erstreckte seine Herrschaft durch ganz Malabar. Diese Vortheile hatten Kalikut zum reichsten Handelsplatze der dortigen Gegend gemacht. Edelgesteine, Perlen, Ambra, Elfenbein,

Por-

Porcelain, Gold, Silber, seidne und baumwollne Zeuge, Indigo, Zucker, alle Arten von Gewürzen, kostbares Holz, Spetereyen, Firnisse, alles, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens dienen kann, ward aus dem ganzen Orient dahin gebracht. Ein Theil dieser Reichthümer kam zu Wasser dahin, und vieles auch zu Lande auf Ochsen oder Elephanten.

Gama, der diese Umstände zu Melinda, wo er gelandet, erfahren hatte, nahm dort einen geschickten Steuermann mit, und ließ sich nach dem Hafen führen, wo der Handel am blühendsten war. Zum Glück fand er daselbst einen Mohren aus Tunis, der die portugiesische Sprache verstand, und für diese Nation eine außerordentliche Neigung gefaßt hatte. Diese Neigung bewog den Muzaida, daß er dem Gama eine Audienz beym Samorin verschaffte, worinn jener letzterem einen Handlungstraktat mit dem Könige seinem Herren vorschlug. Es war so weit, daß er geschlossen werden sollte, als es den Mahometanern gelang, ihren Mitbuhler, dessen Muth, Thätigkeit und Einsichten sie fürchteten, verdächtig zu machen, und es bey dem Fürsten dahin brachten, daß er sich entschloß, Seefahrer, die er Anfangs so gut aufgenommen, umbringen zu lassen. Gama, der durch seinen treuen Führer hievon Nachricht bekam, schickte seinen Bruder wieder auf seine Schiffe und sagte ihm: „Wenn du schon erführest, „daß man mich in Ketten gelegt oder umgebracht „hätte, so verbiete ich dir, als dein Oberbefehlshaber, mir beyzustehen oder mich zu rächen. Fahre „den Augenblick ab, und hinterbringe dem Könige „alle Umstände meiner Reise.“ Aber zum Glück kam es so weit nicht, weil der Samorin nicht das Herz hatte, das zu thun, was er konnte und so gan wünschte.

wünschte. Der Admiral erhielt also die Freyheit, zu den Seinigen zurückzukehren, und man lieferte ihm die Waaren und Geisel, die er in Kalikut gelassen hatte, wieder aus.

Seine Rückkunft verursachte in Lissabon große Freude, weil man itzt den Zeitpunkt, den reichsten Handel in der Welt zu treiben, gekommen sah. Es wurden neue Flotten nach Indien geschickt; dreyzehn portugiesische Schiffe kamen unter Anführung des Alvares Cabral zu Kalikut an, und brachten dem Samorin einige seiner Unterthanen zurück, die Gama mitgenommen hatte. Diese Indianer, so sehr zufrieden sie sich auch mit der Begegnung der Portugiesen bezeigten, machten dennoch den Samorin nicht auf lange Zeit den Portugiesen geneigt. Die Mohren behielten die Oberhand, und das Volk in Kalikut ermordete auf ihr Anstiften etliche und funfzig Portugiesen. Cabral, um sich zu rächen, verbrannte alle arabische Schiffe, bombardirte die Stadt, und begab sich von da nach Kochin, und hernach nach Kananor.

Cabral geht nach Indien.

Die Könige dieser beyden Städte, imgleichen die Könige von Onor und Kulan und andere Fürsten schlugen ihm vor, ein Bündniß mit ihm gegen den Samorin zu schließen, indem sie sich alle schmeichelten, von dem Tribut, den sie dem Samorin bezahlen mußten, befreyt zu werden, und ihre Herrschaft zu erweitern. Dieß verschaffte den Portugiesen in Malabar eine solche Ueberlegenheit, daß sie nicht nur im Handel allenthalben Gesetze vorschrieben, sondern auch überall gegen ihre Feinde siegten. Bald durften die Schiffe der Mohren, des Samorin und seiner Vasallen sich nicht mehr sehen lassen.

Die

Die im Orient siegreichen Portugiesen schickten alle Augenblicke Schiffe in ihr Vaterland, um Reichthümer und den Ruf ihrer Siege zu überbringen. Die Seefahrer aller Länder in Europa lernten nach und nach den Weg nach Lissabon, und kauften daselbst Waaren aus Indien, weil die Portugiesen, die sie gerades Weges von da empfiengen, sie wohlfeiler geben konnten, als die Kaufleute, die sie durch Umwege erhielten. Der Hof zu Lissabon übertrug nun alle diese Angelegenheiten dem Alphonsus von Albuquerque; dieser sah bald ein, daß der Besitz von Goa Lissabon nöthig wäre. Goa stand unter der Hoheit des Königs von Decan, aber Idalcan, dem er den Ort anvertraute, hatte sich unabhängig gemacht, und suchte seine Gränzen in Malabar zu erweitern. Indem der ungerechte Besitzer auf dem festen Lande beschäftigt war, zeigte sich Albuquerque vor den Thoren von Goa, und drang mit Gewalt hinein. Als Idalcan von seinem Unglück Nachricht erhielt, rückte er mit unglaublicher Geschwindigkeit nach seiner Hauptstadt, und die Portugiesen, die sich außer Stand sahen sie zu behaupten, begaben sich auf ihre Flotte und schickten nach Kochin, um Sukkurs zu bekommen, den sie aber vergebens erwarteten. Da sie auch zugleich Mangel an Lebensmitteln litten, so ward Albuquerque genöthigt, zurück zu gehen, und sein Lieblingsvorhaben bis zu einer günstigern Zeit aufzuschieben, die auch in wenig Monaten kam. Idalcan ward wieder gezwungen ins Feld zu rücken, da zog Albuquerque unversehens gegen Goa, welches er mit stürmender Hand eroberte, und sich darinn befestigte. Aus Kalikut, dessen Hafen nichts nützte, und wo die arabischen Schiffe sich nicht mehr sehen lassen durften, zogen alle Reichthümer und der ganze Handel in eine Stadt, die der Hauptort aller portugiesischen Besitzungen in Indien ward.

Albuquerque, Vice-König.

Diese

Diese große Begebenheit und die wichtigsten Folgen davon, setzten Venedig in große Unruhe. Dieser Staat fürchtete nicht ohne Ursache, daß die Handlung der Portugiesen die seinige, und folglich seine Macht, zu Grunde richten würde. Es wurden alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, die die Geschicklichkeit seiner Minister an die Hand geben konnte. Einige der verständigen Kundschafter, die sie überall zu erkaufen und zu rechter Zeit zu gebrauchen wußten, zeigten den in ihren Landen und in Indien oder an der östlichen Küste von Afrika wohnenden Arabern, daß sie mit Venedig gemeinschaftliche Sache hätten, sie müßten sich also mit einander und mit diesem Staate wider eine Nation vereinen, die sich der gemeinschaftlichen Quelle ihrer Reichthümer bemächtigte. Der Ruf jener Verbindung kam bis zum Sultan Egyptens, den die Unfälle, die er theils empfand, theils vorher sah, schon aufmerksam gemacht hatten. Egypten war doppelt unglücklich, theils durch den Handel, den die Portugiesen trieben, und theils durch denjenigen, den die Egypter durch jener ihr gewaltsames Verfahren zu treiben gehindert wurden. Mit einer Flotte hätte man ihn können in vorigen Stand setzen, aber das rothe Meer bot nichts von demjenigen dar, was zur Erbauung derselben gehörte. Die Venetianer schafften das Hinderniß aus dem Wege. Sie schickten Bauholz und andere Materialien nach Alexandrien. Man führte sie auf dem Nil nach Kairo, und von da wurden sie auf Kamelen nach Suez getragen. Aus diesem berühmten Hafen ließ man im Jahr 1508 nach Indien vier große Schiffe, eine Gallione, zwo Galeeren und drey Galliotten abgehen.

Die Portugiesen hatten dieß Ungewitter vorausgesehen, und, um demselben zuvor zu kommen, schon im vorigen Jahr daran gearbeitet, sich der Schifffahrt

auf

auf dem rothen Meere zu bemächtigen; denn sie wußten gewiß, daß sie alsdann weder Egyptens noch Arabiens Mitwerbung beym Handel, noch dieser Länder Feindschaft und Macht zu fürchten hätten. In dieser Absicht hatten sie sich vorgenommen, die Insel Sokotora, die vor Alters Dioskorides hieß, einzunehmen. Tristan da Cunna reiste mit einem ansehnlichen Geschwader von Portugall ab, und griff diese Insel an. Die Portugiesen belagerten und eroberten mit Sturm den einzigen festen Platz auf dieser Insel, ohngeachtet des desperaten Widerstandes der Belagerten. Doch brachte diese Unternehmung nicht die erwünschten Vortheile. Es fand sich, daß diese Insel unfruchtbar war, keinen Hafen hatte, und daß die Schiffe, die aus dem rothen Meer fuhren, niemals davor ankerten, ob sie gleich eine unentbehrliche Ankerstelle für diejenigen war, die hineinsegeln wollten. Auch kam die egyptische Flotte ohne Gefahr in den indianischen Ocean, und vereinigte sich mit der Flotte von Kambaya. Diese beyden vereinigten Mächte fochten mit Vortheil gegen die Portugiesen, doch dauerte dieser Triumph nicht lange; die Ueberwundenen erhielten neue Verstärkung, und die Flotten, welche nachher von Egypten ausliefen, wurden immer durch die kleinen portugiesischen Geschwader, welche beym Eingange des Meerbusens kreuzten, geschlagen.

Albuquerque wird Herr vom arabischen und persischen Meerbusen.

Da dieser kleine Krieg immer Besorgniß und einige Unkosten verursachte, so wollte Albuquerque ihm durch die Zerstörung von Suez ein Ende machen. Aber da er wegen vielerley Hindernisse seinen Vorsatz noch nicht ausführen konnte, so beschloß er ihn aufzuschieben, und machte statt dessen wirksame Einrichtungen, daß keine Schiffe aus Arabiens Meere in die indischen Gewässer kommen konnten, und suchte

sich

sich nun die Herrschaft des persischen Meerbusens zu verschaffen. So bald er nach Indien kam, fieng er an, die Küsten von Hormuz zu verheeren und die Städte in dessen Gebiet zu plündern. Diese Verwüstungen waren eigentlich nicht nach seinem Geschmack, aber er verstattete sie sich in der Hoffnung, er würde dadurch eine Macht bewegen, sich dem Reiche von selbst zu unterwerfen, welche er nicht im Stande war mit Gewalt zu bezwingen. In dieser Absicht zeigte er sich vor der Hauptstadt, und ließ den König in derselben auffordern, sich dem Königreich Portugall zinsbar zu machen, wie er es Persien war. Auf diese Aufforderung kam eine aus hormuzischen, persischen und arabischen Schiffen bestehende Flotte, das Geschwader des Albuquerque anzugreifen, der diese ganze Macht mit fünf Schiffen zerstörte. Es ward also dem Sieger gestattet, eine Citadelle aufzuführen, die sowohl die Stadt, als beyde Hafen, bestreichen konnte.

Albuquerque suchte so bald als möglich diesen Bau zu Stande zu bringen, und arbeitete selbst daran, wie der geringste von den Seinigen. Aber bey dieser Arbeit sah man, wie wenig Leute er hatte, und der Feind, der im Felde nicht siegen konnte, erfand nun Mittel, die Portugiesen zu bestechen, und sie unter sich und mit ihrem Anführer in Zank und Streit zu bringen, daß sie nicht selten im Begriff waren gegen einander zu fechten. Dieser Zwist, der weit ausbrach, und immer zunahm, bewog sie, sich wieder auf ihre Schiffe zu begeben, in dem Augenblick, da sie Nachricht erhielten, es sey der Anschlag gemacht, sie heimlich zu ermorden. Albuquerque beschloß nun alle Zugänge zu versperren und den Ort auszuhungern, aber eben da ihm sein Raub gewiß war, verließen ihn drey seiner Schiffsbefehlshaber

mit ihren Schiffen, die, um ihre Desertion zu rechtfertigen, noch ihrer schändlichen Untreue die Bosheit hinzufügten, ihren Anführer aufs abscheulichste zu verläumden.

Diese Verrätherey zwang den Albuquerque, sein Vorhaben so lange anstehen zu lassen, bis er Vicekönig geworden war. Wie er sich nun vor Hormuz mit einer großen Rüstung sehen ließ, so unterwarf man sich. Der Regent von Persien ließ ihm einen Tribut abfordern, Albuquerque aber ließ vor die Gesandten Stückkugeln, Granaten und Säbel bringen, und sagte ihnen dabey: „Das ist die Münze, in „welcher der König von Portugall seinen Tribut aus„zuzahlen pflegt.“

Nach dieser Unternehmung befand sich nun die portugiesische Macht an den arabischen und persischen Meerbusen und auf der malabarischen Küste fest genug gegründet, daß man darauf denken konnte, sie weiter nach Osten hin in Asien auszubreiten.

Die Insel Ceylon bot sich gleich dem Albuquerque dar. Sie war sehr bevölkert, und zwey an Sitten, Religion und Regierungsform verschieschiedene Völker wohnten auf derselben, nämlich die Wadas, die den nördlichen und minder fruchtbaren Theil des Eylandes inne hatten, und die Cingalesen, eine zahlreichere und mächtigere Nation, die den mittäglichen Theil bewohnten. Albuquerque dachte nunmehr, wenn die Portugiesen Herren von Ceylon wären, zu welchem Vorhaben schon sein Vorgänger Almeyda den Anfang gemacht hatte, so würden sie zugleich Herren von der koromandelschen Handlung seyn, wenn sie sich Malakka bemächtigten. Er entschloß sich also zu dieser Eroberung.

Malakka war durch seine Lage der ansehnlichste Marktplatz in Indien geworden. Die Häfen dieses Orts waren immer mit Schiffen von Japan, China, von den molukkischen Inseln, von Bengala, Koromandel, Malabar, Persien, Arabien und Afrika angefüllt. Die Portugiesen wollten an diesem Handel ganz Asiens ebenfalls Antheil haben, und zeigten sich hier anfangs bloß als Kaufleute. Allein ihre Gewaltthätigkeiten in Indien hatten ihre Flagge schon verdächtig gemacht, und ihre Feinde, die Araber, gaben sich Mühe, sie verhaßt zu machen. Man legte ihnen Fallstricke, in welchen sie sich fangen ließen, und es wurden ihrer verschiedene ermordet, andere in Fesseln gelegt; was entwischen konnte, machte sich auf die Schiffe, und flohe nach Malabar.

Albuquerque nimmt Malakka ein.

Diese Gewaltthätigkeit war dem Albuquerque nicht so ganz unangenehm, weil sie seinem Unternehmen einen Anschein von Gerechtigkeit gab, indem er die Eroberung von Malakka schon beschlossen hatte; er verschob also keinen Augenblick seine Rache. Als er im Anfange des Jahrs 1511 vor der Stadt anlangte, fand er schon alle Verfügungen getroffen, um ihn zu empfangen. Aber noch ein größeres Hinderniß verzögerte noch auf einige Tage seine Tapferkeit. Sein Freund Araugo war unter den Gefangenen, und man drohte ihn umzubringen, so bald die Belagerung angehen würde. Albuquerque ward noch durch die Gefahr seines Freundes aufgehalten, als er folgenden Zettel von ihm empfieng: „Denke „nur an die Ehre und den Nutzen Portugalls; wenn „ich kein Werkzeug deines Sieges seyn kann, so „mache doch, daß ich demselben wenigstens kein „Hinderniß sey.“ Der Ort ward angegriffen und nach hartnäckigem Gefecht erobert. Man fand hier eine zahlreiche Artillerie, unermeßliche Schätze und

große

große Waarenlager. Es ward eine Citadelle aufgeführt, um sich der Eroberung auf beständig zu versichern.

Nach der Einnahme von Malakka schickten die Könige von Siam und Pegu und verschiedene andere, weil sie durch einen ihrer Unabhängigkeit so gefährlichen Sieg waren in Schrecken gesetzt worden, Gesandten zum Albuquerque, um ihm ihre Glückwünsche abzustatten, ihm ihren Handel anzubieten und um Portugalls Bündniß zu bitten.

Ein in diesem Geschäfte von der Hauptflotte abgeschicktes Geschwader richtete seinen Lauf nach den molukkischen Inseln. Diese Eylande liegen noch an der Sonnengleiche, und wenn man, wie gewöhnlich geschicht, die von Banda dazu rechnet, so sind ihrer zehn. Das größte hat keine zwölf Meilen im Umkreise, und die andern viel weniger. Schickt ein Geschwader nach den Molukken.

Man weiß nicht, wie sie anfangs bevölkert worden sind, aber es scheint erwiesen, daß die Chineser, Japaner und die Malayen sie wechselsweise unter ihre Gewalt gebracht haben. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunders waren ihre Bewohner eine Art von Wilden, übermäßig faul, kannten keinen Landbau, sondern beschäftigten sich bloß mit der Jagd und Fischerey. In dieser Unthätigkeit wurden sie durch die Vortheile, die ihnen der Kokusbaum verschaffte, gestärkt.

Dieser Baum hat so dünne, und so wenig tiefschlagende Wurzeln, daß der Wind ihn oft umreißt. Das Holz ist so schwammigt, daß er zu keiner Art von Gebäuden gebraucht werden kann. Sein Gipfel krönt sich mit 10 oder 12 breiten, langen und dicken Blättern, die zu Dächern der Häuser dienen. Aus Der Kokusbaum.

diesem Laube, das sich jedes Jahr dreymal erneuert, schießen eben so oft Sprossen in der Dicke eines Arms, an deren jedem man 10 oder 12 Kokusnüsse hängen sieht, die mit ihren Schalen so groß sind, als ein Menschenkopf. Die erste Hülse ist faséricht; man macht einige grobe Zeuge und Schiffthaue daraus. Aus der zwoten, die sehr hart ist, verfertigt man kleine Gefäße und Hausrath. Diese Schale ist inwendig mit einem weißen und dichten Kern ausgefüllt, woraus man ein Oel preßt, wovon in Indien ungemein großer Gebrauch gemacht wird. Es ist süß, wenn es frisch ist, nimmt aber, wenn es alt wird, eine Bitterkeit an, und dann ist es nur zum Brennen gut. Der Satz, der in der Kelter bleibt dient zum Futter für das Vieh und Federvieh, auch wohl in schlimmen Zeiten dem gemeinen Volk zur Nahrung. Das Fleisch der Kokusnuß enthält einen frischen und erquickenden Saft. Wenn man die Spitzen der Zweige abkappt, so läuft ein weißer Saft heraus, den man in ein an ihrem Ende befestigtes Gefäß auffängt. Wird dieser Saft vor Sonnenaufgang gesammlet, so hat er einen süßen Weingeschmack, widrigenfalls aber wird er sauer und verwandelt sich in einen sehr nützlichen Essig. In seiner ganzen Kraft distillirt, giebt er ein sehr geistiges Aquavit, und wenn man ihn mit ein wenig Kalk kochen läßt, so bekömmt man einen Zucker von mittelmäßiger Güte, den man zum Einmachen gebraucht. Die Bäume, aus denen man diesen Saft zieht, bekommen keine Frucht, weil die Nüsse aus demselben entstehen.

Der Sagubaum.

Außer diesem Kokusbaum, der in allen Gegenden Indiens ausgebreitet ist, hatten die moluckischen Inseln insbesondere einen, den man Sagu nannte. Dieser Baum wächst ohne Wartung in

den

den Wäldern, schießt bis 30 Schuh in die Höhe, und wird etwa 6 Schuh dick. Das Aeußerste dieses Umfangs ist eine Schale von der Dicke eines Zolles, und in dieser Schale ist ein Gewebe von langen und in einander geschlungenen Zäserchen. Diese doppelte Hülle enthält eine Art von Mark oder Harz, das sich zu Mehl machen läßt. Wenn die Blätter des Baums sich mit einem feinen weißen Staube überziehen, so ist der Sagu reif. Die Indianer hauen dann den Baum am Fuße ab, und zerlegen ihn in Stücken, die alsdann in vier Theile gespalten werden, um das Mark oder Mehl davon zu bekommen. Man läßt diese Substanz in Wasser zergehen, und schlägt es hernach durch ein Tuch, welches das Mehl durchläßt, und nur die Zasern oder das faserichte Gewebe zurück behält. Nachdem das Wasser verflogen ist, wirft man den fester gewordenen Teig in irdene Formen, wo man ihn auf ganze Jahre lang trocknen oder hart werden läßt. Das Feinste dieses Mehls bewahren die Indianer für die Alten und Kranken.

Ein der Arbeit unabhängiges, müßiges Volk hatte lange Zeit bey dem Sagumehl und Kokussafte gelebt, als die Chineser hier bey einer zufälligen Landung im mittlern Zeitalter, die Muskatnuß und Gewürznägelchen entdeckten, welche beyde köstliche Gewürze die Alten nicht gekannt haben. Der Geschmack an denselben wurde bald in Indien eingeführt, von da aus er sich in Persien und Europa verbreitete. Die Araber, die damals fast den ganzen Handel der Welt in Händen hatten, zogen haufenweise nach diesen berühmt gewordenen Inseln, und sie hatten sich die Produkte derselben zu eigen gemacht, als die Portugiesen, die sie überall verfolgten, ihnen auch diesen Zweig ihres Gewerbes entrissen. Sie erhielten Erlaubniß, hier ein Fort aufzu-

richten, und von diesem Augenblick an rechnete der Hof zu Lissabon die Molukken unter die Zahl seiner Provinzen, und es dauerte nicht lange, so wurden sie es würklich.

Während daß des Albuquerque Unterbefehlshaber ihr Vaterland mit so gar seltenen Produkten bereicherten, machte sich dieser Feldherr Malabar völlig unterwürfig, welches sich seine Abwesenheit hatte zu Nutze machen wollen, um einige Freyheiten wieder zu erhalten. Da er endlich nach seinen neuen glücklichen Thaten ruhig in dem Mittelpunkt seiner Eroberungen war, so dachte er darauf, die Ausgelassenheit der Portugiesen in Schranken zu bringen. Er führte in allen Kolonien wieder Ordnung ein, gründete die Kriegskunst fester, und zeigte sich immer thätig, weise, gerecht, vorsichtig, uneigennützig und menschlich. Das Bild seiner Tugenden hatte einen solchen Eindruck auf der Indianer Gemüth gemacht, daß sie lange nach seinem Tode noch zu seinem Grabe hingiengen, um seine Nachfolger, wegen ihrer Erpressungen, bey ihm zu verklagen. Er starb zu Goa im Jahr 1515 ohne Reichthümer, und in der Ungnade des Emanuel, bey dem man ihn verdächtig gemacht hatte.

Bis zum Tode des Albuquerque zeigten sich die Portugiesen in Indien, in Absicht ihrer Tapferkeit und ihres Edelmuths, größer als Menschen; alsdann aber verdarben die Reichthümer, dieser Zweck und Frucht ihrer Eroberungen, alles. Die edlen Leidenschaften verschwanden, so bald Ueppigkeit und Genuß eintraten. Die Schwäche der Nachfolger des großen Emanuels, die mittelmäßigen Leute, die er selbst noch zu Königen in Indien bestellte, machten, daß die Portugiesen nach und nach ausarteten.

Unter-

Unterdessen setzte doch Lope de Soarez, der an die Stelle des Albuquerque kam, auch sein Vorhaben fort, nämlich sich einen Weg nach China zu bahnen. Albuquerque hatte schon zu Malakka chinesische Kaufleute angetroffen, und da er sich von dieser Nation die größten Vorstellungen machte, so lud er sie ein, ihren Handel in Malakka fortzusetzen. Er erfuhr von ihnen besondere Umstände, die Macht, Reichthum und Sitten dieses großen Reichs betreffend, und theilte dem portugiesischen Hofe seine Entdeckungen mit. Albuquerque's Nachfolger.

Im Jahr 1518 seegelte ein Geschwader ab, um dahin einen Gesandten zu bringen. Als dasselbe in die um Kanton liegenden Inseln angelandet war, ward es bald von chinesischen Schiffen umringt, die es untersuchen wollten. Ferdinand de Androda, der Befehlshaber dieses Geschwaders, ließ sich visitiren, so lange man wollte, und eröffnete den Mandarinen, die zu Kanton kommandirten, den Zweck seiner Reise, überlieferte ihnen auch den Gesandten, der nach Pekin geführet wurde. Portugall schickt einen Gesandten nach China.

Dieser Gesandte, Thomas Perez, fand den Hof zu Pekin vortheilhaft gegen seine Nation gesinnt, und die Aufführung des Ferdinand de Androda mußte diese Hochachtung vermehren. Er beschiffte die Küsten von China und trieb da Handel. Als er abseegeln wollte, ließ er in dem Hafen, wo er geankert hatte, bekannt machen, daß, wenn jemand über die Portugiesen zu klagen hätte, er es melden möchte, es sollte ihm Genugthuung verschafft werden. Es sollten ihnen eben alle Hafen in China offen stehen, und Thomas Perez wollte gerade einen Tractat schliessen, als Simon de Androda, Ferdinands Bruder, sich mit einem neuen Geschwader an der Küste sehen ließ. Dieser begegnete den Chinesern so, wie seit eini-

einiger Zeit die Portugiesen allen Nationen Asiens begegneten. Er baute ohne Erlaubniß ein Fort auf der Insel Taman, und von da aus plünderte er alle Schiffe, die aus den chinesischen Hafen aus- oder einliefen, raubte Mädchen auf der Küste, und überließ sich mit sammt seinen Matrosen den zügellosesten Ausschweifungen. Die erzürnten Chineser rüsteten eine zahlreiche Flotte aus; die Portugiesen wehrten sich tapfer, und schlugen sich glücklich durch die feindliche Flotte hindurch. Perez ward in ein Gefängniß gesetzt, wo er auch starb, und die Portugiesen wurden einige Jahre lang aus China verbannt.

Nach der Zeit besänftigten sich die Chineser wieder, und es ward den Portugiesen erlaubt, in den Hafen Sanciam zu handeln. Sie brachten dahin Gold, das sie aus Afrika zogen, Gewürze von den Molukken und Ceylon, Elephantenzähne und einige Edelgesteine. Dahingegen hohlten sie von dort seidene Stoffen von aller Art; Porcelan, Firnisse, Arzeneykräuter, und Thee. Sie waren mit dieser Freyheit zufrieden, als sich eine Gelegenheit darbot, sich ein stärkeres Etablissement, und das von den Mandarinen, die auf der Küste kommandirten, minder abhängig war, zu verschaffen. Ein Seeräuber, Namens Tschang-si-lao, der durch seine Räubereyen mächtig geworden war, hatte sich der kleinen Insel Makao bemächtigt, von da er die Häfen von China blokirt hielt. Er belagerte so gar Kanton. Die Mandarinen aus der Nachbarschaft nahmen ihre Zuflucht zu den Portugiesen, welche Schiffe zu Sanciam liegen hatten; diese eilten Kanton zu Hülfe, und entsetzten es. Sie schlugen den Seeräuber aufs Haupt, und verfolgten ihn bis in Makao, wo er sich selbst tödtete.

Der

Der Kaiser von China schenkte zur Erkenntlichkeit den Portugiesen Makao. Sie bauten hier eine Stadt, die blühend ward, und dieser Platz schaffte ihnen bey dem Handel, den sie bald mit Japan trieben, viel Vortheil.

Auf die Küsten dieser Insel trieb glücklicher Weise der Sturm ein portugiesisches Schiff. Die Mannschaft desselben ward freundlich aufgenommen, und mit allem, was sie brauchte, versehen, um ihr Schiff wieder in Stand zu setzen. Sie erzählten bey ihrer Rückkunft in Goa dem Vicekönig, was sie gesehen hatten, und sagten, daß ein sehr reiches Land sich dem Eifer der Missionarien und der Geschicklichkeit der Kaufleute darböte.

Beyde zogen nach Japan. Zwar war man dem Christenthum hier wenig geneigt, aber dennoch machten die Missionarien hier viel Proselyten, und die Kaufleute trieben einen unermeßlichen Handel. Die Portugiesen brachten Waaren aus Indien dahin, die sie von Goa aus bekamen, und Makao diente ihnen zur Niederlage für die Waaren, die sie aus Europa erhielten. Diese bestanden größtentheils aus Kleinigkeiten, die ein reiches, und nach neuen Dingen begieriges Volk theuer kaufte. Auch brachten sie von dort alle Jahr dreyzehn bis vierzehn Millionen französische Livres *), die größtentheils nach Lissabon übermacht wurden. Die Portugiesen heyratheten in Japan reiche Erbinnen, und verbanden sich mit den reichsten Familien. Sie durften in allen Häfen und in allen Provinzen des Reichs frey handeln.

Die Portugiesen waren nun Herren von der Küste Guinea, von Persien, und von den beyden Halbinseln

*) Etwa 3,453,125 bis 3,418,750 Thaler.

inseln Indiens. Sie regierten auf den Molukken, zu Ceylon, auf den Inseln von Sunda-Straße, und ihr Etablissement zu Makao sicherte ihnen den Handel mit China und Japan. Mitten unter so vielen Eroberungen hatten die Portugiesen den Theil von Afrika nicht übersehen, der zwischen dem Vorgebürge der guten Hoffnung und dem rothen Meer liegt. Die Araber hatten sich seit verschiedenen Jahren hier niedergelassen, und verschiedene kleine unabhängige und wohlhabende Herrschaften errichtet. Die Portugiesen mußten nach ihren Grundsätzen sich dieser Reichthümer zu bemächtigen suchen, und im Jahr 1508 wurden diese arabischen Kaufleute leicht bezwungen. Auf ihren Ruinen erhob sich ein Reich, das sich von Sofola bis nach Melinda erstreckte, und dem man zum Mittelpunkt die Insel Mozambick setzte.

Verfall der Portugiesen.

So viele Vortheile konnte eine unerschütterliche Masse von Macht hervorbringen, aber die Laster und Unfähigkeit einiger Befehlshaber veränderten die Portugiesen so sehr, daß sie in kurzer Zeit wegen ihrer Treulosigkeit und Grausamkeit der Gegenstand des Abscheues aller Völker wurden, und es währte nicht lange, so waren sie gegen einander eben so unmenschlich und treulos, als gegen die Landeseingebohrnen. Fast alle Staaten, wo sie Herren waren, waren in Partheyen getheilt.

Castro belebt die Portugiesen wieder.

Don Juan de Castro flößte den Portugiesen wieder einen Theil ihrer Tugenden ein. Gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung machte sich Kohjah-Zophar, ein Minister des Königs von Kambaya, den Haß, den der Portugiesen Verachtung für die Religion des Landes gegen sie beym Volke erregte, zu Nutze, und brachte seinen Herrn dahin, daß er sich entschloß, die Portugiesen anzugreifen. Da diese

es

es sich am wenigsten versahen, griff Kohjah-Zophar Diu an, nahm es ein, und belagerte das Kastell. Castro schickte schleunigen Sukkurs unter Anführung seines Sohns. Dieser blieb, und Kohjah-Zophar blieb auch, aber die Belagerung ward nichts desto weniger hitzig fortgesetzt. Castro brachte selbst einen neuen stärkern Sukkurs, kam in das Kastell und erfochte einen großen Sieg. Nachdem das Kastell befreyet war, mußte man es wieder in Stand setzen; das Geld dazu fehlte, und Castro borgte es in seinem Namen.

Die Stärke der Portugiesen, die Castro wieder belebt hatte, erhielt sich nicht lange, und das Verderben wuchs von Tage zu Tage unter allen Klassen der Bürger. Es war kein einziger von den ersten Eroberern Indiens mehr übrig. Die Vertheidiger der portugiesischen Besitzungen waren in Asien gebohren, denen das sanfte Klima und die Lebensart den Muth ihrer Väter geschwächt. Nicht bloß Privatpersonen begiengen die abscheulichsten Laster, diejenigen, die Aemter bekleideten, gaben ihnen hiezu das Beyspiel. Sie erwürgten die Eingebohrnen des Landes, und suchten sich unter einander aufzureiben.

Ueberall wurden sie verabscheuet, und sie sahen, daß eine Vereinigung im Werke war, um sie aus dem Orient zu verjagen. Alle große Mächte Indiens traten in den Bund, und machten drey bis vier Jahre lang ins geheim Zurüstungen. Der Hof zu Lissabon bekam davon Nachricht. König Sebastian schickte Ataiden sammt allen Portugiesen, die sich in den europäischen Kriegen hervorgethan hatten, nach Indien.

Atayde

Atayde geht nach Indien.

Atayde schickte gleich bey seiner Ankunft allen bedrohten Oertern Hülfe, und machte nöthige Anstalten zur Vertheidigung Goas.

Der Samorin griff Mangelor, Kochin, Kananor an; der König von Kambaya aber Chaul, Daman, Bazoina. Der König von Achem belagerte Malakka. Der König von Ternate führte den Krieg in den Molukken. Agalachem, ein zinsbarer König des Mogols, nahm die Portugiesen, die zu Surate handelten, in Verhaft. Die Königinn von Garkopa versuchte es, sie aus Onor zu vertreiben.

Mitten unter den Sorgen und den Unruhen der Belagerung der Hauptstadt schickte Atayde fünf Schiffe nach Surat. Sie zwangen Achalachem, die in Verhaft genommenen Portugiesen heraus zu geben. Dreyzehn Schiffe seegelten nach Malakka; der König von Achem und seine Bundsgenossen hoben die Belagerung davon auf. Atayde schickte Truppen nach Kochin, und Schiffe nach Ceylon. Die aus Europa gekommenen Portugiesen thaten Wunder der Tapferkeit, und Atayde hatte oft Mühe, sie zu verhindern, daß sie ihr Leben nicht unnöthig aufopferten.

Atayde rechnete nicht so gewiß auf das Glück seiner Waffen, daß er nicht auch die Staatslist hätte anwenden sollen. Er erfuhr, daß Idalkan von einer seiner Buhlerinnen beherrscht würde, und daß sie im Lager wäre; es glückte ihm, dieß Frauenzimmer zu bestechen, und sie verkaufte Ataÿden die Geheimnisse ihres Liebhabers; Idalkan merkte die Verrätherey, ohne den Verräther entdecken zu können, und war genöthigt, die zehn Monat lange mühsame Belagerung aufzuheben.

Atayde

Atayde eilte augenblicklich nach Chaul, welches der König von Kambaya mit mehr als hundert tausend Mann belagert hielt. Die Vertheidigung war hier eben so hartnäckig als bey Goa, aber endlich erfochte Atayde mit einer Handvoll Portugiesen einen großen Sieg.

Hierauf zog er gegen den Samorin, schlug ihn und machte mit ihm ein Bündniß, wodurch sich dieser Fürst verband, keine Kriegsschiffe mehr zu halten.

Die Portugiesen wurden wieder im ganzen Orient, was sie vormals waren. Ein einziges Schiff, unter Anführung des Lope Carasco, schlug sich drey Tage lang wider die ganze Flotte des Königs von Achem, bahnte sich einen Weg durch die feindliche Flotte, und kam vor Malakka.

Atayde brachte wieder Ordnung in die Einnahme der öffentlichen Gelder, aber diese gute Ordnung, dieser wieder entstehende Heldenmuth, dauerte nicht länger als seine Verwaltung.

Sebastians Tod und die Holländer machen der portugiesischen Größe ein Ende

Nach dem Tode des Königs Sebastian fiel Portugall in eine Art von Anarchie, und wurde nach und nach Philipp dem II unterwürfig. Nun hörten die Portugiesen in Indien auf, irgend ein Land als ihr Vaterland anzusehen; jeder arbeitete nur darum, sein Glück zu machen, ohne Eifer und ohne Uebereinstimmung für das gemeine Beste. Die Größe der Portugiesen stürzte endlich ein, als eine freye, einsichtsvolle, duldungsreiche Nation in Indien sich sehen ließ, und ihnen die Herrschaft darüber streitig machte.

Es scheint, daß, zu der Zeit der Entdeckung der Portugiesen, die Grundsätze in Ansehung der Handlung, der wirklichen Macht der Staaten, der Vortheile

theile der Eroberungen, der Art die Kolonien zu errichten und zu erhalten, und der Nutzen, den das Mutterland davon ziehen kann, noch nicht bekannt waren.

Das Projekt, einen Weg um Afrika nach Indien zu finden und Waaren daher zu holen, war weise. Der Profit, den die Venetianer durch grössere Umwege machten, mußte die Nacheiferung der Portugiesen erregen; aber ihr Ehrgeiz mußte Gränzen haben.

Diese kleine Nation, die auf einmal den reichsten und ausgebreitetsten Handel auf Erden in Händen hatte, bestand bald aus nichts als Kaufleuten, Faktoren, Matrosen, welche durch lange Schiffahrten aufgerieben wurden. Sie verlohr also den Grund aller wahren Macht, den Ackerbau, die einheimische Arbeitsamkeit und Bevölkerung. Es war kein Verhältniß mehr zwischen ihrem Handel und den Mitteln ihn fortzusetzen.

Sie machte es noch schlimmer, sie wollte Eroberungen machen, und umfaßte mehr Land, als irgend eine Nation in Europa behaupten konnte, ohne sich zu schwächen.

Dieses kleine nur mäßig bevölkerte Land erschöpfte sich unaufhörlich an Soldaten, an Matrosen, an Kolonisten.

Seine Religion, die keine Duldung kennt, erlaubte ihm nicht, die Völker in Afrika und Orient unter seine Bürger aufzunehmen, und es mußte überall und alle Augenblicke gegen seine neue Unterthanen fechten.

Da die Regierung ihre Handlungsprojecte bald in Eroberungsprojecte verwandelte, so nahm die Nation,

tion, die den Handlungsgeist niemals besessen hatte, den Geist des Plünderns an.

Da die Uhrmacherkunst, das Schießgewehr, die feinen Tücher und einige andere Waaren, die man nachher nach Indien gebracht hat, noch nicht auf den Grad der Vollkommenheit gestiegen waren, wozu sie anjetzt gelangt sind, konnten die Portugiesen nur baar Geld hinbringen. Sie wurden das aber bald überdrüßig, und raubten den Indianern mit Gewalt, was sie anfangs von ihnen gekauft hatten.

Da erblickte man in Portugall, bey den unermeßlichen Reichthümern, die entsetzlichste Armuth. Kein Mensch war reich, als wer in Indien irgend eine Bedienung gehabt hatte, und der Ackersmann, der keine Hülfe zu seiner Arbeit finden konnte, Handwerksleute, die keine Gesellen erhalten konnten, verließen ihr Gewerbe und verfielen in die äußerste Armuth.

Wenn Portugall auch nicht unter Spaniens Bothmäßigkeit gerathen wäre, so hätte es doch weder seine wahren Reichthümer noch seine wahre Macht erhalten. Die Hauptursache davon haben wir gesagt. Es giebt ihrer andere, welche aus der abgemessenen und wohl überlegten Aufführung der Holländer erhellen werden.

Zweyter Abschnitt.

Von dem Handel und den Besitzungen der Holländer in Ostindien.

Philipps II Despotismus.

Kein Landesherr verfolgte mit größerm Religionseifer diejenigen, denen man die Namen Ketzer oder Ungläubige beylegte, als Philipp II. Man raubte den Völkern in den Niederlanden ihre Privilegien, und brachte die Bürger zu Tausenden ums Leben. Diese Völker empörten sich, und sieben kleine Provinzen, die Brabant und Flandern gegen Norden lagen, die oft von großen Flüssen überschwemmt, oft vom Meer bedeckt waren, deren ganzer Reichthum bloß aus einiger Weide und Fischerey bestand, errichteten einen von den reichsten und mächtigsten Freystaaten auf der Welt. Zwar waren die ersten Versuche ihrer Vereinigung nicht glücklich, aber sie siegten doch am Ende.

Vereinigung und Handel der sieben niederländischen Provinzen.

Holland suchte Waffen und Schutz, wo es nur welche hoffen konnte. Es gab den Seeräubern aller Nationen Schutz, um sich ihrer gegen die Spanier zu bedienen, und dieß war der erste Grund seiner Seemacht. Im Jahr 1590 hatte es mehr als einmal die spanische Seemacht gedemüthigt, es trieb schon Handel; seine Schiffe nahmen Waaren von einer Nation, um sie der andern zu bringen. Es hatte sich der Handlung nach Lissabon bemächtigt, wo es seine Waaren einkaufte, um sie in ganz Europa wieder zu verkaufen.

Im Jahre 1594 ließ der König von Spanien die Effekten der holländischen Kaufleute in seinen

Häfen

Häfen konfisciren, und verbot den Portugiesen allen Verkehr mit ihnen. Die Holländer suchten andre Mittel sich die ostindischen Waaren zu verschaffen, und das beste schien, Schiffe auszurüsten, und nach Indien zu schicken. Da man aber die vielfältigen Gefahren einer langen Schifffahrt an einer Küste, wo der Feind Herr war, scheute, so schien es vernünftiger, eine Durchfahrt nach China und Japan durch die nordischen Meere zu suchen. Die Engländer hatten vergebens diesen Versuch gemacht, und die Holländer wiederholten ihn mit gleichem Erfolg.

Indem sie mit diesen Bemühungen beschäftigt waren, ließ ihnen Kornelius Houtmann, einer ihrer Landsleute, der Schulden halber in Lissabon in Verhaft saß, sagen, wenn sie ihm aus dem Gefängnisse helfen würden, so wollte er ihnen eine große Menge nützlicher Entdeckungen mittheilen. Man gieng seine Vorschläge ein, und die Nachrichten waren, wie er versprochen hatte. Seine Befreyer errichteten eine Gesellschaft unter dem Namen einer Gesellschaft der entfernten Länder, und gaben ihm vier Schiffe, um sie nach Indien und das Vorgebürge der guten Hoffnung herum zu bringen. Houtmanns Vorschlag.

Houtmann recognoscirte die Küste von Brasilien und Afrika, hielt sich zu Madagascar auf, ankerte bey den Maldiven und begab sich nach den Inseln der Sunda-Straße, kaufte dort Pfeffer und andere köstlichere Gewürze. Durch sein kluges Betragen verschaffte er sich Freundschaft mit den Vornehmsten in Java, aber die Portugiesen erweckten ihm doch Feinde. Er siegte in einigen kleinen Gefechten, und kam mit wenig Reichthümern und großen Hoffnungen nach Holland zurück. Seine Entdekkungen in Indien.

Die Amsterdammer Handelsleute faßten nun einen Vorsatz zu einem Etablissement auf Java; dieß Geschäft ward dem Admiral van Nek aufgetragen, der aber, wie er auf Java kam, die Einwohner gegen seine Nation nicht wohl gesinnet fand. Es wurde gefochten und Unterhandlungen gepflogen; man ließ die Holländer endlich Handlung treiben, und bald schickten sie vier Schiffe mit Gewürze und einigen Zeugen beladen ab. Der Admiral seegelte nach den Molukken, errichtete auf einigen dieser Inseln Faktoreyen, schloß Bündnisse mit einigen Fürsten, und kam, mit Reichthümern beladen, nach Europa zurück.

Errichtung der großen indischen Handelsgesellschaft.

Der Erfolg dieser Reise erregte neuen Wetteifer in den handelnden Seestädten der vereinigten Niederlande. In den mehrsten derselben entstanden Gesellschaften, die aber bald, weil viele Käufer in Indien die Waaren theuer, und viele Verkäufer in Europa sie wohlfeil machten, ihrem Untergang nahe kamen, weswegen die Generalstaaten im Jahre 1602 alle diese Gesellschaften in eine einzige, unter dem Namen einer Gesellschaft von Groß-Indien, vereinigten. Man bestellte sechzig Direktoren, sie zu verwalten, sie erhielt das Recht, mit den Fürsten im Orient Krieg zu führen und Frieden zu schließen, Festungen zu bauen, Befehlshaber darinn zu erwählen, die Besatzungen zu unterhalten, und die Polizey- und Justizbedienten zu ernennen.

Handel, Pflanzörter und Kriege derselben.

Gleich nach ihrer Errichtung schickte die Gesellschaft vierzehn Schiffe und einige Yachts unter Anführung des Admiral Warwicks nach Indien. Dieser erbaute eine befestigte Faktorey zu Java, eine in den Staaten des Königs von Jahor, und schloß Bündnisse mit verschiedenen Fürsten in Bengalen. Oft mußte er sich mit den Portugiesen

schla-

schlagen, und trug fast immer den Sieg davon.

Im Jahre 1607 suchten die Holländer Eingang in die Häfen des chinesischen Reichs zu bekommen. Eine portugiesische Flotte, die zu Makao lag, zwang sie, sich zurück zu ziehen. Sie belagerten darauf diesen Platz, aber dieß Unternehmen misrieth. Endlich wurden sie 1624 eingeladen, sich auf Formosa nieder zu lassen, mit der Versicherung, daß die chinesischen Kaufleute alle Freyheit haben sollten, mit ihnen zu handeln.

Eroberung von China durch die Tataren.

Die neue Kolonie befestigte sich unvermerkt, und ohne Geräusch, als die Eroberung Chinas durch die Tatarn sie auf einmal zu einem Flor erhob, der ganz Asien in Erstaunen setzte. Mehr als hundert tausend Chineser, die sich dem Sieger nicht unterwerfen wollten, flüchteten nach Formosa. Diese Insel ward in wenig Jahren der größte Markt in Indien, und die Holländer rechneten schon auf noch größere Vortheile, als sie das Glück ihrer Hoffnungen täuschte.

Ein Seeräuber, Namens Fquam, focht lange für sein Vaterland gegen die Tatarn, da aber sein Heer bezwungen war, wurde er zu Pekin, wo man ihn hingelockt hatte, in Verhaft genommen, und zum ewigen Gefängniß verdammt, wo er, wie man glaubt, mit Gift hingerichtet wurde. Sein Sohn, Coxinga, wollte seinen Vater rächen, und suchte Formosa in seine Gewalt zu bekommen. Ohngeachtet die Festungswerke hier im schlechten Stande waren, so vertheidigte sich doch der Kommendant Coyet hartnäckig. Im Anfange des Jahrs 1662 ward er gezwungen zu kapituliren, und begab sich nach Batavia.

Es scheint wunderbar, daß kein einziges Volk in Europa seit 1683, da Formosa durch die Chineser bezwungen worden ist, darauf gedacht hat, sich hier wieder anzubauen; allein dieß würde kein wichtiges Unternehmen gewesen seyn, weil Formosa nur damals ein wichtiger Posten war, als die Japaner dahin schifften, und die Produkte von daher ohne Einschränkung in Japan angenommen wurden.

Dieß Reich schien den Holländern auf ewig verschlossen, woran ein übermüthiges beleidigendes Verfahren eines holländischen Gouverneurs zu Formosa gegen japansche Schiffe Schuld war. Nach vielen fruchtlosen Versuchen verzweifelten sie schon hinein zu kommen, als einer ihrer Schiffshauptleute ihnen die Nachricht brachte, daß die japanschen Völker gut gegen die Nation gesinnt wären.

Die Portugiesen werden aus Japan verbannt.

Die Portugiesen hatten sich bey der japanschen Regierung durch ihren Eigennutz und vielleicht auch durch heimliche Verschwörungen verdächtig, und beym Volk durch ihren Stolz und Betrügereyen verhaßt gemacht. Weil man sich aber einmal an ihre Waaren gewöhnt hatte, so wurden sie erst am Ende des Jahrs 1638 aus Japan verbannt, als sich Handelsleute fanden, die ihre Stelle ersetzen konnten.

Wie man den Holländern dort begegnet ist.

Die Holländer, die seit einiger Zeit um diesen Handel mit ihnen wetteiferten, wurden in ihren Unfall mit hinein gezogen; denn weil nichts dem japanschen Argwohne ausweichen kann, so sind sie der Freyheit und Vorrechte, die sie genossen, beraubt worden. Seit 1641 sind sie auf eine künstliche Insel verwiesen, die in dem Hafen von Nangazaki aufgeworfen ist, und vermittelst einer Brücke mit der Stadt zusammenhängt. Man entwaffnet ihre Schiffe, so wie sie ankommen, und Pulver, Gewehre, Degen, Geschütz und das Steuerruder selbst wer-

werden ans Land gebracht. In dieser Art von Arrest wird ihnen mit einer Verachtung begegnet, wovon man sich keinen Begriff machen kann, und sie können nur mit den Kommissären Gemeinschaft haben, die den Preis und die Menge ihrer Waaren zu bestimmen befehligt sind.

Ihr Handel wird fast vernichtet.

Die vornehmsten Waaren, die die Holländer nach Japan führen, sind europäische Tücher, seidne Stoffe, gemalte Leinewand, Zucker und Färbeholz. Diese Artikel waren ehedem von unermeßlichem Belange. Selbst in dem Jahre, da die Gesellschaft in Japan so unglücklich war, belief sich ihr Gewinn an Rückfrachten auf 8 Millionen Gulden; vielfältige Hindernisse haben stufenweise ihren Flor vernichtet. Die Ladung der beyden Schiffe, die sie hinschickt, kann nicht höher als 500,000 Gulden verkauft werden. Man giebt ihr zur Bezahlung 11,000 Kisten Kupfer, zu 20 Gulden 12 Stüver die Kiste, die 120 Pfund wiegt. Ihre Unkosten, die Geschenke und Gesandschaft, die man alle Jahr an den Kaiser schickt, mit eingerechnet, belaufen sich gemeiniglich auf 140,000 Gulden, und ihr Gewinn beträgt nicht 155,000, so daß, wenn die Gesellschaft 20,000 Gulden gewonnen, das Jahr für glücklich gehalten wird.

Die Chineser, das einzige fremde Volk, welches nebst den Holländern in das Kaiserthum gelassen wird, treiben keinen größern Handel, und unter eben demselben Zwang. Man gebrauchte diese Vorsichtigkeit gegen sie, seitdem man unter den philosophischen und moralischen Büchern, die sie verkauften, Werke gefunden, die dem Christenthum günstig sind. Die europäischen Missionarien hatten ihnen in Kanton aufgetragen, sie unter die Leute zu bringen, und der Reiz des Gewinns hatte sie zu einer

Untreue bewogen, deren Folgen ihre Nation vielleicht ewig beklagen wird. Wahrscheinlich werden diese schwachen Verbindungen, die die Holländer und Chineser in Japan beybehalten, keine lange Dauer haben.

Zum Glück für die Holländer hatten sie Mittel in Händen, die sie für das, was sie mochten in Japan verlohren haben, schadlos hielten. Sie hatten diesen Handel noch nicht in Händen, als sie sich suchten den Handel der Molukken eigen zu machen. Die Portugiesen hatten ihn erst mit großem Vortheil getrieben, wurden aber im Jahre 1627 verjagt. Die Holländer hatten sich hier kaum festgesetzt, so suchten sie den ausschließenden Handel der Gewürze an sich zu bringen, welchen Vortheil die Portugiesen sich niemals hatten verschaffen können. Die Könige von Ternate und Tidor sahen sich gezwungen zu gestatten, daß man den Muskaten- und den Gewürznägelbaum aus den Eylanden, die man unter ihrer Bothmäßigkeit ließ, ausrottete. Der erste dieser Fürsten erhält dafür zum Ersatz eine Pension von 32,250 Gulden, und der andere eine von ohngefähr 6,000. Eine Besatzung, die aus 700 Mann bestehen sollte, muß die Vollstreckung dieses Traktats sichern. Diese kleine Statthalterschaft kostet der Gesellschaft, nach Abzug der kleinen Gewinne, jährlich 70,000 Gulden.

Den Anbau des Gewürznägelbaums hat die Gesellschaft allein nach Amboina versetzt. Hier hat sie den Einwohnern vier tausend Stück Ländereyen vertheilt, und auf jeden derselben erlaubt sie ihnen hundert und fünf und zwanzig Bäume zu pflanzen, welches in allem eine Summe von 500,000 Gewürznägelbäumen ausmacht. Jeder trägt ein Jahr ins andre zwey Pfund Gewürznägel, und folglich beläuft sich

sich dieser Eintrag über mehr als eine Million Pfund am Gewicht. Vier Millionen, die immer in Europa, und zwey Millionen, die in Indien aufbewahrt liegen, helfen den schlechten Erndten und dem Verlust verunglückter Schiffe ab. Zehn Pfund Nägelchen werden dem Landeseigenthümer zu zween Gulden acht Stüber bezahlt. Die Gesellschaft bezahlt mit Gelde, welches ihr allezeit wieder zufließt, und mit etwas blauer oder roher Leinewand aus Koromandel. Wären die Einwohner nicht übermäßig träge, so könnte dieser schwache Handel einen Zuwachs an dem Pfeffer und Indigo erhalten, wovon die Versuche glücklich gewesen. Wäre die Gesellschaft aufgeklärter gewesen, so hätte sie außer dem Profit, den sie auf den Verkauf ihrer Waaren macht, noch die 115,000 Gulden sparen können, die ihr der Unterhalt ihrer Besatzungen und Forts kostet.

Dreyßig Meilen von Amboina liegen die Banda-Inseln, deren zusammen fünfe sind, und wovon drey auf dem ganzen Erdboden allein den Muskatbaum hervorbringen. Die Gesellschaft bezahlt das Pfund Muskatenblüthe *) zu neun Stüber und die Nuß mit einem und einem Achtel Stüber; um diesen Preis hat sie sich anheischig gemacht, alles zu nehmen, was man ihr bringen würde. Außer diesen köstlichen Gewürzen sind die Banda-Inseln, so wie alle Molukken, äußerst unfruchtbar. Die Ausgaben dieses Gouvernements übersteigen den Gewinn dieses Handels und den Betrag der Auflagen um 85,000 Gulden.

Von den Inseln Timor und Celebes.

Um sich das unermeßliche Einkommen der Molukken zu versichern, haben die Holländer zwey befestigte Plätze anlegen müssen, den einen zu Timor und

*) Oder eigentlich Macis.

und den andern zu Celebes. Die erste dieser beyden Inseln ist unter verschiedene kleine Herren getheilt. Die Portugiesen, die zur Zeit ihres Verfalls von verschiedenen Orten dahin flüchteten, sind daselbst noch in großer Anzahl. Im Jahre 1613 wurden sie aus der Stadt Koupan durch die Holländer vertrieben, die dort eine Festung mit 150 Mann Besatzung haben. Die Gesellschaft schickt etwas grobe Leinewand dahin, und zieht von dort Wachs, Schildpatte, Sandelholz und Cajan, eine kleine Bohne, deren man sich auf den holländischen Schiffen zur Speise des Schiffsvolks bedient. Die Gesellschaft hätte Timor längst verlassen, wenn sie nicht fürchtete, eine andre Nation möchte sich dort niederlassen, die den molukkischen Handel stören könnte. Dieß hat sie auch nach Celebes hingezogen. Die Portugiesen hatten sich zu Celebes niedergelassen und behaupteten sich dort, so gar nachdem sie von den Molukken verjagt waren, weil sie dort leicht Gewürze erhalten konnten, welche die Landeseingebohrnen sich troz den Vorkehrungen, die man machte, um sie von den Oertern, wo sie wachsen, zu entfernen, zu verschaffen wußten.

Die Holländer, die diese Mitbewerbung verhinderte, sich den ausschließenden Handel mit Würznägelchen und Muskaten zu verschaffen, entschlossen sich im Jahr 1660 diesem Handel Einhalt zu thun, und es gelang ihnen, die Portugiesen zu verjagen, die Engländer entfernt zu halten, den Hafen und die Festung zu Makaßar in Händen zu bekommen, und von diesem Zeitpunkt an waren sie unumschränkte Herren dieser Insel, ohne sie erobert zu haben. Die Chineser, die einzigen Fremden, die hieher kommen dürfen, bringen dahin Tabak, Golddrath, Porcelan und ungearbeitete Seide. Die Holländer verkaufen

kaufen daselbst Opium, abgezogene Getränke, Gummilak, feine und grobe Leinewand. Man zieht von dort ein wenig Gold, viel Reis, Wachs, Sklaven und Tripam. Die Zölle bringen der Gesellschaft 40,000 Gulden ein; der Zehnte vom Reis und der Gewinn von ihrem Handel sind viel beträchtlicher. Gleichwohl belaufen sich die Unkosten dieser Kolonie doch noch auf 75,000 Gulden höher als aller Gewinn. Man sieht wohl ein, daß die Holländer sie verlassen müßten, wenn sie nicht mit Recht als der Schlüssel zu den Gewürzinseln angesehen würde.

Im Jahr 1748 zeigten sich die Holländer mit einem Geschwader vor Borneo, welches, ob es gleich nur schwach war, dennoch dem Fürsten dieser Gegend wo allein Pfeffer wächst, so viel Furcht einjagte, daß er sich entschloß ihnen ausschlußweise den Handel davon zu ertheilen. Nur 500,000 Pfund durfte er an die Chineser, die von je her diesen Hafen besucht, zukommen lassen. Der Profit dieses Landes kann indessen kaum den Unkosten des Etablissements die Wage halten, ob sie sich gleich nur auf 16,000 Gulden belaufen; indessen verschafft ihnen Sumatra beträchtlichere Vortheile. Von der Insel Borneo.

Obgleich diese Insel vor der Ankunft der Europäer in Indien unter verschiedene Herrschaften getheilt war, so floß doch aller Handel zu Achem zusammen. Man vertauschte daselbst alle Produkte des Orients, gegen Gold, Pfeffer und einige andere Waaren, die man hier im Ueberfluß fand. Die Unruhen, die diese berühmte Niederlage umstürzten, brachten daselbst allen Handel in Verfall, und entfernten die Seefahrer. Zur Zeit dieses Verfalls suchten sich die Holländer an anderen Oertern der Insel niederzulassen. Die Pflanzörter zu Indapura und Jambi sind von keinem Belange, desto vortheilhafter aber der zu Pa- Sumatra.

limban, wo sie für 30,000 Gulden ein Fort, eine Besatzung von 80 Mann und zwey oder drey Schaluppen halten, die beständig kreuzen. Man liefert der Gesellschaft alle Jahr 2 Millionen Pfund Pfeffer, den Zentner zu $10\frac{1}{2}$ Gulden, und $1\frac{1}{2}$ Million Spialter (oder Calin) *), zu $28\frac{3}{4}$ Gulden den Zentner. So klein auch dieser Preis scheint, so ist er doch dem Könige vortheilhaft, indem er seinen Unterthanen noch viel weniger giebt. Ob er gleich zu Batavia einen Theil der Lebensmittel und Kleidung für seine Sklaven nimmt, so muß man doch mit ihm in Piaster abrechnen. Von diesem Gelde, und von dem Golde, das man in seinen Strömen sammlet, hat er einen ungeheuren Schatz aufgehäuft. Ein einziges europäisches Schiff könnte sich dieser großen Reichthümer bemächtigen, und wenn es einige Truppen zur Landung hätte, mit geringer Mühe diesen Posten behaupten. Es scheint sehr außerordentlich, daß ein so nützliches und leichtes Unternehmen nicht die Begierde irgend eines Abentheurers gereizt hat.

Siamscher Handel.

Der Handel der Holländer zu Siam war anfangs ganz beträchtlich. Ein Despot, der dieß unglückliche Land unterdrückte, hatte ums Jahr 1660 die Gesellschaft beleidigt; diese verließ alle Factoreyen, die sie auf seinem Gebiet angelegt hatte, und um sie zurück zu bringen, schickte man den Holländern eine prächtige Gesandschaft, die für das Vergangene um Vergebung bitten, und für die Zukunft die stärksten Versicherungen geben mußte. Doch brachte die Flagge andrer Mächte bald das Ende dieses Nachgebens her.

*) Ein biegsames Metall, woraus man in Japan, Cochinchina und Siam Kaffeetöpfe und anderen Hausrath, auch Hausdächer verfertigt. Es soll aus Zinn und Bley zusammengesetzt seyn.

herbey, und seitdem hat der Handel, den die Gesellschaft zu Siam treibt, immer mehr abgenommen.

Malakkischer Handel.

Ein größerer Vortheil richtete den Ehrgeiz der Holländer nach Malakka. Da sie die Wichtigkeit dieses Postens kannten, so wandten sie die größten Bemühungen an, ihn zu behaupten. Zweymal blieben sie fruchtlos, aber im Jahr 1641 erreichten sie ihren Zweck. Doch war der Handel hier ganz verfallen, und alle Einkünfte hieselbst reichten nicht zum Unterhalt der Besatzung und andrer Bedienten zu; die Gesellschaft muß noch 20,000 Gulden dazu bezahlen. Die Unkosten waren so lange unbeträchtlich, als die Holländer durch den Besitz von Malakka und Batavia Herren der beyden damals einzigen bekannten Meerengen wurden; aber diese Lage hörte auf furchtbar zu seyn, seitdem die Franzosen gegen das Ende des Krieges von 1744 die Meerenge von Baly, und die Engländer im letzten Kriege die von Lombok entdeckten. Batavia blieb immer der Platz eines unermeßlichen Handels, aber Malakka verliert den einzigen Vortheil, der es in Ansehen brachte.

Die Holländer vertreiben die Portugiesen von Ceylon.

Ohne diese Begebenheit vorher gesehen zu haben, dachte die Gesellschaft zu eben der Zeit, da sie ihre Besitzungen im morgenländischen Theil Asiens erweiterte und befestigte, darauf, den Theil Indiens sich zu versichern, wo ihr die Portugiesen noch entgegen waren, und ihnen die Insel Ceylon wegzunehmen. Spilbergen, der erste ihrer Admirale, der es wagte ihre Flagge an der Küste dieser Insel zu zeigen, fand die Portugiesen damit beschäftigt, die Landesregierung und Religion hieselbst umzukehren, und sich auf die Trümmern der Reiche, die sie nach einander zerstörten, zu erheben. Er bot dem Hofe zu Candi seines Vaterlands Beystand an, der mit Entzücken angenommen ward. Die Völker auf Ceylon erblick-

ten in den Holländern die Feinde ihrer Tyrannen, vereinigten sich mit ihnen, und die Portugiesen wurden im Jahr 1658 nach einem langen und blutigen Kriege gänzlich verjagt. Alle ihre Besitzungen fielen in die Hände der Gesellschaft.

Die in den Handel einschlagenden Produkte dieser Insel sind Amethisten, Saphire, Topasen und sehr kleine unvollkommene Rubinen. Mohren von der Küste von Koromandel kaufen sie vermittelst einer mäßigen Abgabe, schleifen sie, und lassen sie in den verschiedenen Gegenden von Indien um geringen Preis verkaufen.

Pfeffer, den die Gesellschaft das Pfund um 4 Stüver kauft, Kaffee, wofür sie nur 2 bezahlt, und Kardemom, der keinen gesetzten Preis hat. Hundert und mehr Ballen Schnupftücher und Pannas von Gingan *) von sehr schöner rother Farbe. Etwas weniges von Elsenbein und ungefähr 50 Stück Elephanten, die man nach der Küste von Koromandel führt.

Areka, welches die Gesellschaft das Ommuna **) zu fünf Gulden kauft, und auf der Stelle selbst zu 18 oder 20 an die Schiffe von Bengala, Koromandel und den Maldiven verkauft, welche sie mit Reis, grober Leinewand und Kauvis bezahlen. Die Arekanuß wächst auf einer Art von Palmbäumen, sie ist der Dattel ziemlich ähnlich. Ihr Kern ist weißlich, in

*) Pannas sind Stücken Zeug, die man sich um die Lenden bindet, und die in den heißesten Ländern Asiens ein Hauptstück der Kleidung ausmachen. Gingan ist eine Mittelgattung baumwollener Leinewand, wovon der Eintrag zuweilen Faden von Baumrinde ist.

**) Ein Ceylonsches Gewicht.

in Gestalt einer Birn, und von der Dicke wie eine Muskate. Wenn man sie allein ißt, so vermindert sie das Geblüt, und verursacht die Gelbsucht; diese üble Würkung ist nicht zu fürchten, wenn sie mit dem Betel vereiniget wird.

Der Betel ist eine Pflanze, die wie Epheu fortkriecht, und sich in die Höhe schlingt. Man wartet ihn wie den Weinstock, und giebt ihm einen kleinen Baum, Namens Agati, zur Stütze, an welchem er gern heran wächst. Zu allen Stunden des Tages, ja sogar der Nächte, käuen und spucken die Indianer Betelblätter, deren Bitterkeit durch die Areka gehoben wird, die man hinein wickelt. Wenn man sich auf einige Zeit von einander trennt, so erfordert die Wohlanständigkeit, daß man sich zum Zeichen der Freundschaft einen Beutel mit Betel gebe. Niemand würde sich unterstehen, mit seinem Obern zu reden, ohne nach Betel aus dem Munde zu riechen. Das galante Frauenzimmer macht den größten Gebrauch vom Betel, als einer mächtigen Reizung zur Liebe.

Die Perlenfischerey ist noch eine von Ceylons Einkünften; doch ist diese Quelle von Reichthümern itzt so sehr erschöpft, daß es unmöglich ist, oft etwas daher zu hohlen. Man untersucht die Bank alle Jahre, um zu sehen, wie weit sie mit Austern versehen sey, aber gemeiniglich findet sich nur alle 5 oder sechs Jahr eine gehörige Anzahl. Dann wird sie verpachtet, und, alles berechnet, kann man sie unter den Einkünften der Gesellschaft zu 100,000 Gulden anschlagen. Auf eben diesen Küsten findet sich eine Muschel, die man Sjancas nennt, und wovon die bengalischen Indianer Armbänder machen.

Unter allen Einkünften, welche die Gesellschaft von der Insel Ceylon zieht, ist der Zimmet ein Hauptpunkt.

punkt. Man findet den Baum, von welchem er genommen wird, nirgends als in dem Gebiete von Negumbo, Kolumbo, und Puntagallo. Die Berge, die die Wadas besitzen, sind ganz voll davon, aber weder die Europäer noch die Eingalesen werden dazu gelassen, oder man müßte sie bekriegen, wenn man Theil an ihren Reichthümern haben wollte. Aus der eichelförmigen Frucht dieses Baums wird ein Oel gepreßt, woraus man, wenn es hart geworden, wohlriechende Wachslichter macht. Das kostbarste an diesem Baum ist die zweyte Rinde, die im Frühling, wenn der Saft am häufigsten ist, von der äußern grauen getrennt wird. Man schneidet sie in Streifen, legt sie an die Sonne, und indem sie so trocknet, rollt sie sich auf, wie wir sie sehen.

Die Holländer kaufen den größten Theil des Zimmets von den ihnen unterworfenen Insulanern; sie haben sich anheischig gemacht, eine bestimmte Menge um einen höhern Preis vom Könige von Candi zu nehmen. Eins ins andre gerechnet, kostet ihnen das Pfund nicht sechs Stüber, und sie führen 7,000 Ballen aus, jeden zu etlichen und achtzig Pfund. Es würde den Schiffen, die die ceylonschen Häfen besuchen, nicht unmöglich seyn, des Zimmetbaums habhaft zu werden, allein er ist allenthalben, wohin man ihn verpflanzt hat, aus der Art geschlagen.

Vormals glaubte die Gesellschaft, 4,000 weiße oder schwarze Soldaten zu gebrauchen, um sich die Vortheile zu sichern, die sie von Ceylon zieht. Itzt hat diese Zahl mehr als um die Hälfte abgenommen, und gleichwohl belaufen sich ihre jährlichen Unkosten auf 1,100,000 Gulden, da ihre Einkünfte nicht mehr als eine Million eintragen. Das Uebrige wird von dem ungeheuren Profit genommen, den der Zimmet giebt, und davon müssen auch die Kosten zu den

Krie-

Kriegen bestritten werden, die man von Zeit zu Zeit mit dem Könige von Kandi hat, der itzt einziger Herr von der Insel ist. Da diese Zwistigkeiten den Holländern sehr verderblich sind, so bezeugen sie diesem Könige alle mögliche Gefälligkeiten, allein der Friede zwischen ihnen ist dennoch oft gestört worden. Der Krieg, der den 14ten Februar 1766 aufhörte, ist der langwierigste und lebhafteste von allen gewesen, aus welchem die Holländer sehr wichtige Vortheile gezogen.

Die Ländereyen in Ceylon gehören dem Landesherrn eigenthümlich zu; daher leben die Völker hier in der größten Unthätigkeit. Die Holländer könnten nichts vernünftigers thun, als daß sie unter die Familien Ländereyen zum Eigenthum austheilten, dann würden sie ihren alten Landesherrn vergessen, arbeiten und verzehren, und die Insel Ceylon würde des Reichthums genießen, wozu die Natur sie bestimmt hat. Sie würde vor Revolutionen gesichert und im Stande seyn, die malabarschen und koromandelschen Pflanzörter zu unterstützen, welchen sie Schutz geben soll.

Handel auf der Küste von Koromandel.

Die Portugiesen hatten in ihren glücklichen Zeiten auf der Küste von Koromandel einige mäßige Pflanzörter angelegt. Der zu Negapatan ward ihnen im Jahr 1658 von den Holländern genommen. Dieß ist der Mittelpunkt, wo die weiße, blaue, gemalte, gedruckte, feine und grobe Leinewand zusammen kömmt. Diese Waaren, die gemeiniglich 4 bis 5,000 Ballen ausmachen, werden auf 2 Schaluppen, die man zu dem Gebrauch beständig in diesen Gewässern unterhält, nach Negapatan geführt.

Die Holländer verkaufen auf der Küste von Koromandel Eisen, Bley, Kupfer, Spialter, Tutanago,

tanago *), Pfeffer, Gewürze; sie gewinnen auf diesen Artikeln zusammen 500,000 Gulden, wozu man noch 40,000 rechnen kann, die ihre Zölle einbringen. Die Unkosten ihrer verschiedenen Pflanzörter belaufen sich auf 400,000, und den übrigen Profit verschlingt die Fracht der Schiffe. Das reine Einkommen von dem koromandelschen Handel besteht also für die Gesellschaft nur in dem Profit, den sie aus der Leinewand machen kann, die sie von dort ausführt. Ihr Handel in Malabar ist noch weniger vortheilhaft; er hat etwa um eben die Zeit angefangen, und ist ebenfalls auf Kosten der Portugiesen errichtet.

Malabarscher Handel.

Seitdem die Portugiesen Ceylon verlohren hatten, verkauften sie in Europa den wilden Zimmet aus Malabar ohngefähr auf eben den Fuß, wie man vorhin den wahren immer verkauft hatte. Obgleich dieser Handel nicht dauren konnte, so machte er doch den Holländern Unruhe, und sie befahlen im Jahr 1662 ihrem General Vangoens, Kochin anzugreifen. Kaum hatte er den Platz berennt, als er den Vertrag zwischen Portugall und seinem Vaterlande erfuhr. Allein er hielt die Nachricht geheim und fuhr in seiner Arbeit fort, bis sich die Besatzung am achten Tage ergab.

Die Holländer glaubten nun, einen festen Sitz in Malabar zu haben, allein der Ausgang hat ihren Hoffnungen nicht entsprochen. Es ist der Gesellnicht so, wie sie es hoffte, gelungen, die andern europäischen Nationen von dieser Küste auszuschließen; sie findet auf derselben nur eben die Waaren,

*) Der Name eines ostindischen Zinks, das in kleinen runden Stangen nach Europa kömmt.

ren, die sie in ihren andern Pflanzörtern hat, und die Konkurrenz macht, daß sie sie theurer kaufen muß, als auf den Märkten, wo sie ein ausschließendes Privilegium hat.

Ihr Absatz läuft auf ein wenig Alaun, Benzoe, Kampfer, Tuttanago, Zucker, Eisen, Spialter, Bley, Kupfer und Quecksilber hinaus. Das Schiff, das diese geringe Ladung gebracht hat, kehrt mit einer Ladung Kayar *), zum Gebrauch des Hafens, nach Batavia zurück. Die Gesellschaft gewinnt auf diese Artikel höchstens 190,000 Gulden, die mit den 60,000, die ihr ihre Zölle eintragen, eine Summe von 250,000 ausmachen. In den allerruhigsten Zeiten kostet ihr der Unterhalt ihrer Pflanzörter 232,000 Gulden, so daß sie zu den Kosten ihrer Ausrüstung nur 18,000 übrig behält, welches augenscheinlich unzureichend ist.

Die Gesellschaft bekömmt zwar aus Malabar 2 Millionen Pfund Pfeffer, den sie, das Kandil zu 500 Pfund, nur mit 80 Rupien **) bezahlt, da andere Gesellschaften 90 bis 100 dafür geben, allein der Gewinn, den sie auf diesen Artikel machen kann, wird durch die Kriege, die er veranlaßt, mehr als zu sehr verschlungen.

Mitten in ihrem Glücke bemerkten die Holländer, daß ihnen ein Stationsort mangelte, wo ihre Schiffe, die nach Indien hin- und herseegelten, Erfrischungen finden könnten. Der Wundarzt van Riebek

*) Eine Rinde des Kokusbaumes, woraus in Indien Thauwerk für die Schiffe gemacht wird.

**) 63 Thaler 8 Groschen.

Holländsche Gesellschaft auf dem Cap.

Riebek schlug im Jahr 1650 das Vorgebürge der guten Hoffnung vor, welches die Portugiesen mit Unrecht verachtet hatten. Es erfolgten zwar anfangs allerley Streitigkeiten und Mishelligkeiten mit den Landeseingebornen, aber Riebek kaufte das Land, das man besetzen wollte, für 45,000 Gulden, die man mit Waaren bezahlte, und da ward die Ruhe wieder hergestellt, die auch nie wieder unterbrochen ist.

Die Gesellschaft hat, um die Kolonie in den Stand zu erheben, worinn sie itzt ist, schon 23 Millionen Gulden verwandt. Man rechnet hier ungefehr 12,000 Europäer, Holländer, deutsche oder französische Flüchtlinge. Indessen genießt die Gesellschaft doch wesentliche Vortheile von dieser Kolonie, denn ob ihr gleich der Zehnte von Getreide und Wein, ihre Zölle und andere Gerechtigkeiten nicht über 120,000 Gulden einbringen, und ob sie gleich auf die groben Tücher, die gemeinen Leinewande und Kattune, auf die Klempnerwaaren, Steinkohlen und andere unbedeutende Artikel nicht über 20,000 Gulden gewinnt, und obgleich ihr Gewinn auf 60 Fässer rothen und 80 oder 90 Fässer weißen Wein, jedes von 550 pariser Maaß noch geringer ist, und die nothwendigen Ausgaben allen diesen Profit wegnehmen; so gewinnt sie doch in andrer Absicht. Alle holländsche Schiffe, die nach Indien gehen, nehmen dort zu ihrer Reise, und zu den Bedürfnissen ihrer Kolonien, Butter, Mehl, Wein, und eine große Menge gesalzen Gemüse mit. Man würde noch beträchtlichere Hülfe finden, wenn die Gesellschaft die Kolonisten nicht zwänge, ihre Lebensmittel für einen äußerst geringen Preis zu lassen, und ihnen noch überdieß nicht die Erlaubniß benommen hätte, den Ueberfluß ihrer Produkte an die fremden Schiffer zu verkaufen. Der Gouverneur allein ist berechtigt, die-

diejenigen, die am Cap anlanden würden, mit den dringendsten Nothwendigkeiten zu versorgen. Nur der Gouverneur Tulbach *) setzte sich über alle Vorurtheile und abgeschmackten Befehle weg, und munterte alle Nationen auf, in seiner Kolonie Lebensmittel zu suchen.

Von der Insel Java.

Die Holländer richteten nunmehr ihre Augen auf die Insel Java. Das Hinderniß, welches die Engländer ihnen in den Weg legen konnten, die damals im Besitz eines Theils der Handlung dieses Eylandes waren, ward bald gehoben. Jakobs I Schwachheit, und die schlechte Beschaffenheit des geheimen Raths machte die Engländer so furchtsam, daß sie sich ausstechen ließen, ohne einen ihrem Muth gemäßen Widerstand zu thun. Als den Landeseingebornen dieser Beystand entzogen war, ließen sie sich unter das Joch bringen.

Die Ausführung dieser gewaltsamen Besitznehmung war erst angefangen, als man zu Java einen Statthalter einsetzte, der einen Pallast, eine Leibwache und ein Ehrfurcht einflößendes Gefolge hatte. Die Gesellschaft war überzeugt, daß die Portugiesen große Vortheile von dem glänzenden Hofe, den die Vicekönige zu Goa hielten, gehabt hatten. Auch hatten die Holländer eine andre Ursache, sich ein Ansehen von Macht und Größe zu geben. Man hatte sie in Asien als Seeräuber geschildert, die kein Vaterland, keine Gesetze, kein Oberhaupt hätten. Sie schlugen vielen um der Insel Java herumliegenden Staaten vor, Gesandten an den Prinzen Moritz von Oranien abzuschicken. Die Ausführung dieses Vorhabens brachte ihnen den doppelten Vortheil zuwege,

*) Tulbach ist schon vor einigen Jahren gestorben.

den Morgenländern mehr Achtung einzuflößen, und dem Ehrgeiz ihres Statthalters zu schmeicheln, dessen Schutz ihnen aus folgenden Ursachen nöthig war.

Als man der Gesellschaft ihr ausschließendes Privilegium ertheilt hatte, so hatte man die magellansche Straße mit darinn begriffen, die mit Ostindien nichts gemein hat. Isaak Lemaire, ein reicher unternehmender Handelsmann, fertigte zwey Schiffe ab, um durch die Südländer in das Südmeer zu gelangen, weil der einzige damals bekannte Weg, um dahin zu kommen, untersagt war. Beyde Schiffe seegelten durch eine Meerenge, die nachher seinen Namen geführt hat, und zwischen dem Cap, Hoorn und Staateneyland liegt, und wurden durch einen Zufall nach Java gebracht. Daselbst wurden sie konfiscirt und die Mannschaft auf demselben gefangen nach Europa geschickt.

Dieß tyrannische Verfahren brachte die Gemüther, die ohnehin schon gegen allen ausschließenden Handel eingenommen waren, gegen die Gesellschaft gänzlich auf, und wahrscheinlicher Weise würde sie dießmal dem allgemeinen Haß untergelegen haben, und man hätte ihr Privilegium, dessen Zeit bald verlaufen war, nicht wieder erneuert, wenn Moritz sie nicht unterstützt, die Generalstaaten sie nicht begünstigt, und der Nachdruck, den ihr ihre Besitzung in Java gab, sie nicht ermuntert hätte, sich dem Sturme entgegen zu stellen. Zwar haben verschiedene Unruhen, Kriege und Verschwörungen zu Zeiten die Ruhe auf dieser Insel unterbrochen, indessen ist sie doch den Holländern immer auf die Art unterworfen, wie es demselben am besten ansteht, daß sie es sey.

Ban-

Bantam nimmt den westlichen Theil davon ein, und die Holländer treiben hier einen ausschließenden Handel. Es kostet ihnen diese Besatzung nur 50,000 Gulden, die sie aus den Waaren wieder ziehen, die sie dort verkaufen. Die Gesellschaft hat als reinen Profit alles dasjenige, was sie an drey Millionen Pfund Pfeffer gewinnen kann, die man sich anheischig gemacht hat, ihr den Zentner zu zwölf Gulden sechzehn Stüver zu liefern.

Kaum hatten die Holländer sich auf Java niedergelassen, so begab sich der Sultan des kleinen, aber sehr fruchtbaren Landes Tsieribon unter ihren Schutz, um dem Joche eines mächtigern Nachbaren, als er war, zu entgehen. Er liefert den Holländern jährlich tausend Lasten Reis, die Last zu acht und dreyßig Gulden acht Stüver; jede Last wiegt drey tausend drey hundert Pfund. Eine Million Pfund Zucker; der Centner vom besten wird mit sechs Gulden, vierzehn und einem halben Stüver bezahlt. Zwölfmal hundert tausend Pfund Kaffee, das Pfund zwey Stüver. Dreyßig tausend Pfund baumwollen Garn, wovon das schönste das Pfund vierzehn Stüver kostet. Sechsmal hundert tausend Pfund Areka, den Zentner zu sechs Gulden. So ungerecht diese Preise auch sind, so hat das Volk zu Tsieribon, welches das sanftmüthigste und gesittetste auf der Insel ist, doch niemals die Waffen ergriffen. Hundert Europäer sind hinreichend, es in seiner Sklaverey zu erhalten. Die Unkosten dieser Besitzung belaufen sich nicht höher als auf fünf und zwanzig tausend Gulden, welche man an der Leinewand gewinnt, die man dahin bringt.

Das Reich Mataran, welches sich vormals über die ganze Insel erstreckte, ist schwerer in Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Gesellschaft nahm ihre Ge-

legenheit bey dem Tode eines Regenten wahr, setzte den Unfähigsten der Thronbewerber auf den Thron, versicherte sich seiner durch ein Kastell und durch eine Leibwache, und befliß sich besonders darauf, ihn im Schooße der Wollust einzuschläfern. Von diesem Zeitpunkt an, sind der Fürst und seine Nachfolger nichts als die elenden Werkzeuge des Despotismus der Gesellschaft. Um diesen zu behaupten, braucht sie nur 300 Mann Reuterey und 400 Fußvolk, deren Unterhalt, sammt der übrigen Bedienten 380,000 Gulden kostet; die Vortheile, die man sich durch diese Ausgaben versichert, halten sie genugsam dafür schadlos. Die Häfen dieses Staats sind Werfte für alle Fahrzeuge geworden, die die Schifffahrt der Kolonie beschäftigen, und man findet hier alles nöthige Holzwerk für die verschiedenen Pflanzörter der Gesellschaft in Indien, und auch für fremde Kolonien. Ueberdem nimmt sie dort die Produkte ein, die das Königreich ihr zu liefern sich anheischig gemacht hat, nämlich 5000 Last Reis zu 24 Gulden; Salz, so viel sie verlangt, zu 14 Gulden 8 Stüver die Last; 100,000 Pfund Pfeffer, den Zentner zu 9 Gulden 12 Stüver; allen Indigo, den man einerndtet, das Pfund zu $1\frac{1}{2}$ Gulden; den Kayan, den ihre Schiffe brauchen, die Last zu 38 Gulden 8 Stüver; baumwollen Garn nach seiner Güte, von 6 bis 15 Stüver das Pfund, und das Wenige, was man dort an Kardemom baut, zu einem schimpflichen Preis.

Die Insel Mature, die vom Hafen des Königreichs Mataran nur durch einen engen Kanal getrennt ist, wird durch eine Besatzung von funfzehn Mann gezwungen, ihren Reis um einen sehr geringen Preis dahin zu bringen.

Das ganze eigenthümliche Gebiet der Gesellschaft auf Java besteht in dem kleinen Königreich Jakatra.

Die

Die Abscheulichkeiten, die bey der Eroberung desselben durch die Holländer vorgiengen, haben es zur Wüste gemacht, und es blieb ungebaut. Die beyden Generale Imhof und Moßel haben dieser Unordnung abzuhelfen gesucht. Sie haben die Ländereyen, welche durch Ungerechtigkeit in die Hände der Regierung gekommen waren, an Chineser und Europäer verkauft. Itzt beläuft sich die ganze Bevölkerung auf 150,000 Sklaven, die durch eine kleine Anzahl freyer Menschen regiert werden. Ihr Schweiß schafft 2 Millionen Pfund Kaffee, 150,000 Pfund Pfeffer, 25,000 Pfund Baumwolle, 10,000 Pfund Indigo, 10 Millionen Pfund Zucker, und 6,000 Fässer Areka. Die beyden letzten Artikel sind mit mehr Lebhaftigkeit getrieben, als die andern, weil Privatpersonen, die 20 Prozent mehr bezahlen, als die Gesellschaft, sie kaufen und ausführen können. Auf den Ruinen von Jakatra ist Batavia gebaut, wohin alle Produkte aus ganz Java gebracht werden.

Batavia liegt in dem Hintertheile einer tiefen durch verschiedene große Inseln, die des Meeres Ungestüm brechen, gedeckten Bay. Eigentlich ist es nur eine Rhede, aber man liegt dort so sicher als in dem besten Hafen; nur ist hiebey die einzige Unbequemlichkeit, daß es bey stürmischem Wetter beschwerlich ist, an Bord der Schiffe zu kommen, weil sie nicht anders, als in einer ziemlichen Entfernung, Anker werfen können. Die Fahrzeuge erhalten die nöthigen Ausbesserungen auf der kleinen Insel Onrust, die am meisten mit zur Güte dieser Rhede beyträgt, die die ansehnlichste in ganz Indien ist. Batavia.

Alle Schiffe, welche die Gesellschaft von Europa nach Asien abfertigt, langen hier an, außer was gerades Weges nach Bengalen und Ceylon seegeln soll. Eben so ansehnlich sind die Versendungen an die verschie-

schiedenen Handelsplätze in Indien. Man gebraucht dazu die europäischen Fahrzeuge, während der Zeit, die sie genöthigt sind in diesen entfernten Gewässern zuzubringen. Die Einfuhr der Sklaven macht hier einen beträchtlichen Handel aus; man bringt ihrer alle Jahr wenigstens 6,000 beyderley Geschlechts nach Batavia, die zum Hausdienst, Landbau, Manufakturen, und zu Beyschläferinnen für die Chineser bestimmt sind; denn diese dürfen keine Frauenzimmer aus ihrem Vaterlande mitbringen, noch kommen lassen.

Diese Einfuhr wird jährlich noch durch die von einem Dutzend chinesischer Jonquen vergrößert, deren Ladung etwa anderthalb Millionen Gulden werth seyn mag: sie besteht in Porzelan, seidenen und baumwollenen Stoffen, roher Seide, Thee und Kampfer. Der Kampfer ist ein bitteres, durchsichtiges, flüchtiges und brennbares Wesen. Derjenige, den man aus Borneo und Sumatra erhält, ist ein Gummi, welches der alte Kampferbaum in diesen beyden Inseln ganz allein auswirft. Er ist so rar und theuer, daß die Chineser und Japaner das Pfund mit 400 Gulden bezahlen. Der Kampfer, den die Chineser nach Batavia bringen, ist aus den Wurzeln des Baums gezogen, die man hat in Wasser kochen lassen.

Diese Jonquen, die außer den bemeldeten Artikeln 2,000 Chineser auf haben, die gewöhnlich durch die Hoffnung, ihr Glück zu machen, nach Java gezogen werden, kehren mit Hirschsehnen und Seehunds-Floßfedern zurück, wovon man in China ein sehr niedliches Gericht macht. Dieß Reich bekömmt auch aus Batavia Tripam, wovon es jährlich 2,000 Pikols nimmt; jeder Pikol wiegt 125 Pfund und wird zu 6 bis 20 Gulden verkauft. Dieser Tripam

ist

ist eine Art Erdschwamm, wie eine kleine Wurst gestaltet. Wenn er recht rund und schwarz ist, so ist er vollkommen. Er wächst nahe an der See, auf den unfruchtbaren Felsen von den östlichen Inseln und Kochinchina, von da er nach Batavia mit den berühmten Vogelnestern gebracht wird, die man an eben den Orten findet. Der Pikol dieser letzten Waare wird zu 7 bis 1400 Gulden verkauft, und die Chineser nehmen davon 1,000 Pikols mit. Diese eyförmigen Vogelnester, die einen Zoll tief, 3 Zoll im Umfange, und etwa eine halbe Unze schwer sind, sind das Werk einer Art von Schwalben, die sie von Fischlaich oder von einem klebrichten Schaum verfertigen, den die Bewegung der See um die Felsen herum wirft. Mit Salz und Gewürz zubereitet, sind sie eine angenehme Gallerte, die den größten Luxus auf den Tafeln der muhamedanischen Orientaler ausmacht. Die Vögel selbst taugen nicht, und man hütet sich auch sehr, sie zu fangen oder zu tödten, um sich nicht der Frucht ihres Fleißes zu berauben. Auch nehmen die Chineser Spialter und Pfeffer mit, obgleich sich die Gesellschaft die Ausfuhr davon vorbehalten.

Die Europäer finden es zu Batavia nicht so gut als die Chineser. Als Handelsleute werden keine, außer nur die Spanier, angenommen. Diese kommen von Manilla mit Gold, mit Kochenille und mit Piastern, die sie von Mexiko bringen. Sie tauschen Leinewand und Zimmet ein. Die Franzosen kommen nur in Kriegszeiten, und nehmen daselbst Reis und Arrak für ihre Schiffe und Pflanzörter, welches sie mit Geld oder Wechseln bezahlen. Alle Schiffe der Engländer, die von Europa nach China gehen, lassen sich daselbst sehen, unter dem Vorwand, frisch Wasser einzunehmen, aber in der That,

um sich der Waaren zu entledigen, die die Schiffleute für sich selbst zu führen die Erlaubniß haben, und am Ende ihrer Reise nicht absetzen würden. Sie bestehen aus Tüchern, Klempnerwaaren, Spiegeln, Waffen, Maderawein, portugieser Oel und vielen andern Sachen, die sie wohlfeiler lassen als die Gesellschaft. Sie lösen daraus 4 bis 500,000 Gulden, die sie in China anwenden, um sich einen neuen Vorrath zu schaffen. Außer den europäischen Schiffen sieht man hier jährlich 3 oder 4 englische Fahrzeuge von verschiedenen Gegenden in Indien. Ihr Handel schränkt sich auf den Einkauf des Zuckers und Arraks ein, der in ihren Kolonien in erstaunlicher Menge verbraucht wird. Der Arrak ist ein Brandwein, der von Reis, Sirup, Zucker und Kokuswein gemacht wird, welches man zusammen gähren läßt, und nachher brennt. Diesen Handelszweig hat die Industrie der Holländer der Trägheit der Portugiesen aus den Händen gewunden; die Arrakbrennerey, die ursprünglich zu Goa angelegt war, ist größtentheils nach Batavia gekommen. Alle Waaren, die in den Hafen von Batavia aus- und eingehen, bezahlen einen Zoll von 5 Procent. Das Einkommen dieses Zolles ist für acht hundert vier und sechzig tausend Gulden an die Chineser verpachtet. Indessen muß man die Größe des Handels hiernach nicht beurtheilen, weil Personen, die in Aemtern stehen, nur nach Gutbefinden, und die Gesellschaft nichts bezahlt. Der Gewinn, den sie auf den eigenen Produkten von Batavia macht, deckt nicht die Unkosten, die sich auf 3 Millionen Gulden belaufen.

Diese Stadt ist zugleich der Aufenthalt eines Raths, der alle Besitzungen in Indien und alle Handlungsgeschäfte derselben regiert. Dieser Rath besteht

besteht aus dem Generalgouverneur, dem Generaldirektor, aus fünf ordentlichen Räthen, und aus einer kleinen Anzahl außerordentlicher Räthe, die zwar keine Stimmen haben, die aber an die Stelle der verstorbenen Räthe treten, bis etwa eine andre Einrichtung getroffen wird.

Zu diesen Stellen ernennt die Direktion in Europa. Wenn der Generalgouverneur stirbt, so ernennt der Direktor und die ordentlichen Räthe einen Nachfolger. Der Generalgouverneur trägt dem Rathe alle Angelegenheiten auf der Insel Java vor, und jeder Rath wiederum die Angelegenheiten der ihm anvertrauten Provinz. Obgleich im Rath alles nach der Mehrheit der Stimmen entschieden werden soll, so herrscht doch fast immer der Generalgouverneur uneingeschränkt darinn. Er bekömmt seine Stelle, so wie alle andre, nur auf fünf Jahr, gemeiniglich aber behält er sie lebenslang.

Der Gehalt des Generalgouverneurs ist monatlich tausend Gulden, und eben so viel an Naturalien. Doch ist die Freyheit, die er hat, in dem Waarenlager, so viel wie er will, für den gewöhnlichen Preis zu nehmen und Handel damit zu treiben, der größte Theil seines Gewinnsts. Die Räthe stehen sich ebenfalls ansehnlich, wenn ihnen gleich die Gesellschaft nur monatlich zwey hundert Gulden und eben so viel an Naturalien giebt.

Der Rath kömmt zweymal in der Woche zusammen; alle Handlungseinrichtungen geschehen durch ihn, und von dem Erfolge derselben bekömmt er allemal Nachricht; auch vergiebt er alle Civil- und Militärbedienungen in Indien.

Indische Gesellschaft in den vereinigten Provinzen.

Dieser Rath von Indien ist der Direktion in den vereinigten Niederlanden unterworfen, die aus sechs Kammern besteht. Die allgemeine Versammlung, die die Angelegenheiten der Gesellschaft anordnet, besteht aus den Direktoren aller Kammern. Amsterdam ernennt ihrer achte, Seeland vier, die übrigen Kammern jede einen, und der Staat einen einzigen. Dieses Corps, welches aus siebzehn Personen besteht, kömmt zwey- oder dreymal des Jahrs zusammen, sechs Jahre zu Amsterdam, und zwey Jahre zu Middelburg. Unter diesen siebzehn Abgeordneten werden vier der einsichtsvollsten gewählt, die das Recht haben, alles, was Indien und Europa angeht, einzurichten, ohne ihre Kollegen um Rath fragen zu dürfen. Doch kann das Geheimniß ihrer Operation nicht lange verborgen bleiben. Die Schiffe, die zu Ende des Sommers flottenweise wiederkommen, bringen immer die Bilance aus Indien mit. Man vergleicht sie mit der europäischen. Die Generalbilance des Zustandes der Gesellschaft wird immer im Monat May öffentlich bekannt gemacht. Jeder Interessent weiß, wie viel man gewonnen oder verlohren hat, und der Gewinnst ist gemeiniglich sehr ansehnlich.

Zu den ersten Kapitalien, welche die Gesellschaft zusammen brachte, gab

Amsterdam	3,674,915	Gulden
Seeland	1,333,882	—
Delft	740,000	—
Rotterdam	177,400	—
Horn	266,868	—
Enchhuysen	536,775	—

Dieß Kapital von 6,459,840 Gulden wurde in Summen von 3,000 Gulden getheilt, die man

Aktien

Aktien nannte. Dieser Aktien waren zu Anfangs 2,100; aber da die Gesellschaft im Jahr 1692 dem Statthalter, Prinzen von Oranien, dreyßig Aktien schenkte, so wird der Gewinnst von der Zeit an immer unter 2130 getheilt.

Die unermeßlichen Summen, die die Aktieneinleger empfangen haben, ungerechnet, haben die Kapitale der Gesellschaft sich so vermehrt, daß die Aktien bis auf 650 Prozent gewonnen haben, mithin jede Aktie 19500 Gulden gegolten, itzt aber sind sie nicht mehr so viel werth.

Dieser Werth der Aktien hat sich verändert; allerley Handlungsspekulationen und besonders die Zwistigkeiten von Europa haben hierinn einen merklichen Einfluß gehabt. Die ersten Eigenthümer derselben erhielten, ein Jahr ums andre gerechnet, zwanzig, aber die heutigen bekommen selten mehr als drey und ein halb Prozent Interesse von ihrem Gelde.

Die Aktien werden so wie alle Waaren baar, oder auf Kredit verkauft. Die ganze Formalität besteht darinn, den Namen des Käufers an die Stelle des Verkäufers in den Büchern der Gesellschaft zu schreiben, denn dieß ist die einzige Beglaubigung, die die Aktienbesitzer haben. Verkauf der Aktien.

Heut zu Tage ist der Aktienhandel seltner geworden, und er würde noch seltner werden, wenn man den Zustand der Dinge recht kennte. Im Jahr 1751 belief sich das Kapital der Gesellschaft in Indien nur auf 35,500,000 Gulden; rechnete man von dieser Summe die Unkosten der Flotten und die Schulden der Gesellschaft ab, so belief sich ihr ganzes Vermögen nicht höher als 28,400,000 Gulden. Nun beläuft sich aber der Gewinn der Gesellschaft Zustand der Gesellschaft.

auf

auf 12,700,000 Gulden; ihre beständigen Ausgaben in Indien betragen 9,300,000, in Europa 1,500,000 und ihr Dividend 1,665,000 Gulden. Es bleiben ihr also nur 235,000 Gulden übrig, um die Kriege, den Brand der Magazine, den Untergang der Schiffe und andre Unglücksfälle zu bestreiten, welche die menschliche Klugheit weder vorhersehen noch hindern kann.

So unwahrscheinlich vielen diese Lage der Sachen seyn mag, so richtig ist sie doch, wie aus dem Briefwechsel des Generalgouverneurs Moßel mit der Direktion erhellet *). Dieser setzt das vorhin festgesetzte

*) Dieser Briefwechsel ist nicht gedruckt, und gehört zu den besondern Nachrichten, die Raynal bey seinem Werke gehabt hat. Daß übrigens dieser Briefwechsel seine Richtigkeit hat, erhellet aus einem Briefe, den Herr Mauvillon am Ende dieses Buchs seiner Uebersetzung angehängt. Die hieher gehörige Stelle lautet also:

„Es ist wunderbar, wie der Verfasser dieser „Geschichte, der zu Paris lebt, den Briefwechsel des Generals Moßel mit der Direktion der „Gesellschaft hat anführen können. Indessen „hat man mir im Haag versichert: dieser Briefwechsel, der nur in Manuscript vorhanden, und „nie gedruckt worden ist, sey zufälliger Weise „dem Herrn von Kniphausen der lange Zeit in „dem Dienste der Gesellschaft gestanden hat, in „die Hände gefallen. Dieser Mann, der mit „dem Verfasser dieses Werks in genauer Bekanntschaft steht, hat ihm dieses Manuscript „verschafft, gegen dessen Aechtheit nichts einzuwenden steht.“

Moßel war übrigens ganz gewiß ein geschickter Mann, obgleich sein Andenken in Holland in keinen Ehren steht. Man klagt, er habe die Gesellschaft ruinirt, und unter seiner Statthalterschaft sey alles feil gewesen. Die unermeßlichen Reichthümer, die

setzte Kapital von 235,000 Gulden zu 600,000 an, und seine Obern beschuldigen ihn noch, daß er zu viel angiebt.

Wäre auch Moßels Angabe richtig, so ist doch gewiß, daß die Gesellschaft nicht die geringste außerordentliche Ausgabe zu tragen im Stande ist. Die Ursachen, welche die Gesellschaft in diese misliche Lage gebracht, bey welcher sie das erste zustoßende Unglück zwingen muß, entweder ihre Kapitalien anzugreifen, oder ihr Dividend zu verringern, sind folgende.

Verfall der Gesellschaft.

Die Holländer hatten das Glück in weniger als 50 Jahren mehr als dreyhundert portugiesische Schiffe wegzunehmen; und dieß brachte zuerst ihre Angelegenheiten in Aufnahme. Die Reichthümer derselben brachten der Gesellschaft unermeßliches Einkommen zuwege, oder dienten dazu, ihnen welche zu schaffen. Die Schwächung der portugiesischen Seemacht erleichterte die Eroberungen der Holländer, und sie fanden fast immer schon gründlich erbaute Festungen, die mit einer zahlreichen Artillerie ausgerüstet waren, folglich hatten sie die Kosten nicht nöthig, die andre Völker anwenden mußten, um die Erlaubniß zu erhalten, sich da, wo ihr Vortheil sie hinrief, niederzulassen, und Häuser, Waarenlager und Kastelle zu bauen. Durch die Art, ihre Macht in Indien zu verlegen, und zu vertheilen, wußten sie die Völker, die ihre Aufführung ihnen anfäng-

die er sich in Ostindien erworben, können dieß bestärken, und vielleicht den Hauptgrund zu dieser Meynung gelegt haben. So viel ist gewiß, daß der Zustand der ostindischen Gesellschaft in Holland keinesweges besser ist, als er hier geschildert worden.

anfänglich zu Freunden gemacht hatte, in Ordnung zu halten. Außer Kochin und Malakka hatten sie auf dem festen Lande nur Faktoreyen und kleine Kastelle. Auf den Inseln Java und Ceylon aber setzten sie ihre Truppen und Niederlagen, und von da aus erhielten ihre Schiffe ihre Gewalt, und beschützten ihren Handel in dem übrigen Indien. Dieser war sehr ansehnlich, seitdem der Ruin der portugiesischen Besitzungen ihnen die Gewürze in die Hände gespielt hatte. Sie haben nach den Umständen mehr oder weniger Absatz gefunden. Itzt verkauft man jedes Jahr 150,000 Pfund Gewürznägelein in Indien, und 350,000 in Europa; ihr Preis ist in beyden Welttheilen auf 100 Stüver das Pfund festgesetzt. Obgleich die Holländer nur 4 Stüver und etliche Deuts für das Pfund bezahlen, so kömmts ihnen doch mit Unkosten und Ausschuß auf 43 Stüver. Indien verbraucht nur 100,000 Pfund Muskaten und Europa 250,000 Pfund. Man giebt nicht völlig einen Stüver für das Pfund, und die Unkosten machen, daß es auf 25 steigt. Es wird diesseits dem Kap für 75 Stüver verkauft und nur für 56 jenseits; dieser Unterscheid wird keinen Seefahrer reizen, uns Muskaten zu bringen, weil die Nüsse, die man in Asien wieder nimmt, mager sind, kein Oel haben, und leicht verderben. Mit 10,000 Pfund Macis kann man Indien versehen, und mit 100,000 Europa. Das Pfund wird mit 8 und einen Viertel Stüver bezahlt, kömmt auf 54 und wird überall für 128 Stüver verkauft. Vom Zimmet werden in Europa nicht über 400,000 Pfund verbraucht und in Indien nicht völlig 200,000, die man fast sämmtlich nach Manilla für das spanische Amerika liefert. Die Gesellschaft verkauft ihn überall für 105 Stüver das Pfund, ob er gleich nicht 6 zu stehen kömmt. Aus dem Zimmet, den man als zu

grob

grob ausschießt und nicht bezahlt, wird ein Oel gepreßt, wovon man Geschenke an die asiatischen Mächte macht; bey uns verkauft man etwa 20 Pfund, die Unze zu 25 bis 30 Gulden. Sein Geruch ist so stark und angenehm, daß der Gebrauch desselben vielleicht allgemein werden würde, wenn die Holländer es nicht so hoch im Preise hielten, indem es ihnen vortheilhafter ist, dieß Gewürz in Natur zu verkaufen. So wie der Gewinn der Gesellschaft geringer geworden ist, so ist auch der Preis der Gewürze in Indien und Europa erhöht. Dieß an und für sich schlechte Verfahren hat den Verkauf der Nägelein und Muskate wenig geschadet, die durch nichts ersetzt werden konnten; hingegen ist es mit dem Zimmet anders abgelaufen, weil in vielen Handelsplätzen der falsche an die Stelle des ächten getreten ist, und der Verfall dieses Handlungszweigs wird alle Tage merklicher, und wird es in der Folge immer noch mehr werden. Auch suchte die Gesellschaft den ausschließenden Handel des Pfeffers zu behalten, und obgleich ihre Bemühungen nicht ganz den erwünschten Erfolg gehabt, so hat sie es doch so weit gebracht, daß sie einen ansehnlichen Vorzug vor ihren Mitwerbern behauptet hat. Sie verkauft noch bey uns fünf Millionen Pfund, und in Indien drey Millionen fünfmal hundert tausend Pfund. Wenn man alles rechnet, so kostet der Gesellschaft der Zentner achtzehn Gulden, und sie verkauft ihn bey uns um funfzig, und in Asien um vier und zwanzig bis sechs und dreyßig Gulden.

Durch den Gewürzhandel hatten die Holländer Gelegenheit, sich verschiedene andere Handlungszweige zuzueignen. Es gelang ihnen, den Küstenhandel Asiens an sich zu bringen, so wie sie den in Europa schon im Besitz hatten. Mit dieser Schiff-

fahrt beschäftigte sich eine große Menge Schiffe und Matrosen, die, ohne der Gesellschaft etwas zu kosten, ihre Sicherheit ausmachten.

Die andern Nationen empfiengen Indiens Produkte aus den Händen der Holländer, und selbst in ihrem Vaterlande war es der Gesellschaft erlaubt, beständig ihre Waaren frey und ohne Einschränkung zu verkaufen. Bey Errichtung der Gesellschaft hatten die Niederlande weder Manufakturen, noch Grundmaterien, welche zu errichten. Damals war es also weise gehandelt, den Bürgern zu erlauben, ja so gar sie zu ermuntern, sich mit Leinewand und Zeugen aus Indien zu bekleiden. Man sah ein, daß es weniger mislich sey, die Indier zu bereichern, als die Engländer oder Franzosen, deren Flor nothwendig den Untergang eines Staats befördern müßte, der seinen Reichthum nur durch die Verblendung, Kriege oder Sorglosigkeit der andern Mächte erhält.

Eine so weise Ausführung hat den Verfall der Gesellschaft aufgeschoben; aber diese Revolution ist endlich durch den Zusammenfluß verschiedener Ursachen erfolgt. Die merklichste unter allen war die Menge unaufhörlich auf einander folgender Kriege, sowohl in den indischen Besitzungen selbst, als auch mit andern europäischen Nationen, die um so viel verderblicher waren, weil diejenigen, denen die Führung derselben aufgetragen war, sie nicht anders ansehen wollten, als wie eine Gelegenheit sich zu bereichern.

Die Mitwerbung andrer europäischen Nationen im Handel nöthigte die Gesellschaft, oft theurer zu kaufen, und wohlfeiler zu verkaufen. Vielleicht hätte sie, ihrer natürlichen Vortheile wegen, diesen Unfall ertragen können, wenn ihre Mitbuhler nicht das Mittel ergriffen hätten, den innern Handel Indiens

diens einzelnen Handelsleuten zu überlassen. Dieser innere Handel besteht nämlich in den nöthigen Verrichtungen, wodurch die Waaren aus einer Gegend Asiens in eine andre Gegend Asiens gebracht werden, und vermöge dieses Umlaufs bekamen die Holländer die reichen Ladungen, die sie in unsre Gegend brachten, beynahe umsonst. Die Thätigkeit und Klugheit der freyen Kaufleute vertrieben die Gesellschaft aus allen Handelsplätzen, wo keine besondere Gunst sie beschützte. Ihre Flagge ließ sich kaum auf Rheden blicken, wo man an die 8 oder 10 englische Schiffe sah.

Bisher wurden alle Waaren Indiens und Europa's; nach Batavia gebracht, von wannen alle übrige Faktoreyen damit versorgt wurden. Die Unkosten und der Zeitverlust dieser Gewohnheit wurden durch den unermeßlichen Profit nicht merklich. Damals, als die andern Nationen sich einer direkten Schifffahrt befleißigten, hätte man dieß System fahren lassen müssen, aber die Gewohnheit dieses alten Gebrauchs behielt die Oberhand, weil, wie man sagt, die Gesellschaft befürchtete, daß ihre Bedienten solche Veränderung misbrauchen möchten.

Doch war dieß wahrscheinlicher Weise nur ein Vorwand, hinter welchen sich Privatvortheile verbargen. Die ersten Bedienten der Gesellschaft hatten sich größtentheils pünktlich treu betragen, und ihnen stunden Admirale vor, die alle Faktoreyen durchreisten, und am Ende einer jeden Reise in Europa Rechenschaft von ihren Amtsführungen geben mußten. So bald aber die Regierung an einem Orte festgesetzt wurde, so ließen die minder bewachten Handlungsführer in ihrer Treue nach, und die Gesellschaft ward endlich in allen ihren Handelsverrichtungen durch Faktore betrogen, denen nichts dran

 lag,

lag, ob sie blühend wäre. Man verfiel darauf, eine Belohnung von fünf Prozent von allem, was verkauft und gekauft würde, zu verwilligen, und unter alle Bedienten nach dem Range zu theilen; und unter diesen Bedingungen mußten sie die Richtigkeit ihrer Rechnungen beschwören. Aber diese Einrichtung dauerte nur fünf Jahr, weil sie nichts half, und man schaffte Belohnung und Eid ab.

Das Uebel, welches anfangs die Unterfaktoreyen angesteckt hatte, kam nach und nach in die Hauptbesitzungen, und endlich bis nach Batavia. Dieß gieng so weit, daß ein Generalbefehlshaber, der überführt ward, er habe das Rauben der Gelder über alles Uebermaaß hinaus getrieben, sich nicht scheute, damit seine Aufführung zu rechtfertigen, daß er eine von der Gesellschaft unterzeichnete Vollmacht vorwies.

Die Unordnung stieg in Europa so hoch als in Asien. Die Direktorstellen fielen mit der Zeit mächtigen Familien zu, und pflanzten sich zugleich mit den obrigkeitlichen Würden darinn fort. Diese Familien entdeckten in den Stellen, die sie der Gesellschaft abnöthigten, nichts als große Einkünfte, und überhaupt ihren Privatnutzen. Die wichtigsten Handlungsoperationen wurden einem Sekretär übergeben; Administratoren, die zweymal im Jahr zusammen kamen, verlohren die Uebung und den Faden einer Arbeit, die anhaltende Aufmerksamkeit erfordert; alles Zutrauen ward in einen Menschen gesetzt, der seines Amts wegen einen Auszug von allen aus Indien kommenden Berichten, wie auch die Antworten dahin, machen mußte, und dieser oft schlecht erfahrne, oft bestochene und immer gefährliche Führer stürzte diejenigen, die er leitete, in den Abgrund,

Abgrund, oder er ließ sie hinein fallen. Auch entstanden unter den Kammern selbst allerley Streitigkeiten, und die Misbräuche häuften sich von allen Seiten.

Die Generalstaaten, denen es oblag, alle drey Jahr den Zustand der Gesellschaft zu untersuchen, haben dieß Geschäft niemals unternommen. Wegen dieser Aufführung haben sie es dulden müssen, daß die Aktienhändler zusammengetreten sind, um den letzten Statthalter die Oberaufsicht ihrer Angelegenheiten in Indien und Europa zu übertragen, ohne auf die Gefahr zu sehen, die aus dem Einfluß eines beständigen Haupts des Staats auf eine reiche und mächtige Gesellschaft entspringen könnte. Indessen ist seit der Zeit der Dividend ansehnlicher geworden und der Preis der Aktien gestiegen. Ein frühzeitiger Tod hat den gemachten Verbesserungsplan in Vergessenheit gebracht; die Noth wird treiben, ihn wieder hervor zu suchen, aber ohne Zweifel mit kluger Vorsicht gegen die Misbräuche der Macht, deren Beystand man zu suchen nöthig gefunden.

Wenn die Gesellschaft gegen ihren gänzlichen Verfall gesichert werden sollte, so müßten folgende Verbesserungsanstalten vorgenommen werden.

Mittel, der Gesellschaft wieder aufzuhelfen.

Alle Besitzungen in Asien, die nicht unumgänglich nothwendig sind, müssen verlassen, und in den Unterfaktoreyen die unnöthigen Festungswerke zerstört werden. In den Hauptkolonien muß die Gesellschaft die schädlichen Misbräuche verbessern, und besonders die Menge von Arbeitsleuten abdanken; die Unterschleife der Befehlshaber und Untergeordneten sind so ansehnlich, daß zwey Drittel erspart werden könnten, wenn alles nach Akkord gemacht würde. Sie muß sich entschließen, den innern Handel Indiens Privatpersonen zu überlassen; dieß wird ihre Kolonien reicher und stärker machen. Auch möchte

es vortheilhafter seyn, wenn sie den Handel des nach Europa bestimmten Leinenzeuges Privatkaufleuten überließe. Der Hafen zu Batavia müßte allen Nationen geöffnet werden.

Die Nothwendigkeit dieser innern Einrichtungen ist um so dringender, weil die Gesellschaft wirklich in Gefahr steht, sich den Gewürzhandel entreißen zu lassen. Es ist falsch, daß der Gewürznägelbaum nirgends als zu Amboina wächst; die Einwohner von Bali haben vor einigen Jahren Näglein an die Engländer geliefert, die von den Oertern hergeholet waren, wo man behauptet, daß dieser Baum nicht mehr wächst. Der Muskatenbaum wächst nicht in Banda allein, sondern auch in Neuguinea und auf den an der Küste belegenen Inseln.

Die Land- und Seemacht verdient eine vorzügliche Verbesserung. Das Seewesen wird durch Officiers angeführt, die alle anfänglich Matrosen oder Schiffsjungen gewesen sind, und nicht den mindsten Begriff von der Seetaktik haben, und die Landtruppen sind noch schlechter beschaffen.

Würde die Gesellschaft in Indien angegriffen, so würde sie sich ihrer Besitzungen noch geschwinder beraubt sehen, als sie dieselben von den Portugiesen eroberte. Alle diese Besitzungen haben die Molukken zu ihrer einzigen Stütze, und es wären sechs Kriegsschiffe und funfzehnhundert Mann zur Landung überflüßig hinreichend, um diese Eylande zu erobern. Kurz! der ganze Flor der Gesellschaft ist auf dem Punkt zu verschwinden, wenn die Landesobrigkeit ihre Gewalt nicht anwendet, ihn zu erhalten.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Handel und Besitzungen der Engländer in Ostindien.

Man kennt weder den Zeitpunkt, in welchem die britannischen Inseln sind bevölkert worden, noch ihre ersten Bewohner. Am glaubwürdigsten ist es, daß die Handelsleute der Phönizier, Carthaginenser und Gallier zuerst dahin kamen, um irdene Gefäße, Salz, eiserne und kupferne Werkzeuge gegen Felle, Jagd- und Streithunde, und besonders gegen Zinn, einzutauschen. Die Herrschaft der Römer dauerte nicht lange, und war nicht ruhig genug, um die Geschicklichkeit der Britten viel weiter zu bringen, und die nachher erfolgten noch blutigern Kriegszüge der Räuber, die haufenweise aus den nördlichsten Gegenden Europa's kamen, verheerten Britannien dermaaßen, daß es in diesen Zeiten der Muthlosigkeit wenig Verkehr mit dem festen Lande haben konnte; selbst die Tausche unter ihnen waren so selten, daß sie zu dem geringsten Verkaufe Zeugen haben mußten. Englands erster Handel.

Etwa in der Mitte des eilften Jahrhunderts bezwang Wilhelm der Eroberer England. Das besiegte Volk wäre vielleicht gesitteter geworden, wenn die Einführung des Lehnregiments und bürgerliche Unruhen nicht noch immer den Staat zerrüttet hätten. Der ganze Handel war in den Händen der Juden und der lombardischen Wechsler, die man bald begünstigte, bald plünderte, bald umbrachte; die Kühnheit der Seeräuber vermehrte diese

Unordnung, die unter dem Schutz der Regierung alle Schiffe ohne Unterschied angriffen, und oft die Mannschaft ersäuften. Das Geld that funfzig Prozent Zinse; England bekam nur eine mäßige Summe für 30,000 Säcke Wolle und für andre Produkte, und dieß Geld gieng doch größtentheils wieder übers Meer, weil die Engländer ihre Wolle nicht selbst färben und verarbeiten konnten. Endlich berief man fremde Manufakturisten, und jedermann mußte sich mit einheimischen Zeugen kleiden; zu gleicher Zeit verbot man die Ausfuhr der verarbeiteten Wolle und des geschmiedeten Eisens. Zwey Gesetze, die dieser Zeit vollkommen würdig waren.

Unter Heinrichs VII Regierung ward den Baronen erlaubt, ihre Güter zu veräußern, und den Unadlichen, sie zu kaufen. So gut diese Verordnung war, so schlecht waren gegentheils viele andre, die dem Handel noch immer Zwang anlegten, und zum Theil gerade gegen das Interesse des Landes stritten. Unter den folgenden Regierungen waren die Einsichten in diese Gegenstände noch nicht viel besser. Die in England wohnenden Flamländer waren dort die besten Handwerker. Sie mußten aber von den inländischen viele Bedrückungen erfahren; die Regierung unterstützte die Vorurtheile des Pöbels, und verbot allen Fremden, mehr als zwey Leute in ihrer Werkstätte zu halten. Kaufleute, die sich hatten naturalisiren lassen, mußten eben so viel Abgaben entrichten als fremde. Die besten Ländereyen ließ man gerade zu der Zeit ungebaut zu Viehweiden liegen, da die Gesetze die Zahl der Schaafe, woraus eine Heerde bestehen sollte, auf zwey tausend setzten.

Die Grausamkeit des Herzogs von Alba verschaffte England Fabrikanten und Handwerker von aller-

allerley Art aus den Niederlanden. Die Engländer lernten itzt ihre Schiffe selbst bauen, die sie vorher von Kaufleuten aus Lübeck und Hamburg kauften. Bald trieben sie den russischen Handel über Archangel allein; sie wetteiferten mit den Hansestädten in Deutschland und Norden, und fiengen den Handel mit der Türkey an. Endlich bahnten sich so gar Drake, Stephans, Cavendish und einige andere, theils durch die Südsee, theils um das Vorgebürge der guten Hoffnung, einen Weg nach Indien.

Englische ostindische Gesellschaft.

Der Vortheil dieser Reisen bewegte im Jahr 1600 die geschicktesten Handelsleute in London, eine Gesellschaft nach Indien zu errichten. Diese erhielt ein ausschließendes Privilegium auf 15 Jahr, doch unter der Bedingung, daß die Gesellschaft abgeschafft werden sollte, wenn dieß Privilegium dem Staate nachtheilig wäre, und in diesem Fall sollte den Mitgliedern zwey Jahr vorher davon Nachricht gegeben werden. Dieser Vorbehalt war aus einem Verdruß entsprungen, den kurz vorher das Unterhaus über solche Verwilligung bezeugt hatte.

Die ersten Kapitalien dieser Gesellschaft waren 369,891 Pfund 5 Schilling Sterl. *). Ein Theil derselben gieng schon auf die Ausrüstung der vier ersten Schiffe im Jahr 1601, das Uebrige legte man an Waaren an. Anfänglich wollte zwar die Gesellschaft keine Eroberungen machen, aber sie fand bald, daß sie nicht im Stande wäre, den Mitwerbungen der Portugiesen und Holländer, die große Provinzen, wohlbefestigte Städte und gute Häfen besaßen, zu widerstehen. Zwar schien dieß Project, sich feste Besitzungen zu verschaffen, die Kräfte einer entste-

*) 2,219,347 und einen halben Thaler.

henden Gesellschaft zu übertreffen, und überdieß ward noch ihre Hoffnung, von der Nation Beystand zu erhalten, getäuscht, aber dem ungeachtet ersetzte sie diesen Mangel der Hülfe durch ihre Thätigkeit, und durch die gute Wahl ihrer Officiere und Faktoren. Sie bauete Forts, errichtete Kolonien auf den Inseln Java, Pooleron, Amboina und Banda, und theilte also mit den Holländern den vortheilhaften Gewürzhandel.

Traktaten der englischen und holländischen Gesellschaft.

So unzählige Vortheile auch die Holländer vor ihren neuen Mitbuhlern voraus hatten, so unterschrieben dennoch beyde Gesellschaften im Jahr 1619 einen Traktat folgendes Inhalts: daß die Molukken, Banda und Amboina gemeinschaftlich beyden Nationen gehören sollten; daß die Engländer ein, die Holländer aber zwey Drittel von den Produkten, deren Preis man festsetzen würde, haben sollten; daß jede Nation, nach Verhältniß ihres dabey habenden Vortheils, das Ihrige zur Vertheidigung dieser Inseln beytragen, und daß ein aus erfahrnen Männern von beyden Theilen bestehender Rath zu Batavia alle Handlungsgeschäfte reguliren sollte; dieser Vergleich sollte endlich zwanzig Jahr dauern, und wenn in dieser Zeit Zwistigkeiten entstünden, welche beyde Gesellschaften nicht beylegen könnten, so sollten sie durch den König von Großbritannien und durch die Generalstaaten der vereinigten Niederlande geschlichtet werden.

Grausames Verfahren der Holländer gegen die Engländer in Amboina.

Die Holländer in Amboina hatten kaum von diesem sonderbaren Vergleich gehört, als sie schon darauf dachten, ihn zu vernichten; und dieß gelang ihnen durch folgendes Mittel. Ein Japaner, der bey den Holländern auf Amboina in Diensten stand, machte sich durch eine unschickliche Neugierde verdächtig. Man zog ihn in Verhaft, und er gestand,

daß

daß er mit den Soldaten seiner Nation sich verbunden hätte, den Engländern die Festung in die Hände zu spielen. Auf sein Geständniß nun, und auf das einmüthige Aussagen seiner Kameraden, legte man die Urheber dieser Verschwörung in Ketten, und ein schimpflicher Tod machte ihrem Leben ein Ende. So lautet zwar die Erzählung der Holländer, allein andere triftige Gründe haben diesen auf Amboina geschehenen Vorfall so verdächtig gemacht, daß man ihn nie anders als die Würkung der gränzenlosen Habsucht und des schwarzen Geistes der Holländer angesehen hat.

Das Ministerium Jakobs I und die Nation merkten damals die Beschimpfung nicht, die ihrem Namen im Orient widerfuhr; wichtigere Angelegenheiten brachten Indien ganz in Vergessenheit, und die unterdrückte und muthlose Gesellschaft war in dem Zeitpunkt des schrecklichen Todes Karls I. auf nichts herabgesunken. Endlich kündigte Kromwell Holland den Krieg an; die Engländer siegten und der Protektor schrieb Gesetze vor, that aber übrigens für Indien nicht, was er hätte thun können. Er begnügte sich damit, die Freyheit der englischen Handlung dahin sicher zu stellen, die Ermordung zu Amboina für ungerecht erklären zu lassen, und die Schadloshaltung für die Erben der unglücklichen Schlachtopfer dieser abscheulichen That auszumachen. Die Kastelle, welche die Holländer der Nation weggenommen hatten, wurden gar nicht erwähnt; die Wiedererstattung der Insel Pooleron wurde zwar ausgemacht, aber die Besitzer derselben hatten den, der von englischer Seite die Unterhandlung besorgte, bestochen, und dieser Artikel ward also nie vollzogen. Ohngeachtet dieser Vernachlässigung, wuchs das Vermögen und der Muth der

Gesellschaft nach Erneurung ihres Privilegiums, und das Glück, das sie in Europa hatte, folgte ihr in Asien. Sie fieng mit gutem Fortgang den Handel im persischen Meerbusen wieder an, zu dem sie sich ehedem den Weg folgendermaaßen gebahnt hatte.

Persischer Handel.

Als die Engländer mit Nachtheil gegen die Holländer auf den Molukken kämpften, wurden sie zugleich von den Portugiesen auf der malabarischen Küste angegriffen. Der Ruf ihrer Siege gegen eine Nation, die bis dahin von den Morgenländern für unüberwindlich gehalten worden, drang bis nach Persien, wo damals Abas I, der Große genannt, herrschte. Dieser war schon gegen die Portugiesen erbittert, weil sie den Persern nicht gestatteten, an andern Orten, als in ihren Waarenlagern, Waaren zu kaufen. Er vereinigte seine Landmacht mit der Seemacht der Engländer, um Hormuz zu belagern. Beyde Nationen eroberten diesen Ort im Jahr 1622, theilten den unermeßlichen Raub desselben unter sich, und zerstörten ihn von Grund aus.

Bandar-abaßi.

Drey oder vier Meilen von da im festen Lande hinein lag ein Hafen, bis dahin Gombron, nachher aber Bandar-abaßi genannt. Der Vortheil, den dieser Ort hatte, daß er am Eingange des Meerbusens lag, bewog den persischen Monarchen, ihn, ohngeachtet seiner ungesunden Lage, zur Niederlage des Handels zu machen, den er nach Indien zu treiben gedachte. Die Engländer sollten mit Theil dran nehmen, und man ertheilte ihnen eine ewige Befreyung aller Abgaben, sammt der Hälfte der Einkünfte von allen Zöllen, unter der Bedingung, daß sie beständig wenigstens zwey Kriegsschiffe in dem Meerbusen halten sollten.

Bandar-abaßi ward also itzt eine blühende Stadt; die Engländer brachten dahin Gewürze, Pfeffer, den Zucker aus Orient, das Eisen und Bley aus Europa, imgleichen auch Tücher, die Persien vorher von ihrer türkischen Gesellschaft erhielt. Gegen die Waaren, die man nach Persien brachte, gab dieses Land Korduan, Schagrin, goldene Brokate, Teppiche, Türkisse, Wolle aus Karannanien, Ziegenhaar, und tausend andre Dinge, wovon einige in Indien verkauft, andre aber nach Europa gebracht wurden.

Die Holländer bemühen sich um die Mitwerbung des persischen Handels.

Obgleich die Holländer den Handel des ganzen östlichen Theils von Asien in Händen hatten, so bemühten sie sich doch um die Mitwerbung dieses Handels. Anfangs waren sie gezwungen, ihre Ladungen in die Niederlagen des Landesherrn abzulegen, der ihnen Landeswaaren dagegen gab. Der Preis ihrer Waaren ward so tief herunter gesetzt, und des Monarchen seine so sehr erhöht, daß sie ansehnlich verlohren, aber diese Bedrückung nahm während der bürgerlichen Kriege in England ein Ende. Sie schlossen mit dem Hofe zu Ispahan den Vergleich: daß die holländische Handlungsgesellschaft alle Jahr im Reiche für eine Million Gulden Waaren einführen könnte, welche bey der gänzlichen Freyheit von allen Abgaben, wo und an wen sie wollten, verkauft werden dürften, und wenn sie mehr brächte, so sollte sie für den Ueberschuß die gewöhnlichen Abgaben entrichten. Dagegen machte die Gesellschaft sich anheischig, alle Jahr von der Regierung sechshundert Ballen roher Seide, jeden zu zweyhundert und sechs und siebenzig Pfund, und den Ballen für fünf hundert und funfzig Gulden zu nehmen, welches noch einmal so viel war, als die Seide in ganz Persien galt. Aber sie hielt sich wegen dieses Verlustes mit den Privatpersonen schadlos. Die Wiederkunft der

Englän-

Engländer, hinter denen die Franzosen bald herkamen, machte, daß man sie nicht mehr so schonte. Endlich widerfuhren allen drey Nationen durch die tyrannische Regierung der einfältigen Beherrscher, verhaßte und verderbliche Bedrückungen, wodurch die Handlungsgeschäfte zu Bandar-abaßi immer mehr abnahmen, bis zuletzt die Aghwaner, eine wilde aus Kandahar, einem bergigten, Indien nach Norden gelegenen Lande, entsprungene Nation, dort allen Handel vernichteten. Sie kamen im Anfange dieses Jahrhunderts aus ihrem Vaterlande, verwüsteten Persien mit Feuer und Schwerdt, und brachten es endlich im Jahr 1722 gänzlich in ihre Knechtschaft.

Die Aghwaner zerstören den Handel dahin.

Da die Engländer den Untergang ihres Handels mit Persien von der Seite nach Indien zu sahen, so suchten sie ihm einen neuen Weg durch das kaspische Meer zu bahnen, dessen Ufer nicht so sehr als die übrige Monarchie verwüstet worden waren. Schon damals, als sie Archangel entdeckt hatten, wagten sie es, durch unermeßliche Lande Waaren nach Persien zu bringen, aber alle die wiederhohlten Versuche hatten einen so schlechten Erfolg, daß man nicht Lust bekam, sie zu erneuern.

Die englische, ostindische und türkische Gesellschaft hatten sich dem Handel mit Persien durch Rußland sehr widersetzt. Die vorher erzählten Begebenheiten schafften ihnen ihre Mitwerber vom Halse, und sie arbeiteten nun, jede auf ihrer Seite, mit neuem Fleiße, ihren Vortheil immer weiter zu treiben. Obgleich die ostindische Gesellschaft keine Mitwerber mehr hatte, so sah sie doch ihren Handel nach Persien bis auf den Verkauf von fünfhundert Ballen Wollenzeug, zwey tausend Centner Eisen und eben so viel Bley herunter gesetzt. Diese Punkte brachten ihr

ihr nur fünf- bis sechsmal hundert tausend Rupien ein, und sie entschloß sich also nach Bassora zu gehen, um dort die Vertriebe zu suchen, die sie zu Bandarabaßi nicht fand.

Bassora ist eine große, durch die Araber zur Zeit ihres größten Flors erbaute Stadt; sie liegt funfzehn Meilen unter dem Zusammenflusse des Tigris und Euphrats, und eben so weit von dem persischen Meerbusen, wo diese Flüsse sich in denselben ergießen. Der Hafen hieselbst, wo große und kleine Schiffe sichern Aufenthalt finden, ward eine berühmte Niederlage; die Waaren aus Europa kamen durch den Euphrat dahin, und die indischen und chinesischen Waaren über das Meer. Die Tyranney der Portugiesen, und die unaufhörlichen Unruhen zwischen den Arabern, Persern und Türken unterbrachen diesen Zusammenfluß. Die Türken sind endlich die ruhigen Besitzer dieses Orts geworden, sie haben sich das Unglück ihrer Nachbarn zu Nutze gemacht, um den Handel dahin zu locken, und Bassora ist itzt wieder zu seinem Glanze und seiner Wichtigkeit gelangt. Bassora.

Man kann die verschiedenen Waaren, die jährlich durch den Meerbusen nach Bassora kommen, im Durchschnitt etwa auf fünf Millionen Rupien *) ansetzen; hievon beträgt der Antheil der Engländer etwa

*) Die Rupie ist eine Münze, deren Werth sehr unbestimmt und sehr abwechselnd ist, theils nach den Orten, theils nach der Zeit, wann sie geschlagen sind. Ueberhaupt kann man annehmen, daß 6 Rupien 1 Pfund Sterl. ausmachen und dann machten diese Summen etwa 3,750,000 Thaler.

Der Engländer Antheil	900,000	—
Der Holländer —	600,000	—
Der Franzosen —	450,000	—

etwa 1,200,000, der Holländer 800,000 und der Franzosen 600,000, das Uebrige kömmt auf die Mohren, Banianen und Araber. Die Ladungen dieser Nationen bestehen in Reis, Zucker, Nesseltüchern von Bengala, in Gewürzen aus den Molukken, grober weißer und blauer Leinewand von der koromandelschen Küste, in Kardemom, Pfeffer, Sandelholz, in Brettern von Teckaholz aus Malabar, Gold- und Silberstoffen, in Turbans, Chelos, Indig von Surat, Perlen von Baharem und Kaffee von Mocha, in Eisen, Bley und europäischen Tüchern. Etliche nicht so wichtige Artikel kommen von verschiedenen Orten. Einige von diesen Produkten werden auf kleine arabische Fahrzeuge gebracht, die mehrsten aber kommen auf europäischen Schiffen, die dabey ansehnliche Fracht verdienen.

Vertrieb der hieher kommenden Produkte.

Es bieten sich drey Wege dar, um die Produkte, die zu Bassora ankommen, zu vertreiben. Die Hälfte geht durch Karavanen nach Persien, weil im ganzem Lande kein einziger schiffbarer Fluß ist. Andere dieser Waaren gehen durch Bagdad, durch Aleppo und durch alle zwischen liegende Städte, deren Kaufleute nach Bassora kommen, um da ihren Einkauf zu thun; und endlich ist ein anderer, aber nicht so beträchtlicher Ausweg durch die Wüste. Die nahe an Bassora wohnenden Araber gehen alle Jahr im Frühjahr nach Aleppo, um junge Kameele da zu verkaufen. Diesen vertraut man gemeiniglich für 200,000 Rupien *), die sie sehr wohlfeil hinzuschaffen übernehmen. Im Monat September kommen sie wieder, und bringen zur Zahlung allerley französische und nürnbergsche Waaren auf zwey oder dreyhundert Kameelen wieder zurück. Außer diesen Ausfuhren verbraucht

*) 150,000 Thaler.

braucht man in Bassora selbst viele von den einkommenden Waaren, besonders viel Kaffee.

In den neuern Zeiten hat Bassora eine Nebenbuhlerinn erhalten, die ihr furchtbar werden kann. Das ist Maskat, eine Stadt Arabiens, die auf der westlichen Küste des persischen Meerbusens liegt. Albuquerque bemächtigte sich ihrer im Jahr 1507, und suchte den dortigen Handel ganz in Hormuz zusammen zu bringen. Die Portugiesen bemühten sich zwar, nachdem sie Hormuz verlohren hatten, die Geschäfte wieder nach Maskat hinzulöcken, aber ihre Bemühungen waren fruchtlos, und die Seefahrer giengen alle nach Bandar-abaßi. Da endlich die Regierung zu Maskat, und in dem ganzen von dessen Iman beherrschten Gebiete, auf einen ordentlichen Fuß gesetzt wurde, so sind die Märkte daselbst gegen 1749 wieder besucht worden, und alles zeigt, daß sie noch immer mehr werden besucht werden. Maskat.

Die englische ostindische Gesellschaft hat niemals darauf gedacht, sich auf der Insel Baharem niederzulassen. Diese in dem persischen Meerbusen liegende Insel hat oft andere Herren gehabt, und nach dem Tode des großen Thamaskulikan, der sie wieder zum persischen Reiche gebracht hatte, verschaffte sich ein unternehmender Araber Mittel, sie zu bezwingen, und er beherrscht sie noch. Diese Insel ist besonders wegen ihrer Perlenfischerey berühmt, wovon das jährliche Einkommen auf anderthalb Millionen Rupien *) geschätzt wird. Die Insel Baharem.

Zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen ragt Arabien, eine der größten Halbinseln der be- Handel nach Arabien.

*) 1,125,000 Thaler.

bekannten Welt, hervor. Ehe die Portugiesen die Schifffahrt auf dem rothen Meere gehemmt hatten, waren die Araber die Unterhändler des ganzen Handels, der dieses Weges getrieben wurde. Aden, welches an dem mittäglichen Ende von Arabien am indischen Meere liegt, und das durch seine Lage manche Jahrhunderte hindurch einer der blühendsten Handelsplätze Asiens gewesen, war die Niederlage dieses Handels. Funfzehn Jahr, nachdem es dem großen Albuquerque widerstanden hatte, der es im Jahr 1513 zerstören wollte, unterwarf es sich den Türken, die nicht lange Meister davon blieben. Der König von Jemen, der das glückliche Arabien besitzt, vertrieb sie daraus, und zog alle Geschäfte nach Mocha, einer Rhede seiner Staaten, die bisher nur ein Dorf gewesen war.

Der Kaffee wird ein wichtiger Handelszweig.

Anfangs waren die Geschäfte hier nicht sehr beträchtlich, aber der Kaffee brachte bald nachher eine große Veränderung hervor. Der Kaffeebaum kömmt eigentlich von Oberäthiopien, wo er von undenklichen Zeiten bekannt gewesen ist, und noch itzt mit gutem Erfolg gebauet wird. Man glaubt, daß ein Molha, mit Namen Chadely, der erste gewesen, der den Kaffee gebraucht, um sich von einer beständigen Schläfrigkeit zu befreyen, die ihm nicht erlaubte, seine nächtlichen Gebete abzuwarten. Seine Dervischen ahmten ihm nach, ihnen folgten die Rechtsgelehrten, und endlich gieng er von den Ufern des rothen Meers nach Medina und Mekka, und durch die Pilgrimme in alle mahometanische Länder. In Konstantinopel wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kaffeehäuser verboten; allein diese Verordnung hat den Gebrauch des Kaffees nicht eingeschränkt, sondern vielleicht vermehrt. Um eben die Zeit wurden die Kaffeehäuser in London errichtet.

Diese

Diese Neuheit führte im Jahr 1652 ein Kaufmann Namens Eduard ein, der von der Levante zurück kam; sie fand bey den Engländern Beyfall, und ward bald von allen Nationen in Europa nachgeahmt.

Die Ausfuhr des Kaffees kann auf 12,550,000 Pfund am Gewicht gerechnet werden. Die europäischen Gesellschaften haben von diesem Ankauf einen Antheil von anderthalb Millionen, die Perser von viertehalb Millionen, die Flotte von Suez von siebentehalb Millionen, Hindostan, die Maldiven und die arabischen Kolonien an der afrikanischen Küste von 50,000 Pfund, die Landkaravanen von einer Million. Wenn man den Preis des Kaffees auf 14 Sous *) das Pfund ansetzt, welches der Mittelpreis ist, so muß die jährliche Ausfuhr desselben nach Arabien 8,785,000 französische Livres oder 3,660,411⅔ Rupien einbringen **). Dieß Geld bleibt dem Lande nicht, aber es setzt es in Stand, das zu bezahlen, was die ausländischen Handelsplätze von ihren Produkten in die Häfen Jedda und Mocha bringen. Mocha erhält von Abyßinien Schaafe, Elephanten, Biesam und Sklaven. Von der morgenländischen Küste von Afrika kömmt Geld, Sklaven, Bernstein, Elfenbein; aus dem persischen Meerbusen Datteln, Tabak, Korn; von Surat eine unermeßliche Menge grober Leinewand, wenig feine; von Bombay und Pondichery Eisen, Bley, Kupfer, das von Europa dahin gebracht ist; von Malabar Reis, Ingwer, Pfeffer, indischer Safran, Kayar, Kardemom und so gar Bretter; von den Maldiven Benzoe, Adlerholz, Pfeffer, den

*) 4 bis 4⅓ Groschen.

**) 2,318,263⅓ Thaler.

den sich diese Inseln durch den Tausch verschaffen; von Koromandel 4 bis 500 Ballen mehrentheils blauer Leinewand; der mehrste Theil dieser Waaren, die etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Rupien oder 6,100,000 Livres *) werth sind, wird im Lande verbraucht. Das Uebrige, zumal die Leinewand, wird in Abyßinien, zu Sokotora und auf der östlichen Küste von Asien verbreitet.

Ehedem hatten die europäischen Gesellschaften, die das ausschließende Privilegium haben, jenseit des Vorgebürges der guten Hoffnung zu handeln, Faktoren zu Mocha; allein als Kairo anfieng eben die Punkte dahin zu bringen, so war es nicht möglich, den Handel zugleich mit diesem Ort auszuhalten, und man ließ die Faktoreyen eingehen.

Jedda. Jedda ist ein Hafen, der in der Mitte des arabischen Meerbusens zwanzig Meilen von Mekka liegt. Surat schickt hieher alle Jahr drey Schiffe, die mit allerley Leinewand und halb baumwollnen Zeugen beladen sind, und deren Verkauf zehn Millionen Livres oder $4{,}166{,}166\frac{2}{3}$ Rupien **) beträgt. Auch kommen hieher zwey bis drey Schiffe aus Bengala, wovon eins den Franzosen, und die beyden andern den Engländern gehören, deren Ladungen man zusammen auf 7,200,000 Livres ***) oder drey Millionen Rupien schätzen kann. Diese Schiffe treffen hier die

*) Der französische Livre ist hier nach dem gewöhnlichen Fuß, auf welchen man die Rupie rechnet, zu hoch angenommen. An Rupien würde also diese Summe 1,875,000 Thaler, nach französischen Livres aber 1,609,722 Thaler 5 Groschen ausmachen.

**) $2{,}638{,}888\frac{7}{8}$ Thaler.

***) 1,900,000 Thaler.

die Flotte von Suez an, die gewöhnlich aus 14 bis 15 Schiffen besteht. Ihre Ladung besteht aus Getreide für das steinigte Arabien, Glas, Korallen und Bernstein. Im Februar reist sie wieder heim, und nimmt 6,500,000 Pfund Kaffee, und für sieben Millionen französischer Livres *) an Leinewand oder Zeugen mit.

Die von Surat und Bengala gekommenen Waaren, die die türkische Flotte nicht mitnimmt, werden zum Theil im Lande verbraucht, und ein noch größerer Theil wird durch die Karavanen, die alle Jahr nach Mekka gehen, aufgekauft.

Dieser Ort ist bey den Arabern von jeher in großen Ehren gehalten, weil sie glauben, er sey die Wohnung Abrahams gewesen, und Mahomets Politik machte ihn zum Mittelpunkt des größten Handels; denn er befahl, daß jeder, der seine Religion annähme, einmal in seinem Leben dahin reisen sollte, und daß jeder Pilgrimm, aus welchem Lande er auch seyn möchte, fünf Stücke baumwollene Leinewand kaufen und einweihen lassen sollte. Vordem betrug die Anzahl dieser Pilgrimme mehrere Millionen, aber itzt kommen ihrer nicht mehr als etwa 150,000 hin. Dieß sind mehrentheils Türken, und sie nehmen 750,000 Stück Leinwand mit, jedes zehn Ellen lang, ohne das zu rechnen, was verschiedene unter ihnen kaufen, um es wieder zu verkaufen. Das Geld dieser Pilgrimme, und das, was die Araber für ihren Kaffee gelöst haben, verliert sich nach Indien. Die Schiffe von Surat, Malabar, Koromandel, Bengala nehmen alle Jahr sechs Millionen Rupien **), und etwa für ein Achtel dieser Summe an

Mekka.

*) 1,847,222$\frac{1}{24}$ Thaler.

**) 4,500,000 Thaler.

Waaren mit. Die Engländer gewinnen hievon den ansehnlichsten Theil.

Das Glück, das sie in dem persischen und arabischen Meerbusen hatten, ermunterte sie, ihren Handel bis nach Malabar, auf der Küste von Koromandel bis nach China zu treiben. Sie versuchten im Jahr 1672 auch bis nach Japan zu gelangen, aber dieß schlug ihnen fehl. Demohngeachtet sah die Gesellschaft ihren Flor bis im Jahr 1682 wachsen. Zu dieser Zeit gewannen ihre Aktien zwey hundert und sechzig Prozent. Ob sie schon sehr ansehnliche Dividenden ausgetheilt hatte, so mußte ihr Kapital, sogar nach Bezahlung ihrer Schulden, die sich auf 500,000 Pfund Sterling beliefen, noch 1,500,000 Pfund Sterling betragen. Doch ward die Ausbreitung ihres Handels durch eine Eifersucht, die aus ihrem eignen Flor entsprang, gehemmt.

Zwistigkeiten und Schaden der Gesellschaft.

Handelsleute, die durch die Kenntnisse des Gewinnstes, den man in Indien machte, gereizt wurden, entschlossen sich dahin zu schiffen. Karl II verkaufte ihnen die Erlaubniß dazu, und zu gleicher Zeit nahm er von der Gesellschaft ansehnliche Summen, um ihr das Recht zu geben, diejenigen gerichtlich verfolgen zu dürfen, die Eingriffe in ihr Privilegium thaten. Diese Mitwerbung mußte nothwendig in die abscheulichsten Räubereyen ausarten. Jakob II that zwar diesem Unwesen Einhalt, aber es war nicht so leicht, die Sitten, aus denen es entsprungen war, zu ändern. Die im Jahr 1688 in England geschehene Staatsveränderung bewürkte für die Gesellschaft einen ansehnlichen Verlust, denn während dieser Feindseligkeiten nahmen die französischen Kaper Großbritannien 4,200 Kauffartheyschiffe, die man auf 30 Millionen Pfund Sterling *) rechnete, weg,

*) 180 Millionen Thaler.

weg, und in dieser Anzahl war der größte Theil der Schiffe begriffen, die aus Indien zurück kamen. Diesen Plünderungen folgte eine ökonomische Einrichtung, die den Untergang der Gesellschaft beschleunigen mußte. Die französischen Religionsflüchtlinge hatten den Lein- und Hanfbau nach Irrland und Schottland gebracht; um diesen neuen Arbeitszweig aufzumuntern, glaubte man, es sey nöthig den Gebrauch der indischen Leinewand zu verbieten, die Nesseltücher, und das, was man zum Handel nach Afrika brauchte, ausgenommen. Einem so unvermutheten und tödtlichen Streiche konnte ein erschöpfter Körper nicht widerstehen. Endlich entstanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Handel nach Indien ferner durch ein ausschließendes Privilegium begünstigt oder freygegeben werden sollte, welche endlich dahin entschieden ward: daß es Privatkaufleuten erlaubt seyn sollte, einzeln oder zusammen den Handel nach Indien zu treiben, oder das Recht dazu, wem sie wollten, aufzutragen. Sie traten zusammen und machten eine neue Gesellschaft. Die alte erhielt ebenfalls die Erlaubniß, ihre Rüstungen bis zum sehr nahen Verlauf ihres Privilegiums fortzusetzen, und England hatte itzt zwey ostindische Gesellschaften, wovon jede auf den Untergang der andern bedacht war. Endlich kamen beyde Gesellschaften zum Vergleich und vereinigten im Jahr 1702 ihre Kapitalien. Von dieser Zeit an wurden ihre Geschäfte mit besserm Erfolg verwaltet.

Verlust der Gesellschaft auf Pulo-Kondor.

Einige übergehende Unglücksfälle störten ihr Glück. Die Engländer errichteten im Jahr 1702 ein Etablissement auf der von Kochinchina abhängenden Insel Pulo-Kondor. Eine übertriebene Strenge empörte sechzehn makaßarsche Soldaten, die einen Theil der Garnison ausmachten. Den 3ten März

 1705

1705 des Nachts steckten sie die Häuser des Kastells in Brand, und alle Europäer wurden von den Landeseingebornen ermordet. Dadurch verlor die Gesellschaft die Summen, die ihr diese Unternehmung gekostet hatte, die Kapitale, die in ihrer Faktorey lagen, mit sammt ihren Hoffnungen.

Und Sumatra.

Zu Sumatra hatten sie ähnliche Unfälle, nur nicht von so schrecklichen Folgen. Die Engländer ließen sich hier 1688 nieder, vertrieben die Holländer aus Bencoolen, einer beträchtlichen Stadt am östlichen Ufer, und legten einige Zeit nachher einige Meilen davon die Grundlage zu einer Festung an. Den Einwohnern verdroß dieß; bald lag das Kastell mit allen Gebäuden in der Asche, und die Engländer wurden gezwungen, sich mit allem, was sie mitnehmen konnten, zu Schiffe zu setzen. Allein aus Furcht, unter das Joch der Holländer wieder zu gerathen, rief man sie zurück, und sie erbauten nun ohne Hinderniß das Fort Marlborough, wo sie noch sind.

Kaum waren diese Unruhen beygelegt, so erhoben sich neue in Malabar und in andern Gegenden. Da sie alle aus dem Geiz der Beamten der Gesellschaft entsprangen, so wurden sie bald beygelegt. Im Jahr 1744 fiengen England und Frankreich einen Krieg mit einander an, in welchem die Franzosen ihrer Neigung, Eroberungen zu machen, treu blieben, die Engländer aber den Handel ihrer Feinde angriffen und zu Grunde richteten. Der Erfolg hat gewiesen, welche Nation der weisesten Richtung gefolgt ist, denn es ist gewiß, daß die Gesellschaft bey dem letzten Frieden alle Gewalt in Bengala an der Küste Koromandel und in Malabar besaß.

Koromandelscher Handel.

Wir verstehen hier die ganze Strecke zwischen dem Kap Komorin und dem Indus unter dem Namen

men Malabar, und begreifen auch die benachbarten Eylande darunter.

Die Maldiven machen eine lange Kette von Inseln aus, davon die nördlichsten hundert und funfzig Meilen von dem Vorgebürge Komorin entfernt sind. Sie sind itzt einem Despoten unterworfen, der seinen Hof zu Male hält, und der alle Gewalt den Pfaffen überlassen hat. Er ist der einzige Handelsmann in seinen Staaten. Solche Verwaltung sammt der Unfruchtbarkeit des Landes, das nichts als Kokusbäume hervorbringt, machen, daß der Handel dort nicht sehr beträchtlich seyn kann. Die Ausfuhr besteht bloß in Kauris, Fisch und Kayar.

Der Kayar ist die Rinde des Kokusbaums, aus welcher man Thaue macht; auf den Maldiven ist er am häufigsten und man bringt eine große Menge davon nach Ceylon. Der Fisch, in diesem Lande Komplemaße genannt, wird an der Sonne getrocknet und in Streifen in der Dicke und Länge eines Fingers geschnitten; Achem empfängt davon alle Jahr zwo Schiffsladungen gegen Geld und Benzoe. Das Geld bleibt auf den Maldiven, der Benzoe wird nach Mocha gegen dreyhundert Ballen Kaffee vertauscht, die auf diesen Inseln verbraucht werden. Kauris sind weiße glänzende Muscheln, die in der See gefischt werden. Die man im Lande zum Umlauf nicht braucht, werden in den Ganges gebracht; der Werth derselben beträgt etwa 300,000 Rupien. Ein Theil derselben zerstreut sich in Bengalen, wo man sie statt kleiner Münze braucht. Das Uebrige kaufen die Europäer und bezahlen das Pfund etwa mit sechs französischen Sous, verkaufen es wieder zu 12 bis 18, und in Guinea gilt es bis an 35.

Das Königreich Travankor war ehedem nicht wohlhabender als die Maldiven; in neuern Zeiten sind da Manufakturen von groben baumwollnen Zeugen entstanden. Es sind hier zwey europäische Niederlassungen; die Dänen haben eine zu Colesche, und die Engländer zu Anjengo.

Cochin war zu der Zeit beträchtlich, als die Portugiesen nach Indien kamen; nach der Zeit wurden sie von den Holländern vertrieben. Wenn die Handlung hier nicht blühend ist, muß man es dem Drükkungsgeist der Regierung zuschreiben.

Dieser schlimme Geist ist in Kalikut eben so sichtbar. Ganz Kalikut wird schlecht verwaltet, und die Hauptstadt noch schlechter. Sie hat weder Polizey noch Festungswerke, und ihr, durch eine Menge Auflagen beschwerter Handel, ist fast gänzlich in den Händen einiger Mohren.

Die Besitzungen des Hauses Kolastri, die in der Nachbarschaft von Kalikut liegen, sind nur durch eine französische Kolonie zu Mahe bekannt. Aus der englischen Kolonie zu Tellichery erhält die Gesellschaft jährlich etwa drey Millionen Pfund Pfeffer.

Malabar. Bis auf einige Herrschaften, die kaum genannt zu werden verdienen, machen die itzt genannten Staaten eigentlich das ganze Malabar aus. Man führt aus demselben Spezereyen und Gewürze aus. Die beträchtlichsten sind, Sandalholz, indischer Safran, Kardemom, Ingwer, unächter Zimmet und Pfeffer.

Der Sandal ist ein Baum von der Größe eines Nußbaums, dessen unbrauchbare Frucht den Kirschen nicht unähnlich ist. Sein Holz, das in Malabar vortrefflicher ist, als anderswo, wenn man

Kanara ausnimmt, wo noch besseres wächst, ist roth, gelb oder weiß. Aus beyden letztern Arten macht man ein Oel, womit man sich in Indien, China, Persien und der Türkey den Körper reibt. Man brennt es auch in kleinen Stücken in den Zimmern, die es mit einem süßen und heilsamen Geruch ausfüllt. Man verfertigt auch Kästchen daraus, die dem, was man hinein legt, einen angenehmen Duft mittheilen. Der rothe Sandal wird weniger geschätzt, und nur in der Arzeney gebraucht.

Die bittere Wurzel des indianischen Saffrans, den die Aerzte Curcuma nennen, hat man lange Zeit für öffnend gehalten, und man brauchte sie vormals wider die gelbe Sucht. Die Indianer gebrauchen sie gelb zu färben, und bereiten fast alle ihre Speisen damit zu.

Der Kardemom ist ein Saamenkorn, das man an die meisten indischen Ragouts thut. Er kömmt fort, ohne daß man ihn säe oder pflanze, man braucht nur nach der regnigten Jahrszeit das Kraut, das ihn hervorgebracht hat, anzuzünden. Oft vermischt man ihn mit der Areka und dem Betel, zuweilen käut man ihn nachher. Der kleine, den man am höchsten hält, wird im kananorschen Gebiete gefunden. In der Arzney dient er hauptsächlich die Verdauung zu befördern, und den Magen zu stärken.

Der Ingwer ist eine Pflanze, deren Wurzel weiß, zart und fast eben so beißend vom Geschmack ist, als der Pfeffer. Die Indianer bedienen sich dieses Gewürzes, um dem Reis seine natürliche Unschmackhaftigkeit zu benehmen.

Man findet unächten Zimmet, der in Europa unter dem Namen Cassa lignea bekannt ist, in Timor, Java und Mindanao; aber der auf der Küste

von

von Malabar hat bey weitem den Vorzug. Wäre er ein wenig dünner, und seine Stäbe etwas länger, so würde man ihn schwerlich von dem ächten unterscheiden. Man muß ihn nur in größerer Menge gebrauchen, so thut er eben die Würkung. Sein Oel hat denselbigen Geruch, denselbigen Geschmack, ist aber nicht so klar. Da die Holländer keine Hoffnung sahen, daß sie die in den Wäldern zerstreuten Bäume, die ihn hervorbringen, ausrotten würden, so verlangten sie von den dortigen Landesfürsten, sie sollten sich des Rechts diesen Baum abzuschälen begeben. Diese Verbindlichkeit, die nie recht erfüllt worden, wird es noch weniger, seitdem die Macht, die sie aufgelegt hatte, geschwächt ist, und den Preis des ceylonschen Zimmets erhöhet hat. Der malabarsche macht heut zu Tage einen Artikel von 200,000 Pfund aus; der kleinste Theil davon geht nach Europa, wo er von betrüglichen Kaufleuten für ächt verkauft wird. Das Uebrige wird in Indien vertrieben, wo das Pfund zu 20 bis 25 Sous *) verkauft wird, ob er gleich nur 6 gekostet hat. Diesen Handel haben die englischen Privatkaufleute gänzlich in Händen.

Das Holz des Pfefferbaums ist dem Rebenholze vollkommen ähnlich. Aus den weißen Blüthen kommen kleine Trauben, wie auf den Johannisbeerstauden hervor, wovon jede 20 bis 30 Pfefferkörner enthält. Es wächst dieser Baum auf den Inseln Java, Sumatra, Ceylon, insbesondere aber auf der Küste von Malabar. Die Ausfuhr des Pfeffers, die vormals gänzlich in der Portugiesen Händen war, und worinn sich gegenwärtig die Holländer, Engländer und Franzosen theilen, kann in Mala-

*) 6⅓ bis 8 Groschen.

Malabar auf 10 Millionen Pfund steigen. Das Pfund zu 10 Sous, ist dieß ein Artikel von 5 Millionen Livres *). Es gehen für die Hälfte dieser Summen andre Produkte aus dem Lande. Vermöge dieses Absatzes kann es den Reis bezahlen, den es vom Ganges und Kanara zieht, die groben Kattune, die ihm Mayssour und Bengala liefern, nebst verschiedenen Waaren, womit es aus Europa versehen wird. Die Berichtigung in baarem Gelde ist wenig oder nichts.

Kanara, eine an das eigentlich sogenannte Malabar angränzende Gegend, besaß ehedem mehr Reichthümer, ist itzt aber sehr verfallen, seitdem sie unter die Bothmäßigkeit des Hyder Ali Kan gefallen ist. Die Portugiesen haben da noch ein Waarenlager, welches allein Goa ernährt. Kanara.

Goa war durch den Handel einer der berühmtesten Märkte des Erdbodens, und der Mittelpunkt der Reichthümer Indiens geworden; itzt hat es nur die kleine Insel behalten, worauf es liegt, und die beyden Halbinseln, die seinen Hafen bilden. Zwey Fregatten, die es noch auszurüsten im Stande ist, sichern seine Verbindung mit Makao, Diu, und Mozambique, die Denkmäler seiner alten Größe. Goa.

Makao schickt dieser Stadt alle Jahr zwey kleine mit Porcelan und andern Waaren beladene Schiffe, die größtentheils chinesischen Kaufleuten gehören. Diese Schiffe nehmen Rückladungen von suratischer Baumwolle, und von dem Vorrath Gewürz ein, welchen die in Süden kreuzende Fregatte hat zusammen bringen können. Die andre, die nordwärts geht, bringt einen Theil der chinesischen Makao.

Ladung

*) 1,319,444 Thaler 10⅔ Groschen.

Ladung nach Surat, nimmt dort etwas Kattun und seegelt nach Diu, um dort die Ladung voll zu machen.

Diu. Diu ward ehedem für den Schlüssel von Indien angesehen; kaum hatten die Portugiesen es erobert, so ward sein Hafen der Mittelpunkt des ganzen reichen Handels von Guzarat. Im Jahr 1670 ward er durch die Araber von Maskat in der Nacht erobert; allein diese wurden wieder von Sklaven, welchen man die Freyheit versprochen hatte, überfallen, und die nicht niedergemetzelt wurden, flohen mit ihrer Beute davon. Stolz, Tyranney und Bedrückungen haben Diu verhindert, sich von diesem Unglück wieder zu erholen. Mozambique ist nicht glücklicher gewesen.

Mozambique. Anstatt daß die Europäer, welche diese Insel den Arabern im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wegnahmen, hier einen beträchtlichen Handel mit den Afrikanern anlegen könnten, begnügen sie sich, durch verhaßte Mittel etwas Elfenbein, Gold und einige Sklaven von ihnen zu erpressen. Ein aus Europa kommendes Schiff ladet diese geringen Artikel auf, um sie nach Goa zu bringen. Dort bringt es von dem Ausschuß der Waaren aus China, Guzarat und den englischen Faktoreyen eine Ladung zusammen, die es zu Mozambik in Brasilien und zu Hause vertheilt.

Vor ungefähr hundert Jahren fieng an der nördlichen Küste von Goa eine Macht an, sich zu erheben, dessen Stifter, Konagi Angria, anfangs als Soldat unter einem unabhängigen Statthalter diente. Unter Angria's Anführung ward dieser Statthalter von seinen Soldaten ermordet und Angria selbst fieng nun an, Seeräubereyen zu treiben, wodurch er und seine Nachfolger den Europäern großen Schaden zufügten. Die Engländer sowohl

als

als die Holländer suchten im Jahr 1722 und 1724 dieß Raubnest zu zerstören, aber beyde Unternehmungen liefen unglücklich ab. Endlich eroberten die Engländer den größten Theil dieser Häfen und Festungen im Jahr 1755 mit Hülfe der Maratten, denen die Angrias einen Tribut verweigerten, welchen sie lange Zeit bezahlt hatten. Geriah, die Hauptstadt, unterlag im folgenden Jahre, und die Uebergabe derselben vernichtete auf ewig diesen räuberischen Staat, aber zum Unglück vermehrten die Trümmern desselben die Macht der Maratten, die schon gar zu furchtbar war.

Dieß Volk, das lange Zeit nichts als seine Gebürge besaß, hat heut zu Tage das weite Land zwischen Surat und Goa in Besitz, und bedrohet diese beyden Städte mit gleicher Gefahr. Den Raubgeist, den es in die Gegenden bringt, die es nur durchstreift, verliert es in den Provinzen, die es erobert hat, und man kann voraus sagen, daß Bassaim Chaul und andre durch portugiesische Tyranney unterdrückte Oerter wieder etwas werden, wenn die Maratten sie besetzen. Das Schicksal von Surat ist aber noch wichtiger.

Surat.

Diese Stadt war lange Zeit der einzige Hafen, durch welchen das mogolische Reich seine Manufakturen auswärts verfuhr und fremde Waaren empfieng. Um sie im Zaum zu halten und zu vertheidigen, baute man eine Citadelle, deren Commandant keine Gewalt über den in der Stadt selbst hatte. Da die Meere Indiens mit Seeräubern besetzt waren, die die Schiffe auffiengen, so gab dieser Umstand Gelegenheit zu einer dritten Macht. Der Großmogol erwählte den Anführer einer Kolonie von Kaffern zu seinem Admiral, der den Fortgang

gang dieser Räubereyen verhindern sollte, und wies ihm drey Lack Rupien *) zum jährlichen Gehalt an. Als er diese Summe nicht pünktlich bezahlt erhielt, so bemächtigte er sich des Schlosses und plagte von hieraus die Stadt. Die Maratten, denen man schon lange den dritten Theil der Auflagen bezahlt hatte, damit sie nicht den Handel im Innern des Landes stören möchten, nahmen diesen Zeitpunkt der Unordnung wahr, und näherten sich mit einer ansehnlichen Macht der Stadt, in Hoffnung, eine oder die andre Parthey würde ihnen die Thore öffnen. Der Handel rief im Jahr 1759 die Engländer um Beystand an, und half ihnen, sich des Kastells zu bemächtigen. Der Hof von Delhy bestätigte sie, dasselbe zu bewahren, auch in der Stelle eines Admirals, sammt den mit beyden Aemtern verknüpften Einkünften. Diese Veränderung hat die Ruhe in Surat wieder hergestellt, und Bombay, von wannen sie war bewerkstelligt worden, hat einen neuen Grad von Ansehen, Reichthum und Gewalt erlangt.

Bombay. Die Portugiesen, die sich kurz nach ihrer Ankunft in Indien dieses kleinen Eylandes bemächtiget, gaben es im Jahr 1662 der Infantinn von Portugall, die den König von England Karl II heyrathete, zur Mitgift. Dieser Prinz trat es der Gesellschaft ab, die es wegen der so sehr ungesunden Lage in langer Zeit nicht blühend zu machen vermochte. Mit der Zeit wurden die Ursachen des Untergangs weggeräumt, daß der Ort etwas gesünder ward, und die Bevölkerung nahm zu. Man rechnet itzt 50,000 Indianer, die auf der Insel gebohren sind, wovon einige sich mit dem Reisbau, noch

*) Eine Lack Rupien sind 100,000 Rupien, und diese Summe macht etwa 225,000 Thaler.

noch mehrere mit Wartung der Kokusbäume beschäftigen; die übrigen werden zur Schifffahrt und andern nützlichen Arbeiten gebraucht. Itzt hat ihn die Gesellschaft zur Niederlage ihres ganzen Handels nach Malabar, Surat und in den persischen und arabischen Meerbusen gemacht. Es wohnen hier einige englische Kaufleute, verschiedene Banianen und auch viele Mohren. Der Arbeitstrieb und die Kapitalien so vieler Menschen, die nach Glück strebten, konnten nicht müßig bleiben. Man hohlte von Malabar Bauholz und Kayar, und die von Guzarat gekommenen Parsis *) bearbeiteten beydes. Die Matrosen des Landes lernten unter europäischen Befehlshabern die Schiffe führen. Surat giebt die Ladungen theils auf seine Rechnung, theils auf Rechnung der Kaufleute von Bombay her, und diese Ladungen sind immer unermeßlich reich. Die Speditionen der Gesellschaft insbesondere gehen nach den Faktoreyen, die sie von Surat bis nach dem Gebürge Komorin errichtet hat; ferner nach Bassora, nach Bandar-abaßi, und nach Sindi.

Ehedem begaben sich die aus Europa spedirten Schiffe nach dem Handelsplatz selbst, wo sie ihre Ladung finden sollten; allein seitdem die Gesellschaft, vermöge der Würde eines Admirals des Großmogols, eine Seemacht an der Küste halten muß, so halten sie zu Bombay an, weil die Gesellschaft den Vortheil hat, daß sie dort ohne Unkosten alle Waaren des Landes zusammen bringen kann. Es ist frey-

*) Parsi, Guebern oder Gauren sind Namen der in Persien und Indien noch übrigen alten Perser von Zoroasters Sekte, die das Feuer anbeten. Man braucht sie als Sklaven zu schlechten Arbeiten.

freylich immer die Frage, ob die Einkünfte, die mit dieser Würde verbunden sind, für die Unkosten die sie nach sich ziehen, hinreichen; indessen sind doch die Engländer dadurch in den Stand gesetzt, alle Europäer aus Malabar zu jagen, obgleich die Maratten, die ohnehin Gelegenheit haben ihnen auf vielerley Art zu schaden, dadurch aufs äußerste gegen sie erbittert worden.

Salset. Diese Barbaren haben den Portugiesen die Insel Salset weggenommen, die außerordentlich fruchtbar ist, und als die Kornkammer von Goa betrachtet ward. Von Bombay ist sie nur durch einen engen und seichten Kanal getrennt, und die Maratten glauben, daß sie Bombay zerstören können, ohne es einmal anzugreifen, wenn sie ihm nur die Zufuhr der Lebensmittel von Salset abschlagen, und verhindern, daß sie keine vom festen Lande bekommen können. Sie vermehren, seitdem man ihnen alle Häfen des Angrias eingeräumt hat, ihr Seewesen täglich, und die Holländer dürfen nicht ohne Pässe von ihnen seegeln, die sie sich sehr theuer bezahlen lassen. Ihr Ehrgeiz wird mit ihrer Macht zunehmen, und mit der Zeit müssen sich ihre Forderungen mit den Forderungen der Engländer nothwendig kreuzen, und zwischen beyden möchte endlich ein offenbarer Krieg unvermeidlich seyn. Auf den Küsten von Koromandel und Orixa ist dieß Unglück nicht so sehr zu fürchten.

Koromandel. Diese beyden Gegenden werden zwar immer von einander unterschieden, indessen da der Handel dort auf einerley Art getrieben wird, so werden wir sie beyde unter dem Namen Koromandel begreifen. Die ersten Europäer, die nach Indien seegelten, würdigten diese Gegend keiner Aufmerksamkeit, weil sie daselbst keine Spezereyen und Gewürze fanden,

und weil die bürgerlichen Unruhen Sicherheit und Industrie daraus verbannt hatten. Nach und nach aber gab der Geschmack, den man an den koromandelschen Manufakturen fand, den europäischen Nationen den Entschluß ein, sich hier niederzulassen. Die ersten Kolonien wurden am Ufer des Meers angelegt, und bekamen ein sehr eingeschränktes Gebiet. Mit der Zeit aber vermehrte sich die Anzahl der Kolonisten, und jede Kolonie sah ihren Flor nach Verhältniß der Reichthümer und der Einsicht der Nation wachsen, die sie gegründet hatte.

Keine der Gesellschaften, die ein ausschließendes Privilegium hatten, jenseits des Vorgebürges der guten Hoffnung zu handeln, unternahm den Demanthandel, sondern er wurde immer den Privathandelsleuten überlassen; heut zu Tage ist er ohnehin von wenigem Belange. Alle Handlungsspekulationen auf der Küste von Koromandel betreffen den Einkauf der baumwollenen Leinewand. Der auswärtige Handel hieselbst ist nicht in den Händen der Landeseingebohrnen; nur in dem westlichen Theile machen Mahometaner Speditionen nach der östlichen Küste. Außer den ziemlich beträchtlichen Fahrzeugen, die sie auf diesen Reisen gebrauchen, haben sie geringere zum Küstenfahren nach Ceylon und zur Perlenfischerey. Die Indianer zu Masulipatnam lassen von Bengalen weiße Leinewand kommen, die sie färben oder drucken, und diese verkaufen sie mit einem Profit von 35 bis 40 Prozent an den Orten selbst, wo sie sie hergeholt haben.

Außer diesem Verkehr, der sehr wenig zu bedeuten hat, sind alle Geschäfte in den Händen der Europäer. Man kann die Menge Leinewand, die man aus Koromandel für die verschiedenen Handelsplätze Indiens erhält, auf 3,500 Ballen schätzen.

Die Franzosen bringen 800 nach Malabar, nach Mocha und nach der Insel Frankreich; die Engländer 1,200 nach Bombay, nach Malabar, Sumatra und nach den Philippinen; die Holländer 1,500 nach ihren Besitzungen, und nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Außer 500 Ballen, die nach Manilla kommen, und jede tausend Rupien kosten, bestehen die andern aus so schlechten Waaren, daß sie auf der Stelle nicht über 300 Rupien zu stehen kommen; also macht die ganze Summe für die 3,500 Ballen nicht mehr als 1,400,000 Rupien.

Europa bekömmt aus Koromandel 9,500 Ballen: nämlich 800 durch die Dänen, 2,500 durch die Franzosen, 3,000 durch die Engländer und 3,200 durch die Holländer. Eins ins andre gerechnet, kostet jeder dieser Ballen 400 Rupien, das macht in allem eine Summe von 3,800,000 Rupien *), die sie den Werkstätten, aus welchen sie kommen, einbringen müssen.

Weder Europa noch Asien zahlt ganz mit Metallen. Wir liefern dagegen Tücher, Eisen, Bley, Kupfer, Korallen und andre minder wichtige Artikel. Asien liefert Gewürze, Pfeffer, Reis, Zucker, Getreide, Datteln. Alle diese Punkte zusammen belaufen sich etwa auf 2 Millionen Rupien; mithin empfängt Koromandel noch 3,200,000 Rupien an Gelde.

Die englischen Pflanzörter sind Madura.

England hat auf dieser Küste verschiedene Pflanzörter angelegt. Im Jahr 1757 machte es sich Meister von Madura, und der Nutzen dieser Besitzung besteht bloß darinn, daß die Einkünfte, die es daraus bekömmt, sich höher belaufen, als die Unkosten, die sie daran verwenden müssen.

Triche-

*) 2,825,000 Thaler.

Trichenapali ist ihnen weit wichtiger, ob es gleich von Grunde aus durch die grausamen Kriege, die es ausgehalten hat, ruinirt ist. Dieser starke Ort ist der Schlüssel zu Tanjaur, Mysore, Madura, und giebt ihnen einen großen Einfluß auf diese drey Lande. Trichenapali.

Um sich die Kommunikation mit dieser Festung zu versichern, nahmen sie im Jahr 1749 Dinikota weg, dessen Gebiet nur drey Meilen im Umkreis hat. Es giebt hier gar keine Manufakturen, sondern man bekömmt von hier nur einiges Holz und ein wenig Reis. Diese Faktorey kostet 16 bis 17,000 Rupien, welches alles wegnimmt, was sie einbringen kann.

Im Jahr 1686 kauften die Engländer Goodelure *) von einem indischen Fürsten für 90,000 Pagoden **). Es haben sich hier drey Vorstädte erhoben, die mit der Stadt und Festung St. David, die von den Engländern am Ufer des indischen Weltmeers erbaut ward, sechzig tausend Menschen enthalten; diese beschäftigen sich damit, daß sie die Leinewand, welche vom Lande herkömmt, blau färben oder malen, und, für mehr als 600,000 †) Rupien, der schönsten Kanevas verfertigen. Ein Einkommen von mehr als 60,000 ††) Rupien deckt alle Ausgaben, die diese Kolonie verursachen möchte. Goodelure.

Masulipatnam gerieth im Jahr 1759 aus den Händen der Franzosen in die Hände der Engländer. Es wird hier nur wenig Leinewand verkauft, die Masulipatnam.

 keine

*) Tagepatnam.

**) Die Pagode zu 3½ Rupien, thut dieß 236,250 Thaler.

†) 450,000 Thaler.

††) 45,000 Thaler.

keine beträchtliche Ausfuhr machen kann. Die neuen Besitzer betrachten diesen Ort nicht so wohl als einen Markt, wo sie viel kaufen, sondern, wo sie viel verkaufen können. Vermittelst der Karavanen, die sehr weit herkommen, um sich mit Salz zu versehen, und durch ihre Bekanntschaft, die sie im Innern des Landes errichtet haben, hat es ihnen geglückt, ihre Tücher in den entferntesten Gegenden von Dekan einzuführen. Hiezu kömmt noch, daß sie aus dem Verkauf des Salzes und aus dem Ertrag der Zölle 550,000 Rupien *) lösen, wovon 250,000 **) zu den jährlichen Unkosten der Besizzung gebraucht werden.

Visigapatnam. Visigapatnam ist eine kleine Stadt, fast ohne alles Gebiet, die keine 4,000 Einwohner hat. Ihre Lage zwischen Masulipatnam und Ganjam zieht in ihre Mauren alle schöne Leinewand aus diesem Theil von Orixa. Sie bestehet in 5 bis 600 Ballen, deren Preis aus der ersten Hand sich auf 200,000 Rupien ***) belaufen muß.

Madras. Die Waaren, die man aus allen diesen Orten und aus einigen geringen Faktoreyen bekömmt, werden nach Madras, dem Mittelpunkt aller Geschäfte, die die Nation an der Küste von Koromandel treibt, geschafft. Diese Stadt wurde vor etwa hundert Jahren von Wilhelm Langhorne im Lande Arkat am Ufer des Meers erbaut; sie ist in drey Abtheilungen getheilt, wovon die eine unter dem Namen des Forts St. Georg oder der weißen Stadt, die andre der schwarzen Stadt, bekannt ist; die dritte ist eine Vorstadt. Außer diesen Abtheilungen

gen

*) 412,500 Thaler.
**) 187,500 Thaler.
***) 150,000 Thaler.

gen sind nicht weit von Madras zwey sehr große und sehr bewohnte Dörfer. Das ganze Gebiet enthält etwa 250,000 Einwohner, unter welchen kein einziger Leinweber ist. Etwa 15,000 beschäftigen sich damit, Zitze und Leinewand zu malen, und ohngefähr 40,000 verfertigen von Glas und Korallen allerley Putzsachen für Frauenzimmer. Andre verrichten allerley Arbeiten, die von einer großen Niederlage unzertrennlich sind, und die ansehnlichsten leihen den englischen Kaufleuten Geld. Ohne den Profit, den die Engländer an der Leinewand, die sie aus dieser Stadt ziehen, an den Tüchern und andern Waaren, die sie hier verkaufen, machen, bringen ihnen die Zölle, die Auflagen auf den Tabak und andere Artikel ein Einkommen von 500,000 Rupien *) zuwege. Die Fortdauer dieser Vortheile wird von einer Besatzung von 1,000 Europäern und 15 bis 1800 Seapoys gesichert.

Dieß ist die Verfassung der ostindischen Gesellschaft auf der Küste von Koromandel, bloß als Handelskörper betrachtet. So lange, bis ihr aller Vorschuß ersetzt worden, den sie gethan hat, um den itzigen Fürsten auf den Thron zu setzen, soll sie die Einkünfte dieses Landes ziehen, die nach Abzug aller möglichen Unkosten reine 1,100,000 Rupien **) betragen.

Die Engländer haben seit einiger Zeit mit dem Subah von Dekan eine Unterhandlung angefangen, daß man ihnen die vier Cerkars oder Provinzen nach Norden hin abtreten möchte, die die Franzosen besessen hatten. Gelingt ihnen dieß, wie es sich wahrscheinlich vermuthen läßt, so werden sie Koroman-

*) 375,000 Thaler.
**) 825,000 Thaler.

del so in ihre Fesseln bekommen, wie sie itzt Bengalen haben.

Bengala. Bengalen ist ein sehr weitläuftiges Reich, das bald weitere bald engere Gränzen, bald glückliche bald unglückliche Perioden gehabt. Seit 1595 hat es immer unter der Herrschaft des Großmogols gestanden. Der Statthalter, der es regieren sollte, hielt anfangs seinen Hofstaat zu Raja-Mahel, in der Folge verlegte er ihn nach Daca; seit 1718 ist er zu Moraudabad, einen großen im Lande hinein gelegenen Stadt, zwo Meilen von Kaßimbuzar. Lange Zeit bekleideten die Söhne der Großmogols diesen wichtigen Posten, aber man ward mit der Zeit genöthigt, ihn Leuten von geringerm Ansehen und mehrerer Ergebenheit anzuvertrauen. Aber auch diese neuen Statthalter zeigten sich so unordentlich in ihren Verrichtungen, daß, da der Kaiser nicht im Stande war, den Maratten das zu bezahlen, was er ihnen schuldig war, er diesem Volke im Jahr 1740 erlaubte, selbst nach Bengalen zu gehen und es zu hohlen. Diese Barbaren kamen, 200,000 Mann stark, in drey Heere getheilt, verheerten dieß schöne Land zehn Jahr, und verließen es nicht eher, bis man ihnen unermeßliche Summen bezahlt hatte.

Bey allen diesen Unruhen ist die in ganz Indien eingeführte despotische Regierung in Bengalen geblieben, ausgenommen in Bisnapore, einem kleinen etwa 160 Meilen großen Ländchen, das sich bey seiner Unabhängigkeit erhalten hat, und seit undenklichen Zeiten von einer braminischen Familie aus dem Stamme Raazput regiert wird. Man findet hier noch die Reinigkeit und Billigkeit der ältesten Bewohner Indiens. Freyheit und Eigenthum sind hier heilig, man hört so wenig von Privat- als öffentlichem Diebstahl, und die Fremden

wer-

werden gastfrey aufgenommen. Die Einwohner sind so entfernt davon, sich einander zu schaden, daß derjenige, der etwas von Werth findet, es an den ersten besten Baum hängt, und die nächste Wache davon benachrichtiget, die es bey Trommelschlag öffentlich bekannt macht.

Obgleich das übrige Bengalen von einer solchen Glückseligkeit weit entfernt ist, so ist doch diese ganze Provinz nichts desto weniger die reichste und bevölkertste im ganzen Reich. Außer ihrer Konsumtion, die nothwendig beträchtlich ist, ist die Ausfuhr unermeßlich. Die wichtigsten dieser Artikel sind Salpeter und vorzüglich Kattune. Ein Theil dieser Waaren geht weiter ins Land hinein. Nach Thibet wird Kattun gebracht, imgleichen Eisen und Tücher, die aus Europa kommen; die Einwohner von Thibet hohlen sich diese Waaren selbst von Patna, und bezahlen sie mit Rhabarber und Biesam.

Der Handel mit Thibet ist nichts gegen denjenigen, den Bengala mit Agra, Delhi und den umliegenden Provinzen treibt. Die dahin kommenden Artikel beliefen sich ehedem alle Jahr auf 17 bis 18 Millionen Rupien*); doch ist itzt diese Ausfuhr nicht mehr so stark.

Der Seehandel von Bengalen, in so fern ihn die Landeseingebohrnen treiben, hat keine Abnahme gelitten; aber er war auch nicht so beträchtlich. Der nach Katek ist der beträchtlichste. Die Maratten setzten sich hier im Jahre 1744 fest. Man bringt von hier Kattune, Reis, Pfeffer und Seidenwaaren nach den Maldiven, und tauscht diese Artikel gegen Kauris ein, die in Bengalen als Münze gebraucht, und an die Europäer verkauft werden. Katek.

G 5 Die

*) 12,750,000 Thaler, bis 13,500,000 Thaler.

Die Einwohner von Katek und einige andere Völker des Nieder-Ganges haben beträchtliche Verbindungen mit Azem. Dieß Land hat viel reiche Metallgruben aber kein Salz. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wird ihnen dieser Artikel aus Bengala geliefert, und man kann die jährliche Ausfuhr desselben wohl zwey Millionen Rupien *) schätzen, woran 200 Prozent gewonnen werden. Zur Bezahlung bekömmt man etwas Gold und Silber, Elfenbein, Biesam, Adlerholz, Lackgummi und hauptsächlich Seide.

Azem.

Außer diesen beyden Zweigen der Schifffahrt die aus besondern Ursachen den Eingebohrnen des Landes vorbehalten worden, gehören alle andre vom Ganges nach den verschiedenen Handelsplätzen Indiens abgefertigte Fahrzeuge den Europäern, und werden zu Pegu gebaut.

Pegu.

Pegu liegt am bengalischen Meerbusen zwischen Arrakan und Siam: der einzige für die Fremden offene Hafen hieselbst ist Syriam; er wird indessen nur von den auf der Küste Koromandel und Bengalen wohnenden Europäern besucht, die das Bedürfniß, ihre Schiffe zu bauen und zu bessern, hieher zwingt. Eisen und Tauwerk ausgenommen, findet man hier alle nöthige Materialien dazu um einen mäßigen Preis; und daher ist Syriam der allgemeine Werft aller Schiffe, die von einem Hafen Indiens zum andern seegeln.

Ein ansehnlicher Handelszweig, den die bengalischen Europäer mit dem übrigen Indien treiben, ist das Opium. Dieß ist der Saft einer Pflanze, die man Mohn nennt, der, nachdem er gesammlet worden, mit Wasser oder Honig geknetet und in kleine

*) 1,500,000 Thaler.

kleine Kuchen formirt wird. In Patna, das am Ober-Ganges liegt, wird dieß Produkt am häufigsten gebaut. Außer dem Opium, das ins Land hinein geht, werden jährlich zur See 3 bis 4000 Kisten, jede zu 300 Pfund, ausgeführt; der Kasten kostet zur Stelle 200 bis 300 Rupien *). Ehedem trieb die holländische Gesellschaft selbst diesen Handel in ihren Besitzungen, aber im Jahr 1743 überließ sie ihn einer besondern Gesellschaft in Batavia, die unermeßlichen Profit darauf macht. Die Küste der Malayen, und ein Theil der Insel Sumatra, wird mit Opium durch freye englische oder französische Kaufleute versehen; diese schicken auch Reis und Zucker nach Koromandel, imgleichen Reis nach Ceylon, Leinewand nach Malabar, und Seide nach Surat, auch spediren sie einige mit Reis, Lackgummi und Leinewand beladene Schiffe nach Bassora und Arabien. Der Handel des Ganges mit den andern Handelsplätzen Indiens schafft jährlich zwölf Millionen Rupien **) wieder nach Bengalen hinein.

Ob dieser Handel gleich durch die Hände der Europäer geht, und unter ihrer Flagge geführt wird, so ist er doch nicht gänzlich für ihre Rechnung, sondern die am Ufer des Ganges wohnenden Armenier und Indianer legen ansehnliche Kapitalien dazu an, die sie den Europäern gewöhnlich zu 9 Prozent leihen oder verschaffen. Diese Interessen werden noch höher, wenn man genöthigt ist, von den Scheiks zu borgen, welches eine mächtige indische Familie am Ganges ist, die seit langer Zeit wegen ihrer Reichthümer im Besitz der Hofbank, der Generalpacht, der Landeseinkünfte und des Münzwesens gewesen.

*) 150 bis 225 Thaler.

**) 9 Millionen Thaler.

wesen. Die europäischen Nationen sind nicht aufmerksam genug gewesen, sich vor ihren Schlingen zu hüten; doch haben die holländischen und französischen Kaufleute in ihren Schulden Maaße gehalten, aber die englische Gesellschaft war ihnen im Jahr 1755 an die zwölf Millionen Rupien schuldig.

Europäische Pflanzörter in Bengalen.

Die übrigen Pflanzörter der europäischen Nationen in Bengalen sind: Chatigam, ein Hafen an der Gränze von Arrakan, unweit der östlichen Mündung des Ganges, auf welchem sich die Portugiesen, die zuerst diese reiche Gegend besuchten, niederließen. Im Jahr 1603 ließen die Holländer sich auf Balasore nieder, und sie erhielten die Erlaubniß, sich an dem Fluß von Hugley zu befestigen. Kalkutta ist die Hauptniederlage der englischen Gesellschaft; diese Festung hat den Vortheil, daß die Fahrzeuge, die nach den europäischen Kolonien wollen, unter ihren Kanonen vorbeygehen müssen. Sechs Meilen hinauf liegt Friederich-Nagor, das 1756 durch die Dänen erbaut worden; diese Besitzung ist übrigens sehr unbeträchtlich. Drittehalb Meilen höher liegt Chandernagor, welches den Franzosen gehört; es werden hier viel Schnupftücher und Musseline verfertigt, allein mit Kalkutta kann dieser Ort dennoch nicht wetteifern. Eine Meile von hier liegt Chinchura, das unter dem Namen Hugley bekannter ist. Die Holländer haben hier bloß ein Kastell. Eine Viertelmeile höher liegt Bandel, wo ehedem die Portugiesen ihren Handelsplatz aufgeschlagen hatten. Die Europäer können das ganze Jahr hindurch in den Ganges kommen, ausgenommen in den Monaten October, November und December, wo unaufhörliche Orkane den bengalischen Meerbusen unschiffbar machen. Vorzeiten ließen sie sich durch Lootsen ihrer Nation hinaufbringen,

bringen, aber das Beyspiel des Admirals Watson, der 1757 mit einem Schiffe von 70 Kanonen bis Chandernagor hinauf seegelte, kann verursachen, daß man mehr Zeit und Unkosten ersparet.

Um die Waaren von den Orten selbst, wo sie gefunden werden, bis zu den Hauptorten jeder Gesellschaft zu schaffen, bedient man sich kleiner Flotten von 100 und mehr Fahrzeugen, die mit schwarzen oder weißen Soldaten einer jeden Nation bewaffnet sind, um den Nabobs und Rayas einer jeden Nation widerstehen zu können. Europa empfängt aus Bengalen Biesam, Lack, Borax, roth Holz, Pfeffer, Kauris und andre unbeträchtliche Artikel, die von andern Orten dahin kommen; die eigenen Produkte dieses Landes sind: Salpeter, Seide, seidne Zeuge, Nesseltücher und vielerley Arten von Leinewand.

Der Salpeter kömmt von Patna, wo das Pfund zur Stelle aufs höchste drey Sous *) kostet, ob er gleich wenigstens für 10 Sous **) wieder verkauft wird. Man kann alles, was die Gesellschaften zusammen von diesem Artikel zum Gebrauch ihrer Kolonien in Asien und Europa daher bekommen, auf 10 Millionen Pfund rechnen. Der allgemeine Markt der bengalischen Seide ist Kasimbusar, welches sich durch die Verarmung von Malda und Rajamat bereichert hat. Die hiesige unverarbeitete Seide ist schlecht gesponnen, und nimmt keinen Glanz beym Färben an. Europa verbraucht davon zu seinen Manufakturen etwa 3 bis 4000 Zentner, der auf der Stelle für 120 bis 130 Rupien ***) verkauft wird. Die größte Menge von Leinewand und Zwilliche, und zugleich

*) Nicht völlig 1 Groschen.

**) 3½ Groschen.

***) 90 bis 97½ Thaler.

zugleich auch die schönsten Sorten dieser Waare, verfertigt man in Daca.

Noch vor wenig Jahren belief sich der ganze Einkauf aller Waaren, den die europäischen Nationen in Bengalen machten, auf acht Millionen Rupien. Ihr Eisen, Bley, Kupfer, ihre wollene Zeuge und die Gewürze der Holländer deckten etwa den dritten Theil dieser Summe, das Uebrige ward mit Geld bezahlt. Seitdem die Engländer sich dieser reichen Gegend bemächtigt haben, hat sich die Ausfuhr vermehrt und der Empfang vermindert, weil die Eroberer eine größere Menge Waaren aufgekauft und in den Landeseinkünften Geld gefunden haben, sie zu bezahlen.

Um sowohl mit diesem großen Lande als auch mit den übrigen Besitzungen in Asien die nöthige Verbindung zu unterhalten, hat die englische Gesellschaft ein Ablager für die Schiffe zu St. Helena errichtet. Diese Insel, die etwa nur 28 Meilen im Umkreise hat, und zwischen Afrika und Amerika etwa in gleicher Weite von beyden Welttheilen liegt, ward anfangs zwar von den Holländern besetzt, aber diese wurden wieder von den Engländern daraus verjagt, die sich im Jahr 1673 darauf niederließen. Dieser Ort hat nicht nur ein herrliches Klima, sondern auch den fruchtbarsten Boden; die Schiffe, die von Indien nach Europa zurückkommen, landen hier mit vollkommener Sicherheit und ohne Mühe; aber die von Europa nach Indien können, widriger Winde und Ströme halber, hier keine sichere Zuflucht finden. Viele werfen am Vorgebürge der guten Hoffnung Anker, und die andern, besonders die, so nach Arabien und Malabar hin wollen, nehmen Erfrischungen auf den Inseln Comboro ein.

St. Helena.

Die-

Dieser Inseln, die in dem Kanal von Mozambik zwischen der Küste von Zanguebar und Madagaskar liegen, sind fünf an der Zahl. Die vornehmste derselben ist nicht bekannt; die Portugiesen, die sie bey ihrer ersten Unternehmung entdeckten, machten durch ihre Grausamkeiten den Namen der Europäer so verhaßt, daß alle diejenigen, die es gewagt haben, sich nachher darauf sehen zu lassen, entweder ermordet, oder übel aufgenommen wurden; daher hat man sie ganz aus dem Gesicht verlohren. Die Eylande Mayotta, Mosilla, Angazeja, werden eben so wenig besucht, weil ihnen schwer anzukommen, und der Ankergrund hier nicht sicher ist. Die Engländer ankern nur auf der Insel Johanna, wo die Natur mit allem ihrem Reichthum und ihrer ganzen Einfalt prangt. Ein arabischer Kaufmann landete hier etwa vor hundert Jahren durch einen besondern Zufall. Er hatte zu Mozambik einen portugiesischen Edelmann getödtet, warf sich auf einen Kahn, und ein Zufall führte ihn nach Johanna. Er wußte sich der Ueberlegenheit seiner Einsichten und des Beystandes einiger seiner Landesleute so wohl zu bedienen, daß er eine unumschränkte Gewalt an sich riß, die sein Enkel noch itzt beherrscht.

Die Inseln Comboro.

Die englische Gesellschaft beschäftigte sich nicht lange mit dem Handel, den man von einem Hafen Indiens in den andern treibt, sondern sie ermunterte dazu einzelne Kaufleute aus ihrer Nation, wodurch den englischen Kolonien bald Betrieb, Kraft und Ansehen verschafft ward. Anfangs hielt sie ein Seewesen, das aber zur Zeit des Protektorats zu Grunde gieng; von dieser Zeit an bedient sie sich Privatfahrzeuge, die sie, ganz ausgerüstet, von einzelnen Handelsleuten miethet, um die bestimmte Anzahl Tonnen

Zustand des Handels der englischen ostindischen Gesellschaft.

nen nach Indien und von da wieder her zu schaffen. Ihre Geschäfte wurden in den ersten Zeiten sehr eifrig und sehr glücklich betrieben, obgleich ihre Speditionen sehr verschieden waren. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist dieser Handel zu einer Festigkeit gelangt, und die Auktionen sind auf drey Millionen Pfund gestiegen. Sie würden, ohne die Fesseln, die man ihnen anlegt, noch höher gestiegen seyn, denn jedes Schiff, das aus Indien zurück kömmt, muß in einen englischen Hafen einlaufen, und dasjenige, das verbotene Waaren führt, ist gezwungen, sie nach den Hafen von London zu bringen. Die Zeuge, deren Gebrauch im Königreich untersagt ist, bezahlen $7\frac{1}{2}$ Prozent, wenn sie herausgehen, und die, deren Gebrauch erlaubt ist, bezahlen 15, um darinn zu bleiben. Die Auflagen auf den Thee sind immer unendlich stärker gewesen, sie haben sich beständig auf $23\frac{1}{1}\frac{7}{8}$ Prozent des Verkaufgeldes belaufen.

Man rechnet gewöhnlich, daß in Großbritannien 12 Millionen Pfund Thee verbraucht werden; das Pfund, welches im Orient nur 30 französische Sous kostet, wird gemeiniglich in den englischen Auktionen, die Accisen mitgerechnet, für 6 Livres 10 Sous verkauft; also kostet der Nation der Verbrauch dieses Krauts 72 Millionen Livres oder 3,200,000 Pfund Sterling. Nach dieser Berechnung müßten nun die Zölle 800,000 Pfund Sterling einbringen, aber wegen des Schleichhandels betragen sie nicht die Hälfte. Um diesen zu verringern, setzte die Regierung zwar die Auflage um einen Schilling aufs Pfund geringer an; allein dieß Mittel war nicht so würksam, als der Ankauf der Insel Man.

Die Insel Man.

Diese kleine unfruchtbare Insel, die unter einem kalten und immer mit dicken Nebeln bedeckten Himmelsstrich liegt, hat ihren Reichthum und Bevöl-

völkerung bloß ihrer Lage zu danken, vermöge welcher sie mit einer großen Leichtigkeit eine ungeheure Menge Waaren, ohne Abgaben zu bezahlen, auf den westlichen Küsten von England und Schottland, und an allen Küsten um ganz Irrland herum, absetzen konnte. Die öffentlichen Einkünfte in England und Irrland litten dadurch 300,000 Pfund Sterling Schaden. Das brittische Ministerium kaufte also die Gerichtsbarkeit der Zölle auf dieser Insel im Jahr 1764 für 70,000 Pfund Sterling und für eine Pension auf Irland an sich.

Damit dieser von der Insel Man verbannte Schleichhandel sich nicht nach den Inseln Feroe, die an Dännemark gehören, hinwenden möchte, so hat man die weisesten und strengsten Maaßregeln genommen. Der Staat, der vor dem letzten Kriege in Friedenszeiten nur 10,000 Matrosen hielt, unterhält itzt 16,000, die zu lebhaften Kreuzen gegen die Schleichhändler gebraucht werden. Die Inseln Feroe.

Der Thee und die andern Waaren, die aus Indien kommen, werden mit Gelde bezahlt. Die Regierung hat deswegen festgesetzt, daß jährlich nicht mehr als 300,000 Pfund fortgeschafft werden sollten. Man hat behauptet, daß die Gesellschaft in den Staat so viel Geld hinein brächte, als sie heraus schaffte, und die Regierung ward bewogen, dieß aufmerksam zu untersuchen. Man fand, daß vom Ende Decembers 1712, bis dahin 1717, nach Aussage der Zollregister, 2,336,135 Pfund nach Indien geschafft worden; aber da, nach allen Anzeigen, das heimlich abgeschickte Geld sich wenigstens auf die Hälfte belief, so glaubte man beydes zusammen auf 3,504,202 Pfund 10 Schilling Sterling setzen zu können. Die von der Gesellschaft verrichteten Einfuhren beliefen sich in eben dieser Zeit auf 3,335,928 Pfund 10 Schill. Hätte

dieß alles seine Richtigkeit, so würden die asiatischen Produkte, die England in 5 Jahren verbraucht hätte, nicht mehr als 168,274 Pfund gekostet haben; indessen hat man Grund zu muthmaaßen, daß sie sich höher belaufen haben.

Die Verhältnisse des Handels in Indien mit dem Staate überhaupt konnten keine Veränderung leiden, ohne daß sie Aenderungen in den besondern Angelegenheiten der Aktieneigenthümer gezeugt hätten. Ihre Gewinne waren in gewissen Zeitpunkten ungeheuer, im andern wieder sehr mäßig. Das Dividend, welches von langer Zeit her nur 7 Prozent war, ward im Jahr 1743 auf 8 gesetzt; nachher ist es auf 6 gefallen, und im Monat Oktober 1766 bis auf 10 angesetzt worden; man würde es noch höher getrieben haben, wenn die Regierung der Sache nicht Einhalt gethan hätte. Dieser Schritt ward von vielen gemisbilligt, die ihre Meynung auf die gegenwärtige Lage der Gesellschaft gründeten.

Sie ist, zufolge des von der Direktion selbst den 17ten May 1767 eingegebenen Etats, 6,004,145 Pf. schuldig; dagegen ist ihr Vermögenszustand folgender:

Die Regierung ist ihr schuldig =	4,200,000	Pf.
Ihre Effekten und Schulden in England betragen = = =	179,989	—
Also ist ihr Vermögen in Europa =	4,379,989	Pf.
In Indien, im Ocean und in ihren Waarenlagern hat sie für =	5,284,966	Pf.
Ein Nabob ist ihr schuldig = =	650,000	—
Zur Ausrüstung ihrer Schiffe hat sie geliehen	64,000	—
Kapitalien in Asien = = =	400,000	—
Waarenhäuser in England sind werth =	40,000	—
Festungswerke in Indien = =	664,335	—
Besitzungen daselbst = = =	2,195,000	—
Das Einkommen von 25 Schiffen, die im J. 1767 erwartet wurden, beträgt	1,817,768	—
Summa des ganzen Vermögens	15,496,058	Pf.

Diese

Diese Berechnung hat vielen zu übertrieben geschienen, die das ganze Vermögen der Gesellschaft auf die 9,664,955 Pf. einschränken, die ihr theils die Regierung schuldig ist, und die sie theils im Handel umsetzt; in diesem Fall bliebe ihr also, nach Abzug ihrer Schulden, nur ein Vermögen von 3,660,810 Pfund übrig.

Die reinen Einkünfte aus Bengalen hat man sehr verschiedentlich angegeben, indessen kömmt man der Wahrheit nahe, wenn man sie auf 1,200,000 Pf. setzt, welche Summe auch mit den Berechnungen des Herrn Daw ziemlich zutrifft *). Zieht man von dieser Summe die 400,000 Pfund ab, die die Gesellschaft sich verpflichtet hat der Regierung zu geben, so kann man von Bengalens Einkünften sich einen ziemlich richtigen Begriff machen **).

*) In der Versammlung der ostindischen Gesellschaft den 12ten August 1772 hat man die Einkünfte derselben in Bengalen auf 4 Millionen Pfund Sterling; die Ausgaben aber auf 3,500,000 Pfund Sterling in Anschlag gebracht. Doch ist dieß zuverläßig übertrieben.

**) Als im Jahr 1772 der Zustand der Gesellschaft vom Parlement untersucht ward, so fand sichs, daß sie in der größten Noth war, und sich ohne den Beystand der Regierung gar nicht zu helfen wußte. Sie stellte ihr also ihre Umstände vor, und bat um ein Darlehn von 1½ Million Pfund Sterling, um die Erlaubniß, eine gewisse Menge Thee zollfrey auszuführen, und um andere Dinge von minderer Wichtigkeit, wodurch sie sich zu helfen hoffte. Es ward darauf von der Regierung beschlossen:

Der Gesellschaft sollten 1,400,000 Pfund vom Staate unter gewissen Bedingungen angeliehen werden, davon die hauptsächlichsten, Einschränkungen des Dividends bis zur Abtragung der Schulden der Gesell-

Man hat die vernünftigsten Vorkehrungen getroffen, einer so günstigen Lage Stetigkeit zu geben. England hat gegenwärtig in Indien den Stamm von 8,200 europäischen Soldaten und 50,000 disciplinirten Seapoyen. 3,000 dieser Europäer und 25,000 Seapoyen sind an den Ufern des Ganges vertheilt. Zu Benarez ist das beträchtlichste Korps, und nach Süden hin hat man alle Pässe besetzt, wodurch ein Feind suchen könnte in die Provinz hineinzubringen.

In

Gesellschaft beträfen. Nach der Zeit sollte das, was nach Abzug der landesherrlichen Ausgaben in Bengalen, von den Einkünften dieses Reichs übrig wäre, dergestalt zwischen dem Staat und der Gesellschaft getheilt werden, daß jener drey Viertheile, und diese ein Viertheil davon bekämen.

Ferner sollten alle Eigenthümer, die nicht für 1000 Pfund Aktien besäßen, keine Stimme mehr in den Versammlungen der Gesellschaft haben.

Anstatt der ehemals jährlich erwählten Direktoren sollten ihrer ins künftige 24 auf 4 Jahr erwählt werden, so daß alle Jahr 6 derselben abgiengen, an deren Stelle neue erwählt werden sollten, u. s. f.

Durch diese Einrichtung kamen alle Angelegenheiten der Gesellschaft in die Hände der Regierung. Die Gesellschaft versuchte alles, um diese Bedingungen abzulehnen, allein es half alles nichts.

Wie es endlich mit den Angelegenheiten der Gesellschaft in Zukunft werden wird, läßt sich unmöglich bestimmen. Indessen scheinen sich doch itzt ihre Geldangelegenheiten verbessert zu haben. Ihre Schuld an die Regierung ist ganz oder so gut als ganz abgetragen. Dahingegen ist ihr Handel unbedeutender geworden; das haben die angesehensten Actionairs in den Versammlungen unwidersprochen dargethan, und ohnehin erhellet es auch schon deutlich aus der verminderten Anzahl der im letzten Jahr für Ostindien bestimmten Schiffe.

In Daca ist eine ansehnliche immer in Bereitschaft stehende Macht, und alle Nabobs und Rayas, die unter der Subahschaft von Bengalen stehen, sind aller Waffen entblößt, und mit Spionen umgeben, um Verschwörungen zu entdecken. Bey Kalkutta hat man das Fort Williams angelegt, das einer sich zurück zu ziehen gezwungenen Armee zum Schutzort dienen, und ihr Zeit geben kann, nöthige Hülfe zu erwarten.

Allein, ohngeachtet dieser klugen Vorsicht, können die Engländer doch nicht ohne Unruhe seyn. Die mogolische Macht kann wieder die reichste ihrer Provinzen von einem fremden Joche zu befreyen suchen, und die in Zwietracht lebenden Fürsten können ihren Fehden ein Ende machen, um sich zum Vortheil ihrer wechselseitigen Freyheit zu vereinigen; die indischen Soldaten können selbst gegen die Engländer die Waffen kehren, die Maratten können ihre ehemaligen Streifereyen wiederholen; so muß nothwendig der Einahme weniger, und der Unkosten mehr werden.

Würde auch keiner von allen diesen Unfällen sich zutragen, so ist es doch wahrscheinlich, daß Bengalens Einkünfte nicht immer einerley bleiben. Die englische Gesellschaft bringt kein Geld mehr ins Land, sie zieht so gar welches daher für ihre Faktoreyen und für England. Ihre Bedienten erwerben sich unermeßliche Reichthümer und die Privatkaufleute ebenfalls ziemlich ansehnliche, die sie dann in ihr Vaterland zurück nehmen. Die andern europäischen Nationen finden in den Schätzen der herrschenden Macht Mittel, die es ihnen nicht nöthig machen, neue Metalle hinzubringen; alles dieses muß in der Geldmenge dieser Länder eine Lücke machen, die über lang oder kurz in der öffentlichen Einnahme fühlbar werden muß.

Freylich hat die englische Gesellschaft bisher eine bessere Aufführung beobachtet, als die andern Nationen; ihre Faktoren sind wohl gewählt, ihre Privatkaufleute, die sich unter ihrem Schutz bereichert, bezeugen eben so viel Eifer für das Interesse der Gesellschaft, als für ihr eigenes; ihre Kolonisten, Kaufleute und Soldaten haben bisher in ihren Sitten mehr Zucht und Stärke behauptet, als die von andern Nationen: allein man kann auch vorher sagen, daß in einem Lande, wo Natur, Klima und Gebräuche zur Weichlichkeit führen, die Sitten verdorben werden; man wird in den Gegenden, wo man hingegangen ist, um reich zu werden, vergessen gerecht zu seyn.

Schwerlich läßt sich hoffen, daß die Engländer ihre Gewalt nicht misbrauchen werden. Sie werden die Despoten Asiens vor Augen haben, und sich an Vergehungen gewöhnen, die anfangs ihre Redlichkeit scheute. Dann werden die Indier einsehen, daß sie beym Tausch ihrer Herren verloren haben, sie werden Mittel suchen und finden, ihr Joch abzuschütteln, und die englische Gesellschaft wird sich ohne Besitzungen, ohne Einkünfte und ohne Handlung befinden, wie es den Franzosen ergangen ist, wovon der folgende Abschnitt melden wird.

Anmerkung. Zum Beschluß müssen wir hier noch mit kurzem einer wichtigen Besitzung gedenken, die von den Engländern vor einigen Jahren im indischen Meere angelegt worden, und wovon Herr Mauvillon im Nachtrage zum zweyten Bande seiner Uebersetzung umständliche Nachricht giebt. Die Insel, worauf sie angelegt worden, heißt Balambangan; bey andern Saffara, Taffara, auch Soloc. Wann und wie die Engländer zuerst diese Insel besucht haben, ist nicht bekannt. Sie liegt unweit

weit der Insel Borneo, und zwar an der nördlichen Spitze derselben, und gehört unter die Botmäßigkeit des Sultans von Sooloo, welches selbst eine von Borneo nördlich liegende Insel ist. Balambangan ist zwar klein, aber desto leichter zu vertheidigen, fruchtbar und mit sehr vielen fruchtbaren Inseln umgeben; überdieß hat es zween vortreffliche Hafen. Der Sultan von Sooloo hat diese Insel und die Insel Balabak den Engländern geschenkt, um sich da nieder zu lassen. Der Besitz dieser Insel verspricht folgende Vortheile.

Erstlich ist sie ein Schlüssel dieser Meere. Der Archipelagus der molukkischen und philippinischen Inseln ist gleichsam eine Wand, durch die man allein in der Straße zwischen Borneo und der Insel Palaran, wo Balambangan liegt, zu allen Zeiten durch, und von einem Ende des Archipelagus zum andern kommen kann. Sonst muß man entweder die Wechselzeit zwischen zween Monsons abwarten, oder an Neuguinea weg um die Inseln herum seegeln. Der Vortheil, der dem Volke, das diese Straße besetzt hat, dadurch vor allen andern, die dort handeln würden, zuwächst, erhellet von selbst.

Zweytens bieten die dortigen Gegenden eine ganz erstaunende Menge Gegenstände des Handels dar. Borneo liegt nahe dabey, und ist sehr reich an Goldsand, an Diamanten, an Kampher. Zwar handeln die Holländer, Portugiesen und Spanier auf diesem Eylande, aber Borneo ist so groß und die Faktoreyen und der Handel der Portugiesen und Spanier sind von so geringem Belange, daß sie kaum wissen können, was auf dem andern Ende der Insel vorgeht. Die um Balambangan liegenden Inseln, und besonders die Länder des Sultans

von Soolao, liefern Gold, sehr schöne Perlen in Menge, Perlenmutter, Schildpatt, Kampher, Bezoar, die von den Chinesern so gesuchten Vogelnester und Tripams *). Ferner findet sich da Ratting, Kauris, Ebenholz, Sandal- und Sapanholz, und viel andre Dinge, die, wo sie nicht Handelsgegenstände sind, doch sich zum Schiffbau und zu andern Bedürfnissen gut brauchen lassen. Zimmet wächst da wild, und ließe sich sowohl als andre Produkte, als Pfeffer, Ingwer, Kakao, Zucker, Reis, Baumwolle, Indigo, Kaffee und Salpeter, in Menge ziehen, welche Dinge theils schon dort zu finden sind, oder leicht hinverpflanzt werden können.

Drittens könnte man durch die Insel leicht einen Antheil an dem Gewürzhandel bekommen; theils aus den durch Holländer nicht besetzten Ländern, wo sie zwar dieselben zerstören lassen, aber sie unmöglich alle zerstören können; theils aus andern Gegenden, von denen es zwar schon bekannt ist, daß sie Gewürze tragen, aber die man, um damit zu handeln, noch nicht besucht hat. Am besten könnte dieß bewerkstelligt werden, wenn man auf Balambangan eine Kolonie anlegte, die, wenn diese Insel sich nachher zu klein befände, weiter auf Sooloo und auf andre umher liegende Inseln, ja auf Borneo selbst, ausgebreitet werden könnte.

*) Nach Dalrympels Bericht soll der Tripam eine Art von Seethier seyn (Sea-Slug, Seeschnecke, Seefaulthier), und kein Schwamm, wie im 2ten Abschnitt gesagt worden.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Reisen, Niederlassung, Kriege und Handlung der Franzosen in Ostindien.

Die alten Gallier lagen fast immer gegen einander zu Felde, und hatten wenig Verkehr unter sich. Doch findet man in Cäsars Schriften, daß die Einwohner des belgischen Galliens die ausländischen Produkte in ihrem Lande verboten hatten, weil sie die Sitten verderben möchten. Nachdem die Römer Gallien bezwungen hatten, ward der Handel hier beträchtlicher; diese entstehende Thätigkeit ward aber von den Einfällen der Franken und andrer Barbaren gehemmt, und kam auch nicht einmal wieder in Gang, als sich diese Räuber in ihren Besitzungen festgesetzt hatten. Auf ihre Wildheit erfolgte eine blinde Begierde nach Reichthümern, die alle Arten von Drükkungen erzeugte. Die Waaren, die nach einer Stadt kamen, mußten so viel Abgaben an Zöllen entrichten, daß zuweilen der Preis der zu Markt gebrachten Waaren nicht hinreichte, um die vor dem Verkauf vorhergegangenen Unkosten zu bezahlen.

Aeltere Schicksale des Handels in Frankreich.

Dagobert belebte im siebenten Jahrhundert die Gemüther wieder ein wenig; zum Unglück aber verschwand dieser Flor der angehenden Industrie unter den trägen Königen, und kam erst unter Karl dem Großen wieder zum Vorschein.

Dieser Fürst arbeitete an dem Wohl seines weitläuftigen Reichs mit so anhaltenden Bemühungen, und so vieler Einsicht, als man kaum von der fleißig-

sten Privatperson erwarten könnte. Alle Großen des Staats ergaben sich, seinem Beyspiel zufolge, dem Ackerbau und den Künsten, und bald hatten die Franzosen viele Produkte zu vertauschen, die sie mit großer Leichtigkeit durch das unermeßliche Reich, das Karl damals beherrschte, umtreiben konnten.

Eine so blühende Verfassung bot der Neigung, die die Normänner zur Seeräuberey hatten, neue Reizungen dar. Sie warfen sich über alle Küsten, und vorzüglich über die französischen her, die ihnen den reichsten Raub darstellten. Diese Verheerungen, die ein ganzes Jahrhundert hindurch dauerten, hemmten unter den Völkern allen Umgang und Handel. Die Herren, denen die Verwaltung einzelner Provinzen anvertraut war, hatten sich unvermerkt zu Oberherren derselben gemacht, und sie waren dem Staat unter dem bescheidenen Titel Vasallen beynah eben so furchtbar, als die an dessen Gränzen herrschenden Könige. Das Schwerdt vertrat endlich die Stelle der Gerechtigkeit, und diejenigen unter den Bürgern, die noch nicht Knechte waren, mußten es werden, um den Schutz eines Oberhaupts zu erkaufen, das sie vertheidigen konnte.

Unter diesen Fesseln, die aus der allergrausamsten Anarchie entstanden, konnte der Handel unmöglich in Flor kommen. Verschiedene Könige von Frankreich sahen dieß ein, und arbeiteten daran, diesen Untertyrannen einen Zaum anzulegen, die deswegen an der Fortdauer der Plagen des Reichs Schuld waren, weil sie ihre unglücklichen Vasallen ruinirten. Ludwig der Heilige war der erste, der dem Handel in dem Regierungssystem einen Platz einräumte, er gab ihm beständige Gesetze, und setzte selbst Statuten auf, die denen, die hernach gemacht worden sind, zum Muster gedient haben.

Diese erstern Schritte leiteten zu größern Dingen. Ludwig stellte das schädliche Verbot ab: daß keine Produkte außerhalb des Reichs verkauft werden sollten, und hoffte mit Recht, daß die Erlaubniß, Waaren aus dem Reiche zu verkaufen, die Schätze in den Staat bringen würden, die er mit seinem Heerzuge nach Asien herausgeschleppt hatte.

Politische Begebenheiten kamen diesen Absichten zu Statten. Bis auf den heiligen Ludwig hatten die Könige wenige Häfen am Weltmeer, und gar keinen am mittelländischen Meer gehabt; itzt aber schaffte die Vereinigung der Grafschaft Toulouse mit der Krone das mächtige Hinderniß eines freyen Verkehrs mit fremden Märkten, wenigstens zum Theil, aus dem Wege. Philipp wollte diese Art von Eroberung noch besser nutzen, und suchte einen Theil des zu Montpellier angesessenen Handels, welches dem Könige von Arragonien gehörte, nach Nismes, einer Stadt in seinem Gebiete, zu locken. Er erreichte zwar seinen Endzweck, aber man merkte bald, daß es eben kein gar zu großes Glück war. Die Italiäner füllten Frankreich mit den reichsten Zeugen aus Asien, aber im Königreich waren die Künste noch nicht weit genug empor gekommen, um ihre Produkte dagegen zu geben. Philipp suchte die Landarbeiten empor zu bringen, um ausländische Produkte damit zu bezahlen, indem er diese dadurch verringerte, daß er neue Manufakturen anlegte, und die Alten in einen höhern Grad von Vollkommenheit setzte. Unter dieser Regierung unternahm es das Ministerium zum erstenmal, die Hand des Künstlers zu leiten. Die Breite, Güte und Zubereitungen der Tücher wurden bestimmt, und die Ausfuhr der Wolle verboten.

Seit diesem Zeitpunkt stiegen die Künste nach eben dem Verhältniß, als die Tyranney des Lehnregi-

regiments fiel. Von Heinrich II bis Heinrich IV hemmten die bürgerlichen Kriege, Religionsstreitigkeiten und Drückungen der Finanzbedienten den Fortgang des Arbeitstriebes. Er kam unter Sully wieder empor, und ward wiederum von Richelieu und Mazarin fast auf nichts gebracht.

Erste Reisen der Franzosen nach Indien.

Noch hatte kein König in Frankreich ernstlich auf die Vortheile eines Handels nach Indien gedacht. Einige Handelsleute aus Rouen machten zwar im Jahr 1535 einen schwachen Versuch, aber Genonville, der dabey Anführer war, ward beym Vorgebürge der guten Hoffnung auf unbekannte Küsten verschlagen, und hatte Mühe, von da wieder nach Europa zu kommen. Im Jahr 1601 schickte eine in Bretagne entstandene Gesellschaft zwey Schiffe aus, aber Pyrard, der sie führte, kam auf den Maldiven an, und bekam sein Vaterland erst nach einer zehnjährigen unglücksvollen Schifffahrt wieder zu sehen.

Eine andere Gesellschaft, deren Haupt Girard der Flamländer war, schickte von Normandie aus im Jahr 1616 einige Schiffe nach der Insel Java. Sie kamen mit Ladungen zurück, die hinreichend waren, die Interessenten schadlos zu halten, aber zu schwach, um sie zu neuen Unternehmungen zu ermuntern.

Endlich ermunterte der Hauptmann Regimon verschiedene Handelsleute aus Dieppe, ein neues Unternehmen zu wagen; der größte Vortheil derselben war eine hohe Meynung von der Insel Madagascar, die die Portugiesen im Jahr 1506 entdeckt hatten, und es entstand im Jahr 1642 eine Gesellschaft, die daselbst eine ansehnliche Besitzung errichten sollte, um ihren Schiffen die Mittel zu versichern, weiter zu gehen.

Mada-

Madagascar war von den Portugiesen, Engländern und Holländern besucht worden, die es verachtet hatten, weil sie keine von den Gegenständen da fanden, durch welche sie nach dem Orient gelockt wurden. Die Franzosen, die keinen recht bestimmten Zweck zu haben schienen, wandten ihre zusammen gebrachten Kapitalien dazu an, es zu erobern, und als das Privilegium der Gesellschaft zu Ende war, blieb ihnen nichts als einige armselige Wohnungen an der Küste übrig; diese nebst einigen kleinen von den Landeseingebohrnen verlassenen Distrikten, und einige etwas weitläuftigere Gegenden, aus welchen man mit Gewalt einen Tribut preßte, machten alle ihre Eroberungen aus. Niederlassung der Franzosen auf Madagascar.

Der Marschall Meillerai zog diese Ueberbleibsel an sich, und faßte den Vorsatz, einer so schlecht angestellten Unternehmung wieder zu seinem Privatnutzen aufzuhelfen. Dieß gelang ihm so wenig, daß sein Eigenthum für 20,000 Livres verkauft wurde, und das war auch alles, was es werth seyn mochte.

Endlich legte Colbert im Jahr 1664 Ludwig XIV den Plan einer ostindischen Gesellschaft vor. Denn ob Frankreich gleich damals einen blühenden Ackerbau und viel Manufakturen besaß, so sah dieser Minister wohl voraus, daß die andern Nationen Frankreichs Beyspiel folgen und alle Arten Manufakturen anlegen würden, und daß sie noch den Handel nach Ostindien vor Frankreich voraus haben würden. Man errichtete also eine ostindische Gesellschaft mit allen den Vorrechten, welche die holländische besaß; ja man gieng noch weiter.

Das ausschließende Privilegium wurde auf 50 Jahr ertheilt, damit die Gesellschaft Muth bekäme,

wichtige Besitzungen anzulegen, deren Nutzen sie Zeit hätte einzuerndten.

Alle Fremde, die für 20,000 Livres Antheil daran nähmen, sollten alle Rechte gebohrner Unterthanen haben, ohne daß sie brauchten sich naturalisiren zu lassen.

Für eben so viel waren alle Officiere, bey welchen Korps sie auch stehen mochten, von der Pflicht, sich dabey aufzuhalten, frey gesprochen, ohne etwas von den Vorrechten und Gehalt ihrer Stellen zu verlieren.

Was zum Bau, zur Ausrüstung, zur Verproviantirung der Schiffe diente, war von allen Aus- und Einfuhrabgaben, so wie von den Admiralitätsabgaben, frey.

Der Staat machte sich anheischig, funfzig Livres für jede Tonne Waaren, die man von Frankreich nach Indien, und fünf und siebenzig für jede Tonne, die man daher bringen würde, zu bezahlen.

Man versprach, die Besitzungen der Gesellschaft mit den Waffen zu beschützen, und ihre hin- und zurückfahrende Schiffe durch so zahlreiche Geschwader zu decken, als es die Umstände erfordern würden.

Allen denen, die sich in Diensten der Gesellschaft hervorthun würden, versprach man Ehrenstellen und Titel, die auf die Nachkommenschaft forterben sollten.

Da die Handlung in Frankreich noch nicht im Stande war die funfzehn Millionen Livres, die das Kapital der Gesellschaft ausmachen sollten, herzuschießen, so machte sich das Ministerium anheischig, bis an drey Millionen vorzustrecken. Die Großen und Mitbürger aller Stände wurden eingeladen,

Theil

Theil daran zu nehmen, und die Nation ließ sich hiezu außerordentlich bereitwillig finden.

Die Hartnäckigkeit, womit man darauf bestand, auf Madagascar sich festzusetzen, machte, daß die Frucht der ersten Unternehmung verlohren gieng, und man mußte dieser Insel, deren Einwohner an den Sitten und Gottesdienst der Europäer keinen Geschmack finden konnten, endlich entsagen.

In diesem Zeitpunkt fiengen die Schiffe der Gesellschaft an, gerades Weges nach Indien zu seegeln. Durch die Kunstgriffe eines gewissen **Marcarat**, aus Ispahan gebürtig, der aber in französischen Diensten stand, erhielt man die Freyheit, Faktoreyen an verschiedenen Küsten Indiens anzulegen. Man versuchte so gar Antheil an der japanschen Handlung zu bekommen. Colbert erbot sich nur Protestanten hinzuschicken, aber die Kunstgriffe der Holländer machten, daß man den Franzosen den Eingang in das Reich versagte, wie sies auch mit den Engländern dahin gebracht hatten.

Surat wird der Mittelpunkt des französischen Handels.

Surat war erwählt worden, um der Mittelpunkt des ganzen Handels zu seyn, den man nach Indien treiben wollte. Aus dieser Hauptstadt von Gutscherat sollten die Befehle an die geringern Besitzungen abgehen, und hier sollten die verschiedenen Waaren zusammen kommen, die man nach Europa spediren würde.

Gutscherat bildet eine Halbinsel zwischen dem Indus und Malabar. Es ist etwa 160 Meilen lang und fast eben so breit. Der Reichthum eines Bodens, der Getreide, Reis, Zucker, Baumwolle, Heerden, Wildpret und alle Arten von Früchten, die ununterbrochen auf einander folgen, nebst verschiedenen wichtigen Manufakturen im Ueberfluß hat,

war

war zur Glückseligkeit der Einwohner hinlänglich, als ihnen neue Zweige der Industrie durch Fremdlige zugeführt wurden.

Perser, die von den Mahomedanern wegen ihrer Meynungen verfolgt waren, hatten ihr Vaterland verlassen und sich auf drey große Schiffe in der Absicht begeben, sich nieder zu lassen, wo man sie würde aufnehmen wollen. Sie wurden in Gutscherat ohne andre Bedingung aufgenommen, als nur keine Kühe todt zu schlagen. Durch ihren Fleiß brachten sie bald die Felder und Manufakturen des Staats in Flor. Dieser Flor erregte den Ehrgeiz zwoer fürchterlichen Mächte. Unterdessen, daß die Portugiesen dieß Königreich von der Seeseite bedrängten, ward es auf dem festen Lande von den Mogols bedroht, die bis Delhi vorgedrungen waren.

Badur, der damals Gutscherat beherrschte, fühlte die Unmöglichkeit, zween so beträchtlichen Feinden auf einmal zu widerstehen. Er versöhnte sich mit den Portugiesen, und opferte ihnen so gar etwas auf, daß sie ihre Truppen zu den seinigen stoßen ließen. Allein als es zum Treffen kam, wurden die Portugiesen von ihren Alliirten schlecht unterstützt, umringt und in Stücken zerhauen, und das ganze Königreich ward im Jahr 1565 eine Provinz des weiten Kaiserthums, das bald das ganze Indostan an sich reißen sollte.

Unter der mogolschen Regierung vermehrten sich die Manufakturen, der Anbau der Felder und Produkte. Der benachbarte Theil von Malabar, den die Bedrückungen der Portugiesen seit langer Zeit ermüdet, brachte bald darauf seine damals sehr ansehnlichen Kattunfabriken dahin. Auch langten dort die Waaren von den Ufern des Indus an, die ober-

oberhalb des Flusses wegen seiner Schnelligkeit, und unterhalb, weil sein Wasser sich durch eine Menge Mündungen in die See ergießt, und im Sande gleichsam verschwindet, schwer zu verführen waren.

Alle diese Reichthümer kamen in Surat zusammen, das am Taptistrom, einige Meilen vom Ocean erbaut war. Man traf hier die meisten indischen Waaren zusammen an, weil Surat dafür gesorgt hatte, sich ein alle Benachbarten übertreffendes Seewesen anzuschaffen. Seine Schiffe, die ganze Jahrhunderte dauerten, waren meistens von 1000 bis 1200 Tonnen. Durch so viel vereinigte Mittel hatte sich eine Menge Mogols, Indianer, Perser, Araber, Armenier, Juden und Europäer nach Surat hingezogen. Es herrschte da so viel Redlichkeit, daß die von den Wechslern mit Zettel und Siegel versehenen Beutel ganze Jahre umliesen, ohne weder gezählt noch gewogen zu werden. Der Reichthum der Einwohner stand mit dieser Leichtigkeit, sich durch die Industrie zu bereichern, in Verhältniß. Ein Vermögen von 1,200,000 oder anderthalb Millionen Thaler war was gewöhnliches, und es gab Personen, die noch ein viel ansehnlicheres besaßen.

Allein im Jahr 1664 fieng diese Stadt an, in Abnahme zu gerathen. Der berühmte Sewad-schi plünderte sie aus, und schleppte mehr als zwölf Millionen Rupien *) daraus fort. Im Jahr 1686 hielten die Engländer alle Fahrzeuge, die Surat nach verschiedenen Gewässern spedirte, an; und diese Räuberey, die drey Jahr dauerte, entzog dieser berühmten Niederlage die meisten Handelszweige, die ihr nicht

*) Neun Millionen Thaler.

nicht eigenthümlich gehörten. Andere Seeräuber haben seitdem auf ihren Höhen Feindseligkeiten ausgeübt, und zu verschiedenen malen ihre Verschiffungen gestört. Selbst ihre Karavanen, die die Waaren nach Agra, Delhi und im ganzen Reich verführten, sind nicht allemal verschont worden.

Dieser Unglücksfälle ungeachtet, ist Surat noch eine große Handelsstadt. Ganz Gutscherat schüttet in ihre Vorrathshäuser das Produkt seiner unzähligen Manufakturen. Ein großer Theil wird nach dem Innern des Landes verführt, das Uebrige geht vermittelst einer beständigen Schifffahrt nach allen Theilen des Erdbodens. Die bekanntesten Waaren sind die Duttis, eine grobe ungebleichte Leinewand, die in Persien, Arabien, Habyßinien und an der östlichen Küste von Afrika verbraucht wird, und die blaue Leinewand, die nach eben den Gegenden hingeht, und die die Engländer und Holländer mit Vortheil in ihrem Handel nach Guinea anbringen.

Die weiß- und blaugewürfelte Leinewand von Kambaya; die weiße Leinewand aus Broitschia, die unter dem Namen Baffetas so bekannt ist; die Art von Nesseltuch mit einem goldnen Streifen am Rande, wird ebenfalls da verfertigt.

Die gemalte Leinewand von Amadabad; die Flore von Beirapore; die glatten, gestreiften, atlasartigen und halbbaumwollenen Zeuge; einige bloß seidene Zeuge, die man Teppiche nennt; Chelas, welches sehr leichte, sehr warme und sehr feine Tücher sind, die von Wolle aus Kaschmir verfertigt werden. Man macht aus dieser kostbaren Wolle Tulbans, die mit 1000 bis 1500 Rupien *) bezahlt werden.

Die

*) 750 bis 1125 Thaler.

Die entsetzliche Menge Baumwolle, die Surat zu seinen Manufakturen braucht, ungerechnet, schickt dieser Ort jährlich wenigstens 6 bis 8000 Ballen nach Bengalen. China, Persien und Arabien, zusammen genommen, erhalten noch weit mehr, wenn die Erndte reichlich gewesen ist.

Obgleich Surat gegen seine Ausfuhr Porcelan aus China; Seide aus Bengalen und Persien; Schiffbauholz und Pfeffer aus Malabar; Gummi, Datteln, trocken Obst, Kupfer, Perlen aus Persien; Spezereyen und Sklaven aus Arabien; viel Gewürze von den Holländern; Eisen, Bley, Tücher, Kochenille und einige nürnberger Arbeit von den Engländern bekömmt, so bekömmt diese Stadt dennoch jährlich an die zwölf Millionen Rupien *) baar Geld heraus. Der Profit würde aber noch stärker seyn, wenn die Quelle der Reichthümer am delhischen Hofe nicht verstopft wären.

Doch könnte diese Bilanz niemals wieder so vortheilhaft werden, als sie es im Jahr 1668 war, da die Franzosen sich zu Surat, unter Anführung eines gewissen Carons, der in den Diensten der holländischen Gesellschaft alt geworden, niederließen. Dieser Mann hatte sich bey dem Kaiser in Japan beliebt gemacht, und von demselben die Erlaubniß erhalten, auf der Insel, wo die Faktorey, deren Haupt er war, lag, ein Haus auf Rechnung seiner Herren zu bauen. Dieß Haus ward ein Kastell, ohne daß die Landeseingebohrnen, die von der Befestigungskunst nichts verstehen, einiges Mistrauen gehabt hätten. Sie entdeckten aber Kanonen, die man von Batavia ausschickte, und gaben dem Hofe Nachricht davon. Caron erhielt Befehl, nach Jeddo zu kommen,

*) Neun Millionen Thaler.

men, um da Rechenschaft von seiner Aufführung zu geben. Da er nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte, ward er mit vieler Strenge und Verachtung behandelt. Man riß ihm den Bart Haar vor Haar aus, that ihm eine Narrenkappe und Kleid an, stellte ihn in diesem Zustande dem öffentlichen Spott aus, und so ward er aus dem Reiche verbannt. Die Art, wie man ihm zu Java empfieng, machte ihn gar von seiner Parthey abwendig, und ein Trieb zur Rache bewog ihn, sich der französischen Gesellschaft zu widmen, deren Hauptagent er ward.

Unternehmung der Franzosen gegen Ceylon und St. Thomä. Ihre Niederlassung zu Pondichery.

Indessen erfüllte Surat, wo man sie festgesetzt, die Vorstellungen nicht, die er sich von einer Hauptfaktorey gemacht hatte. Die Lage dieses Orts schien ihm schlecht, und er fand es nachtheilig, mit einer Nation, die reicher, besser unterrichtet, und in besserm Kredit war, in die Wette Handlung zu treiben. Mitten in Indien, an irgend einem Ort, wo die Gewürze wachsen, wollte er einen unabhängigen Hafen haben, und die Bay von Trinquemale, auf der Insel Ceylon, schien ihm alle die erwünschten Vortheile zu haben. Er führte dahin ein starkes Geschwader, das man ihm von Europa unter den Befehlen des la Haye geschickt hatte, und dessen Verrichtungen er leiten sollte. Aber durch unverantwortliche Saumseligkeit der Franzosen lief dieß Unternehmen unglücklich ab. Mangel und Krankheit brachte den größten Theil des Schiffsvolks, und der Truppen zur Landung, ums Leben; einige Mannschaft ließ man in einem kleinen Kastell, das man erbaut hatte, zurück; aber diese wurden bald gezwungen, sich zu ergeben; mit den übrigen gieng man nach der Küste Koromandel, um Lebensmittel zu holen; aber da man hier keine fand, und zu St. Thomä

Thomá ein großer Ueberfluß herrschte, so ward man von Verzweiflung angetrieben, diesen Ort anzugreifen. Es geschah im Jahr 1672, als die Franzosen ihn mit Sturm einnahmen, aber zwey Jahr nachher wurden sie wieder gezwungen, sich zu ergeben, weil die Holländer, die erfahren hatten, daß ihre Republik mit Ludwig XIV in Krieg stünde, sich mit den Indiern vereinigten.

Diese letzte Begebenheit würde die Unkosten, die die Regierung zum Vortheil der Gesellschaft angewandt hatte, vollends fruchtlos gemacht haben, wenn Martin nicht unter den Handelsleuten gewesen wäre, die man auf dem Geschwader des la Haye mitgeschickt hatte. Er brachte die Ueberreste der Kolonien von St. Thomá und Ceylon zusammen, und besetzte damit den kleinen Flecken Pondichery, den man ihm neulichst abgetreten hatte, und der eine Stadt zu werden begann, als die Gesellschaft anfieng, Hoffnung zu fassen, sich in Siam nieder zu lassen.

Niederlassung der Franzosen in Siam.

Einige Priester der ausländischen Missionen hatten zu Siam das Evangelium gepredigt, und durch ihr sanftmüthiges, menschliches Betragen sich beliebt gemacht, und Ehrfurcht und Liebe für die Franzosen überhaupt, und für Ludwig XIV insbesondere, den dortigen Einwohnern eingeflößt.

Ein Grieche, mit Namen Konstantin Phaulkon, ein ehrgeiziger und unruhiger Kopf, hatte sich bey einer Reise in Siam bey dem Fürsten beliebt gemacht, und in kurzer Zeit war er zur Stelle eines ersten Staatsministers gestiegen. Der Fürst war schwach, kränklich, und hatte keine Kinder; Phaulkon faßte das Vorhaben, sein Nachfolger zu werden, und vielleicht gar ihn vom Throne zu stoßen.

Er kam auf die Gedanken, die Franzosen zu seinem Vorhaben zu gebrauchen, und schickte im Jahr 1684 eine Gesandschaft nach Frankreich, um ein Bündniß mit seinem Herrn nebst Freyhafen für die französischen Kaufleute anzubieten, und Schiffe und Truppen zu verlangen.

Ludwig XIV wollte die Gesinnungen des Königs von Siam zum Besten der ostindischen Gesellschaft nutzen. Er schickte ein Geschwader ab, auf welchem mehr Jesuiten als Handelsleute waren, und in dem Bündnisse, das zwischen den beyden Königen geschlossen ward, beschäftigten sich die durch den Jesuiten Tachard geleiteten französischen Gesandten weit mehr mit der Religion, als mit dem Handel.

Ob nun gleich die Gesellschaft itzt die gegründetsten Hoffnungen zu ihrer Niederlassung auf Siam hatte, so wurden sie doch bald gänzlich vereitelt. Denn die Faktoren der Gesellschaft, die Officiere, die Truppen, die Jesuiten verstanden nichts vom Handel, und waren nur auf Bekehrungen und darauf bedacht, alle Herrschaft an sich zu ziehen. Endlich, nachdem sie dem Phaulkon, in dem Augenblick, da er sein Vorhaben ausführen wollte, schlechten Beystand geleistet hatten, so wurden sie in seinen Fall mit verwickelt, und die durch französische Besatzungen vertheidigten Festungen Marqui und Bankok wurden wieder erobert.

Während der kurzen Zeit, da die Franzosen in Siam angesessen waren, suchte die Gesellschaft zu Tunquin anzukommen. Die Portugiesen und die Holländer, die es versucht hatten, einige Verbindungen mit Tunquin zu errichten, hatten sich gezwungen gesehen, das Vorhaben aufzugeben, und den

Fran-

Franzosen gieng es nicht besser. Seit der Zeit hatten sich unter den Europäern nur einige Privatkaufleute zu Madras gefunden, die diesem Handel nachgegangen, ihn verlassen und wieder vorgenommen hatten.

Pondichery geht verlohren, und wird wieder gewonnen.

Als die französische Gesellschaft auf die vorhin erzählte Art aus Siam verjagt war, fieng sie an, ihre Faktorey zu Surat zu bedauern. Ihr ganzes Absehen gieng darauf, sich in Pondichery zu befestigen, als die Holländer es dahin zu bringen versuchten, daß die Landeseingebohrnen Pondicheri angreifen möchten. Aber der indische Fürst, an den sie sich desfalls wandten, ward durch das Geld, das man ihm anbot, nicht gereizt, sich zu dieser Treulosigkeit zu verstehen. Er antwortete beständig: „Die „Franzosen haben den Ort gekauft; es wäre ja Un„recht, sie daraus zu vertreiben.“ Was dieser Raya zu thun sich weigerte, das führten die Holländer selbst aus. Sie belagerten den Ort im Jahr 1693 und wurden gezwungen, ihn beym Riswicker Frieden in viel besserm Stand, als sie ihn eingenommen hatten, wieder zurück zu geben.

Martin ward wiederum als Direktor hingesetzt, und dieser geschickte und tugendhafte Handelsmann gab dieser Kolonie durch seine einsichtsvollen Bemühungen neues Leben. Seine Hauptsorge war, der Gesellschaft zum voraus einen glücklichen Erfolg vorzubereiten, durch die gute Meynung, in die er die Franzosen setzte, durch die Sorge, der Gesellschaft Agenten zu ziehen, durch die Nachrichten, die er einziehen ließ, und durch die gute Ordnung, die er zu Pondichery zu beobachten wußte, wo sich täglich neue Einwohner hinbegaben. Dieß war der einzige Dienst, den Martin leisten konnte; aber das war nicht genug, um einen Körper, der vom Anfang an

mit sichtbarlich tödtlichen Krankheiten befallen war, neue Kraft zu geben. Der Zweck ihrer ersten Verrichtungen war, ein großes Reich auf Madagascar zu errichten; ein einziges Geschwader brachte sechs hundert und acht und achtzig Personen dahin, denen man zu den größten Reichthümern Hoffnung machte, und die nichts da fanden, als Hungersnoth, Zwietracht und Tod.

Verfall der französischen Gesellschaft.

Ein so unglücklicher Anfang machte, daß die Lust einer Unternehmung, in die man nur aus einer Art von Mode oder Gefälligkeit getreten war, vergieng. Die Aktieninhaber bezahlten die in der Unterschrift versprochenen Summen nicht mit der erforderlichen Pünktlichkeit. Die Regierung, die den fünften Theil der Summen, die in die Kassen der Gesellschaft gebracht wurden, ohne Zinsen vorzuschießen versprochen, und bis dahin nur zwo Millionen Livres hatte bezahlen sollen, nahm im Jahr 1668 noch zwo Millionen aus der Schatzkammer; und einige Zeit darauf schenkte sie so gar das, was sie anfangs nur hatte vorschießen wollen.

Ohngeachtet dieses Opfers von Seiten des Staats, war die Gesellschaft dennoch gezwungen, ihre Handlungsverrichtungen auf Surat und Pondichery einzuschränken, und viele ihrer Faktoreyen zu verlassen. Im Jahr 1682 erlaubte man so gar Franzosen und Fremden, fünf Jahr lang den Handel nach Indien auf Schiffen der Gesellschaft zu treiben; nur daß eine bestimmte Fracht bezahlt, die Waaren mit den Waaren der Gesellschaft verkauft werden, und jene eine Abgabe von fünf Prozent an die Gesellschaft bezahlen sollten. Der Eifer des Publikums, sich dieses Anerbieten zu Nutze zu machen, gab den Direktoren alle Hoffnung von der Menge

der

der kleinen Profite, die man machen würde, ohne etwas zu wagen. Aber die mittelmäßigen Gewinne, die die Aktieneigenthümer hievon hatten, erfreuten sie nicht so sehr, als die beträchtlichen Gewinne sie verdrossen, die die freyen Kaufleute machten; und sie erhielten also nach zwey Jahren wieder die Erlaubniß, ihr Privilegium in seinem ganzen Umfange zu nutzen.

Um dieß Monopol mit einigem Anstande behaupten zu können, dazu gehörten Kapitalien. Im Jahr 1684 ließ also die Gesellschaft durch die Regierung allen ihren Mitgliedern befehlen, den vierten Theil des Kapitals, das jeder darinn hätte, herzuschießen, bey Strafe des Verlusts der fernern Ansprüche, und daß derjenige sie bekommen sollte, der an des andern Stelle bezahlt hätte. Viele schossen nichts her, und andre waren ungerecht genug, sich mit diesem Raub zu bereichern.

Durch dieß Mittel war man im Stande, wieder einige Schiffe nach Asien spediren zu können; aber bald ward man aufs neue gezwungen, den Aktieneigenthümern die Repartition von zehn und zwanzig Prozent wieder abzufordern, die man im Jahr 1687 und 1691 ausgegeben hatte. Dieß brachte alle Gemüther auf; und da die Gesellschaft itzt nicht mehr Geld oder Kredit hatte, so setzte der Mangel in ihrer Kasse sie in die Unmöglichkeit dem Kaufmann in Indien Vorschüsse zu thun, der ohne diese Aufmunterung weder arbeitet, noch arbeiten läßt.

Selbst das Glück, das die Franzosen in dem blutigen Kriege von 1689 hatten, vermehrte das Unglück der Gesellschaft, weil die französischen Kaper viele holländische und engländische Schiffe, auf welchen sich eine große Menge Waaren befand, zu

Prisen machten, die um einen wohlfeilen Preis verkauft wurden. Die Gesellschaft, die durch diese Mitwerbung sich genöthigt sah, mit Schaden zu verkaufen, suchte vergebens Mittel, sich aus dieser Noth zu retten.

Die Gesellschaft mußte itzt unzähliche Bedrükkungen von Seiten der Finanzpächter und des Ministeriums ausstehen, und sie war zu ihrem Einsturz reif. Es war keine Aussicht, das geringste Schiff auszurüsten, und außerdem war noch zu besorgen, wenn sie es auch durch ein außerordentliches Glück dahin brächte, einige schwache Fahrzeuge zu spediren, so möchten diese in Europa oder in Indien durch ihre erbitterten Gläubiger in Beschlag genommen werden.

Diese Bewegungsgründe machten, daß die Gesellschaft drein willigte, daß reiche Handelsleute ihre eignen Schiffe nach Indien schickten, nur daß sie einen Profit von funfzehn Prozent an den Waaren bekommen möchte, die sie zurück brächten, nebst dem Rechte, so viel für ihre Rechnung auf diese Schiffe anzulegen, als ihre Umstände es erlauben würden. Bald drauf trat sie endlich den gänzlichen Gebrauch ihres ausschließenden Privilegiums an einige Unternehmer zu St. Malo ab, doch mit Vorbehalt eben dieser Bedingungen. Diese hoffnungslose Lage hinderte sie indessen nicht, im Jahr 1714 um die Erneurung ihres Privilegiums anzuhalten, und sie erhielt eine zehnjährige Verlängerung desselben.

Die Gesellschaft erhält einen vergänglichen Glanz durch Laws Finanzsystem.

Endlich schien es, als wenn die Gesellschaft aufs neue wieder empor kommen würde, als Law in Frankreich erschien, dessen feuriger und kühner Geist dazu geschaffen war, allen Vernunftgründen Trotz zu bieten, und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er bewerkstelligte im Jahr 1716 die Anneh-

nehmung des Vorschlages zu Errichtung einer Bank. Diese verschaffte mit neunzig Millionen Livres, die sie von der westindischen Gesellschaft erhielt, dem Ackerbau, den Künsten, der Handlung und dem ganzen Staat ein neues Leben. Law erhielt durch sein erstaunendes und unerwartetes Glück eine unumschränkte Macht, und bediente sich derselben, um im Jahr 1719 die westindische, afrikanische, chinesische und ostindische Gesellschaften in einer einzigen zu vereinigen. Diese beschäftigte sich nicht nur mit Handlungsprojekten, sondern sie wollte so gar alle Schulden des Staats bezahlen. Um dieß große Projekt ausführen zu können, übertrug ihr die Regierung den Verkauf des Tabaks, das Münzwesen, imgleichen die Einnahmen und Generalpachtungen.

Ihre ersten Verrichtungen fesselten die Einbildungskraft aller Menschen; 624,000 Aktien, die größtentheils mit Staatsscheinen gekauft waren, und die in der That nicht 500 Livres kosteten, galten bis an 10,000 Livres in Bankozetteln zahlbar. Franzosen und Ausländer verkauften ihre Güter und Obligationen; Gold und Silber verfielen in den größten Unwerth, man wollte nichts als Papier nehmen.

Dieser Enthusiasmus machte, daß letzteres sich ins Unendliche vermehrte. Es wurden 6,138,243,590 Livres an Aktien der indischen Gesellschaft oder Bankozettels ausgetheilt, obgleich im Königreich nur 1,200,000,000 an Gelde, die Mark Silber zu 60 Livres gerechnet, befindlich waren.

Um den ersten Forderungen Genüge zu leisten, gebrauchte man gar sonderbare Mittel. Das Geld ward im Handel verboten. Es ward befohlen, nicht mehr als 500 Livres baar Geld in seinem Hause zu haben. Eine Verordnung machte verschiedene Herabsetzun-

setzungen in dem Münzfluß bekannt. Diese Mittel thaten dem Eifer, den man gehabt haete, sein Geld aus der Bank zu holen, nicht nur Einhalt, sondern machten so gar, daß man in weniger als einem Monat mehr als 44,696,190 Livres Species, die Mark fein Silber zu 80 Livres, in die Bank brachte.

Da diese Verblendung nicht dauern konnte, so dachte man, man müßte das Papier dem Gelde näher bringen, und deswegen sey es rathsam, den Bankozettel auf die Hälfte, und die Aktie auf neun Zehntheile des Werths herabzusetzen. Die Mark Silber ward auf 82 Livres 10 Sous angesetzt. Dieß Verfahren brachte alles in Verwirrung. Man glaubte die Hälfte seines Vermögens verlohren zu haben, und eilte das übrige zu retten. Die Bank hatte keine Kapitalien, und es fand sich, daß die Aktienhändler nur nach Schattenbildern geschnappt hatten. Die Hoffnungen, die die Regierung geschöpft hatte, ihre Schulden zu bezahlen, verschwanden mit Law, und es blieb von seinem Finanzsystem kein ander Denkmal übrig, als seine indische Gesellschaft, deren Aktien durch die Liquidation von 1723 auf 56,000 gesetzt wurden, und durch nachher erfolgte Begebenheiten wurden diese auf 50,268$\frac{4}{10}$ Aktien eingeschränkt.

Zum Unglück behielt sie noch die Privilegien der verschiedenen Gesellschaften, woraus sie entstanden war, und diese Vorrechte dienten nicht dazu, ihr Macht und Klugheit zu verschaffen. Die Direktores dachten nur darauf, Geld aus den, der Gesellschaft in Amerika, Asien und Afrika ertheilten Rechten zu ziehen. Hätte sie nicht die Redlichkeit, die seit einem Jahrhundert von der Nation in Indien aufgehäufte Schulden zu bezahlen, und die

Vor-

Vorsicht gebraucht, Pondichery vor einem Anfall dadurch sicher zu stellen, daß sie es mit Mauern umzingelte, so könnte man nichts an ihrer Verwaltung loben.

So trieb die Gesellschaft nur immer einen erbettelten Handel, bis zu dem Augenblick, da dem Orry die Verwaltung des Finanzwesens aufgetragen ward; dieser übertrug wiederum die Sorge für die Gesellschaft seinem Bruder Fulvy, und beyde Brüder brachten es, troß allen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, dahin, daß sie den Kardinal Fleury überredeten, es wäre dienlich, die ostindische Gesellschaft mächtig zu schützen. Sie bewogen so gar diesen Premierminister, der manchmal gar zu sparsam war, die Wohlthaten des Königs an dieß Institut zu verschwenden, und die Sorge für den Handel ward nunmehr verschiedenen Personen von bekannter Fähigkeit anvertraut. Großes Glück der Franzosen in Indien.

Dumas ward nach Pondichery geschickt. In kurzer Zeit erhielt er vom Großmogol die Erlaubniß, Münzen zu schlagen, welches jährlich ohngefähr 200,000 Rupien einbrachte. Er machte, daß man ihm das Gebiet von Kavikal abtrat, welches einen großen Antheil an dem Handel in Tanjour verschaffte. Einige Zeit nachher wollten 100,000 Maratten, die einen Einfall in Dekan vorhatten, sich vorläufig die Nabobs, die davon abhängig waren, unterwürfig machen. Der von Arkat ward überwunden und getödtet. Seine Familie und eine große Menge seiner Unterthanen kamen und suchten Zuflucht zu Pondichery. Man empfieng sie mit aller Achtung, und obgleich der Befehlshaber der Maratten ihre Auslieferung, und überdieß noch einen Tribut von 500,000 Rupien, von den Franzosen verlangte, so ward er doch durch die herzhafte Antwort

des Dumas und durch geschickte Unterhandlungen bewogen, in Frieden wieder von Pondichery abzuziehen.

Während der Zeit, daß Dumas der Gesellschaft Reichthümer und Ansehen verschaffte, schickte die Regierung Labordonnais nach der Insel Frankreich.

Zu der Zeit ihrer ersten Schifffahrten nach Indien entdeckten die Portugiesen an der östlichen Seite von Madagascar drey Inseln, die sie Mascarenhas, Cerne und Rodrigo nannten. Sie fanden daselbst weder Menschen, noch vierfüßige Thiere, und errichteten keine Kolonie. Mascarenhas diente um das Jahr 1665 einigen vorher zu Madagascar wohnhaften Franzosen zum Zufluchtsort. Anfänglich zogen sie Heerden an, nachher bauten sie europäisches Getreide, asiatische und afrikanische Baumfrüchte, und einige, diesem sanften Klima eigene Gewächse. Im Jahr 1718 bekam man aus Arabien einige Stämme von Kaffeebäumen, die sich mit Vortheil vermehrten, und nun ward dieß Eyland, das nun den Namen Bourbon erhalten hatte, für die Gesellschaft ein wichtiger Gegenstand. Im Jahr 1763 belief sich die Menschenzahl auf 4627 Weiße, und 15,149 Schwarze; ihre Heerden bestanden aus 8702 Ochsen, 4084 Schaafen, 7405 Ziegen, 7619 Schweinen. In einer Strecke von 125,909 Morgen bebauten Landes erndteten sie den zur Nahrung ihrer Sklaven nöthigen Maniek; 1,135,000 Pfund Korn; 844,100 Pfund Reis; 2,879,100 Pfund Mays, und 2,535,100 Pfund Kaffee, den die Gesellschaft ihr, das Pfund zu 6 Sous *), abkaufte.

Un-

*) 1 Groschen 10 $\frac{4}{5}$ Pfennige.

Unglücklicher Weise hat diese kostbare Besizzung keinen Hafen, daher wandten die Franzosen ihre Absicht auf die Insel Cerne. Sie war wüste, als diese Nation im Jahr 1720 da anlandete, und ihren Namen Moritzinsel in den Namen Insel Frankreich änderten.

Labordonnais, dieser große und nachmals so berühmte Mann, der aus St. Malo gebürtig war, kam hier im Jahr 1735 an, und so bald er die nöthigen Untersuchungen von der Beschaffenheit dieser Insel angestellt hatte, war er ganz damit beschäftigt, den ersten Kolonisten der Insel, die dadurch, daß man sie vergessen hatte, muthlos geworden waren, Eifer einzuflößen, und in kurzer Zeit fanden die nach Indien seegelnden Schiffe hier alle nöthigen Erfrischungen und Bequemlichkeiten. Hatte der Stifter gleich nicht den Trost, die Kolonie auf den Grad des Flors, dessen sie fähig war, zu bringen, so hatte er doch den Ruhm, gezeigt zu haben, was unter geschickten Händen aus ihr werden könnte.

Etwa im Jahr 1730 ward Dupleix an die Ufer des Ganges geschickt, wo er die Verwaltung der Kolonie zu Chandernagor hatte. Diese Besizzung, ob sie gleich in einer Gegend der Welt lag, die zu großen Handlungsunternehmungen am allergeschicktesten ist, war bis zur Zeit seiner Amtsführung nur sehr schwach gewesen. Aber die Thätigkeit des neuen Statthalters eröffnete sich Quellen des Handels in dem ganzen mogolschen Reiche und bis nach Thibet. Als er ankam, hatte er nicht ein einziges Boot vorgefunden, und er rüstete an die funfzehn Schiffe auf einmal aus, die von einem Hafen Indiens in den andern Handlung trieben. Er spedirte welche nach dem rothen Meere, nach dem persischen

sischen Meerbusen, nach Surat, nach Goa, nach den Maldiven, nach Manilla, nach allen Meeren, wo es nur möglich war einen vortheilhaften Handel zu treiben. Seit zwölf Jahren behauptete Dupleix die Ehre des französischen Namens am Ganges, als er im Jahr 1742 nach Pondichery berufen ward, um die allgemeine Verwaltung der Geschäfte der indischen Gesellschaft zu übernehmen. Hätte man in zween Männer, wie Dupleix und Labordonnais waren, mehr Vertrauen gesetzt, so hätte man sich wahrscheinlich eine Macht zuwege gebracht, die schwerlich wäre erschüttert worden.

Labordonnais, der damals einen Bruch zwischen Frankreich und England, und den entscheidenden Vortheil voraus sah, den diejenige Nation haben würde, die zuerst in Indien gerüstet stünde, brachte es beym Ministerium dahin, daß ihm fünf Kriegsschiffe verwilligt wurden, und er gieng unter Seegel. Kaum war er abgeseegelt, als die Direktoren der Gesellschaft, die über das Geheimniß der Bestimmung des Geschwaders, und über die Unkosten, die sie dazu hergeben mußten, misvergnügt waren, es dahin brachten, daß das Geschwader zurück berufen ward. Die Feindseligkeiten beyder Nationen giengen nun an, und die Wegnehmung fast aller in Indien seegelnden französischen Schiffe zeigte zu spät, welche Staatsklugheit die vernünftigste gewesen war.

Labordonnais ward von diesen Fehlern so gerührt, als hätte er sie selbst begangen, und dachte weiter auf nichts, als sie wieder gut zu machen. Er brachte durch seine Bemühungen ein Geschwader von einem Kriegsschiffe und fünf zum Kriege ausgerüsteten Kauffarthey-Schiffen zusammen, griff damit das englische

englische Geschwader an, schlug und verfolgte es, und zwang es, die Küste Koromandel zu verlassen; belagerte Madras, diese vornehmste Stadt der englischen Kolonien, und nahm sie ein. Er bereitete sich eben zu neuen Unternehmungen, als andre ihm in den Weg gelegte Hindernisse alle seine großen Plane vereitelten.

Man vermuthet, daß einige Mitglieder der Gesellschaft in des Dupleix Seele die Flamme des Neides gegen Labordonnais angezündet. Dupleix legte dem Labordonnais Hindernisse in den Weg, wodurch er eine kostbare Zeit verlohr. Nachdem dieser zu lange an den koromandelschen Küsten geblieben war, um die Verstärkung zu erwarten, mit der man ohne Noth gezögert hatte, zerstörte ein Windsturm sein Geschwader. Uneinigkeit kam unter sein Schiffsvolk. Alle diese durch die Intriguen des Dupleix verursachten Unfälle zwangen den Labordonnais, wieder nach Europa zu seegeln, wo ein abscheuliches Gefängniß der Lohn seiner glorreichen Arbeiten und das Grab der Hoffnungen war, die die Nation auf seine großen Gaben gegründet hatte. Die von diesem furchtbaren Feinde befreyten Engländer sahen sich nun im Stande, die Franzosen anzugreifen, und belagerten Pondychery.

Dupleix vertheidigte diesen Ort mit vieler Einsicht, und nach einer zwey und vierzig tägigen Belagerung mußten die Engländer sich zurück ziehen. Bald darauf kamen die Nachrichten von dem Frieden, und die Feindseligkeiten hörten zwischen den beyden Gesellschaften auf.

Die Einnahme von Madras, das Seegefecht des Labordonnais und die Aufhebung der Belagerung von Pondichery, flößten den Nationen Indiens

eine ganz neue Ehrfurcht gegen die Franzosen ein. Sie wurden in ihren Augen die erste unter den Nationen Europa's. Dupleix wollte sich diese Gesinnungen der Gemüther zu Nutze machen, und beschäftigte sich mit der Sorge, seiner Nation dauerhafte und ansehnliche Vortheile zu verschaffen.

Da im Jahr 1748 die Subahschaft von Dekan erledigt ward, so setzte Dupleix nach einer Reihe von Veränderungen den Salabadjing, einen von den Söhnen des letztverstorbenen Vicekönigs im Anfange des Jahres 1751 in den Besitz derselben. Diese glückliche That versicherte den längs der Küste Koromandel gelegenen französischen Besitzungen große Vortheile, aber die Wichtigkeit von Pondichery schien eine besondre größere Sorge zu erfordern. Dieser in dem Gebiet von Karnat belegene Ort, hat mit dem Nabob dieses Landes so unmittelbare und so ununterbrochene Verbindungen, daß man es für nöthig hält, die Regierung dieser Provinz mit einem Menschen zu besetzen, auf dessen Zuneigung und Ergebenheit man gänzlich rechnen könnte; die Wahl fiel auf Chunda-saeb, einen Anverwandten des letzten Nabobs.

Die Franzosen erhalten die Insel Sheringham.

Zur Belohnung für ihre Dienste ließen sich die Franzosen ein unermeßliches Gebiet abtreten. An der Spitze dessen, was sie bekamen, war die Insel Sheringham, die durch zwene Arme des Kaveri gebildet wird. Diese lange und fruchtbare Insel ist in Indien durch die große Pagode berühmt, von der sie ihren Namen führt. Außer andern wichtigen Vortheilen, die diese Insel den Franzosen darbot, fanden sie hier eine Lage, die ihnen einen großen Einfluß in den benachbarten Landen und eine gänzliche Gewalt über Tanjaur verschaffen mußte, da sie dieß

Land,

Land, wenn sie wollten, des zum Baue seines Reises nöthigen Wassers berauben konnten.

Kavikal und Pondichery sahen jedes ihr Gebiet sich um eine Strecke von zehn Meilen und achtzig Dörfern vermehren. Waren gleich diese Erwerbungen nicht so beträchtlich, als die von Sheringham, in Ansehung des Einflusses in die allgemeinen Angelegenheiten, so waren sie für den Handel noch vortheilhafter.

Beyde schienen aber gegen das Gebiet, das man nach Norden hin gewann, sehr unbeträchtlich. Letzteres begriff in sich das Land Kondavir, Masulipatnam, die Insel Divy und die vier Provinzen Montosanagor, Elore, Ragimendry und Chikakes. Durch so wichtige Schenkungen wurden die Franzosen Herren von der Küste in einer ununterbrochenen Länge von 600 Meilen. Zwar sollten sie diese Provinzen nur so lange inne haben, als sie im Dienst des Subah die festgesetzte Anzahl Truppen halten würden; aber diese Verbindlichkeit, bey der es nur auf ihre Ehrlichkeit ankam, ob sie sie erfüllen wollten oder nicht, machte ihnen wenig Kummer. Ihr Ehrgeiz verschlang im voraus die, seit so vielen Jahrhunderten in diesen weitläuftigen Gegenden zusammengehäuften Schätze. Die Herrschsucht der Franzosen und ihre Eroberungsentwürfe giengen noch viel weiter. Sie hatten vor, sich Goa abtreten zu lassen, und sich des Triangels zu bemächtigen, der zwischen Masulipatnam, Goa und dem Vorgebürge Komorin liegt.

Und ein unermeßliches Gebiet nach Norden.

Als die Franzosen bemüht waren den Chundasaeb zum Nabob von Karnat zu machen, hatten die Engländer, die den Franzosen immer entgegen arbeiteten, ihm einen Nebenbuhler aufgestellt, mit Namen Mah-

Krieg zwischen den Engländern und Franzosen.

Mahmut-ali-kan. Beyder Name diente beyden Nationen zum Deckmantel, um einen lebhaften Krieg gegen einander zu führen. Sie stritten um Ruhm, um Reichthum, um den Leidenschaften ihrer Befehlshaber, Dupleix und Saunders, zu fröhnen. Der Sieg war bald auf dieser, bald auf der andern Seite, und diese Unruhen würden nicht aufgehört haben, wenn man nicht, von Europa aus, dort Frieden gestiftet. Das Ministerium in Frankreich und England befahl beyden Gesellschaften, sich zu vergleichen; aber kaum war diese Einrichtung getroffen, so fachten wichtige Angelegenheiten den Krieg wieder zwischen beyden Nationen an.

Die Franzosen verlieren alle ihre Besitzungen.

Die Nachricht von diesem Kriege kam zu einer Zeit nach Indien, als die Engländer einen sehr beschwerlichen Krieg gegen den Subah von Bengalen führten. Wären die Franzosen damals das gewesen, was sie einige Jahre zuvor waren, so hätten sie ihre Angelegenheiten mit den Angelegenheiten der Landeseingebohrnen vereinigt. Allein schlecht überdachte Vortheile machten, daß sie durch einen förmlichen Vertrag sich eine eben solche Neutralität zu versichern wünschten, als bey den letzten Zwistigkeiten an den Ufern des Ganges war beobachtet worden. Die Engländer gaben ihnen zu dieser Einrichtung so lange Hoffnung, als sie es für nöthig hielten, daß sie unthätig blieben; aber so bald ihr Glück sie in den Stand gesetzt hatte, Gesetze vorzuschreiben, griffen sie Chandarnagor an. Die Einnahme dieses Orts zog den Verlust aller ihm untergeordneten Faktoreyen nach sich.

Hätten das Ministerium und die Direktion ihren Agenten befohlen, alle entfernte Eroberungen zu verlassen, und sich an die große Besitzung Kavikal zu halten, deren öffentliche Einkünfte itzt bis zu fünf

Mil

Millionen Rupien erhoben waren, wovon fünf Sechstel der Gesellschaft verblieben, so hätten die Franzosen auf immer einen festen Fuß in Indien und hinlängliche Einkünfte gehabt, um ein Korps Truppen zu unterhalten, das sie in den Stand gesetzt hätte, den Neid ihrer Nachbarn und den Haß ihrer Feinde zu trotzen; aber zum Unglück stimmten die Befehle des Hofes zu Versailles mit diesem Plane nicht überein.

Dupleix ward zurück berufen, und Lally, dem man den Krieg in Indien auftrug, war wegen seiner unbändigen Gemüthsart am wenigsten zur Stelle eines Befehlshabers geschickt.

Die Verlassung der Insel Sheringham war die Hauptursache der Unglücksfälle bey dem Kriege in Tanjaur. Man verlohr Masulipatnam und die nördlichen Provinzen, weil man dem Bündniß mit Salabadjing entsagt hatte. Das französische Geschwader hatte das englische dreymal angegriffen, ohne es überwinden zu können, und hatte es endlich im Besitz der See gelassen. Dieser Schritt machte den Verlust von Indien unvermeidlich. Das der schrecklichsten Hungersnoth Preis gewordene Pondichery ward gezwungen, sich den 15ten Jänner 1761 zu ergeben; alle Truppen, die es vertheidigt, und alle im Dienst der Gesellschaft stehende Franzosen, wurden nach Europa geschickt, und diese prächtige Stadt selbst in einen Steinhaufen verwandelt.

Die nach Frankreich zurückgebrachten Einwohner, die ihr Vermögen verlohren hatten, stellten der Regierung den Lally als den Urheber ihres ganzen Unglücks, und als die einzige Schuld an dem Untergang einer blühenden Kolonie, vor. Lally ward gefangen gesetzt; das Parlement zu Paris untersuchte die

Sache. Er war des Hochverraths und begangener Erpressungen wegen angeklagt worden. Die erste dieser Anklagen ward gänzlich falsch befunden, die andre blieb unerwiesen, und dennoch ward Lally verurtheilt, den Kopf zu verlieren.

Ueberhaupt war Lally freylich ein finstrer und gefährlicher Narr, ein hassenswürdiger und verächtlicher Mensch, und wesentlich unfähig andern zu befehlen. Aber er war weder ein Schelm noch ein Verräther, und nach dem Ausspruch eines Weltweisen hatte ein jeder das Recht, den Lally zu tödten, nur nicht der Scharfrichter.

Quellen der Unglücksfälle, die über die Franzosen ergiengen.

Diese Veränderung, die die Franzosen in Asien erfahren mußten, hatten Philosophen voraus gesehen. Das Verderben der Sitten dieser Nation war in Indien noch schlimmer geworden. Die Faktoren, und andre Bediente der Gesellschaft, spielten unverantwortliche Betrügereyen. Selbst die Direktores waren nicht von allen Beschuldigungen frey. Die Regierung, die allen diesen Misbräuchen keinen Einhalt that, war einigermaßen mit schuldig an dem Verfall des Handels der Nation in Indien, und man könnte sie fast anklagen, daß sie die Hauptursache davon gewesen, durch die schwachen oder treulosen Subjekte, die sie gebrauchte, um eine wichtige Kolonie zu vertheidigen.

Die Last der Unglücksfälle, die die Gesellschaft im Orient erdrückten, war durch die Lage, worinn sie sich in Europa befand, noch vermehrt: man fieng an, ihre Einrichtung zu verbessern.

Unter den Ursachen, welche die Gesellschaft in den Abgrund gestürzt hatten, sah man schon seit langer Zeit die Abhängigkeit, worinn sie von der Regierung seit beynah hundert Jahren erhalten wurde, als die

Quelle

Quelle aller übrigen an. Gleich im Anfang des Jahrs 1723 hatte der Hof die Direktores selbst gewählt. Im Jahr 1730 ward ein königlicher Kommissar der Verwaltung der Gesellschaft beygesellt. Nun ward alles durch den Einfluß und nach den Absichten des königlichen Kommissars eingerichtet. Im Jahr 1744 wurden 2 Kommissare bestellt. Nun gab es zwo Partheyen, daraus Zwistigkeiten, Kabalen und Feindschaften entstanden, wovon Paris der Mittelpunkt war, die sich aber bis nach Indien erstreckten. Das Ministerium glaubte ein Mittel dagegen gefunden zu haben, wenn es drey Kommissare ernennte; allein dieß Mittel machte das Uebel ärger. Als nur einer da war, herrschte der Despotismus; Uneinigkeit, als ihrer zween waren; aber so bald ihrer drey wurden, verfiel alles in die Anarchie. Man kam wieder darauf, nur zween zu haben, die man suchte, so gut als man könnte, zu vereinigen, und im Jahr 1764 war so gar nur einer, als die Aktieninhaber verlangten, man sollte die wesentliche Beschaffenheit der Gesellschaft dadurch wieder herstellen, daß man ihr ihre Freyheit wieder gäbe.

Die Regierung versicherte endlich der Gesellschaft durch eine feyerliche Verordnung ihre Freyheit, und versprach, sich nicht anders in ihre Geschäfte zu mischen, als um sie zu schützen. Es ward ein Entwurf zu vorläufigen Statuten gemacht, um ihrer Verwaltung eine neue Gestalt zu geben. Diese Einrichtungen hatten einen glücklichen Erfolg. Von allen Seiten bemerkte man eine große Thätigkeit. Während den fünf Jahren, da die neue Verwaltung dauerte, stiegen die Auktionen jährlich auf 18 Millionen Livres, da sie vorher, ein Jahr ins andre gerechnet, nicht viel über 14 Millionen betrugen.

Die Gesellschaft hatte vor dem Jahr 1764 eine Anzahl von 50,268 Aktien. Hievon schenkte ihr die Regierung, zur Entschädigung der Auslagen, die sie im Kriege gehabt hatte, eine Summe von 11,835 Aktien, folglich blieben nur 38,433 übrig. Diese Zahl ist seitdem auf folgende Art so gar auf 36,921⅝ Aktien herab gesetzt worden.

Wegen der Bedürfnisse der Gesellschaft ward ein Zuschuß von 400 Livres auf jede Aktie eingefordert. Mehr als 34,000 Aktien bezahlten das Verlangte; die übrigen, die es nicht gethan hatten, wurden auf ⅝tel des Werths derjenigen Aktien, die den Zuschuß bezahlt hatten, herabgesetzt, und nach dieser Einrichtung betrug die ganze Anzahl der Aktien noch 36,921⅝tel.

Für diese Anzahl der Aktien hatte also die Gesellschaft, auf den Fuß von 80 Livres zur Aktie, die Summe von 2,953,740 Livres jährlicher Zinsen zu bezahlen. Sie bezahlte für ihre verschiedene Hypothekschulden 2,723,610 Livres Zinsen, welches zusammen 5,677,350 Livres beständiger Zinse ausmacht. Die Leibrenten beliefen sich auf 3,074,899 Livres, also machte die Summe der beständigen und der Leibzinsen 8,752,249 Livres aus.

Dagegen hatte sich der Staat gegen sie im Jahr 1747 zu einer Schuld von 180 Millionen bekannt, die auf ewig zu 5 Prozent verzinset werden sollten. Diese Schuld sollte ihr ein Ersatz wegen des Tabaksmonopols seyn, welches der König in eben dem Jahre mit seinen übrigen Einkünften vereinigte. Wenn nun die Gesellschaft, von diesen 9 Millionen jährlicher Zinsen, die vorhin benannte Summe bezahlte, so behielt sie ein freyes Einkommen von 247,751 Livres übrig.

Zwar

Zwar war sie an Wechseln 74,505,000 Livres schuldig, aber sie hatte in ihrem Handel, in ihrer Kasse, oder an einzubekommenden Geldern, 70,733,000 Livres; eine Summe, die fast hinreichend war, um ihre Schuld aufzuwiegen.

Ihr einziges Vermögen bestand also in beweglichen und unbeweglichen Effekten, für ungefähr 20 Millionen Livres, und in der Hoffnung zu Tilgung ihrer Leibrenten, die mit der Zeit ihr drey Millionen jährlicher Einkünfte bringen sollten, welches man also einem freyen Kapital von 30 Millionen gleich rechnen kann.

Noch außer diesem Vermögen besaß die Gesellschaft folgende sehr einträgliche Rechte.

Sie hatte das ausschließende Handelsrecht mit Kaffee; hievon ward der aus den amerikanischen Eylanden kommende Kaffee im Jahr 1736 ausgenommen, und ihr zur Entschädigung eine jährliche Summe von 50,000 Livres angewiesen, die ihr immer bezahlt worden ist. Im Jahr 1767 ward auch das Privilegium für den levantischen Kaffee aufgehoben, und dafür erhielt die Gesellschaft keinen Ersatz.

Das Jahr zuvor war ihr etwas einträglichers genommen. Sie hatte im Jahr 1720 das Recht erhalten, allein Sklaven nach den amerikanischen Kolonien zu bringen; die Gesellschaft hatte davon ein Einkommen von etwa 345,000 Livres; dieß Recht ward ihr abgenommen und durch folgendes Aequivalent ersetzt.

Statt der Prämie von funfzig Livres für jede Tonne ausgehender, und fünf und siebenzig für jede Tonne einkommender Waaren, die der Gesellschaft bey ihrer Errichtung zuerkannt worden, setzte das

Ministerium diese Prämie auf 75 für die ausgehenden, und 80 für die kommenden Waaren. Berechnet man dieß jährlich auf 6,000 Tonnen, so sind die Einkünfte der Gesellschaft hievon, die 50,000 Livres für den Kaffee mitgerechnet, mehr als eine halbe Million.

Bey der Erhaltung ihrer Einkünfte hatten sich die Ausgaben der Gesellschaft vermindert. Durch die Verordnung von 1764 hatte der Staat das Eigenthum der Inseln Frankreich und Bourbon erhalten, und zugleich die Verbindlichkeit sie zu befestigen und zu vertheidigen übernommen. Durch diese Einrichtung war die Gesellschaft einer jährlichen Ausgabe von zwo Millionen entledigt worden, ohne daß dem ausschließenden Handel in diesen beyden Pflanzstädten dadurch der geringste Eintrag geschah.

Aber, mit allen diesen anscheinenden Mitteln zum Flor, mußte die Gesellschaft täglich tiefer in Schulden kommen, weil alle ihre Einkünfte nicht hinreichend waren, um zu gleicher Zeit die mit der Verwaltung dieses Handels und mit der Landesherrlichkeit verbundenen Ausgaben zu bestreiten, die sich zusammen über acht Millionen beliefen.

In einer so verdrießlichen Lage konnte die Gesellschaft sich ohne den Beystand der Regierung nicht aufrecht erhalten; der geheime Rath Ludwigs XV schien die Existenz dieses großen Körpers mit gleichgültigen Augen zu betrachten, und endlich kam unterm 13ten August 1769 eine Verordnung zum Vorschein, vermöge welcher der König das ausschließende Privilegium desselben suspendirte und allen seinen Unterthanen die Freyheit ertheilte, jenseit des Vorgebürges der guten Hoffnung zu schiffen und zu handeln; doch mit der Bedingung, daß die Unternehmer sich mit Pässen versehen müssen, die ihnen von

der ostindischen Gesellschaft unentgeltlich sollen gegeben werden; ferner legt diese Verordnung einen Indult auf alle Waaren, die aus Indien kommen, welche Auflage durch eine zwote Verordnung aus dem Staatsrath vom 6ten September zu 5 Prozent von allen aus Indien und China kommenden Waaren; und zu 3 Prozent von allen aus den Inseln Frankreich und Bourbon gezogenen Produkten, festgesetzt wird.

Die Verordnung vom 13ten August schien zwar den Aktieneigenthümern die Freyheit vorzubehalten; den Gebrauch ihres Privilegiums einst wieder fortzusetzen, aber da sie nicht einsahen, daß dieß jemals möglich werden konnte, so entschlossen sie sich zu einer Liquidation, die das Schicksal ihrer Gläubiger und die Trümmern ihres Vermögens in Sicherheit setzen sollte.

Sie erboten sich, dem König alle Schiffe der Gesellschaft abzutreten, wie auch alle Magazine, und die Gebäude, die ihr im Hafen L'Orient gehörten; das Eigenthum ihrer Faktoreyen und aller dahin gehörigen Dörfer; allen Kriegs- und Seevorrath und 800 Sklaven. Diese Artikel wurden von den Eigenthümern auf 30 Millionen angesetzt, und zugleich verlangten sie die Bezahlung der 16,500,000 Livres, die der Staat ihnen schuldig war.

Der König nahm diese Abtretung an, aber statt der verlangten 46,500,000 Livres errichtete er, um sich gänzlich mit ihnen abzufinden, 1,200,000 Livres beständiger Zinse, für ein Kapital von 30 Millionen Livres.

Dieser Kontrakt diente dazu, 12 Millionen auf Leibrenten zu zehn Prozent durch eine Lotterie, die die Gesellschaft den folgenden Monat Februar anstellte, auf-

aufzunehmen. Durch dieses Darlehn sollten die Schulden bezahlt werden, die man gemacht hatte, um die letzten Schiffe nach Indien zu schicken. Aber dieß war noch nicht hinreichend, und weil die Eigenthümer durch Kredit sich nicht mehr verschaffen konnten, so übertrugen sie den 7ten April 1770 dem König ihr ganzes Vermögen, außer das auf die Aktien verhypothecirte Kapital.

Nach diesen Umständen läßt sich schwerlich ein bestimmter Begriff von der eigentlichen gegenwärtigen Beschaffenheit der indischen Gesellschaft, und von dem Zustande des Handels, den sie trieb, nach seinen Rechten betrachtet, geben. Diese Gesellschaft kann, ob sie gleich weder Besitzungen noch Thätigkeit mehr hat, doch nicht als vernichtet angesehen werden, weil ihr Privilegium nur suspendirt ist, und die Aktieninhaber sich das Kapital ihrer Aktien vorbehalten haben. Wenn also die Eigenthümer ihren Handel wieder vorzunehmen verlangten, so würden sie noch immer das Recht dazu haben. Aber außer diesem anscheinenden Rechte, das wegen des Unvermögens der Eigenthümer so gut ist, als wäre es gar nicht da, sind alle ihre Rechte und Besitzungen in die Hände der Regierung gegeben worden. Der itzige Zustand dieser Besitzungen verdient näher betrachtet zu werden.

Gegenwärtige Verfassung der Franzosen an der malabarischen Küste.

An der malebarischen Küste ist die Faktorey zu Kartenat unter allen zum Einkauf des Pfeffers am besten gelegen. Das Land würde den Franzosen, wenn sie ihren Handel mit Einsicht trieben, wenigstens 2,500,000 Pfund Pfeffer verschaffen; das Pfund würde ihnen nur 12 Sous kosten, und sie verkauften es uns zu 25 bis 30; dieser Gewinn, nebst dem, den sie noch auf andre dahin gebrachte Waaren machen können, kann eine Summe von

64,000

64,000 Rupien betragen. Zwar legt der, in dieser Kolonie gesetzte Zoll, dem Handel viel Hinderniß in den Weg, doch könnte dieß eher aus dem Weg geräumt werden, als die Sachen in Bengalen auf einen guten Fuß zu bringen.

Frankreich hat sich im Jahr 1763 verbindlich gemacht, hier keine Festungswerke aufzuführen. Also ist Chandarnagor seit dem letzten Kriege ein offener Ort. So lange die Dinge hier auf dem Fuß bleiben, wie sie itzt stehen, müssen die Franzosen ewige Verdrießlichkeiten und Bedrückungen von den Engländern ausstehen. Man würde sich aus diesem schimpflichen Zustande herausreißen, wenn man Chandarnagor gegen Chatigam vertauschen könnte, wo sich die Engländer 1758 niederließen. Vielleicht wäre England in Ansehung Chatigams von den Bedingungen abgegangen, die Chandarnagor zu einem ganz offenen Ort machten, und vielleicht wäre itzt gute Gelegenheit an diesem Tausch zu arbeiten, da einige Erdbeben die von den Engländern an diesem Ort aufgeführten Befestigungen zerstört haben, wodurch sie für diese Besitzung nicht mehr so eingenommen zu seyn scheinen. In Bengala.

An der nördlichen Küste von Koromandel besitzt Frankreich Yanon. Der Handel würde hier einträglicher seyn, wenn man nicht den Profit mit den Engländern theilen müßte, und diese Mitwerbung ist zu Masulipatnam noch verderblicher. Doch muß man sich von Kavikal eine andre Vorstellung machen. Diese Stadt liegt im Königreiche Tanjaur, an einem von den Armen des Keloram, der Fahrzeuge von 150 Tonnen tragen kann. Frankreich kann aus dieser Kolonie jährlich 200 Ballen Leinewand und viel Reis zur Versorgung seiner andern Besitzungen bekommen. Alle zu Kavikal, Masulipatnam und Auf der Küste Koromandel.

Yanon gekaufte Waaren, werden nach Pondichery geschafft. Diese Stadt enthielt bey einem Umfange von einer starken Meile etwa 70,000 Einwohner; drey dem Ort unterworfene Dorfschaften mochten etwa 10,000 Seelen enthalten. Alles rechtfertigt Frankreichs Entschließung, Pondichery wieder herzustellen, und es von neuem zum Mittelpunkt seines Handels zu machen.

Auf der Insel Frankreich.

In ihrem itzigen Zustande bringen die französischen Faktoreyen in Indien wenig ein, und zum Unglück wird man durch die Eylande Frankreich und Bourbon nicht schadlos gehalten, die den Grad von Wohlstand noch nicht erreicht haben, den man erwarten könnte. Seitdem die Insel Frankreich in den Händen des Königs ist, sind einige nützliche Einrichtungen da gemacht worden. Es werden dort Kaffeebohnen mit solchem Erfolg gezogen, daß man einst 6 bis 7 Millionen Pfund da zu erndten hofft. Durch die Bemühungen des Herrn Poivre sind aus den unbesuchten Theilen der Molukken im Jahr 1770 auf die Insel Frankreich gebracht: 400 Muskatbaumpflänzlinge, 10,000 gekeimte oder zum keimen reife Muskatnüsse, 70 Nägelbaumpflänzlinge, eine Kiste von gepflanzten Nägelein, wovon einige schon gekeimt, und zur Erde heraus waren. Diese sind unter die Kolonisten vertheilt; der größte Theil der Pflanzen ist zwar zu Grunde gegangen, und vermuthlich werden die andern keine Früchte bringen; indessen bleibt diese Insel doch immer eins der vortheilhaftesten Geschenke der Natur für ein Volk, das den Handel nach Asien wird treiben wollen.

Die Franzosen müssen die Insel Frankreich und

Zwischen der Insel Frankreich und Pondichery ist eine so nothwendige und gänzliche Verbindung, daß diese beyden Besitzungen durchaus eine von der andern abhängen; denn ohne die Insel Frankreich ist

ist kein Schutz für die Besitzungen in Indien, und ohne Pondichery würde die Insel Franreich den Einfällen der Engländer, von Asien sowohl, als von Europa, ausgesetzt seyn; folglich ist für Frankreich nichts so wichtig, als diese beyden Oerter in Vertheidigungsstand zu setzen, und dann erst wird es ernstlich auf den Handel denken können, der ganz aufgehört hat, so bald er frey geworden ist.

Pondichery befestigen, wenn sie an dem Handel nach Indien Theil haben wollen.

Fünfter Abschnitt.

Beschreibung des Handels von Dännemark, Ostende, Schweden, Preußen Spanien und Rußland nach Ostindien. Untersuchung wichtiger, die Verbindung Europens mit Indien betreffender Folgen.

Es ist eine ziemlich allgemein angenommene Meynung, daß die Cimbrier, in den ältesten Zeiten, die am Ende Germaniens liegende Cimbrische Halbinsel bewohnten, die heut zu Tage unter den Namen Hollstein, Schleswig und Jütland bekannt ist, und daß die Teutonen die benachbarten Inseln inne hatten. Diese beyden Völker zogen sich zusammen, um in Gallien Beute, Ehre und einen sanftern Himmelsstrich zu suchen. Diese Barbaren siegten über alle Feldherren, die Rom gegen sie aussendete, bis auf den merkwürdigen Zeitpunkt, da sie vom Marius ausgerottet wurden.

Hauptveränderung Dännemarks in den ältesten Zeiten.

Ihr

Ihr nach dieser schrecklichen Begebenheit fast ganz wüstes Land wurde von neuem durch Scythen besetzt, die Pompejus aus der weiten, zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere eingeschlossenen Gegend vertrieben hatte, worauf sie nach den nördlichen und westlichen Theilen Europa's hinmarschirten, und sich die Nationen unterwarfen, auf die sie in ihrem Zuge stießen. Sie brachten Rußland, Sachsen, Westphalen, die cimbrische Halbinsel, und selbst Finnland, Norwegen und Schweden, unter das Joch. Man meynt, Odin, ihr Anführer, habe nur darum so viele Gegenden durchwandert und zu bezwingen gesucht, daß er alle Gemüther gegen die furchtbare, verhaßte und tyrannische Macht der Römer aufbringen möchte. Diese Gährung, die er bey seinem Tode in Norden zurückließ, würkte insgeheim so wohl, daß einige Jahrhunderte darnach alle Nationen einmüthig über dieses gegen alle Freyheit verschworne Reich herstürzten, und den Trost hatten, es über den Haufen zu werfen, nachdem sie es durch verschiedene wiederhohlte Erschütterungen geschwächt hatten. Nach diesen rühmlichen Heerzügen waren Dännemark und Norwegen unbewohnt. Aber sie erhohlten sich nach und nach in der Stille, und fiengen wieder an, ihren Namen gegen Anfang des achten Jahrhunderts in Ruf zu bringen. Das Weltmeer öffnete ihnen eine andere Bahn: von zweyen Meeren umgeben, ergaben sie sich itzt gänzlich ver Seeräuberey. Weil sie gar keinen Ackerbau und wenig Viehzucht hatten, auch in der Jagd eine schlechte Hülfe fanden, so heftete sie nichts an ihr mütterliches Land, und so plünderten sie, mit ihren leicht zu erbauenden Fahrzeugen, schlecht regierte oder übel vertheidigte Küsten. Diese zerstörende Gemüthsart war besonders das Werk der Religion Odins;

diese erhob vollends die Neigung dieser Völker zum Kriege bis zum Enthusiasmus.

Das Christenthum stieß alle Begriffe, die die Kette eines solchen Systems ausmachten, über den Haufen. Es gelang den Missionarien, sie von dieser herumstreifenden Lebensart abzubringen, und ihnen Geschmack an dem Ackerbau und an der Fischerey beyzubringen. Diese Veränderung war so vollkommen, daß man seit der Bekehrung der Dänen und Norweger keine Spur von ihren Räubereyen in der Geschichte findet.

Der neue Geist, der Norwegen und Dännemark zu beseelen schien, mußte täglich den Umgang mit den andern Völkern Europa's erweitern. Zum Unglück ward er durch das Ueberwicht, das die Hansestädte bekamen, gehemmt. Selbst als dieser große Bund in Verfall gekommen war, behauptete Hamburg die Uebermacht, die es sich über alle unter dänischer Herrschaft stehenden Unterthanen erworben hatte. Sie fiengen an diese Bande zu zerreißen, durch die sie an diese Art von Monopol gefesselt waren, als sie sich durch folgenden Umstand zum Handel nach Indien entschlossen.

Dännemark unternimmt den Handel nach Indien.

Ein holländischer Faktor, Namens Boschower, der mit dem Könige von Ceylon im Namen seiner Nation einen Handlungstraktat schließen sollte, hatte sich bey diesem Monarchen so beliebt gemacht, daß er das Haupt seines Staatsraths, sein Admiral ward, und den Titel eines Prinzen von Mingone erhielt. Boschower, der, von diesen Ehrentiteln berauscht, nach Europa eilte, um damit vor den Augen seiner Landsleute zu prahlen, ward von diesen Republikanern mit einer Gleichgültigkeit empfangen, die ihn verdroß, und reisete in seinem Unwillen zum

Könige von Dännemark Christian IV, um ihm seinen Dienst und das Ansehen, das er in Ceylon hatte, anzubieten. Sein Vorschlag ward angenommen, und er seegelte im Jahr 1618 mit sechs Schiffen ab, wovon drey der Regierung, und drey der Gesellschaft gehörten, die zur Unternehmung des indischen Handels errichtet war. Aber sein während der Seereise eingefallener Tod vereitelte alle Hoffnung; die Dänen wurden zu Ceylon übel aufgenommen, und Owen Giedde von Dömmerup, ihr Anführer, sah kein ander Mittel, als sie nach Tanjaur, dem der Insel am nächsten liegenden festen Lande, zu bringen. Hier errichteten die Dänen eine Kolonie. Man gab ihnen ein fruchtbares und bevölkertes Stück Landes, worauf sie anfangs Tranquebar und nachher die Festung Dansburg anlegten; ihrer Seits verpflichteten sie sich zu einem jährlichen Zins von 2000 Pagoden *), die sie noch bezahlen.

Die Dänen trieben hier anfänglich, ob gleich ihr erstes Kapital nicht über 853,263 Livres **) ausmachte, ziemlich ansehnliche Geschäfte in allen Gegenden Indiens. Aber da endlich die holländische Gesellschaft eine so entscheidende Uebermacht erhielt, daß sie die Dänen aus allen Märkten verdrängen konnte, und da die Zwistigkeiten, die den nördlichen Theil von Europa zerrütteten, dem Hauptlande nicht erlaubten, sich mit so entfernten Angelegenheiten zu beschäftigen, so wurden die Dänen ohnmächtig und endlich muthlos; die Gesellschaft gab ihr Privilegium wieder zurück, und trat ihre Besitzungen an

*) Etwas über 5000 Thaler.

**) Nach andern Nachrichten soll das Kapital 250,000 Thaler, in 250 Aktien getheilt, gewesen seyn.

an die Regierung ab, um diese, für die Summen, die man ihr schuldig war, schadlos zu halten.

Im Jahr 1670 erhob sich auf den Trümmern der alten eine neue Gesellschaft, wozu Christian V ein Geschenk an Schiffen und andern Effekten machte, das 69,073 Thaler geschätzt ward, und die Interessenten gaben 162,800 Thaler dänisch Geld dazu her. Aber diese zwote Unternehmung war noch unglücklicher als die erste; die Gesellschaft nahm, statt empor zu kommen, immer mehr und mehr ab, und gieng endlich im Jahr 1730 zu Grunde.

Veränderungen des dänischen Handels nach Indien.

Aus ihrer Asche entstand zwey Jahre hernach die Gesellschaft, die heut zu Tage noch besteht. Ihr ausschließendes Privilegium sollte vierzig Jahre dauern, und alles, was zur Ausrüstung ihrer Schiffe dient, ist von aller Abgabe frey. Die inländischen Handwerker, die sie braucht, und diejenigen, die sie aus fremden Landen kommen läßt, sind den Gesetzen der Zünfte nicht unterworfen. Sie braucht sich des gestempelten Papiers bey ihren Geschäften nicht zu bedienen. Ihre Gerichtsbarkeit über ihre Bedienten ist uneingeschränkt, und die Urtheilssprüche ihrer Direktoren, wenn sie nicht Lebensstrafen auflegen, sind keiner Revision unterworfen. Um so gar den Schatten alles Zwangs zu entfernen, hat der Landesherr dem Rechte, das er haben müßte, sich als erster Interessent in die Verwaltung zu mischen, entsagt. Er hat keinen Einfluß in die Wahl der Civil- und Kriegsbedienten, und hat sich nur die Bestätigung des Gouverneurs von Tranquebar vorbehalten. Er hat sich so gar anheischig gemacht, alle politischen Verträge, die man mit den Mächten Asiens zu schließen für gut befinden würde, zu bekräftigen.

Zur Vergeltung so vieler Aufopferungen hat die Regierung weiter nichts verlangt, als ein Prozent für alle indische und chinesische Waaren, die aus dem Lande gebracht, und drittehalb Prozent von allen, die da würden im Königreich verbraucht werden.

Um desto leichter Interessenten zu finden, unterschied man zweyerley Kapitale, das beständige und das rolirende, und es ward festgesetzt, daß das rolirende nichts als die für den Einkauf, die Rüstung und die Ladung der Schiffe nöthigen Ausgaben tragen sollte. Alles Uebrige sollte das beständige tragen, welches, um sich schadlos zu halten, zehn Prozent im Voraus von allen Waaren Asiens, die man in Europa verkaufen, und fünf Prozent von allem, was von Tranquebar abreisen würde, haben sollte. Dieser immerwährende Zuwachs zu dem beständigen Kapital hat dessen Masse so vermehrt, daß anstatt der 400 Aktien, jede zu 250 Thaler, die die Gesellschaft hatte, sie ihrer anjeßt 1600, jede zu 375 Thaler, besißt. Im Jahr 1755 hat sie sich auf diese Anzahl eingeschränkt, und seit dieser Zeit haben die Abgaben, womit sich das beständige Kapital vermehrte, dazu gedient, das Dividend zu verstärken, welches bis dahin von den Profiten des rolirenden Kapitals war genommen worden.

Es ist hinreichend eine Aktie zu besißen, um das Recht zu haben seine Stimme in den Versammlungen geben zu können. Wer drey Aktien hat, hat zwo Stimmen, wer fünf hat, drey; und so fort bis auf 20 Aktien, die dem Besißer zwölf Stimmen verschaffen. In dem erneuerten Privilegium von 1772 ist verschiedenes geändert worden. Es ist ausgemacht, daß kein Theilhaber mehr als drey Stim-

men

men haben kann, er mag so viel Aktien besitzen, als er will; auch ist ihm nicht erlaubt, seine Stimme schriftlich, oder durch einen Sachwalter zu geben *).

*) Die neusten Veränderungen der dänischen Gesellschaft sind folgende:

In den letzten 26 Jahren ihrer Oktroy hat sie überhaupt 77 Schiffe ausgeschickt, deren Ladung an Silber 15,692,940 Thal., und an Waaren 2,092,194 Thaler betragen hat. In eben der Zeit hat der Verkauf der Ladungen, welche sie auf 73 Schiffe zurückgebracht, eine Summe von 34,515,833 Thalern ausgemacht, wovon nur für 6,573,507 Thaler im Lande verbraucht, und das Uebrige an Fremde verkauft worden. Gegen den Ablauf der bisherigen Oktroy ward den Aktionisten wieder eine neue auf 20 Jahr zu Anfange des Jahrs 1772 vorgelegt, in welcher dieß die wichtigsten Punkte sind:

1) Die Gesellschaft behält den ausschließenden Handel; Privatkaufleute dürfen zwar nach Indien handeln, doch unter folgenden Einschränkungen: a) Nur dänische Schiffe dazu zu gebrauchen, b) daß ein Schiff wenigstens für 3000 Thaler im Lande verfertigte Waaren nach Indien mitnehmen soll; worauf doch die Prämien, welche auf die Ausfuhr dieser Waaren bewilligt würden, vergütet werden sollten; c) 15 Prozent von den eingeschifften Dingen zu bezahlen; d) 8 Prozent vom Einbringen der Auktionen an die Gesellschaft zu bezahlen; e) zu Tranquebar und in den übrigen Plätzen der Gesellschaft sollen von den eingehenden Waaren jenseits des Vorgebürges der guten Hoffnung 4 Prozent, und diesseits des Vorgebürgs, wie auch von den ausgehenden, die nicht nach Europa bestimmt sind, 2 Prozent Zoll an die Gesellschaft entrichtet werden; f) sie können aus jeden Hafen des dänischen Reichs auslaufen, müssen aber zu Koppenhagen ausladen.

2) Der König übernimmt es, die Silberstangen zu liefern, wie sie zu Kadix und Amsterdam verkauft werden.

Gegenwärtiger Zustand des dänischen ostindischen Handels.

Dännemark treibt seine Handlung in Asien in eben den Gegenden, als die andern europäischen Nationen. Der Pfeffer, den es aus Malabar bekömmt, übersteigt nicht 600 Zentner.

Die Geschäfte in Koromandel sind nicht so sehr belebt, als man es denken sollte. Dännemark besitzt daselbst ein vortrefflich Gebiet, welches, ob es gleich nur zwey Meilen im Umkreise hat, doch 30,000 Seelen in sich schließt, wovon 10,000 in Tranquebar und 12,000 in einer großen Dorfschaft voll grober Manufakturen wohnen. Die übrigen treiben in andern minder ansehnlichen Dorfschaften nützliche Arbeiten; 300 Dänen, wovon hundert und funfzig die Besatzung ausmachen, sind alle in dieser Kolonie befindlichen Europäer. Ihr Unterhalt kostet jährlich

40,000

3) Der König wird der freyen Beyfracht entsagen, gegen eine Entschädigung, welche für ein Schiff 5000 Thaler, für zwey 8000, und für drey oder mehrere 10000 Thaler beträgt.

4) Der König wird die Gesellschaft mit keiner Auflage belegen, dafür er 2 Prozent vom Dividend der Aktien erhalten wird.

5) Die Gesellschaft soll keinen Präsidenten mehr haben, sondern sieben Direktores, deren einer in der Rechtsgelehrsamkeit, einer im Seewesen und einer im Lokalen und in den Geschäften Indiens erfahren seyn muß, und die vier übrigen sind Handelsleute. Sie werden nur für drey Jahr erwählt, können aber durch die Stimmen der Aktionisten in ihren Stellen aufs neue bestätigt werden.

Diese Gesellschaft hat in Indien, durch die Bewilligung des Königs von Tanjaur einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, indem er ihr einen großen Strich Landes, der an das Tranquebarische anstößt, und mit verschiedenen großen Flecken bevölkert ist, die stark mit Fabriken besetzt sind, für eine mäßige Summe Geldes überlassen hat.

40,000 Rupien (30,000 Thaler), welches ohngefähr das Einkommen der Besitzung ausmacht. Die Gesellschaft giebt ihren dortigen Faktoren wenig Beschäftigung. Sie spedirt ihnen nur zwey Fahrzeuge alle drey Jahre, und diese Schiffe nehmen 1800 Ballen gemeiner Leinewand mit, die nicht 600,000 Rupien (450,000 Thaler) kosten.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Asien zeigten die Dänen ihre Flagge am Ganges. Ein schleuniger Verfall trieb sie von da weg, und erst im Jahr 1755 ließen sie sich in der Nachbarschaft von Bankibasar nieder. Die Franzosen, die allein die neue Faktorey unterstützt hatten, haben in den Unglücksfällen des letzten Krieges da einen Zufluchtsort und allen Beystand, den Freundschaft und Erkentlichkeit verschaffen können, gefunden. Diese Faktorey empfängt selten gerade aus Europa Schiffe; seit 1757 hat man ihrer nur zwey gesehen, deren Ladungen an Ort und Stelle nur 900,000 Rupien (750,000 Thaler) gekostet haben. Der chinesische Handel ist seit der Zeit sehr geschwächt, da England die Insel Man käuflich an sich gebracht hat.

Gegenwärtig belaufen sich die jährlichen Auktionen der Gesellschaft auf 6,500,000 französische Livres *), und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie sie viel höher treiben werde. Denn ohngeachtet der sehr vielen Vortheile, welche die dänische Gesellschaft hat, wird sie doch immer ohnmächtig bleiben. Im Jahr 1728 machte man ein Projekt, ihren Sitz von Koppenhagen nach Altona zu verlegen, von wannen zwar die Spedition der Schiffe leichter gewesen

*) Soll 6,750,000 französische Livres heißen; die 1,500,000 Thaler dänischer Münze ausmachen.

wesen seyn würde, allein es ist nie zur Ausführung gekommen, weil England und Holland sich dieser Einrichtung widersetzten. Aus eben der Ursache fand auch die Gesellschaft zu Ostende ihren Untergang.

Errichtung einer ostindischen Gesellschaft zu Ostende.

Man rieth nämlich dem Prinzen Eugen, der seit langer Zeit die Reichthümer des Hauses Oesterreich zu vermehren suchte, so wie er dessen Gränzen erweitert hatte, zu Ostende eine ostindische Gesellschaft zu errichten, und er fühlte gar bald den ganzen Werth dieses Vorschlages. Um indessen sich nicht zu übereilen, wollte er, daß man im Jahr 1717 zwey Schiffe nach Indien bloß mit Pässen von ihm abschicken sollte. Der gute Erfolg ihrer Reise vermehrte die Speditionen im folgenden Jahr. Alle Versuche liefen glücklich ab, und der Wiener Hof glaubte, er müsse im Jahr 1722 das Schicksal der Interessenten, die mehrentheils Engländer und Holländer waren, durch die weitläuftigsten Privilegien, die man jemals ertheilt hatte, auf sichern Fuß stellen.

Die neue Gesellschaft, die ein Kapital von zehn Millionen Gulden in 10,000 Aktien getheilt hatte, erschien mit Glanz in allen Märkten Indiens. Sie errichtete zwo Faktoreyen, eine zu Koblom zwischen Madras und Sadraspatnam, an der Küste Koromandel, und eine zu Bankibasar in dem Ganges. Sie setzte sich so gar vor, sich einen Rasthafen für ihre Schiffe zu verschaffen, und hatte zu dem Ende ihre Absichten auf Madagascar gerichtet. Sie war glücklich genug, daß sie sich auf ihre Agenten, die alle aus englischen und holländischen Diensten genommen waren, in allen Dingen verlassen konnte; diese waren standhaft genug gewesen, um alle Hindernisse, die der Neid ihnen entgegen gestellt hatte, zu über-

übersteigen, auch hatten sie Einsicht genug gehabt, um sich von den Fallstricken los zu winden, die man ihnen legte. Ihre reichen Rückfrachten, der Ruf ihrer Aktien, die 15 Prozent gewannen, vermehrten noch das Zutrauen zu ihr. Allein England und Holland wurden durch das Glück dieser neuen Gesellschaft in die lebhafteste Unruhe versetzt, und nachdem sie allerley Mittel, um die Abschaffung derselben zu erhalten, vergebens versucht hatten, so beschlossen sie endlich im Jahr 1727 *) die pragmatische Sanktion zu garantiren, und der Wiener Hof vergalt eine so wichtige Dienstleistung mit der Aufopferung der Handlungsgesellschaft von Ostende.

Die Interessenten wollten nun ihre Kapitalien anderswo hinbringen, und versuchten es zu verschiedenen malen, sich zu Hamburg, Triest, oder in Toskana nieder zu lassen; allein ihre Bemühungen wurden immer hintertrieben. Einige von ihnen wandten sich nach Schweden, und diese waren am glücklichsten.

Die Schweden legen sich auf den Handel nach Indien.

Ein reicher Handelsmann zu Stockholm, mit Namen Heinrich König, gab ihrem Entwurfe Beyfall, und machte, daß er vom Reichstage im Jahr 1735 gut geheißen ward. Man errichtete eine ostindische Gesellschaft, der man auf 15 Jahr das ausschließende Privilegium ertheilte, jenseits des Vorgebürges der guten Hoffnung zu handeln. Um, so viel möglich, die Vortheile eines freyen Handels mit den Vortheilen einer privilegirten Gesellschaft zu vereinigen, setzte man fest, daß die Kapitalien nicht bestimmt seyn sollten, und daß jeder Aktieninhaber die

*) England hat diese Garantie erst 1731, und die vereinigten Niederlande 1732 übernommen.

die seinigen am Ende jeder Reise wieder zurückfordern könnte. Da die Interessenten fast alle Fremde waren, so schien es billig, der Nation einen Profit dadurch zu versichern, daß man ihnen 1500 Thaler (1000 Conventionsgulden) für die Last eines jeden Schiffs, das sie spediren würden, an die Regierung zu zahlen, auferlegte.

Ohngeachtet dieser Bedingungen, theilten die Aktieninhaber weit größere Profite aus, als je irgend eine Gesellschaft gethan hatte. Dieß Glück bewog die Stände, bey Erneuerung des Privilegiums im Jahr 1746 statt der vorigen eine Abgabe von 50,000 Thaler S. M. (22,222 Thaler 5 Gr. 4 Pf.) zu verlangen. Dieser Vertrag wurde bis im Jahr 1753 genau erfüllt. Alsdann machten die Direktoren, die sich in einer vortheilhaften Lage befanden, den Entwurf, der Gesellschaft, die nur für eine Zeitlang errichtet war, eine feste Dauer zu geben, und sie brachten es dahin, daß die versammelte Nation sowohl als auch die Aktieninhaber diesen Entwurf gut hießen. Von der Zeit bezahlt sie eine Abgabe von 30 Prozent von dem Thee und andern indischen Waaren, die man im Königreich verbraucht. Diese neue Ordnung dauerte bis zu 1766, da das zwanzig Jahr vorher ertheilte Privilegium zu Ende gieng.

Den 7ten Julius 1762 ward es wiederum auf zwanzig Jahre unter folgenden Bedingungen verlängert, daß die Gesellschaft dem Staate eine Million Thaler Silbermünze (444,444 Thaler 10 Gr. 8 Pf.) ohne Zinsen, und anderthalb Millionen (eine Million Reichsgulden) zu sechs Prozent Zinsen leihen mußte. Die Aktieninhaber, die diese Vorschüsse thaten, sollten sich nach und nach durch die Zurückbehaltung der 75,000 Thaler (50,000 Reichsgulden)

die

die sie sich verpflichteten, für jedes Schiff, das sie spediren würden, zu geben, bezahlt machen. Ihre ausgehenden Waaren wurden mit einer Abgabe von ein Viertheil Prozent belegt, und diejenigen, die im Lande verbraucht wurden, mit den alten Abgaben, oder mit neuen, so wie es der Regierung anstehen würde, sie zu bestimmen. So ist die Einrichtung seit 1766.

Der Sitz der Gesellschaft ist in Gothenburg. Ihre Kapitalien waren anfangs von einer Reise zur andern verschieden. Es wird dafür gehalten, daß sie im Jahr 1753 auf 6 Millionen Thal. (4,000,000 Rfl.) festgesetzt wurden, wovon nur 4,000,000 (1,777,777 Thaler 18 Gr. 8 Pf.) hergeschossen worden sind. Man meynt, daß die letzte Einrichtung ihr Kapital auf zehn Millionen gebracht hat, doch muß man sich hier mit bloßen Muthmaaßungen begnügen, weil dem Publikum hiervon niemals etwas vor Augen gelegt worden. Ohngeachtet einiger Unfälle, hat sich das Dividend der Gesellschaft ein Jahr ins andre auf 32 Prozent belaufen. Dieser Profit ist bloß von Auktionen gemacht worden, die jährlich nicht über vier Millionen Thaler (etwa 1,800,000 Rfl.) betragen haben. Eilf Zwölftel dieser Waaren sind an Fremde gebracht worden, und Schweden hat das Wenige, was es verbraucht hat, mit seinen Produkten bezahlt.

Ostindische Handlungsgesellschaft zu Embden.

Eine glückliche Begebenheit setzte den König von Preußen im Jahr 1744 in den Besitz von Ostfriesland. Embden, die Hauptstadt dieser kleinen Provinz ward vor zwey hundert Jahren für einen der besten Häfen in Europa gehalten. Die Engländer machten ihn zum Mittelpunkt ihrer Geschäfte mit dem festen Lande, als sie gezwungen wurden, Ant-

Antwerpen zu verlassen. Die Holländer hatten sich erst lange Zeit vergebens bemüht, sich desselben zu bemächtigen, und wurden hernach so neidisch darauf, daß sie ihn zu zerstören suchten. Alles zeigte, daß es ein geschickter Ort wäre, um die Niederlage eines großen Handels zu werden. Die Entfernung, in der dieses schwache Land von der Masse der preußischen Macht lag, konnte einige Ungelegenheiten hervorbringen, aber Friedrich hoffte, daß das Schrekken seines Namens den Neid der Seemächte im Zaum halten würde. In dieser Ueberzeugung wollte er im Jahr 1750, daß zu Embden eine Handlungsgesellschaft nach Ostindien sollte errichtet werden. Das Kapital der neuen Gesellschaft war eine Million Reichsthaler. Es wurde hauptsächlich durch Engländer und Holländer zusammen gebracht, troß der Strenge der Gesetze, die ihre Regierung gemacht hatte, um es zu verhindern. Man war zu diesen Spekulationen durch die unbegränzte Freyheit aufgemuntert, die man haben sollte, wenn man dem Landesherrn drey Prozent von allem, was verkauft werden würde, bezahlte. Der Ausgang entsprach den Hoffnungen nicht. Sechs nach einander nach China geseegelte Schiffe brachten den Interessenten nichts als ihr Kapital, und einen Profit von zehn Prozent in sieben Jahren. Eine Gesellschaft nach Bengalen zu handeln, die kurz nachher an demselben Ort entstand, nahm ihre Maaßregeln noch schlechter. Ein Prozeß, dessen Ende man wahrscheinlicher Weise nie erleben wird, ist alles, was ihr von den beyden einzigen Speditionen, die sie gethan hat, übrig bleibt. Der Anfang des leztern Krieges hat beyde Gesellschaften zerstört.

In den Monarchien findet der Regent oft in den Meynungen, in der Gemüthsart und in den Gesinnun-

sinnungen seiner Unterthanen mächtige Hindernisse, alles zu thun, was zum Wohl seiner Nation gereicht. Diese Meynungen können freylich verbessert werden, aber bis dieß in Spanien geschicht, kann man sie als die Haupturſache ansehen, warum die Entwürfe, die man gemacht hat, um den Handel nach den Philippinen in Flor zu bringen, so wenig gefruchtet haben.

Niederlassung der Spanier auf den philippinischen Eylanden.

Magellan war der erste, der die philippinischen Eylande, die man vor dem die manillischen nannte, besuchte. Im Jahr 1521 gelangte er durch die Meerenge, die nachher seinen Namen führte, dahin, und vermuthlich würde das Unglück, das er hatte, da umzukommen, nicht verhindert haben, daß seine Reise Folgen nach sich gezogen hätte, wenn sie nicht durch den Zusammenfluß folgender Umstände wären gehemmt worden.

Als die Portugiesen sich im funfzehnten Jahrhundert den Weg nach Ostindien bahnten, und die Spanier sich durch die Entdeckung von Amerika ungeheure Schätze versicherten, so schien es möglich zu seyn, daß beyde Nationen sich irgendwo zusammenstießen. Um diesen Vorfall, der gefährlich hätte werden können, zu verhindern, schenkte Pabst Alexander im Jahr 1493 an Spanien alle die Länder, die man nach Westen hin entdecken würde, von einer hundert Meilen von den Azoren bestimmten Mittagslinie angerechnet; und an Portugal alles, was es, von eben diesem Meridian an, nach Osten hin erobern würde. In der Folge beschlossen diese Mächte zwar diese Gränzlinie 250 Meilen mehr nach Westen zu rücken, um ihre Ruhe noch sicherer zu stellen; allein die Seereise Magellans bewies, daß man noch auf einem andern Wege nach Indien

Indien kommen könnte, als um das Vorgebürge der guten Hoffnung. Die Portugiesen erstaunten, als sie die Spanier durch das Südmeer dahin kommen sahen, und da sie der Molukken wegen besorgt waren, so beschloß der Hof zu Lissabon den Weg der Unterhandlungen beym spanischen Hofe zuerst zu versuchen, um den Gewürzhandel nicht zu verlieren. Dieß Mittel glückte, und Karl V willigte für 360,000 Dukaten darein, alle Rüstungen nach den Molukken aufzuschieben, bis beyderseitige Rechte ins Licht gesetzt wären. Er machte sich so gar anheischig, daß, wenn die Entscheidung für ihn ausfiele, er sie sich nicht eher anmaaßen wollte, bis er das empfangene Geld wieder bezahlt hätte. Seit diesem Vertrage verlohr Karl Ostindien aus dem Gesichte.

Philipp II nahm im Jahr 1564 das Vorhaben, die Manillen zu bezwingen, wieder vor, und die Ausführung davon ward dem Michel Lopes de Velasko anvertraut. Dieser setzte sich zu Luzen fest, auch errichtete er einige Kolonien in den benachbarten Inseln, und seine Nachfolger würden vermuthlich die Eroberung dieses Archipelagus vollendet haben, wenn man ihnen bessere Mittel dazu gegeben hätte. Die kastilische Herrschaft auf den Manillen, die man damals anfieng die Philippinen zu nennen, blieb also in einem Stande der Kraftlosigkeit, aus dem sie sich niemals erhoben hat.

Gegenwärtiger Zustand der Philippinen.

Itzt ist die Anzahl der hieselbst befindlichen Spanier nicht dreytausend und etwa dreymal so viel Mestizen. Beyde sollen eine Million dreyhundert und etliche sechzig tausend Indianer im Zaum halten, die sich zur Zeit der Schatzung im Jahr 1752 unter spanischer Herrschaft befanden. Sie sind größtentheils Christen und bezahlen alle

einen

einen Zins von einen halben Piaster *). Sie sind in neun Inseln zerstreut, und in zwanzig Aemter eingetheilt, wovon die Insel Luzen allein zwölf enthält. Die Hauptstadt Manilla liegt an der Mündung eines großen Flusses, welche das Innerste einer Bay ausmacht, die 30 Meilen im Umkreise hält. In der Folge befestigte man Cavite, welches nur drey Meilen davon liegt und ihr zum Hafen dient. Ehedem arbeiteten in den dortigen Werften drey bis vier hundert Indianer, aber seit einigen Jahren sind mehrere angelegt worden, und man baut hier gegenwärtig Kriegsschiffe für Europa.

Die Kolonie hat einen Statthalter zum Oberhaupte, dessen Gewalt unter dem Vicekönig von Mexiko steht, und acht Jahr dauern soll. Er hat eine fast unumschränkte Macht, die aber nachher so gefährlich befunden worden, daß man verschiedene Mittel ersonnen, um derselben Einhalt zu thun. Unter diesen war dieß das nützlichste, daß man gegen einen in seinem Amte verstorbenen Statthalter inquiriren könnte, und daß ein zurückberufener Statthalter nicht eher sollte abreisen können, als bis seine Verwaltung untersucht worden wäre. Doch hat auch dieß Verfahren schlimme Folgen gehabt; der Nachfolger wird oft durch ansehnliche Summen, oder durch Erpressungen, die er sich zu begehen vorsetzt, bewogen, seines Vorgängers seine zu bemänteln. Dieß hat abscheuliche Unterdrückungen erzeugt, wodurch eine unendliche Menge Indianer bewogen worden, die Philippinen zu verlassen, oder sich in unzugängliche Oerter dieser Inseln zu retten; verschiedene Millionen dieser Unglücklichen sind durch die Erpressungen ums Leben gekommen. Selbst die höchste

*) Ungefähr einen Gulden Conventionsgeld.

höchste Gewalt des madridschen Hofes hat sich nie dieser allgemeinen Habsucht entgegen gesetzt, und wegen dieser schändlichen Gleichgültigkeit sind die Philippinen noch nicht gesittet worden. Es ist hier weder Polizey noch Emsigkeit, und ohne die Verbindung mit Mexiko würde man kaum ihren Namen wissen. Diese Verbindung schränkt sich bloß darauf ein, die Produkte und die Waaren Asiens nach Amerika durch das Südmeer zu bringen. Keiner von diesen Artikeln, die diese reichen Ladungen ausmachen, wird durch den Boden, oder die Manufakturen auf diesen Inseln hervorgebracht, sondern fremde Nationen bringen sie hieher. Selten handelt man gerade zu mit den Spaniern, weil die mehrsten keine Lust zu den beschwerlichen Bemühungen des Handels haben, sondern ihr ganz Vermögen in die Hände der Chineser geben, die sich auf Unkosten dieser trägen Herren bereichern.

Was aus den Philippinen unter thätigen Händen werden könnte.

Indessen könnten die Philippinen wieder in Flor gebracht werden, wenn hier eine größere Handlungsfreyheit, eine größere bürgerliche und geistliche Freyheit, und eine vollkommene Sicherheit jedes Eigenthums gestattet würde. Ueberdieß liegen die Inseln, die Spanien besitzt, zwischen Japan, China, Kochinchina, Siam, Borneo, Makassar und den Molukken, und können, wenn sie wollen, Verkehr mit allen diesen Staaten anfangen. Sind sie gleich von Malabar, Koromandel und Bengalen zu weit entfernt, um die Besitzungen, die man da anlegen könnte, zu vertheidigen, so liegen sie so nahe bey einigen der reichsten Gegenden, die die Europäer besuchen, daß sie ihren Feinden zu Kriegeszeiten leicht den Zugang dahin versperrt halten können. Spanien würde aus dieser Kolonie zum Gebrauch von Europa, Alaun, Büffelfelle, Cassia, die St. Ignatiusbohne,

In-

Indigo, Kakao, Färberenholz, Baumwolle, und unächten Zimmet bekommen; und die fremden Märkte würden es mit den seidenen Zeugen, mit der Leinewand, und andern zu seinem Verbrauche nöthigen Produkten Asiens versehen, und zwar würden sie es ihm wohlfeiler schaffen als seinen Mitwerbern, denn die Spanier werden, wenn sie ihr Silber gerade von Amerika nach den Philippinen schicken, an den Auflagen, an der Zeit, an den Assekuranzen gewinnen, so daß, wenn sie eben die Menge Metalle geben als die wetteifernden Nationen, sie in der That nicht so theuer bezahlen werden als jene. Ferner würden ihre nach Asien bestimmten Schiffe aus ihren verschiedenen Häfen abseegeln, sich auf den kanarischen Eylanden versammlen, oder nach den Umständen ihren Weg einzeln fortsetzen. Sie könnten aus Indien über das Vorgebürge der guten Hoffnung zurück reisen; aber durch das Südmeer müßten sie dahin seegeln, wo der Verkauf ihrer Ladung ihre Kapitalien um ein Großes vermehren würde. Der Fluß la Plata würde ihnen nöthige Erfrischungen geben, diejenigen aber, die warten könnten, würden in Chili, oder gar nur auf der Insel Fernandez landen. Diese liegt hundert und zehn Meilen vom festen Lande in Chili, und hat, außer einem schönen Himmel, reiner Luft, vortrefflichem Holze, gesundem Wasser, allen den Scharbock heilenden Kräutern, noch einen guten Hafen, in welchem die Schiffe gegen alle Winde gesichert sind, außer dem Nordwind, der aber niemals heftig genug ist, um sie in die geringste Gefahr zu setzen. Hier müßten die Spanier ein Kastell bauen, so würde dieser militairische Posten eine nützliche Besitzung werden. In der That könnten alle diese Vorschläge dem Handel, der Schiffahrt und der Größe Spaniens nützlich seyn; unmöglich kann

der Verkehr, den Rußland mit China zu Lande unterhält, sich je zu eben der Wichtigkeit erheben.

Allgemeine Vorstellung von der Tatarey.

Zwischen diesen beyden Reichen liegt eine unermeßliche Strecke, die in der ältesten Zeit unter dem Namen Scythien bekannt war, und in neuern Zeiten die Tatarey genannt wird. Ein Theil derselben ist dem chinesischen Reiche unterworfen; einen andern beherrschen die Russen; der dritte ist unabhängig und besteht aus dem Kharisen und der großen und kleinen Bucharey. Die Tatarn lebten von je her von der Jagd, der Fischerey und ihren Heerden, unter gleicher Abneigung von dem Aufenthalt in den Städten, der angesessenen Lebensart und dem Ackerbau. Ihre Sitten sind so alt, als ihr Ursprung, der sich in ihren Wüsten und ihren herumirrenden Streifereyen verlohren hat. Sie sind immer das geblieben, was ihre Väter gewesen waren, und nichts sieht den Menschen in den ältesten Zeiten ähnlicher als die Tatarn in den unsrigen.

Diese Nation nahm frühzeitig die Lehre des großen Lama an, der seinen Sitz zu Putola hat, einer Stadt, die in einem Lande liegt, das zum Theil zu der Tatarey und zum Theil zu Indien gehört; doch haben ihre Religionsmeynungen nie ihren Muth geschwächt. Um die Einfälle, die sie in China thaten, abzuhalten, führten die Chineser etwa dreyhundert Jahr vor Christi Geburt die berühmte Mauer auf, die sich an die 500 Meilen vom gelben Fluß bis an das kamschatkasche Meer erstreckt, doch dauerten ihre Streifereyen bis ins dreyzehnte Jahrhundert fort. Zu der Zeit eroberten sie China unter Anführung des Tschenschis-Kan; dieser fremde Zepter ward 89 Jahr nachher zerschlagen, allein die zerstreuten Tatarn sammelten sich abermal im siebzehnten Jahrhundert,

und

und eroberten China zu eben der Zeit, als dieß Reich alle Abscheulichkeiten innerlicher Zwietracht erfahren mußte. In dieser Unordnung, da nämlich so viele Rebellen im Reiche waren, daß sie acht Armeen unter so viel Anführern ausmachten, bemächtigten sich die Tatarn im Jahr 1644 der Hauptstadt, und bald darauf des ganzen Staats. Doch schien diese Veränderung nicht sowohl China unter das Joch zu werfen, als es vielmehr mit einem beträchtlichen Theil der Tatarey zu vermehren; die Sieger unterwarfen sich der Gesetzgebung der Besiegten, sie legten ihre Sitten ab, um die Sitten ihrer Sklaven anzunehmen.

Streitigkeiten der Russen mit den Chinesern in der Tatarey.

Die Russen, die, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die unbebauten Ebenen Sibiriens erobert hatten, waren von Wüsteney zu Wüsteney bis an den Fluß Amur gekommen, der sie nach dem östlichen Meere führte, und bis an die Selenga, die sie China, dessen Reichthümer sie hatten rühmen hören, nahe brachte. Es erhoben sich einige lebhafte Streitigkeiten zwischen beyden Nationen, bis endlich die Gevollmächtigten beyder Höfe sich im Jahr 1689 dahin verglichen, daß beyder Gränzen an den Fluß Kerbeschi festgestellt wurden, und überdieß die Russen die Freyheit erhielten, daß sie alle Jahre eine Karavane nach Pekin schicken durften. Doch machte dieß Nachgeben die Russen nicht mäßiger, sondern sie bauten mehr als 30 Meilen jenseit der bestimmten Gränze eine Stadt, die sie Albaßinskoy nannten. Da die Chineser sich fruchtlos über diesen Friedensbruch beklagt hatten, so schafften sie sich im Jahr 1715 selbst Recht, und eroberten die Stadt nach einer dreyjährigen Belagerung. Der Hof zu Petersburg stellte zwar im Jahr 1719 diese Unruhen durch einen nach Pekin geschickten Gesandten wieder ab, aber da die Karavane im Jahr 1721

sich eben so unbehutsam als die vorigen aufführte, so ward festgesetzt, daß beyde Nationen nur an der Gränze mit einander handeln sollten. Diesen Verkehr haben neue Streitigkeiten noch unterbrochen, doch ist es glaublich, daß Rußland darauf bedacht seyn wird, ihn wieder zu beleben, weil dieß gerade die einzige Macht ist, die ohne baares Geld mit den Chinesern handeln, und ihnen Waare für Waare geben kann. Dieser Handel könnte für Rußland einträglich werden, wenn er nach andern Grundsätzen getrieben würde, als vormals. Es reiste nämlich alle Jahr eine Karavane von Petersburg, die an den Gränzen von China von einigen hundert Soldaten empfangen und nach der Hauptstadt begleitet ward; hier wurden sie so lange in ein Karavanserai eingesperrt, bis die chinesischen Kaufleute ihnen den Ausschuß aus ihren Waarenhäusern anboten. War der Handel geschlossen, so kamen sie drey Jahr nach ihrer Abreise wieder in Petersburg an. Diese schlechten Waaren würden einen geringen Werth gehabt haben, aber da der Handel auf Rechnung des Hofes gieng, und die Auktion immer unter den Augen des Landesherrn geschah, so gewannen die schlechtesten Sachen einen Werth, weil es immer nur eine Gnade war, bey dieser Art von Messe zugelassen zu werden. Allein dem ohngeachtet, daß man oft das Gebot auf eine thörichte Art hoch hinauf trieb, trug der Werth dieser Waaren doch niemals 100,000 Thaler ein, das nämlich abgerechnet, was der Hof verbrauchte. Soll dieser Handel einigermaaßen ansehnlich werden, so muß man ihn nothwendig der Einsicht und Sparsamkeit der Privatkaufleute überlassen.

Um einen Verkehr zwischen Sibirien und Indien durch die freye Tatarey zu errichten, schickte Peter I im Jahr 1719 zwey tausend fünfhundert

Mann ab, um sich der Mündung des Flusses Sirth, der durch Turkistan fließt, zu bemächtigen. Aber die usbekschen Tatarn, die die wiederhohlten Beobachtungen, die sie hatten machen sehen, bedenklich gefunden, hatten das Wasser durch verschiedene Kanäle in den See Atall geleitet. Die Russen giengen also wieder nach Astrakan zurück, und der rußische Hof mußte sich mit dem Handel begnügen, den er mit Indien durch das kaspische Meer unterhielt.

Als die Engländer im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Archangel entdeckten, suchten sie sich, vermittelst der Wolga und des kaspischen Meers, einen leichtern und sichern Weg nach Persien zu verschaffen, als der Portugiesen ihrer, die um Afrika und einen Theil Asiens herum seegeln mußten, um nach dem persischen Meerbusen zu gelangen; aber Englands Handel war damals noch nicht ausgebildet genug, um alle sich entgegen stellende Hindernisse zu übersteigen. Einige Jahre nachher versuchte es ein Herzog von Hollstein, der in seinen Staaten hatte Seidenfabriken anlegen lassen, die rohen Materien dazu aus Persien zu holen, aber seine Gesandten kamen auf der kaspischen See um. Auch Frankreich wollte seine Seide aus Persien über Rußland in seine Häfen bringen, aber aus Eroberungsbegierde ward dieß Projekt nebst vielen andern, die diesem Reiche hätten zum Flor gereichen können, vergessen.

Verkehr Rußlands mit Indien, vermittelst des kaspischen Meers.

Peter I sah den Vortheil ein, den seine Unterthanen von der Handlung mit Persien haben könnten, und bemächtigte sich also im Jahr 1722 der fruchtbaren Gegenden, die am kaspischen Meer liegen. Die Truppen, die diese Eroberungen behaupten sollten, wurden zwar von dem widerwärtigen Klima aufgerieben, indessen wollte Rußland diese Eroberungen

nicht eher zurück geben, als bis es sah, daß Kulikan im Jahr 1736, nach seinem Siege über die Türken, im Stande wäre sie mit Gewalt wieder zu nehmen.

Der petersburgische Hof hatte den Handel nach diesen Gegenden aus dem Gesichte verlohren, als Elton, ein Engländer, im Jahr 1741 ihn seinen Landesleuten in die Hände zu spielen suchte. Er diente in Rußland, und wollte Tücher aus seinem Lande auf der Wolga und dem kaspischen Meer nach Persien, nach Hindostan, und nach einem großen Theil der Tatarey schaffen, indem er Gold und diejenigen Waaren zu empfangen hoffte, die die Armenier, in deren Händen der innere Handel Asiens war, sich übertrieben theuer bezahlen ließen. Dieser Entwurf ward eifrig von der englischen moskowitischen Gesellschaft angenommen, und das russische Ministerium begünstigte ihn. Aber kaum hatte Elton die Laufbahn eröffnet, als Kulikan ihn in seine Dienste zu locken wußte, und durch ihn die Herrschaft über das kaspische Meer erhielt. Der russische Hof widerrief zwar im Jahr 1746 alle Vorrechte, die er ertheilt hatte, aber dieß wäre ein schwaches Mittel gewesen, das Unglück zu heben, wenn nicht der Tod des persischen Tyrannen darauf erfolgt wäre. Die Veränderung brachte zwar den Zepter des kaspischen Meers wieder in die Hände der Russen, aber der Handel konnte dadurch noch nicht in blühenden Stand gesetzt werden, weil ihm die Armenier unübersteigliche Schranken entgegen setzten. Der rußische Hof ergriff das weise Mittel, eine Kolonie dieser arbeitsamen Leute nach Astrakan hinzulocken, und durch ihre Hände gelangen noch itzt die asiatischen Waaren in die Hände der Russen. Doch ist diese Einfuhr noch von geringem Belange, und kann nicht sehr zunehmen, wenn man nicht das Geheim-

heimniß entdeckt, sich Mittel zur Wiederausfuhr zu eröffnen.

Gegenwärtiger Zustand des rußischen Reichs; Mittel, es in Flor zu bringen.

Rußland ist itzt das weitläuftigste Reich von der Welt geworden, aber zu wenig bevölkert, als daß die Einkünfte desselben beträchtlich seyn könnten. Um diesen Mangel an Menschen und Reichthümern zu ersetzen, muß nothwendig der Ackerbau in Flor gebracht werden. Zwar können in den mitternächtlichsten Provinzen keine Produkte gedeyen, aber je mehr man sich von Norden entfernt, je reicher wird die Natur an Menschen und an Produkten; doch verdient unter allen Provinzen die Ukräne eine besondere Aufmerksamkeit. Rußland bekömmt aus diesem fruchtbaren Lande fast alle Artikel seines Handels, und es bekömmt doch noch nicht den zwanzigsten Theil dessen, was man davon verlangen könnte.

Nichts würde dem Anbau des Landes besser forthelfen, als die Bearbeitung der Bergwerke. Das sibirische Eisen ist das beste im ganzen rußischen Reich, und so gut als das schwedische, und die sibirischen Silberbergwerke können für Rußland große Quellen von Reichthümern werden. Die Grundlage des Handels, den Rußland mit China, Persien, mit der Türkey und mit Pohlen angefangen hat, besteht fast allein in Pelzwerken. Dieser Verkehr könnte noch weit ansehnlicher werden, doch würde der große Absatz der Produkte des Landes immer auf der Ostsee geschehen. Rußland hat die glücklichste Lage, um seinen Handel weit auszubreiten. Fast alle dortigen Flüsse sind schiffbar, und Peter I hat verschiedene Flüsse durch Kanäle vereinigt, aber so lange die Regierung sich den Einkauf und Verkauf der wichtigsten Produkte zueignet, so lange werden alle Handlungsgeschäfte betrügerisch und schwach betrieben werden. Aber die Aufopferung

dieses verderblichen Einkommens würde die Abdankung der Truppen zur Folge haben. Unter allen Mächten muß Rußland den Krieg am sorgfältigsten vermeiden. Es muß sich durch die Begierde, einen Einfluß in die Angelegenheiten Europa's zu verschaffen, nicht über seine Gränzen hinaus locken lassen; es könnte da nicht ohne Subsidiengelder agiren, und es wäre unvorsichtig gehandelt, wenn ein Staat, dessen Menschenzahl nur sechs Menschen auf eine Quadratmeile ausmacht, sein Blut verkaufen wollte. Es muß sich bloß den Künsten des Friedens zu widmen suchen, und keiner seiner Nachbarn kann es zwingen, von diesem glücklichen System abzugehen. Eben so nothwendig ist die Abschaffung eines Theils seines Seewesens; es kann die Kosten, die es an 36 bis 40 Kriegsschiffe verwendet, ersparen, und sich an seinen Galeeren begnügen, die zur Vertheidigung hinreichend sind. Außer diesen Veränderungen muß noch, um dem Flore einigen Bestand zu geben, Stetigkeit in der Erbfolge eingeführt werden. Endlich kann Rußland unmöglich glücklich werden, wenn nicht die Regierungsform geändert, und der im ganzen Reiche herrschende Stand der Knechtschaft abgeschafft wird. Catharina ist damit beschäftigt, das Gefühl für die Freyheit bey einem durch die Knechtschaft viehisch gewordenen Volke zu erwecken; ob es ihr aber mit dem gegenwärtigen Geschlecht glükken wird, das ist eine Frage. In dieser neuen Ordnung der Dinge wird man den Glanz von Rußlands Ruhm mäßigen müssen, um ihm Kräfte zu verschaffen; den Einfluß, den es in die allgemeinen Angelegenheiten von Europa genommen hat, muß es aufopfern; Petersburg muß bloß eine Handlungsniederlage seyn, und der Sitz der Regierung weiter ins Land verlegt werden. Aus der Abschaffung jeder Art von Knechtschaft wird ein Bürgerstand entspringen,

gen, ohne welchen bey keinem Volke jemals weder Künste noch Sitten, noch Kenntnisse zu finden gewesen. Doch es ist Zeit, von den Verbindungen zu reden, die die andern Nationen Europa's mit China unterhalten.

Verbindungen der Europäer mit China.

China ist das Land auf der Welt, wo es am wenigsten müßige Leute giebt, ja vielleicht das einzige, wo es gar keine giebt; dahingegen gestattet sich diese Nation die gröbsten Betrügereyen, ohne darüber zu erröthen, wenn sie davon überführt werden, oder gegen die Schimpfworte empfindlich zu seyn, die der betrogene Theil gegen sie ausstößt. Diese habsüchtige Gemüthsart nöthigte die Chineser, bey ihrem inländischen Handel, die Gold- und Silbermünzen, wegen der Menge der falschen Münzen, die täglich zunahm, aufzugeben; man schlug keine andre als kupferne. Aber da das Kupfer durch Begebenheiten, die uns die Geschichte nicht meldet, selten geworden war, so nahm man noch die Muscheln, die unter dem Namen Kauris bekannt sind, dazu; weil diese aber zu zerbrechlich waren, so mußten, auf Befehl der Regierung, alle Hausgeräthe und Gefäße von Kupfer in die Münze gebracht werden; und da dieß noch nicht hinreichend war, so zerstörte man 400 Tempel des Fo, deren Götzenbilder eingeschmolzen wurden. In der Folge wurden die Mandarinen und die Truppen theils mit Kupfer, theils mit Papier bezahlt; allein da die Gemüther sich gegen solche Neuerung auflehnten, so mußte man sie aufgeben, und seit dieser Zeit ist die Kupfermünze die einzige gesetzliche Münze.

Ohngeachtet der eigennützigen Gemüthsart der Chineser, ist ihr auswärtiger Verkehr doch immer sehr geringe gewesen. Sie sonderten sich aus Verachtung von andern Nationen ab, bis man endlich auch an zu

wünschen fieng, die benachbarten Höfe zu besuchen; und die tatarische Regierung begünstigte dieß Mittel, die Nationalreichthümer zu vermehren.

Heut zu Tage handelt China mit Korea, welches ursprünglich von den Tatarn bevölkert seyn soll, und sie bringen dahin Thee, Porcelan, seidene Zeuge, und nehmen dagegen Hanf, baumwollene Tücher, und mittelmäßigen Gieseng.

Die Tatarn, die man als Fremde ansehen kann, kaufen dem Reiche wollne Zeuge, Thee und Tabak ab, welches sie mit Schaafen, Ochsen, Pelzwerk und zumal mit Gieseng bezahlen.

Dieß Gesträuch wächst nur auf den steilsten Bergen, in den dicksten Wäldern und um die schrecklichsten Felsen herum. Der Stamm desselben ist mit einer Art von Haaren besetzt, außerdem aber glatt, rund und dunkelroth, außer am unterm Theile, wo es ein wenig weißlich wird. Es wächst etwa 18 Zoll in die Höhe. Um den Wipfel herum setzt es Zweige an, aus welchem längliche, wollichte, zackigte, oben her dunkelgrüne, unten aber weißliche und glänzende Blätter hervorsprossen. Das Alter desselben erkennt man aus seinen Zweigen, und je älter es ist, je höher wird es geschätzt. Der Giesen hat verschiedene Kräfte, worunter die bekanntesten sind, daß er den Magen stärkt und das Blut reinigt. Er ist in den Augen der Chineser so kostbar, daß sie ihn niemals zu theuer finden. Die Regierung läßt diese Pflanze durch 10,000 tatarische Soldaten lesen, wovon jeder 2 Unzen von dem besten Giesen unentgeldlich liefern muß. Für das Uebrige wird ihnen so schwer Silber bezahlt, als der Giesen wiegt. Diese Erndte ist Privatpersonen untersagt, doch hindert dieß Verbot nicht, welchen zu sammlen. Ohne

diese

diese Uebertretung eines ungerechten Gesetzes, wären sie genöthigt, die Waaren, die sie aus dem Reiche bekommen, zu entbehren, weil sie außer Stand wären, sie zu bezahlen.

China's Handel mit Rußland ist gegenwärtig nicht beträchtlich, aber er kann und wird es werden. Der, den es mit den Einwohnern der kleinen Bucharey treibt, besteht allein in Thee, Tabak und europäischen Tüchern, welche es ihnen für den Goldsand giebt, den sie in ihren Strömen antreffen, wann der Schnee anfängt zu schmelzen. Wenn diese Barbaren anfangen die Erzgruben zu bearbeiten, womit ihre Berge angefüllt sind, so wird der gegenwärtig darniederliegende Handel einen Zuwachs gewinnen, dessen Gränzen sich unmöglich bestimmen lassen.

Von den Staaten des großen Mogols, und den andern Gegenden Indiens, ist dieß Reich zu sehr getrennt, als daß der Landhandel ansehnlich seyn könnte; er beträgt nicht über 8 bis 9 Millionen Livres *). Der, den es zur See treibt, ist ansehnlicher. Es unterhält diesen Handel mit seinem Thee, Porcelan und einigen andern Artikeln. Japan bezahlt die Chineser mit Kupfer und Gold; die Philippinen mit Piasters; Batavia mit Pfeffer und Gewürzen; Siam mit Färbereyholz und mit Firnissen; Tunquin mit Seide; Kochinchina mit Zucker und Geld. Alle diese Handlungszweige zusammen mögen sich auf 4 Millionen Thaler belaufen, und 150 Fahrzeuge beschäftigen. Die Chineser gewinnen in diesen Geschäften hundert Prozent, und in den mehrsten Märkten, die sie besuchen, haben sie die Abkömmlinge der Chineser, die zur Zeit der tatarischen Eroberung flüchteten, zu Korrespondenten.

Der

*) Etwa zwey bis drittehalb Millionen Rthlr.

Der Seehandel in China, der sich nach Norden hin nicht weiter als Japan, und nach Morgen hin nicht über die Sundastraße und nach Malakka erstreckt, hätte sich vielleicht weiter ausgedehnt, wenn die chinesischen Schiffsbauleute sich weniger an die alten Gebräuche gehalten, und sich die Mühe gegeben hätten, bey den Europäern in die Lehre zu gehen. Die ersten Europäer wurden in allen Häfen zugelassen, allein ihr außerordentliches Bekanntthun mit den Frauensleuten, ihr gewaltthätiges Betragen gegen die Männer, wiederhohlte übermüthige und unbedachtsame Thaten, machten, daß man sie auf Kanton, den mittäglichsten Hafen des Reichs, einschränkte. In der Folge wurden die europäischen Schiffe genöthigt, zu Hoanpon anzuhalten, welches vier Meilen von der Stadt liegt. Doch genossen die Seefahrer zu Kanton aller der Freyheit, die die öffentliche Ordnung nicht störte. Allein sie fiengen an, Misbrauch davon zu machen, und wurden also für ihre Unbedachtsamkeit bestraft. Aller Zugang zu den hohen Beamten ward ihnen verschlossen und alle Europäer erhielten Befehl, in dem Quartiere zu wohnen, das man ihnen anwies. Nur diejenigen wurden von diesem Zwange losgesprochen, die einen Wirth fanden, der für ihre Sitten und ihr Betragen gut sagen wollte. Dieser Zwang ward im Jahr 1760 noch ärger. Die Engländer beklagten sich beym Hofe über die Bedrückungen, die der Handel erfahren mußte. Der Hof schickte Kommissarien aus Peking, die sich von den Angeklagten bestechen ließen, und auf ihren Bericht ward ausgemacht, daß alle Europäer in eine geringe Anzahl Häuser verbannt seyn sollten, von wo aus sie nur mit einigen Handelsleuten, die ein ausschließendes Privilegium dazu hatten, handeln durften. Das Mono-

pol hat aufgehört, aber der übrige Zwang ist noch immer so als vorher.

Diese Demüthigungen haben uns indessen von dem Handel nach China nicht abgeschreckt, sondern wir fahren noch fort dahin zu reisen, um Thee, Porcelan, Seide und seidene Zeuge, Firniß, Papiere und andre minder beträchtliche Dinge zu hohlen.

Die mehrsten Provinzen in China bauen zwar Thee, aber er ist nicht allenthalben gleich gut, sondern derjenige, der auf einem steinigten Boden wächst, ist dem weit vorzuziehen, der auf dem Geestlande, und auch besser als der, der auf lehmiger gelber Erde wächst; doch haben die Jahrszeiten, in welchen die Blätter gelesen werden, noch einen grössern Einfluß auf die Güte des Thees als der Boden.

Das Porcelan, das wir aus Asien bekommen, wird von Kennern in sechs Arten abgetheilt: das Krachporcelan, das alte weiße Porcelan, das japanische, das chinesische, das chinesisch-japanische und das indianische Porcelan. Alle diese Benennungen kommen mehr vom Anblick als von recht entscheidenden Kennzeichen.

Das Krachporcelan ist das unvollkommenste; die Masse ist sehr grau, und der Ueberzug auf tausenderley Art aufgesprungen. Das altweiße ist kostbar, ziemlich selten und von geringem Gebrauch; es ist sehr schön, man mag auf den Glanz seiner Glasur, oder auf die Masse Rücksicht nehmen. Das japanische ist sehr schwer von dem, was man chinesisches nennt, zu unterscheiden; das japanische soll eine weißere und nicht so bläuliche Glasur haben, der Ueberzug über dem chinesischen ist bläulicher, mehr mit Farben überhäuft, die Masse selbst ist gemeiniglich

lich weißer, zusammenhängender und fetter, das Korn feiner und dichter. Das chinesisch-japanische vereinigt mit den Zierrathen des japanischen Porcelans diejenigen, die mehr nach chinesischem Geschmack sind.

Auch wir haben gesucht, die Kunst der Porcelanarbeit bey uns einheimisch zu machen, und Sachsen hat mit besserm Erfolg daran gearbeitet als die andern Länder. Die Glasur dieses Porcelans widersteht einem sehr starken Feuer weit länger, als die verschiedenen Glasuren der chinesischen Porcelanarbeiten. Auch das französische Porcelan fängt an berühmt zu werden, und es kann vielleicht bald durch die sorgfältigen Arbeiten, Untersuchungen und Entdeckungen des Herrn von Lauragois den höchsten Grad der Vollkommenheit erhalten.

In folgenden Stücken hat das chinesische Porcelan einen würklichen Vorzug vor dem europäischen: in der Festigkeit; in der Eigenschaft, daß es sich leichter und mit weniger Gefahr hitzen läßt, daß es ohne Gefahr den schleunigen Eindruck kalter und kochender Dinge erträgt; und endlich in der Leichtigkeit, womit es sich verarbeiten und brennen läßt.

Die Erfindung der Seide in China wird einer der Frauen des Kaisers, Hoangte, zugeschrieben, und nachhero haben sich die Kaiserinnen immer eine angenehme Beschäftigung daraus gemacht, Würmer zu ziehen, die Seide davon einzusammlen und zu spinnen. Diese Kunst kam von China nach Indien und nach Persien, wo sie eben keinen großen Fortgang hatte. Ruggiero, König von Sicilien, berief Seidenarbeiter aus Athen, und endlich verbreitete sich der Maulbeerbaum von dieser Insel auf das feste Land. Endlich brachten es auch andere Länder

nach

nach vielen fruchtlosen Versuchen dahin, diesen Vortheil zu besitzen, doch hat die Natur des Klima noch verhindert, daß man nicht allenthalben so gut damit fortkömmt. Die Seide von Neapolis, Sicilien und Reggio ist ganz schlecht, doch wird sie mit Nuzzen gebraucht; die Seide aus andern Orten Italiens wird als Organcin *), und zum Würken gebraucht, ob sie gleich nicht alle gleich gut und gleich schön ist. Die Seide aus Bologna hat lange Zeit den Vorzug vor allen andern gehabt, seitdem aber die piemontische sich gebessert hat, steht diese in Betracht der Gleichheit, der Feinheit, der Leichtigkeit vor allen oben an. Die aus Bergamo kömmt dieser am nächsten.

Die spanische Seide ist zwar überhaupt sehr schön, und zu allem zu gebrauchen, doch ist die aus Valenza bey weitem die beste; nur führt überhaupt die spanische Seide zu viel Fett bey sich, welches ihr beym Färben sehr nachtheilig ist.

Die französische Seide, die den Vorzug vor der aus den mehrsten Gegenden in Europa hat, weicht in Betracht der Leichtigkeit allein der aus Piemont und Bergamo. Frankreich zog vor etlichen Jahren 6000 Zentner Seide, welches, nach einem Mittelpreise, einen Artikel von zehn Millionen ausmacht **). Wenn die neuen Maulbeerpflanzen den Zuwachs werden gewonnen haben, den man davon erwarten kann, so wird Frankreich von dem Zinse befreyt

*) Ist diejenige Seide, die beym Weben zur Kette gebraucht wird.

**) Zwo Millionen sechs bis siebenmal hundert tausend Rthlr.

befreyt seyn, den es den Fremden bezahlt. Noch ist er ansehnlich *).

Ohngeachtet der verschiedenen Arten europäischer Seide, können wir doch die chinesische nicht entbehren; denn ob sie zwar überhaupt schwer und an Fäden ungleich ist, so wird man sie doch immer wegen ihrer Weiße suchen, mit welcher keine andere verglichen werden kann, und wodurch sie allein zur Fabrik der Blonden und Flore geschickt wird.

Der Lackfirniß ist eine Art flüßiges Gummi, von durchsichtiger Farbe, das aus einem Baum, Tsi-chu genannt, gezogen wird. Man macht hie und da Einschnitte in die Rinde, und sammlet den Saft bey jeder Ritze in eine Muschel. Dieß Gummi ist so bösartig, daß diejenigen, die es sammlen, die sorgfältigsten Verwahrungsmittel anwenden müssen. Dieser Firniß wird auf zweyerley Art aufgetragen, und er macht das Holz unverweslich. Die Bearbeitung ist sehr mühsam, und, um etwas vollkommenes zu verfertigen, ist kaum ein Sommer zu einer Arbeit hinreichend, die für den Hof zu Nankin und für die vornehmsten Städte des Reichs geschicht. Die Arbeiten, welche die Europäer erhalten, erfordern nicht so viel Zeit, sind aber auch nicht so schön, und dauerhaft.

Außer diesen Produkten, kaufen die Europäer noch in China Tusche, Kampfer, Borax, Rhabarbar, Lackgummi, Rotting, eine Art Rohr, wovon

*) Auch in den Staaten des Königs von Preußen wird eine große Menge vortrefflicher Seide gebaut. Man sehe Jakobsons Schauplatz der Zeugmanufakturen III. Theil, und den Anhang zum IV. Th.

von Stühle gemacht werden, und ehedem kauften sie Gold.

Unter allen Völkern, die den Handel nach China getrieben, hat ihn keins so ununterbrochen fortgesetzt, als die Holländer. Sie hatten ein Haus auf der Insel Chusan zu der Zeit, da die Geschäfte hauptsächlich zu Amay getrieben wurden, und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts war fast der ganze Handel China's mit Europa in ihren Händen. Die unermeßlichen Auflagen, die die Regierung auf diese fremden Waaren legte, öffneten den andern Nationen und besonders der französischen die Augen. Diese Monarchie hatte im Jahr 1660 eine besondere Gesellschaft für diesen Handel errichtet, allein die Franzosen wurden durch den Schaden der ersten verunglückten Reise abgeschreckt, und besuchten nachher die Häfen in China nur selten. Die neue im Jahr 1698 errichtete Gesellschaft brachte nicht mehr Leben in ihre Speditionen als die erste, und dieser Handel hat nicht eher Bestand erhalten, bis er mit dem nach Indien vereint worden ist.

Die Schweden und Dänen haben fast zu gleicher Zeit angefangen, die Häfen in China zu besuchen, und haben sich nach eben den Grundsätzen betragen. Wahrscheinlich würde dieß auch die Embdensche Gesellschaft gethan haben, wenn sie Zeit gehabt hätte, Bestand zu gewinnen.

Die Einkäufe, die die Europäer in China jährlich thun, können nach denen im Jahr 1766 geschätzt werden, die sich auf 26,754,494 Livres belaufen haben. Diese Summe, von der mehr als $\frac{4}{5}$ für den Thee hingegeben werden, ist mit Piastern oder mit Waaren, welche 23 Schiffe mitgebracht ha- Betrag des europäischen Einkaufs in China.

ben, bezahlt worden. Schweden hat hergegeben, 1,935,168 Livres an Silber; an Zinn, Bley und andern Waaren aber 427,500 Livres. Dännemark, 2,161,630 Livres an Silber, und an Eisen, Bley und Feuersteinen 231,000 Livres. Frankreich, 4,000,000 Livres an Silber, und 400,000 Livres an Tüchern. Holland, 2,735,400 Livres an Silber, 44,600 Livres an Wollenwerk, und 4,000,155 Livres an Produkten aus seinen Kolonien. Großbritannien, 5,443,566 Livres an Silber, 2,000,475 Livres an wollenen Zeugen und 3,375,000 Livres an vielen aus den verschiedenen Gegenden hergehohlten Artikeln. Bey dieser Berechnung sind zehn Millionen Livres nicht in Anschlag gebracht, die die Engländer nach China gebracht haben, weil sie dazu bestimmt waren, die Schulden zu bezahlen, die diese Nation gemacht hatte, oder Vorschußkapitalien abzugeben, um in der Zwischenzeit zu handeln *).

Es ist nicht leicht zu prophezeyen, was noch aus dem Handel nach China werden wird. Diese Nation

*) Wenn man diese Posten auf deutsche Münzsorten evalvirt, so haben etwa geliefert:

Die Schweden an Silber	=	538,660 Thlr.
— — an Waaren	=	126,660 —
Die Dänen an Silber	=	600,452 —
— — an Waaren	=	64,166 —
Die Franzosen an Silber	=	1,055,555 —
— — an Waaren	=	105,555 —
Die Holländer an Silber	=	738,044 —
— — an europäischen Waaren		12,035 —
— — an indischen Waaren		1,079,407 —
Die Engländer an Silber	=	1,451,616 —
— — an europäischen Waaren		533,460 —
— — an indischen Waaren		900,000 —
Totalsumme		7,205,616 Thlr.

Nation scheint mehr geneigt zu seyn, seine Häfen den Europäern zu versperren, als willig ihnen die Mittel zu erleichtern, ihre Geschäfte weiter auszubreiten; vielleicht ist es gar von dieser zweydeutigen Lage bis zu einer gänzlichen Vertreibung der Fremden nicht weit, die um so näher bevorstehen kann, da vielleicht die Holländer schon insgeheim auf Mittel denken, sie auszuführen. Wären dann China's Häfen einmal versperrt, so wären sie es gewiß auf ewig, weil die Hartnäckigkeit dieser Nation ihr niemals gestatten würde, das Geschehene zu ändern, und weil keine Gewalt sie dazu würde zwingen können. Die Chineser würden alsdann ihre Waaren selbst ausführen, und größtentheils nach Java. Der chinesische Handel würde also in die Hände der holländischen ostindischen Gesellschaft kommen.

Nachdem nun die Art entwickelt worden, wie die Nationen Europa's den Handel in Indien geführt haben, so wird es nöthig seyn, folgende drey Fragen zu untersuchen, worüber bis itzt die Meynungen getheilt gewesen sind, nämlich: Soll man diesen Handel fortsetzen? Sind die großen Besitzungen nöthig, um ihn mit gutem Glücke zu treiben? Muß man ihn den Händen der ausschließenden Gesellschaften lassen?

Soll Europa den Handel mit Indien fortsetzen?

Diejenigen, die gegen den Handel Europas mit Indien eingenommen sind, stellen ihm folgende Gründe entgegen: daß er einen ansehnlichen Abgang an Menschen nach sich zieht; daß er den Fortgang unserer Emsigkeit hemmt; und daß er die Masse unsers Geldes verringert. Doch es ist leicht, diese Einwürfe zu haben.

Wenn alle Arten von Arbeiten untersagt werden sollten, wo die Menschen das Leben wagen, so

würde ein großer Theil des menschlichen Geschlechts Hungers sterben, und die Gesellschaft selbst einer Menge Vortheile beraubt seyn müssen. Man braucht nicht die Linie zu passiren, um ein gefährliches Handwerk zu treiben; und ohne aus Europa zu gehen, ließen sich Handthierungen finden, die das menschliche Geschlecht weit mehr aufreiben, als die Schiffahrt nach Indien, und es läßt sich noch immer einwenden, daß die mehrsten von denen, die in diesen langwierigen Reisen umkommen, durch zufällige Ursachen hingerafft werden, welchen man leicht durch gesundere Diät und durch eine ordentliche Lebensart zuvor kommen könnte. Aber wenn auch der indische Handel so viel Menschen wegrafft, als man annimmt, so ist es noch unerwiesen, ob dieser Abgang nicht durch die Arbeiten, deren Quelle er ist, und welche die Menschen ernähren und vermehren, ersetzt werden könne, und würklich ersetzt werde. Würden die Menschen, die auf den nach diesen Gewässern seegelnden Schiffen zerstreut sind, nicht auf dem Lande einen Raum einnehmen, den sie nun frey lassen, daß ihn noch werdende Menschen besetzen können?

Wenn auch dieser Verkehr einige von unsern Arbeiten gehemmt hat, so hat er doch sehr viel andre hervorgebracht. Wenn Sachsen und andere Länder in Europa schönes Porcelan verfertigen, und wenn so viele ehedem in unserm Lande unbekannte Zeuge unsre besten Künstler beschäftigen, so haben wir alle diese Vortheile durch Indien bekommen. Und gesetzt auch, wir hätten Asien keinerley Aufmunterungen und Kenntnisse zu danken, so kann doch der Gebrauch, den wir von dessen Waaren machen, unserm Arbeitstrieb eben so wenig schaden, weil wir sie im Grunde immer mit Nationalmanufakturen bezahlen.

Ehe man aber behauptet, daß Indien unsre Reichthümer verschlingt, muß man dem Gange dieses Handels nachspüren, und sehen, wo er hinausläuft. Es ist gewiß, daß unser Gold nicht nach Indien geht, vielmehr haben wir lange Zeit Silber nach China gebracht, um es gegen Gold zu vertauschen. Das Silber selbst, das wir nach Indien schicken, macht im Vergleich der ungeheuren Menge Waaren, die wir daher erhalten, keine so große Summe aus, als man wohl glauben könnte. Der Verkauf dieser Waaren hat seit einiger Zeit 175 Millionen Livres betragen; rechnet man nun, daß sie nur die Hälfte gekostet haben, so würde daraus folgen, daß zu ihrem Einkauf nach Indien 75 Millionen gegangen wären, ohne noch die Kosten zu rechnen, die unsre Besitzungen erfordern; und dennoch haben seit einiger Zeit alle Nationen in Europa nicht mehr als 24 Millionen Livres hingeschickt; davon gehen 8 Millionen aus Frankreich, 6 aus Holland, 3 aus England, 3 aus Dännemark, 2 aus Schweden und 2 aus Portugall. Diese Berechnung wird auf folgende Art wahrscheinlich. Obgleich Indien unsere Produkte nicht braucht, so empfängt es doch an Eisen, Bley, Kupfer, wollenen Zeugen und andern Artikeln den Werth des fünften Theils dessen, was es uns giebt. Dieß Mittel zu bezahlen vermehrt sich durch die Hülfe, die die Europäer in ihren asiatischen Besitzungen finden; die beträchtlichsten darunter sind diejenigen, die die Gewürzeylande den Holländern, und Bengalen den Engländern verschaffen. Auch vermindert das Vermögen, das sich Privatkaufleute und die Faktoren der Gesellschaften in Indien erwerben, noch den Ausfluß dieser Metalle, und folglich geschieht ein Theil des Handels in Indien mit dem im Lande selbst erworbenen Gelde.

Ueberdieß haben die Eroberungen der Engländer und Franzosen viele Schätze Orients in unsere Hände gebracht. Ja dieser reiche Welttheil hat uns so gar einen Theil der Schätze heraus gegeben, die wir dahin geschickt haben; Thamas Kulikan hat den Mogols wenigstens an zwey tausend Millionen *) an baarem Gelde und Kostbarkeiten weggenommen. Und wenn auch von allen diesen Reichthümern nichts zu uns gekommen wäre, so wird doch dadurch die Sache derer nicht besser, die den Handel nach Indien verdammen, weil er mit Metalle geführt wird, denn das Silber ist ein amerikanisches Produkt, das wir durch Tausch für unsre Produkte bekommen. Brächte Europa es nicht nach Asien, so würde Amerika bald außer Stand seyn, es an Europa zu liefern, weil der Ueberfluß dieses Metalls in unserm Welttheile verursachen würde, daß es so viel an seinem Werthe verlöhre, daß die Nationen, die es uns bringen, keins mehr von ihren Kolonien bekommen könnten. Nachdem also der Handel nach Indien gerechtfertigt worden, so muß noch untersucht werden, ob er nach den Grundsätzen einer klugen Staatskunst geführt ist?

Braucht Europa in Indien große Besitzungen?

Die Frage: ob große Besitzungen in Indien nöthig sind, um den dortigen Handel zu treiben, ist ziemlich unnütz geworden, seitdem die Europäer selbst geholfen haben, ihr Glück schwerer zu machen. Dadurch, daß sie die Landeseingebohrnen in ihre Fehden verwickelt, haben sie dieselben in der Kriegskunst, in den Waffen, in der Taktik unterrichtet. Diese Veränderung kann viel-

*) 530 Millionen Thaler.

vielleicht mit der Zeit groß genug werden, um der Begierde, die die Europäer haben, sich in Hindostan auszubreiten, unübersteigliche Hindernisse entgegen zu setzen, und um ihnen so gar die Eroberungen wieder abzunehmen, die sie da gemacht haben. Ob dieß ein Glück oder ein Unglück seyn wird, wollen wir untersuchen.

Als die Europäer anfangen wollten auf der Halbinsel zu handeln, so fanden sie dieselbe in eine große Menge großer und kleiner Staaten zertheilt, die durch ewige Kriege und innere Zwietracht in Unordnung waren. Diese Anarchie zeigte schon, daß man auf keinen sichern Handel Rechnung machen könne, wenn man ihn nicht durch Waffen schützte, und wir bauten befestigte Faktoreyen. Der Neid, der die europäischen Nationen so wohl in Indien, als an andern Orten, uneins machte, versetzte sie in noch ansehnlichere Unkosten; um sich gegen einander sicher zu stellen, mußte jede ihre Macht vermehren.

Indessen erstreckte sich unsere Herrschaft nicht viel weiter, als unsere Festungen; die Waaren kamen ziemlich ungestört dahin, und selbst nachdem Kulikans Eroberungen den nördlichen Theil von Hindostan in Unruhe gesetzt hatten, erhielt sich noch die Ruhe um Koromandel. Aber der Tod Nizam-ul-Muluks fachte ein Feuer an, das noch raucht. Diese Nachlassenschaft gehörte zwar dem Hofe zu Delhi, aber seine Schwachheit machte Nizams Kinder so dreist, daß sie um die Habe ihres Vaters stritten; die mehrsten ihrer Anhänger kamen um, und es schien end-

lich als ob die Maratten von dieser Anarchie Nutzen schöpfen, und sich zur Oberherrschaft in Dekan erheben würden. Dieß suchten die Europäer zu verhindern, weil sie die Maratten, zu Folge der Grundsätze ihrer Staatskunst und Erziehung, für Räuber hielten. Die mächtigsten europäischen Nationen an der Küste Koromandel glaubten also, solche Nachbarn würden wegen ihrer Räubereyen den dortigen Handel zu Grunde richten, und, um dieß zu verhüten, riethen ihre Agenten, daß bey jetziger Lage Hindostans es unmöglich wäre, nützliche Verbindungen ohne Beschützung eines Kriegsstaats zu unterhalten. Diese Unkosten könnten aber nicht vom bloßen Profit des Handels bestritten werden, sondern man müßte sich hinreichende Besitzungen verschaffen.

Allein, diesem Bewegungsgrunde, den eine große Habsucht bemäntelt, stellte sich eine große Menge physischer, moralischer und politischer Gründe entgegen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es, Bengalen und die Oerter, wo Gewürze wachsen, ausgenommen, noch keine Besitzung gegeben, die in die Dauer die Unkosten, welche deren Eroberung und Erhaltung erfordert haben, hätte bezahlen können. Je weitläuftiger die Eroberungen gewesen sind, je lästiger sind sie auch der herrschsüchtigen Macht gewesen, und dem wird nie anders seyn. Die erobernde Nation wird ihr Gebiet auch erhalten wollen; sie wird befestigte Plätze aufführen; dadurch wird in den Gemüthern benachbarter Fürsten Verdacht aufsteigen; sie werden darauf denken, den Unterdrücker zu Grunde zu richten, und je länger sie gezwungen seyn werden, sich zu verstellen, je mehr

Zeit

Zeit werden sie haben den Dolch zu wetzen, womit sie ihren Feind durchbohren wollen. Die Europäer müssen sich also immer gerüstet halten. Nehmen sie Europäer zu Vertheidigern, so werden sie das Hauptland von Menschen entblößen; begnügen sie sich aber aus Sparsamkeit mit indischen Soldaten, was werden sie sich von diesem unordentlichen zusammengebrachten Haufen versprechen können? Wenn also die großen Besizzungen schädlich sind, so können die zur Eroberung derselben geschlossenen Bündnisse nicht vernünftig seyn. Unsere Kaufleute werden, wenn sie weise sind, zu gleicher Zeit der Wuth nach Eroberungen und der schmeichlerischen Hoffnung, die Waagschale Asiens in ihren Händen zu halten, entsagen müssen. Sie müssen sich nicht um die Staatsveränderungen bekümmern; die Maratten oder Mogolen mögen herrschen, so wird Hindostan Leinewand verfertigen; die Kaufleute werden sie einkaufen, sie werden sie uns wieder verkaufen, und damit gut!

Soll Europa den Handel nach Indien frey geben?

Endlich wäre noch die dritte Frage zu untersuchen übrig: ob man den Handel nach Indien durch ausschließende Gesellschaften führen oder ihn frey geben soll?

Man hat immer diese Frage zu einfach betrachtet, indem man immer vorausgesetzt, eine indische Gesellschaft sey wesentlich ausschließend, und ihr Daseyn hange an ihren Privilegien. Die Vertheidiger der Freyheit behaupteten also: ausschließende Privilegien sind verhaßt, folglich muß keine Gesellschaft seyn; die Widersacher aber antworteten: die Natur der Dinge erfordert eine Ge-

sellschaft, mithin ist ein ausschließendes Privilegium nothwendig. Allein es wird hier nur darauf ankommen, zu zeigen, daß die Gründe, welche wider die Privilegien streiten, nichts wider die Kompagnien beweisen, und daß die Umstände, wodurch eine indische Gesellschaft nothwendig werden kann, nichts für ihr Privilegium thun.

Daß aber der indische Handel eine Gesellschaftsverbindung erfordere, folgt aus den verschiedenen eigenen Umständen, welchen dieser Handel unterworfen ist. Man muß die indischen Waaren auf 6000 Meilen weit von Europa herholen; man muß zu einer bestimmten Jahrszeit in diese fremden Länder ankommen, und wiederum warten, bis eine andere Jahrszeit die zur Rückreise nöthigen Winde mit sich bringt. Die Reisen dauren also zwey Jahr, und vor Ablauf dieser Zeit dürfen die Rheder nicht hoffen, ihre Kapitalien wieder zu kriegen.

Ferner kann man versichert seyn, daß die Einwohner Indiens, die, vom Despotismus niedergedrückt, nicht die geringste Erlaubniß haben, öffentliche Märkte zu halten, oder Privatmagazine anzulegen, nichts verfertigen würden, wenn man sie nicht mit dem Gelde in der Hand anreizte, und überdieß noch die Vorsicht brauchte, die nöthigen Waaren ein Jahr im Voraus zu bestellen. Man bezahlt im Augenblick, da man sie bestellt, ein Drittel des Preises, ein zweytes Drittel, wenn die Arbeit halb fertig ist, und den Rest bey der Ablieferung. Hieraus folgt die Nothwendigkeit, seine Fonds ein Jahr länger, nämlich, drey Jahr

statt

statt zweyer draußen zu haben. Eine Nothwendigkeit wofür Privatpersonen erschrecken, besonders, wenn man die Größe des erforderlichen Fonds betrachtet, wozu wenigstens eine bis anderthalb Millionen Livres erfordert werden, und Kapitalisten dieser Art giebt es ohne Zweifel in Europa sehr wenige. Man sieht also schon hier die Nothwendigkeit einer Gesellschaft, weil alsdann ein jeder nur einen kleinen Theil seines Vermögens aufs Spiel setzt, und diese Nothwendigkeit wird durch die Art und Weise, wie der Einkauf in Indien geschicht, noch fühlbarer.

Um eine Ladung im voraus zu bestellen, werden mehr als funfzig verschiedene Agenten erfordert, die auf drey, vier bis fünf hundert Meilen von einander zerstreut sind. Ist die Arbeit fertig, so muß sie nachgesehen, und noch andere nothwendige Operationen vorgenommen werden. Jeder Privatmann müßte also im Stande seyn, drey Jahre hinter einander, jedes Jahr ein Schiff abzufertigen, das ist, 4 Millionen Livres auszulegen.

Vielleicht aber werden sich in Indien Handlungshäuser niederlassen, die alle diese besonderen Verrichtungen besorgen, und immer für die aus Europa abgeschickten Schiffe Ladungen in Bereitschaft halten werden.

Allein es ist wohl schwerlich zu glauben, daß Kaufleute, die in Europa ein ansehnliches Vermögen besitzen, es nach Asien bringen werden, um daselbst Mußelin-Magazine anzulegen, in der Hoffnung, Schiffe ankommen zu sehen, die vielleicht nicht kommen, oder vielleicht nur in sehr geringer Anzahl, und mit unzureichenden Fonds, kommen werden.

werden. Könnte die Hoffnung des Gewinns beym Handel die reichen Europäer aus ihrem Lande ziehen, so würden sie sich ohne Zweifel in Amerika niederlassen, welches weit weniger entfernt ist, als Asien; und gleichwohl geschicht hier gerade das Gegentheil.

Ist also die Nothwendigkeit der Gesellschaften erwiesen, so ist nun noch übrig zu zeigen, daß diese Gesellschaften durch ihr eigenes Interesse, und durch die Natur der Sachen, bewogen werden müssen, sich in eine einzige zu vereinigen. Diesen Satz unterstützen zwey Hauptgrundsätze, nämlich, die Gefahr der Konkurrenz beym Ein- und Verkauf, und die Nothwendigkeit der Sortirungen.

Ist die Konkurrenz der Verkäufer größer, als der Käufer ihre; so fällt der Preis der Waaren unter ihren Werth, so wie er ihn übersteigt, wenn die Zahl der Käufer größer ist, als der Verkäufer. Dieß läßt sich auch auf den indischen Handel anwenden; je mehr europäische Kaufleue sich mit diesem Handel beschäftigen werden, je mehr wird der Werth der indischen Waaren steigen, der unsrigen aber fallen, und wir würden uns endlich nur durch Hinsendung eines unermeßlichen Werths die Handlungsartikel, die wir aus Asien erhalten, verschaffen können, weil die Indier ohnehin die Produkte unsers Landes und unserer Geschicklichkeit wenig gebrauchen.

Unter Sortirung versteht man die Zusammenbringung aller Arten von Waaren, die Indiens verschiedene Länder liefern, eine Zusammenbringung, die nach dem bekannten Ueberfluß oder Mangel jeder Art von Waaren in Europa abgemessen wird. Hievon hängt vornehmlich aller Erfolg und aller Profit

in

in Handlungssachen ab. Nichts aber würde für die Privatgesellschaften in der Ausführung schwerer seyn, weil unfähige Superkargen oder Kommissionärs alle zu gleicher Zeit dieselbe Art Waaren fordern würden, weil sie glaubten, daran sey am meisten zu verdienen. Sie würden folglich machen, daß der Preis derselben in Indien stiege, in Europa aber fiele, und würden ohnfehlbar auf einmal ihren Kommittenten und dem Staat einen großen Schaden zufügen.

Aus allen diesen Betrachtungen erhellet, daß der Handel nach Indien einen vereinigten Gesellschaftskörper erfordert; allein es folgt hieraus noch im geringsten nicht, daß diese Gesellschaft ausschließend seyn müßte, vielmehr hat das Ausschließende der europäischen Gesellschaften immer von besondern Ursachen hergerührt, die gar nicht zum Wesen der Handlung gehören *).

*) Herr Mauvillon widerlegt hier den Verfasser, indem er behauptet, daß der Handel mit Gesellschaften nichts nützt, sondern, daß der indische Handel durch Privathandelsleute getrieben werden kann. Der Untergang der Gesellschaften, sagt er, liegt nicht bloß in den großen Besitzungen, und den daran gewandten Kosten, sondern in der Untreue der Direktoren und übrigen Bedienten. Ferner: es können einzelne Kaufleute diesen Handel recht gut führen; denn die Größe der zum Handel erforderlichen Kapitalien, und das lange Außenbleiben derselben, thut nichts zur Sache, wie dieß die Erfahrung beym chinesischen Handel zeigt. Auch wäre gar nicht nöthig, daß jeder Kaufmann alle Jahr ein Schiff hinschickte, und so die Auslage von drey Jahren thun müßte, ehe er etwas wieder bekäme; denn da nicht ein, sondern mehrere Kaufleute Schiffe hinspediren, so würden in jedem Jahre von andern Kaufleuten andere Schiffe hingeschickt werden,

werden, und unter der Zeit wäre der erste wieder in Stand gesetzt, neue hinzuschicken, bis endlich der Handel sich ganz gesetzt hätte. Der Einwurf, daß keine Kommissionärs sich in Indien niederlassen würden, wird ebenfalls widerlegt. Zwar würden große Kapitalisten sich da nicht niederlassen, aber die guten, dort zu erwerbenden Profite würden viele Besitzer kleiner Kapitalien hinlocken, und was einer nicht thun könnte, das thäten viele. Giengen diese auch mit den erworbenen Reichthümern wieder nach Europa zurück, so würde ihre Stelle doch immer wieder durch andere ersetzt werden. — Dieß sind die wichtigsten Gegengründe, die wir hier nur so kurz als möglich angeführt haben; die genauere Prüfung derselben überlassen wir dem Leser selbst.

Zwote

Zwote Abtheilung.

Europens Handel

mit

Süd = Amerika.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Besitzungen der Spanier in Mexiko.

Zweyter Abschnitt.

Eroberung Peru's durch die Spanier. Veränderungen, die sich in diesem Reiche, seitdem es unter andrer Botmäßigkeit ist, zugetragen haben.

Dritter Abschnitt.

Eroberung von Chili und Peraguay durch die Spanier. Grundsätze, nach welchen diese Nation ihre Kolonien beherrscht.

Vierter Abschnitt.

Niederlassung und Kriege der Portugiesen in Brasilien. Produkte und Schätze dieser Kolonie.

Erster Nachtrag.

Die spanischen Kolonien in Süd-Amerika betreffend.

Zweyter Nachtrag.

Brasilien und Portugall betreffend.

Europens Handel mit Süd-Amerika.

Erster Abschnitt.

Besitzungen der Spanier in Mexiko.

Es war den 3ten August im Jahr 1492, als Kolombo *) mit drey kleinen Schiffen und 90 Mann absegelte, um die neue Welt zu entdecken. Nach einer langen Schiffahrt drohte sein Volk mehr als einmal, ihn ins Meer zu werfen, bis er endlich nach vielem überstandenem Ungemach auf eine der Lukayeninseln landete, die er San Salvador nannte, und im Namen der Isabelle in Besitz nahm. So erschrocken die Insulaner beym ersten Anblick der Spanier waren, so wurden sie doch zuletzt

Kolombo's Ankunft in der neuen Welt.

*) Er selbst hat sich, seitdem er in spanischen Diensten gewesen, Colon genannt.

letzt durch Geschenke und Liebkosungen so vertraut, daß sie ohne Mistrauen auf die Schiffe kamen, und die Spanier mit Früchten und Lebensmitteln versorgten. Ja einige von ihnen brachten so gar den Kolombo an die Küste eines großen Eylandes, welches die Einwohner Harsti nannten, dem er aber den Namen Hispaniola oder eigentlich Espannola, d. i. die spanische Insel, gab, und das heut zu Tage unter dem Namen San Domingo bekannt ist. Diese mitgereisten Wilden gaben den Spaniern zu verstehen, daß dieß das Land sey, welches ihnen das Gold verschaffte.

Kolombo machte sich auch diese Insulaner bald zugethan, und in den ersten Augenblicken dieses guten Verständnisses errichtete er, mit Hülfe der Einwohner, ein Kastell, ließ 39 Kastilianer darinn, rekognoscirte darauf den größten Theil der Insel und seegelte wieder nach Spanien.

Hier ward er fast im Triumph empfangen, und die Menge der mitgebrachten fremden Produkte zeigten der Einbildungskraft eine unerschöpfliche Menge künftiger Reichthümer. Bey der öffentlichen Audienz, die er erhielt, ließ man ihn sich setzen und sich bedecken, als einem Grande von Spanien. Kurz darauf reiste er wieder mit 17 Schiffen ab, um neue Entdeckungen zu machen, und Kolonien zu stiften.

Bey seiner Ankunft zu San Domingo mit 1,500 Soldaten, 300 Arbeitsleuten, Missionarien und allerley europäischen Thieren und Produkten, fand Kolombo, daß man seine Festung zerstört, und alle Spanier ermordet hatte. Sie hatten sich diese Begegnung selbst durch ihre Tyranney zugezogen; Kolombo fand sich, nach den Erläuterungen, die er

des-

deswegen einzog, davon überzeugt, und es gelang ihm, die Seinigen zu bereden, daß sie ihre Rache aufschieben mußten. Man war nur darauf bedacht, die Bergwerke zu untersuchen, sie zu bearbeiten, Kastelle in der Nachbarschaft aufzuführen und Besatzungen hinein zu legen, um die ununterbrochene Arbeit in denselben sicher zu stellen.

Grausamkeiten der Spanier an den Wilden auf Hispaniola.

Die aus Europa gebrachten Lebensmittel waren indessen größtentheils verdorben, die geringe Anzahl der dorthin gebrachten Ackersleute war gestorben oder krank geworden; überdieß nahm noch die Faulheit und Habsucht der Spanier überhand, sie forderten den Einwohnern unaufhörlich Gold und Lebensmittel ab. Diese Unglücklichen wurden endlich überdrüßig, für die unersättlichen Spanier das Land und die Bergwerke zu bauen. Von dem Augenblicke an betrachteten diese sie als Rebellen, deren Blut man vergießen müßte. Kolombo erhielt von einer Verschwörung der erbitterten Indier Nachricht und kam von seinen Entdeckungen zurück, um die Gemüther wieder zu vereinigen. Allein er ward gegen seine Grundsätze zu Feindseligkeiten hingerissen, und griff mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reutern ein Heer von 100,000 Indianern an. Sie flohen, baten um Frieden, und erhielten ihn unter den Bedingungen, daß sie für die Spanier das Land bauen und ihnen alle Monate eine gewisse Menge Gold liefern sollten.

Die Grausamkeiten der Spanier wurden dadurch nicht gemildert, und nahmen noch mehr zu, da sie durch Kolombo's Gegenwart nicht mehr im Zaum gehalten wurden. Er war nach Spanien geseegelt, um dem Hofe die Grausamkeiten seiner Untergebenen zu berichten, und Vorkehrungen dagegen zu treffen, woran ihn seine beständigen Seereisen hinderten. Während seiner Abwesenheit entstanden Empörungen

in der Kolonie, die er unter den Befehlen seines Bruders zurückgelassen hatte; die Spanier selbst fiengen an, öffentlich Krieg gegen einander zu führen; die Indianer wollten sich dieses günstigen Augenblicks bedienen, um sich durch eine Verschwörung ihrer Tyrannen zu entledigen, und vielleicht hätte ihr Anschlag ihnen geglückt, wenn nicht Kolombo in diesen kritischen Umständen aus Europa zurückgekommen wäre.

Kolombo war indessen in Europa nicht mehr mit dem Enthusiasmus aufgenommen worden, als das erste mal. Es waren Kolonisten erforderlich, und er selbst schlug vor, sie aus den Gefängnissen unter den Missethätern zu nehmen. Diese Uebelthäter machten nun mit den Räubern zu San Domingo das verderbteste Volk aus, das keine Subordination, Anstand oder Menschlichkeit kannte. Selbst der Admiral war seiner Wuth ausgesetzt. Das Leben dieses Mannes war überhaupt ein beständiger Kontrast dessen, was die Seele der Eroberer zu erheben und niederzuschlagen fähig ist. Immer hatte er mit der Undankbarkeit und den Verläumdungen der Privatpersonen zu streiten, und hatte überdieß noch den Eigensinn eines hochmüthigen und mistrauischen Hofes auszuhalten, der ihn bald beehrte, bald strafte. Das Vorurtheil des spanischen Ministeriums gegen ihn gieng so weit, daß man einen obersten Richter in die neue Welt schickte, um zwischen Kolombo und seinen Soldaten zu entscheiden. Bovadilla, der abscheulichste aller, die nach Amerika geseegelt waren, warf, bey seiner Ankunft, den Admiral in Ketten, und schickte ihn nach Spanien. Der Hof schämte sich dieser schimpflichen Begegnung und schenkte ihm die Freyheit, aber ohne ihn an seinem Verfolger zu rächen, oder ihn in seine Aemter wieder einzusetzen.

Die

Die Grausamkeiten der Spanier vermehrten sich nach Kolombo's Fall und Isabellens Tod. Unter Ferdinands Regierung ward ganz Domingo in eine große Menge Distrikte getheilt, und jeder Spanier erhielt eine Strecke Landes, nach seinem Rang, Ansehen oder Geburt, und dabey eine gewisse Anzahl Indier als Sklaven, die Schweiß und Blut ihren Herren schuldig waren. Fünf Jahre nach dieser grausamen Einrichtung befanden sich auf dem Eylande, das vorher eine Million Menschen ernährt hatte, nicht mehr als 14,000 Einwohner, und gegenwärtig ist ihr Geschlecht ganz ausgerottet.

Etwa um eben diese Zeit legten die Spanier andre Pflanzörter auf Jamaika, Portoriko und Kuba an. Velasquez, der Stifter des letztern, suchte fernere Entdeckungen auf dem festen Lande zu machen, und wählte dazu den Franciskus Hernandez von Cordova, dem er drey Schiffe, 110 Mann und die Erlaubniß gab, Kastelle zu bauen, Sklaven wegzuführen oder den Goldhandel zu treiben. Diese im Jahr 1517 angestellte Reise verursachte die Entdeckung von Yukatan.

Johann von Gryalva ward das Jahr darauf abgeschickt, um umständlichere Nachricht von diesem Lande einzuziehen. Er beschiffte die Küste von Kamzesch, erhielt viel Gold, und verschaffte hinreichende Kenntnisse von der Größe, Reichthümern und Macht des mexikanischen Reichs. Allein die Eroberung dieses großen Reichs war dem Kortes vorbehalten. Er gieng den 10ten Hornung 1519 mit 508 Soldaten, 109 Matrosen, mit den nöthigen Befehlshabern, einigen Reutern und wenig Geschütz unter Seegel. Im Vorbeygehen griff er die Indier zu Tabasko an, schlug sie verschiedentlich, schloß ein Bündniß mit ihnen, und nahm verschiedene ihrer Weiber mit.

Kortes Abreise zur Eroberung des mexikanischen Reichs.

Die indianischen Weiber haben den Spaniern in ihren Unternehmungen oft merkliche Hülfe geleistet; sie waren gemeiniglich ihre Wegweiser, verschafften ihnen oft Lebensmittel, und entdeckten ihnen nicht selten Verschwörungen.

Kortes langt in Meriko an.

Als die Spanier in Meriko anlangten, ward dieß Reich vom Motezuma beherrscht. Obgleich dieser Monarch durch seine Tapferkeit zum Thron gelangt war, und zahlreiche Heere unterhielt, so zeigte er doch, seitdem er auf dem Thron saß, keine von den großen Gaben mehr, durch die er dazu gelangt war. Die Ankunft der Spanier machte ihn völlig unentschlossen und feig. Kortes, dem diese Trägheit sehr zu Statten kam, vergaß nichts, um sie zu unterhalten. Als er seine Zubereitungen zu Stande gebracht und alle mögliche Erkundigungen eingezogen, verbrannte er, in dem festen Entschlusse zu siegen oder zu sterben, seine Schiffe, und marschirte nach der Hauptstadt des Reichs.

Sein Gefecht gegen Tlaskala.

Unterwegs traf er auf den Freystaat Tlaskala, der von jeher mit den Merikanern in Feindschaft gestanden hatte. Er ließ um freyen Durchzug und um ein Bündniß antragen, aber beydes schlug man ihm ab. Er lieferte ihnen vier oder fünf Schlachten, und nun schlossen die Tlaskalaner mit den Spaniern ein Bündniß und gaben ihnen Truppen.

Kortes begiebt sich nach Meriko.

Mit diesem Beystande rückte Kortes auf Meriko los, und Motezuma, der nicht Muth genug hatte ihn anzugreifen, suchte ihn durch Falschheit zu fällen. Während der Zeit, daß er die Spanier in Meriko mit Geschenken überhäufte, ließ er Verakruz, einen Pflanzort, den sie angelegt hatten um sich einen Rückzug zu versichern, angreifen. Kortes faßte den erstaunungswürdigen Entschluß, den Monar-

narchen in seiner eigenen Residenz gefangen zu nehmen, und er führte ihn aus. Mitten in diesem Glücke kam Narvanz mit einem kleinen Heere an, den der Statthalter von Kuba abgeschickt hatte, um ihm die Befehlshaberstelle abzunehmen. Kortes eilte seinem Mitwerber entgegen, nahm ihn gefangen, und die Ueberwundenen traten in seinen Dienst. Hierauf gieng er wieder nach Mexiko zurück, wo er 200 Mann zurück gelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen.

Bey seiner Zurückkunft fand er die Spanier in dem Quartier, wo er sie gelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen, belagert. Er hatte große Mühe, zu ihnen hin zu gelangen, und als er an ihrer Spitze war, mußte er große Schlachten halten. Es ward lange auf beyden Seiten mit Hartnäckigkeit und vieler Einsicht gefochten, bis endlich Motezuma in einen Vertrag einwilligte, und sich auf dem Wall zeigte, um seine Unterthanen zu bereden, daß sie sich weg begeben möchten. Voll Unwillen und Verachtung schossen sie mit Pfeilen nach ihm, die ihm tödtliche Wunden beybrachten.

Guatimozin, sein Nachfolger, war stolz, unerschrocken, voll Verstand und Erfindungskraft. Er sah bald ein, daß es am sichersten wäre, seinem Feind die Lebensmittel abzuschneiden. Kortes merkte kaum die Veränderung des Systems, so dachte er darauf, sich nach Tlaskala zurück zu begeben. So geheim er auch diesen Entwurf auszuführen gedachte, so ward er doch beym Rückzuge von den Mexikanern überfallen, und nach einem Verlust von 200 Spaniern, 1,000 Tlaskalanern und des besten Theils seines Geschützes, gelangte er in Tlaskala an, nachdem seine Armee nur mit genauer Noth ihrem gänzlichen Untergange entkommen war.

Nachdem er einigen schwachen Beystand von den Spaniern bekommen, einige Truppen von Tlaskala erlangt und sich neue Bundesgenossen erworben hatte, kehrte er nach Mexiko zurück. Durch Hülfe einiger Kaziken, die sich ihm unterwarfen oder Bündnisse mit ihm schlossen, und einiger neu erbauter Brigantinen, suchte er den Mexikanern die Lebensmittel abzuschneiden. Guatimozin that alles mögliche, sich frey zu machen; seine Unterthanen kämpften wüthend, dennoch rückten die Spanier bis mitten in die Stadt. Der Kaiser versuchte die Flucht, um den Krieg in den nördlichen Theilen seiner Staaten fortzusetzen, aber dieser unglückliche Monarch ward gefangen. Ein spanischer Finanzbedienter glaubte, er hätte verborgene Schätze, und um ihn zu zwingen, sie zu entdecken, ließ er ihn auf glüende Kolen legen.

Als die Hauptstadt eingenommen war, ließen sich alle Provinzen ohne Widerstand das Joch von dem Sieger auflegen. Er gab diesem Reiche den Namen Neuspanien, und ob es gleich 500 Meilen lang, und gegen 200 breit war, so wurden seine Gränzen doch noch weiter hinausgerückt.

Die Eroberer fügten gleich nach Süden die weitläuftige Strecke hinzu, die von Guatimala bis nach dem Meerbusen von Darien reicht. Diese Eroberung kostete wenig Blut, Zeit und Kosten, aber sie war auch von keinem großen Nutzen.

Nach Norden erhielt Neuspanien einen beträchtlichen Zuwachs, der noch viel wichtiger werden muß. Alles, was man von dieser unermeßlichen Gegend Neuspaniens weiß, ist dieses, daß man einige herumschweifende Wilden da ansäßig gemacht, ein wenig Ackerbau eingeführt, einige Bergwerke

schwach

schwach bearbeitet und eine Kolonie errichtet hat, die Santa-fe heißt.

Das alte mexikanische Reich reichte mit seinen Gränzen bis an den Eingang in das Scharlachmeer. Von diesen Gränzen an, bis an den Ort, wo Kalifornien sich mit dem festen Lande vereinigt, ist ein Meerbusen, der etwa 20 Grad lang ist. Man findet hier viele Sandbänke und eine Menge von Inseln, die mit verschiedenen Völkern besetzt sind. Die Spanier haben da einige zerstreute Dorfschaften angelegt, und ihre Mißionarien haben ihre Entdekkungen noch weiter getrieben, aber die mehrsten ihrer Bemühungen wurden durch die Grausamkeiten ihrer eigenen Landesleute fruchtlos gemacht.

Man hoffte schon auf eine ganz neue Ordnung der Dinge, als der Jesuit Ferdinand Konsak, im Jahr 1746 auf Befehl der Regierung, den ganzen kalifornischen Meerbusen beschifft hatte. Diese Schifffahrt ward zwar mit der größten Sorgfalt und Einsicht verrichtet, aber wenn der spanische Hof die großen Hoffnungen, die man sich von dieser Reise versprach, hätte erfüllt sehen wollen, so hätte man entweder die Landeseingebornen durch menschlichkeitsvolle Handlungen gewinnen, oder sie mit Gewalt bändigen müssen. Allein die Zerstörer der neuen Welt konnten sich nicht einfallen lassen, das erste dieser Mittel anzuwenden, und das letztere hat man erst im Jahr 1768 brauchen können.

Die Spanier erweitern die Gränzen des mexikanischen Reichs.

Indessen ist der Erfolg nicht vollkommen geglückt. Nach dreyjährigen Streifereyen und Grausamkeiten, ist man erst im Stande gewesen, die Serios, die Platos und die Sibuzazas zu bezwingen. Ihre Nachbarn, die Pazagos, die Nizoras, die Gozas, gaben die Hoffnung auf, ihre Freyheit zu ver-

vertheidigen, und unterwarfen sich. Im Jahr 1771 war man noch damit beschäftigt, die Azachen zu verfolgen, eine Nation, die am heftigsten ihre Unabhängigkeit liebt, und die kriegerischste von allen ist. Man hat keine Hoffnung sie zu bezwingen, sondern man arbeitet nur daran, sie auszurotten, oder wenigstens sie von Neu-Biscaja zu entfernen, das ihren Streifereyen ausgesetzt bleiben würde.

Die Reichthümer, die man seit kurzem in den Provinzen Senora und Cinaloa, die Neu-Andalusien ausmachen, gefunden, scheinen alles zu übertreffen, was man an andern Orten gesehen. Es ist dort ein Goldbergwerk von 14 Meilen, welches auf 2 Fuß tief unermeßliche Schätze darbietet. Unter den Silberbergwerken giebt das eine 8 Mark vom Centner Erz, und die Stufen aus dem andern sind fast gediegen Silber. Wenn dieß alles gegründet ist, wehe dann den neulich bezwungenen wilden Völkern!

Klima, Boden und Menschenzahl in Mexiko.

Neuspanien liegt fast gänzlich unter der brennenden Zone. An den Ufern des Nordmeers ist die Luft übermäßig heiß, feucht und ungesund; an den Ufern des Südmeers ist dieser Fehler des Klima lange so stark nicht, und im Innern des Landes hat man fast gar nichts davon auszuhalten. Die Beschaffenheit des Bodens richtet sich nach diesen Veränderungen, und eben so verschieden ist die Bevölkerung. Obgleich die ersten Eroberer Mexiko's viele Indier zur Kurzweil ermordeten, und oft ohne einen anscheinenden Vorwand Blut vergossen, so ist doch dieß nicht die wahre Hauptquelle der Entvölkerung dieses Reichs; man muß sie vielmehr in der Tyranney und in dem Geiz suchen, der von den unglücklichen Bewohnern dieses Landes eine härtere Arbeit verlangte, als ihre Leibesbeschaffenheit und Klima ertragen konnten. Von der ersten Eroberung an, geriethen

chen sie in die unseligste Sklaverey; man gab ihnen schlechte Kost, gar keinen Lohn, und verlangte Dienste von ihnen, unter welchen die stärksten Menschen hätten erliegen müssen.

Bartholomäus de las Casas, dieser standhafte und uneigennützige Mann, nahm sich ihres Elendes an, und beschuldigte die Spanier, in einer eigenen Abhandlung, daß durch ihre Tyranney in Amerika 15 Millionen Indier ums Leben gekommen wären. Der durch sein Geschrey und durch den Unwillen aller Völker aufgeweckte Hof zu Madrit fühlte endlich, daß die Tyranney, die er erlaubte, der Religion, der Menschlichkeit und der Politik zuwider wäre. Den Mexikanern wurden ihre Ketten abgenommen, nur durften sie nicht aus dem Gebiet gehen, in welchem sie ansäßig waren. Letztere Einschränkung geschah deswegen, damit sie sich nicht zu den herumstreifenden Wilden an der nördlichen oder südlichen Küste gesellen möchten. Ferner ward festgesetzt, daß die Spanier, bey welchen sie freywillig in Dienst gehen würden, gehalten seyn sollten, sie wohl zu nähren und ihnen 24 Piaster Lohn zu geben *). Von diesem Verdienst behält man die durch die Regierung aufgelegte Steuer; auch ward in jeder Gemeine eine Kasse errichtet, um den Kranken oder veralteten Indianern beyzustehen, und sie bey ihren Privatunglücksfällen oder bey Landplagen zu unterstützen, wozu von eben diesem Gewinn ein Piaster **) angewandt wurde. Die Verwaltung davon ward ihren Kaziken anvertraut, die dafür ein Eigenthum von der Regierung erhielten; auch ward ihnen erlaubt,

*) 33¼ Thaler.

**) 33¼ Groschen.

erlaubt, aus der allgemeinen Kasse 5 Sous *) für jeden ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Indianer zu nehmen, und überdieß berechtigte man sie, ihr Feld durch junge Leute bauen zu lassen, die der Steuer noch nicht unterworfen waren, und junge Mädchen, bis zur Zeit ihrer Heyrath, an Arbeiten, die ihrem Geschlecht angemessen wären, anzustellen, ohne ihnen einen andern Lohn als Essen und Trinken zu geben.

Die Einrichtungen erregten bey den Spaniern, die sich nicht daran gewöhnen konnten, Arbeiten, die ihnen bis dahin nichts gekostet hatten, zu bezahlen, einen gewaltigen Unwillen, und sie versuchten allerley Mittel, diese Verfassung aufzuheben; allein ihre Bemühungen waren umsonst. Die Mexikaner, da sie merkten, daß sie unterstützt wurden, forderten die Unterdrücker vor Gericht, und verklagten die schwachen oder bestochenen Gerichte bey Hofe. Ja, sie weigerten sich einmüthig, für diejenigen zu arbeiten, die sich ungerecht gegen sie bewiesen. Hiedurch hörte das vorige Unterdrückungssystem gänzlich auf, und die Mexikaner erhielten von Zeit zu Zeit einige kleine Stücke von dem unermeßlichen Gebiete wieder zurück, das man ihren Vätern abgenommen hatte. Sie erkauften diese von den königlichen Domainen, oder von den großen Landeigenthümern; zwar setzten ihre Arbeiten sie nicht in den Stand solches zu thun, sondern sie hatten dieß dem Glücke zu verdanken, das einige hatten, Bergwerke und andere zur Zeit der Eroberung verscharrte Schätze zu finden. Selbst diejenigen, die nicht so glücklich waren, verschafften sich durch bloßen Gewinn mehr Bequemlichkeiten, als sie bis dahin gehabt hatten.

Die

*) 20 Pfennige.

Die Mexikaner sind also heut zu Tage nicht mehr so unglücklich als vordem. Ueberdieß haben unsere Früchte und Hausthiere ihre Nahrung noch gesunder und angenehmer gemacht. Vorzüglich zeichnen sich aber die Einwohner der Provinz Chiapa vor allen andern Landeseinwohnern aus, welchen Vorzug sie dem Las Casas zu danken haben, der sie gleich anfangs vor der Unterdrückung schützte. Sie übertreffen ihre Landsleute an Größe, Verstand und Stärke, ihr Land ist reicher an Produkten, und es zeigt sich unter ihnen Geschicklichkeit zu allen Künsten.

Die Beschäftigungen dieses Volks sind sehr verschieden; die verständigsten und wohlhabendsten unter ihnen legen sich auf Manufakturarbeiten der hauptsächlich nöthigen Dinge. Die schönsten dieser Manufakturen sind bey den Tlaskalanern. Andere suchen ihren Unterhalt in der Viehzucht. Kolombo brachte zuerst einige unserer Hausthiere nach San Domingo, von wannen sie sich überall verbreitet, und besonders in Mexiko ungeheuer vermehrt haben. Auch hat man den Anbau des Weinstocks und Oelbaums versucht, aber diese Versuche sind nicht geglückt. Anfangs ward das Anpflanzen derselben verboten, in der Absicht, den Produkten des Hauptlandes einen Ausweg zu lassen, nachher aber ertheilte man im Jahr 1706 den Jesuiten, und bald darauf dem Marquis de la Valle, einem Nachkommen des Kortes, die Erlaubniß sie zu bauen; indessen fand sich niemand, der ihrem Beyspiele zu folgen wünschte, weil es keine große Vortheile versprach. Dagegen gerathen Baumwolle, Zucker, Seide, Kakao, Tabak und die europäischen Getreidearten besser, auch hat man Eisen- und Kupferbergwerke entdeckt. Indessen sind doch alle diese Produkte aus Mangel an Leuten, Meriko's Produkte.

Leuten, oder an gehöriger Thätigkeit, nicht hinreichend, um außer Landes geschickt zu werden. Nur die Wanillie, der Indigo und die Kochenille kommen in den mexikanischen Handel mit andern Nationen.

Die Wanillie ist eine Pflanze, die sich wie der Epheu um die Bäume schlingt, und deren Frucht in einer kleinen Hülse besteht, die etwa sechs Zoll lang und ein Drittel Zoll breit ist; sie ist runzlich, weichlich, ölicht, fett und zerbrechlich, das Innere derselben füllt ein röthliches, aromatisches, etwas scharfschmeckendes Fleisch aus, worinn ein schwarzer, ölichter und balsamischer Saft fließet, in welchem eine unendliche Menge schwarzer, glänzender und fast unmerklicher kleiner Körner schwimmt. Die Erndte dieser Hülsen fängt mit Ende des Septembers an, und dauert bis zu Ende des Decembers. Man läßt sie an der Luft trocknen, bestreicht sie alsdann mit ein wenig Kokus- oder Kalbaöl, um zu verhindern, daß sie nicht gar zu trocken werden und zerbrechen. Dieß ist ungefähr alles, was man von der Wanillie weiß, deren Gebrauch darinn besteht, um der Schokolade einen bessern Geruch zu geben. Die verschiedenen Arten der Wanillie, nach ihrem eigentlichen Anbau, kennt man nicht, sondern die Landeseingebohrnen besitzen diese Geheimnisse allein.

Die Indigostaude ist eine Art Pflanze, die einen Petersilie ähnlichen Geruch hat, und aus der Wurzel einen einzigen, etwa zwey Schuh hohen und vier Linien dicken Stengel treibt. Den Saamen derselben säet man in kleine Löcher, zwey bis drey Zoll tief, und einen Schuh von einander entfernt. Das Unkraut umher muß sorgfältig ausgerissen werden, weil es sonst diese Pflanze leicht ersticken

würde

würde. Sie wird in zwey Monaten reif; man schneidet sie mit einem Winzermesser ab, wenn sie zu blühen anfängt, und fährt mit dem Abschneiden alle sechs Wochen fort, wenn das Wetter nur ein wenig regnicht ist. Sie lebt etwa zwey Jahr, hernach wird sie schlechter; man reißt sie alsdann aus, und säet frischen Indigo. Die Einsammlung dieses Produkts muß mit vieler Sorgfalt geschehen, damit der an den Blättern hängende Staub nicht herabfalle, wenn man die Pflanze zu stark bewegt. Man wirft sie in die **Weichwanne**, das ist, eine große Wanne voll Wasser, worinn eine Gährung entsteht, die spätstens in 24 Stunden den verlangten Grad erreicht. Hierauf öffnet man einen Hahn, der das Wasser in die **Schlagwanne** laufen läßt; dieß Wasser ist mit einer feinen Erde geschwängert, die allein das blaue Wesen ausmacht, das man sucht. Um dieß von dem unnützen Salze der Pflanze zu trennen, rührt man das Wasser sehr stark um, und wenn diese Arbeit geendigt ist, die aber sehr viel Behutsamkeit erfordert, so muß sich der blaue Satz zu Boden senken, bis das Wasser wieder ganz klar ist. Nun wird das Wasser allmälig abgezapft, und wenn der auf dem Grunde des Schlagfasses gebliebene blaue Bodensatz wie ein flüßiger Schlamm geworden, so läßt man ihn in die **Setzwanne** laufen; nachdem auch in dieser dritten Wanne viel überflüßiges Wasser abgesondert ist, so läßt man ihn in Säcken auströpfeln, von wo aus er in Verschläge gethan wird, wo er vollends alle Feuchtigkeit verliert. Nach drey Monaten ist der Indigo zum Verkauf fertig.

Weil die Indigostaude vielen Unfällen ausgesetzt ist, so ist daher das Sprüchwort entstanden, daß **die Indigopflanzer reich zu Bette gehen, und arm wieder aufstehen.**

Die Kochenille ist ein Insekt, etwa so groß als eine Wandlaus. Das Bäumchen, wovon es sich nährt, heißt Nopal, ist mit Dornen besetzt, etwa fünf Fuß hoch und voll von einem rothen Safte, von dem vermuthlich die Kochenille ihre rothe Farbe hat. Dieser Baum entspringt gemeiniglich aus einem oder zweyen seiner Blätter, die man in ein Loch steckt und mit Erde bedeckt. Zum Bau desselben gehört bloß, das man das Unkraut ausreutet, das um ihn wächst. Man muß oft frische anlegen, weil, je jünger er ist, je beträchtlicher an Menge und Güte ist sein Produkt. Sobald die günstige Jahrszeit herbeygekommen ist, so säen die Mexikaner, so zu sagen, die Kochenille auf die Pflanze, die ihr zuträglich ist, indem sie kleine Nester von Moos darauf ansetzen, die jedes 12 bis 15 dieser Thiere enthalten. Drey bis vier Tage hernach hecken sie ihre Jungen aus, die sich erstaunlich geschwind über alle Zweige verbreiten. Sie verlieren diese Beweglichkeit bald, und dann sieht man sie sich an dem nahrhaftesten, der Sonne am besten ausgesetzten Theil des Blatts festsetzen, aus welchem sie mit einem kleinen Rüssel den Saft saugen, bis sie ihren vollen Wuchs erhalten haben. Dreymal sammlet man jährlich Kochenille, und diese drey Erndten bestehen aus so viel Geschlechtern dieses Thiers; von der letztern kömmt die schlechtste Kochenille. Unmittelbar vor der Tragezeit schneidet man die Zweige des Nopals ab, um die Insekten, die darauf geblieben sind, zu retten. Man schließt sie in Wohnungen ein, wo die Blätter frisch bleiben; während der schlechten Jahrszeit wachsen hier dann die Thierchen, und wenn diese vorbey ist, setzt man sie auf Bäume in der freyen Luft, wo sie Junge hervorbringen.

Wenn die Kochenillen gelesen werden, so taucht man sie in heiß Wasser, um sie zu tödten, und dann werden sie getrocknet. Die beste Art, sie zu trocknen, ist die, daß man sie verschiedene Tage lang in die Sonne setzt, wo sie eine braunrothe Farbe annehmen, welches die Spanier renegrida nennen. Nach der zwoten Art legt man sie in Oefen, wo sie eine grauliche Farbe annehmen, mit Purpur geadert, daher sie iaspeada genannt wird. Die unvollkommenste ist diejenige, die die Indier am gewöhnlichsten brauchen, daß sie sie mit ihren Mayskuchen auf Platten legen; sie verbrennt da oft, und heißt deswegen auch negra.

Die Kochenille verdirbt niemals, und ohne weitere Sorgfalt, als daß sie in Schachteln gethan wird, ist sie Jahrhunderte aufbewahrt worden. Neuspanien ist allein im Besitz dieses reichen Produkts, von welchem die Spanier ohne die geringste Mühe ein beträchtliches Einkommen ziehen, denn ohne zu rechnen, was Mexiko davon nach Asien verkauft, so schickt es jährlich etwa 2500 Säcke nach Europa, da jeder, eins ins andre gerechnet, zu Kadix für 3300 Livres verkauft wird.

Bergwerke in Mexiko.

Die Bergwerke in Mexiko würden viel einträglicher seyn, wenn die Spanier nicht, aus Mangel an nöthigen Kenntnissen, viele derselben unbearbeitet hätten liegen lassen. In den ersten Jahren nach der Eroberung ersparten sie sich die Arbeit und Kosten, die mit der Bearbeitung der Bergwerke verknüpft sind. Man nahm den Mexikanern alle Metalle, die sie seit der Errichtung ihres Reichs gesammlet hatten, als aber diese Mittel erschöpft waren, mußte man sich an die Bergwerke machen.

Anfangs grub man überall ohne Unterschied darnach, und zwar vorzüglich an den Küsten. Heut zu Tage aber verarbeitet man keins, welches nicht sehr weit von der Nordsee läge, wo sie vielleicht den Streifereyen der Europäer ausgesetzt wären. Die beträchtlichsten liegen in Zekatekas, Neu-Biskaien und Mexiko, und beschäftigen etwa 40,000 Indier, die von 4000 Spaniern angeführt werden.

Die Bergwerke gehören demjenigen, der sie entdeckt, nur muß er seine Proben von der Regierung für gut erklären lassen. Man ertheilt ihm so viel Land als er will, nur ist er verbunden, dem Eigenthümer einen Piaster für den Fuß zu bezahlen *). Der dritte Theil dessen, was er kauft, gehört zu den Domänen des Königs, der es demjenigen, der ihn haben will, verkauft. Alle liegengelassene Bergwerke fallen auch in die Hände des Königs, und überdem bekömmt er 80 Piaster **) von jedem Zentner Quecksilber, das man gebraucht.

Die Münzen zu Mexiko prägen jährlich ungefähr für 12 bis 13 Millionen Piaster (zwischen 16,600,000 und 18 Millionen Thaler); den sechsten Theil etwa an Golde, und das Uebrige an Silber. Davon geht beynah die Hälfte nach Europa, der sechste Theil nach Ostindien, ein Zwölftel auf die spanischen Inseln. Das Uebrige verbreitet sich durch einen unmerklichen Umlauf in die fremden Kolonien, oder cirkulirt im Reiche. Da dienet es dann zum

*) Mouvillon bemerkt, daß hier irgendwo ein Fehler stecken müsse; und es ist auch wahrscheinlich, weil, wenn hier Quadratfüße verstanden werden sollten, oft ungeheure Summen heraus kommen würden.

**) 110 Thaler.

zum innern Handel, oder zur Bezahlung der sehr ansehnlichen Auflagen.

Alle Indier männlichen Geschlechts bezahlen, vom 18ten bis zum 50sten Jahr, eine Kopfsteuer von zwey Piaster, zwey Realen *), davon acht Neuntel in die Kassen des Staats gebracht werden müssen, das Uebrige ist zu verschiedenen Gebräuchen bestimmt. Eben dieser Auflage sind die Mestizen und freyen Mulatten unterworfen; die Negersklaven sind davon frey, weil man dem Könige 36 Piaster **) für sie bey ihrem Eintritt in den Pflanzort bezahlt. Auflagen in Mexiko.

Die Spanier bezahlen zwar keine Kopfsteuer, sind aber allen übrigen Abgaben unterworfen. Die stärkste ist die von 33 Procent auf alle Waaren, welche ihnen von Europa aus geschickt werden. Spanien behält davon 25 unter verschiedenen Benennungen zurück, und achte werden bezahlt, wenn sie in der neuen Welt anlangen. Dem ohngeachtet sind nachher alle Waaren noch der Alcavala unterworfen, welches eine Auflage ist, die man von allen Dingen, die verkauft oder vertauscht werden, so oft bezahlen muß, als man sie verkauft oder vertauscht. Sie ward im Jahr 1341 im Hauptlande eingeführt.

Philipp II führte sie, nachdem die unüberwindliche Flotte geschlagen war, in Mexiko und den andern Kolonien ein. Sie sollte zwar nur eine Zeitlang dauern, aber sie ist beständig geblieben, jedoch nicht über zwey und ein halb Procent, wozu sie gleich anfangs angesetzt war, erhöhet worden.

Die Cruciade ist eine Bulle, die den Großen Ablaß ertheilt, und während der Fastenzeit erlaubt, Eyer,

P 2

*) 3 Thaler.
**) 50 Thaler.

Eyer, Butter und Käse zu essen. Anfangs hatte die Regierung diejenigen, die sie gebrauchen wollten, in vier verschiedene Klassen getheilt, die nach Verhältniß ihres Vermögens bezahlen mußten; seit dem Jahr 1756 aber ist sie für alle Stände auf drey Realen *) gesetzt. Eine der härtsten Drückungen ist noch die Auflage, die man in neuern Zeiten auf Salz und Tabak gelegt.

Außer den ordentlichen Abgaben, die Spanien aus seinen Kolonien empfängt, erhebt es noch in schlechten Zeiten beträchtliche Summen unter dem Namen von Darlehn, dafür aber niemals weder Kapital noch Zinsen bezahlt worden sind. Diese Erpressung fieng zu Philipp II Zeiten an, und ist bis heut zu Tage fortgesetzt worden. Unter Philipp V ist sie am öftersten gebraucht, und allemal ist sie auf Mexiko schwerer gefallen, als auf die andern Kolonien, weil es hier wohlhabendere Einwohner gab.

Ferner erhebt noch die Klerisey mit vieler Strenge den Zehnten von allen demjenigen, was geerndtet wird. Ihre Güter sind unermeßlich und vermehren sich noch immer. Man hält dafür, daß sie den vierten Theil des Reichs besitzt; der einzige Bischof von Angeles hat 240,000 Piasters **) jährliche Einkünfte.

Das Einkommen der Krone ist nicht so groß, als man glauben sollte. Die Zölle, welche auf die von Cadix kommenden Waaren und auf die Bergwerke gelegt sind, das Quecksilber, die Kopfsteuer, die

*) Etwa einen halben Thaler.

**) 332,500 Thaler.

die Abgaben, die Domänen, sind so ansehnliche Artikel, daß man sich verwundern muß, wenn man hört, daß das ganze jährliche Einkommen von Mexiko nicht mehr als 300,000 Piaster *) beträgt. Das Uebrige wird auf den Civil- und Militär-Etat gewendet, die beyde in der größten Unordnung sind.

Die Geschäfte, die Mexiko mit den übrigen Ländern in Amerika treibt, sind sehr eingeschränkt. Durch das Nordmeer empfängt es von Marakaibo und von Karaka, Kakao, und über Havana und Karthagena Negersklaven; dafür giebt es Mehl und Geld. Mexiko's Verkehr mit dem übrigen Amerika.

Die Verbindungen mit dem Südmeer sind einträglicher, obgleich nicht viel beträchtlicher. In den ersten Zeiten war es Peru erlaubt, alle Jahr zwey Schiffe nach Neuspanien zu schicken, deren Ladung zusammen nicht über 200,000 Piaster **) ausmachen sollte. Dieser Verkehr ward bald auf die Hälfte herabgesetzt, und im Jahr 1636 schaffte man ihn ganz ab, unter dem Vorwand, daß er den Handel mit dem Hauptlande durch die große Menge von ostindischen Waaren zu Grunde richtete. Die Handelsleute zu Lima beklagten sich hierüber lange und fruchtlos, bis endlich der Verkehr zwischen beyden Kolonien, jedoch mit großen Einschränkungen wieder hergestellt ward.

Auch mit den philippinischen Inseln unterhält Mexiko ein großes Verkehr. Die Einwohner dieser Kolonien hatten anfangs die Freyheit, alle Jahre indische Waaren nach Amerika zu schicken, um sie da gegen Metalle umzutauschen. Diese Freyheit erregte Mit Ostindien.

*) 416,000 Thaler.
**) 277,000 Thaler.

erregte den Neid des Hauptlandes, und sie ward auf 600,000 Piaster *) eingeschränkt, welche Summe man in 12,000 gleiche Aktien theilte. Jeder Hausvater sollte eine besitzen, und die Personen, die in Aemtern stünden, eine bestimmte Anzahl nach Verhältniß ihres Ranges. Die Klöster waren in dieser Eintheilung mit begriffen, und 500 ertheilte man an die Jesuiten.

Die Schiffe, die erstlich von der Insel Cebu, und hernach von Lukonia abseegelten, giengen anfangs nach Peru; man entdeckte aber Passatwinde, die einen um die Hälfte kürzern Weg nach Mexiko darboten, und dieser Handelszweig wendete sich nach diesen Küsten hin, wo er auch beständig geblieben ist.

Man spedirt alle Jahr mitten im Julius eine Gallione aus dem Hafen von Manilla, von 1800 bis 2000 Tonnen. Dieses erstaunlich beladene Schiff ist sechs Monate unterwegs, ehe es zu Akapulko, dem einzigen beträchtlichen mexikanischen Hafen, ankömmt. Nach einem dreymonatlichen Aufenthalt reiset das Schiff vor dem ersten April wieder nach den Philippinen, und hat eine bis zwo Kompagnien Fußvolk am Bord, welche bestimmt sind, die Besatzung zu Manilla zu rekrutiren. Ein Theil der Reichthümer, die es geladen hat, und die in allerley europäischen Kostbarkeiten, Kochenille und etwa zwey Millionen Piaster **) an baarem Gelde bestehen, bleiben in der Pflanzstadt, das Uebrige wird unter die Nationen, die zur Ladung desselben hergeschossen haben, vertheilt.

Der

*) 830,000 Thaler.
**) 2,770,000 Thaler.

Der unermeßliche Weg, den die Gallionen zurücklegen müssen, hat gemacht, daß man Orte gesucht, wo sie Erfrischungen einnehmen könnten. Der erste, den man angetroffen, ist auf dem Wege von Akapulko nach den Philippinen, auf den Marianen-Inseln, die vorher unter dem Namen der Diebas-Inseln bekannt waren. Im Jahr 1521 wurden sie durch Magellan entdeckt, aber im Jahr 1678 ist erst eine beständige Besitzung darauf angelegt worden. Die anfangs sehr zahlreichen Einwohner dieser Inseln sind nach der Eroberung der Spanier allmählich umgekommen, und die noch übrig gebliebenen 2700 Menschen sind zusammen auf die Insel Guam versetzt worden, wo eine Besatzung von 100 Mann liegt, die zwey kleine, an zwey Rheden liegende Kastelle vertheidigen muß. Eine dieser Rheden empfängt alle zwey Jahr ein kleines, von den Philippinen kommendes Fahrzeug, die andere muß der Gallion Erfrischungen schaffen, ist aber so schlecht, daß das Schiff nie länger als zwey Tage da bleibt, und dennoch in dieser kurzen Zeit oft den größten Gefahren ausgesetzt ist. Den Gallionen, die von den Philippinen nach Akapulko seegeln, bietet Kalifornien einen bessern Schutzort dar.

Kortes landete hier im Jahr 1526, aber er hatte nicht Zeit, das Land zu untersuchen, weil er nach seiner Statthalterschaft zurück mußte, wo die Nachricht von seinem Tode die Gemüther zu einer Rebellion geneigt gemacht hatte. Alle nachmalige, sowohl von Seiten des Hofes als der Privatpersonen angestellte Versuche, mislungen, und Spanien hatte schon der Eroberung Kaliforniens entsagt, als die Jesuiten im Jahr 1697 verlangten, daß ihnen erlaubt seyn möchte, es damit zu versuchen. Als sie die Einwilligung der Regierung erhalten hatten,

suchten sie die Einwohner durch Güte und Gefälligkeiten zu gewinnen, brachten ihnen allerley Seltenheiten, und suchten ihnen einigermaaßen Geschmack an den nothwendigsten Handthierungen beyzubringen. Ihre Bemühungen sind nicht umsonst gewesen; man zählte schon im Jahr 1745 43 bewohnte Dörfer, deren Einwohner schon einige grobe Zeuge zu ihrer Nothdurft verfertigen, und was ihnen sonst noch mangelt, wird mit Perlen erkauft, die sie im Meerbusen fischen, und mit Wein, der dem Maderawein ziemlich gleich kömmt; sie verkaufen ihn nach Neuspanien und an die Gallionen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es nöthig sey, ihnen den Gebrauch desselben zu untersagen. Seit dieser Zeit dient Kalifornien den Schiffen, die von den Philippinen nach Mexiko seegeln, zum Ablager, und das Vorgebürge St. Luças, welches die mittäglichste Spitze dieser Halbinsel ist, ist der Ort wo sie ankern. Im Jahr 1734 langte die Gallion da zum erstenmal an, und seitdem ist sie immer wieder hingekommen.

Itzt wenden wir uns zu dem Handel, welchen Mexiko mit Europa treibt, und machen mit den Produkten aus Guatimala den Anfang. Diese Provinz ist eine der größten von Neuspanien, und ward im Jahr 1524 und 1525 durch Pedro de Alvarado, einen Unterbefehlshaber des Kortes, erobert. Es ist keine einzige Gegend in diesem ganzen Theile der neuen Welt, wo die Natur ihre Gaben mit mehrerem Uebermaaße ausgetheilt hätte. Doch ist es nicht die Fruchtbarkeit allein, die Guatimala dem Hauptlande köstlich macht, sondern Spanien sieht eigentlich diesen Ort nur wegen des Indigs, den es daher bekömmt, und der der beste im ganzen übrigen Amerika ist, als wichtig an. Europa allein empfängt davon 2500 Säcke, die, im Durchschnitt

schnitt gerechnet, zu Kadix mit 320 Piaster *) bezahlt werden **).

Zwischen dem Meerbusen von Kampesch und dem von Honduras findet man die große Halbinsel Yukatan, die zu Anfange von den Spaniern verachtet ward, weil sie wenig Menschen, schlechten Landbau und gar keine Metalle darauf fanden. Nachher bemerkte man, daß die Bäume, die darauf wuchsen, sich zur Färberey schickten, und es ward die Stadt Kampesch darauf erbaut, die das Niederlager dieses köstlichen Produkts ward, und ihr den Namen gab. Nur der Kern dieser Bäume liefert die schwarze und Violet-Farbe.

Kampesch hat dem einzigen Handel mit diesem Produkte den Vortheil zu danken, daß es ein beträchtlicher Markt ward. Es empfieng alle Jahr verschiedene Schiffe, deren Ladung im Innern des Landes verkauft wurde, und die dafür Holz und Metalle nahmen, welche dieser Handel dahin brachte. Dieser Flor nahm immer zu, bis zur Niederlassung der Engländer auf Jamaika.

Unter der Menge Kaper, die beständig von dieser berühmt gewordenen Insel ausliefen, kreuz-

*) 443 Thaler.

**) Die Hauptstadt dieser Provinz ist, sammt dem 6 Meilen davon an der Südsee liegenden, und ihr statt Hafens dienenden Dorfe, gegen das Ende des Jahrs 1773 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, ja in die Erde verschlungen worden. Die ganze Gegend umher ist verwüstet, mit Asche, Steinen und Lava bedeckt. Dieß muß in den Handel Spaniens eine große Lücke machen, da Guatimala 8000 Familien enthielt, und sehr reich war.

ten viele in der Bay Kampesch, um die Schiffe, die dahin handelten, aufzufangen. Diese Räuber kannten zwar erst den Werth dieses Holzes nicht, aber da sie ihn entdeckt hatten, ermangelten sie niemals, wenn sie nicht glücklich zur See gewesen wären, nach dem Fluß Champeton zu seegeln, wo sie die Haufen Holz, die immer am Ufer fertig lagen, aufladeten. Als der Friede zwischen England und Spanien ihren Gewaltthätigkeiten Schranken gesetzt hatte, legten sich viele auf das Fällen des indischen Holzes. Anfangs lieferte ihnen Kap Katahe welches im Ueberfluß, als es aber da abnahm, ließen sie sich zwischen Tabasko und dem Fluß Champeton, um den Trauersee, und auf der nahe dabey gewesenen Ochseninsel nieder. Im Jahr 1675 waren ihrer 260; sie wurden zuletzt der Arbeit müde, und fiengen an, die indischen Dörfer zu plündern. Endlich überfielen die Spanier diese Räuber mitten in ihrer Schwelgerey, und brachten sie als Gefangene nach Mexiko, wo sie ihr Leben in den Bergwerken beschlossen.

Einige, die entgangen waren, flüchteten in den Meerbusen von Honduras, wo sich Landstreicher aus dem nördlichen Amerika zu ihnen gesellten. Mit der Zeit machten sie ein Korps von 1500 Mann aus, und nun fuhren sie fort, Holz zu fällen, von welcher Arbeit sie die größten Vortheile erndteten. Sie vertauschten dieß Holz theils an die Jamaiker gegen Maderawein, starke Getränke, Leinewand und Kleider, theils an die englischen Pflanzörter in Nordamerika gegen Lebensmittel. Diese immer verboten gewesene Handlung ist im Jahr 1763 erlaubt worden. England hat die Freyheit erhalten, Holz da schlagen zu lassen, doch darf es keine Festungswerke aufführen.

Spanien hat durch diese Bewilligung vieles aufgeopfert, aber es ist möglich, diese Gestattung durch folgendes Mittel unnütz zu machen. Yukatee wird von Nordwest nach Südwest von einer Kette Berge durchschnitten; das Holz, was auf der Nordseite dieser Berge wächst, ist vortrefflich, und wird doppelt so theuer bezahlt, als das, was die Engländer an der südlichen Seite von der Hondurasbay fällen, und von einer schlechtern Art ist. Spanien muß also das Fällen seines vortrefflichen Holzes dermaaßen aufmuntern, daß ganz Europa damit versorgt wird, so wird es den englischen Pflanzort zu Grunde richten, und sich ohne Gewaltthätigkeit einen sehr gefährlichen Nachbar vom Halse schaffen. Es wird einen wichtigen Handlungszweig wieder erlangen, der seit einiger Zeit so sehr herabgesunken ist, daß das Hauptland nicht mehr, als ein Schiff, alle drey bis vier Jahr nach Kampesch schickt. Was dieses nicht mitnimmt, wird auf kleine Fahrzeuge nach Verakruz gebracht, welches der wahre Verbindungsort zwischen Mexiko und Spanien ist.

Anfangs diente das alte Verakruz zum Ablager; allein weil dieser Ort an einem Fluß liegt, der während einem Theile des Jahrs kein Wasser hat, so ward 18 Meilen weiter hinauf an derselben Küste Neu-Verakruz erbaut. Der Hafen dieser Stadt hat die Unbequemlichkeit, daß er nur 30 bis 35 Fahrzeuge fassen kann, die er nicht einmal immer gegen die Wuth der Nordwinde sicher zu stellen vermag. Der Eingang selbst wird durch verschiedene kleine Inseln und durch eine Menge unsehbarer, oben dem Wasser gleichliegender Felsen gefährlich gemacht. Dem ohngeachtet ward dieser Ort im Jahr 1712 durch Seeräuber eingenommen, die ihn überfielen, und seit der Zeit hat man Thürme am

Ufer erbaut, wo aufmerksame Schildwachten beständig für die allgemeine Sicherheit wachen.

Meriko's Verkehr mit Europa.

In diesem Hafen läuft die Flotte ein, die dazu bestimmt ist, Meriko mit europäischen Waaren zu versorgen. Man schickt sie alle 2, 3 oder 4 Jahr aus Kadiz ab; gewöhnlich besteht sie aus 15 bis 20 Kauffarthenschiffen, die von zweyen oder mehrern Kriegsschiffen konvoyirt werden.

Der größte Theil dieser Ladung besteht in Weinen, abgezogenen Getränken und Oel; der reichste aber in Gold- und Silberstoffen, Tressen, Tüchern, Leinewand, seidenen Zeugen, Spitzen, Hüthen, Goldschmidtsarbeiten und Juwelen.

Die Flotte reiset im Monat Julius, und spätstens in den ersten Tagen des Augusts, von Europa ab, nimmt im Vorbeygehen Erfrischungen zu Porto Pico ein, und begiebt sich nach Verakruz, von wannen ihre Ladung nach Xalappa gebracht wird. In dieser Stadt, die zwölf Meilen vom Hafen liegt, wird eine Messe gehalten, die sechs Wochen dauern soll, aber zuweilen, auf Bitten der einheimischen oder spanischen Kaufleute, verlängert wird. Vordem ward der königliche Schatz von der Hauptstadt nach Verakruz geschickt, um da die Flotte zu erwarten, aber seitdem dieser Ort im Jahr 1683 durch Seeräuber geplündert ward, erwartet der Schatz die Ankunft der Schiffe und bleibt zu Angeles, welches nur 35 Meilen davon liegt.

Wenn die Geschäfte hier abgethan sind, so seegelt die Flotte nach Havana, wo einige Registerschiffe zu ihr stoßen, die nach verschiedenen Häfen bestimmt sind, und dann begiebt sie sich nach Kadix, durch die Meerenge von Bahama.

In der Zwischenzeit, zwischen der Abreise zweyer Flotten, schickt der Hof zwey Kriegsschiffe, die man Azogen nennt, um das zur Betreibung der mexikanischen Bergwerke nöthige Quecksilber nach Verakruz zu bringen. Im Anfange bekam man es aus Peru, aber seit 1734 spedirt man es von Europa aus, und zwar aus den Bergwerken zu Almaden in Estremadura. Die Azogen, zu denen man noch zuweilen zwey bis drey Kauffarthenschiffe hinzufügt, die nur spanische Früchte führen können, nehmen den Preis, der seit dem Abgang der Flotte verkauften Waaren, oder das, was aus den auf Kredit verkauften gelöst worden ist, zur Rückfracht ein.

Wenn noch etwas zurück bleibt, so wird es gemeiniglich durch die Kriegsschiffe mitgebracht, die Spanien zu Havana bauen läßt, und die immer zu Verakruz einlaufen, ehe sie sich nach Europa begeben.

Zweyter Abschnitt.

Eroberung Peru's durch die Spanier. Veränderungen, die sich in diesem Reiche, seitdem es unter anderer Bothmäßigkeit ist, zugetragen haben.

Unternehmungen, die vor der Entdekkung von

Kaum hatte Kolombo sich hinreichend auf St. Domingo befestigt, so setzte er seine Entdeckungen fort. Auf einer von diesen Reisen untersuchte er den Orenoko, und auf einer andern die Bay Hon-

Peru hergangen sind.

Honduras. Er sah, daß das, was er vor sich hatte, festes Land wäre, und schloß, daß jenseit desselben ein andres Weltmeer seyn müßte, das an Ostindien gränzte. Er gab sich Mühe zu untersuchen, ob diese beyden Meere eine Verbindung mit einander hätten. Da er aber nach genauer Untersuchung fand, daß seine Hoffnung eitel wäre, so begnügte er sich damit, auf der Landenge Darien, eine Kolonie anzulegen. Die Habsucht seiner Gefährten machte die Einwohner aufsätzig, und man sah sich genöthigt, wieder an Bord zu gehen.

Indessen waren seine erlangten Kenntnisse nicht gänzlich verlohren, sondern es folgten ihm andre in den vorgezeichneten Wegen. Unter allen diesen Abentheurern zeichnete sich vorzüglich Vasco Nunnez de Balbao aus. Als dieser auf der Landenge Darien eine kleine Anzahl Spanier antraf, die der Reiz nach den dortigen Reichthümern dahin gelockt hatte, so setzte er sich an ihre Spitze, mit dem Vorsatz, einen festen Pflanzort anzulegen; es gelang ihm, die Einwohner zu zerstreuen, zu bezwingen oder sich geneigt zu machen, und er setzte sein Volk auf ihrem Gebiete fest.

Als er eines Tages daselbst Gold mit einem seiner Genossen theilte, entstand ein Streit unter ihnen. Ein Wilder, der darüber entrüstet ward, warf alles Gold aus der Waage, und sagte zu ihnen: Weil ihr euch um eine solche Kleinigkeit zankt, und dieß Metall euch bewogen hat, euer Vaterland zu verlassen und die Ruhe so vieler Völker zu stören, so will ich euch in ein Land führen, wo ihr genug haben sollt. Er hielt sein Versprechen, und führte den Balbao mit 150 Spaniern, durch eine Erdspitze von 16 bis 17 Meilen, an die Küsten des Südmeers.

Pa-

Panama, welches man im Jahr 1518 daselbst bauete, öffnete nun dem Geize der Spanier eine neue Bahn. Sie hörten die Reichthümer des benachbarten Peru's rühmen, und drey Menschen unternahmen es, den Thron dieses großen Reichs, der Jahrhunderte gestanden hatte, umzustoßen

Franz Pizarro, der bekannteste von ihnen, war ein natürlicher Sohn eines Edelmanns in Estremadura. Er zeichnete sich in allen Zügen vorzüglich aus, und da er glaubte, daß seinen Kräften nichts zu schwer sey, so faßte er den Vorsatz, sie gegen Peru zu gebrauchen. Er gesellte den Diego de Almagro, einen alten versuchten Krieger, zu seinem Vorhaben. Da aber beyder Vermögen zu der vorhabenden Eroberung nicht hinreichend war, so suchten sie Hülfe bey Ferdinand von Lucca, einem habsüchtigen Priester, der sich entsetzlich bereichert hatte. Alle drey setzten nun zum Grunde ihrer Vereinigung fest, daß jeder sein ganzes Vermögen zu der Unternehmung verwenden sollte, daß die dadurch gewonnenen Reichthümer unter sie zu gleichen Theilen getheilt werden sollten, und daß man sich unverbrüchlich treu bleiben wollte. Ferner ward ausgemacht, daß Pizarro die Truppen anführen, Almagro den Sukkurs herbey bringen, und Lucca die nöthigen Dinge anschaffen sollte. Allein diese angefangene Unternehmung lief nicht so glücklich ab, als man gehofft hatte, und sie waren zwey Jahre nachher, im Jahr 1526 genöthigt, wieder nach Panama zurück zu kehren.

Allein diese drey Unternehmer wurden keinesweges dadurch von ihrem Vorhaben abgeschreckt, sondern sie suchten vom spanischen Hofe die Erlaubniß, nicht mehr vom Oberbefehlshaber zu Panama abhängen zu dürfen, der ihnen heimlich und öffentlich

lich Hindernisse im Weg legte. Kaum hatten sie diese erhalten, so rüsteten sie im Jahr 1530 drey Schiffe aus, auf welchen 185 Soldaten, 37 Pferde, Gewehr und Ammunition gebracht wurden. Diese Macht stand unter der Anführung des Pizarro, der endlich nach vielen Schwierigkeiten zu Tumbez, an der Grenze von Peru, anlangte.

Eroberung Peru's.

Die Einwohner empfiengen diese Fremdlinge mit Geschenken, und erwiesen ihnen die ersinnlichste Ehrfurcht. Keiner widersetzte sich dem Marsche des Pizarro, der ohne das geringste Hinderniß in dem königlichen Hause, Karamalka, anlangte. Kaum war er da, so erhielt er vom Atabalipa, der damals Peru beherrschte, reiche Geschenke, und sein Bruder Fernand ward ebenfalls mit Freundschaft und Liebkosungen empfangen. Der Kaiser verhehlte indessen nicht, daß er wünschte, die Spanier möchten sich aus seinen Ländern begeben, und machte kund, daß er den folgenden Tag selbst die Maaßregeln zu diesem Rückzuge mit ihrem Befehlshaber verabreden wollte.

Pizarro machte unterdessen seine Anstalt so, daß er, völlig zum Treffen bereit, den Fürsten empfangen könne, ohne doch die geringste Kriegsrüstung blicken zu lassen. Seine Reuterey stellte er in die Gärten des Pallastes, wo sie nicht gesehen werden konnte, und sein Geschütz war nach dem Thore gerichtet, wo der Kaiser herkommen sollte. Atabalipa kam voll Vertrauen, von 12 bis 14,000 Menschen begleitet, an den bestimmten Ort. Er wandte sich gegen seine vornehmsten Bedienten und sagte: **diese Fremdlinge sind Gesandten der Götter, hütet euch, ihnen Leides zu thun.**

Hierauf drang ein Dominikaner, Namens Vincent de Valverde, mit dem Krucifix in der

einen

einen und dem Brevier in der andern Hand, bis zum Kaiser, und hielt ihm durch seinen Dollmetscher eine lange Rede, worinn er ihm den Inhalt der christlichen Religion vortrug, ihm anlag, sich dazu zu bekennen, und ihm vorschlug, sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, dem der Pabst Peru geschenkt hätte.

Der Kaiser hörte ihn mit vieler Geduld an, und fragte endlich: wo er alles das hergenommen hätte, was er von Gott und der Schöpfung gesagt? Aus diesem Buche, versetzte der Mönch, indem er sein Brevier hinreichte. Atabalipa nahm das Buch, betrachtete es von allen Seiten, fieng an zu lachen und sagte endlich, indem er es hinwarf: Das Buch sagt mir von alle dem nichts. Darauf rief Vincent den Spaniern mit Leibeskräften zu: Rache, meine Freunde! Christen, seht ihrs, wie er das Evangelium verachtet! Macht mir die Hunde todt, die Gottes Gesetz mit Füßen treten! Die Spanier gehorchten augenblicklich; die unglücklichen Peruaner flohen mit solcher Eilfertigkeit, daß sie über einander herfielen. Es ward ein entsetzliches Blutbad unter ihnen angerichtet, und den Kaiser selbst nahm man gefangen. Pizarro ließ ihn wegen einer Empörung anklagen, die er gegen die Spanier vorgehabt, sein Todesurtheil ward gesprochen und förmlich vollzogen.

Hierauf drang Pizarro in das Innere des Reichs. Kusko öffnete ihm die Thore, und bot ihm mehr Schätze dar, als vor Entdeckung der neuen Welt vielleicht ganz Europa nicht enthielt. Tempel und Gebäude wurden überall geplündert, die Peruaner allenthalben unterdrückt, und allenthalben raubte man ihnen ihre Frauen und Töchter.

Die zur Verzweifelung getriebenen Einwohner ergriffen zwar die Waffen, und belagerten zu gleicher Zeit Kusko und Lima, aber da die Spanier immer neuen Beystand erhielten, so blieben sie überall Sieger. In kurzer Zeit machten die in Peru befindlichen Spanier 3,000 Musketier aus, ohne die Pikenirer, Armbrustschützen und Reuterey. Die Peruaner mußten das Joch, so wie die Tyrannen es für gut befanden ihnen aufzuerlegen, tragen. Vielleicht, wären sie frey gewesen, hätten sie noch einige Augenblicke Widerstand gethan, denn die Eroberer hatten unter sich Streitigkeiten abzuthun, die keine Theilung ihrer Macht gestatteten.

Bürgerliche Kriege unter den Spaniern in Peru.

Kaum war die erste Nachricht von Pizarro's Glück nach Panama gelangt, als Almagro mit neuen Glücksrittern herbeyeilte, um an den Schätzen, Ländern und an der Regierung von Peru Theil zu haben. Pizarro wollte diesen Anspruch nicht anerkennen, und folglich bemächtigte sich bald Haß und Neid aller Herzen. Es waren zween Anführer, zwo Partheyen, zwey Heere; und bald darauf zwo Regierungen.

Pizarro, der vielleicht seine Gegenwart anderswo für nöthig hielt, oder, wie er sagte, einen Widerwillen empfand, gegen seinen ehemaligen Freund zu streiten, überließ die Sorge zu siegen seinem Bruder Fernand. Almagro ward den 6ten April 1538 an den Ufern des Apurimas geschlagen, gefangen genommen und von dem Sieger getödtet.

Almagro's Anhänger betrugen sich anfangs mit sehr überlegter Klugheit, bis sie endlich näher zusammen traten, den Sohn ihres ermordeten Befehlshabers zum neuen Anführer wählten, und Franz Pizarro's Tod einmüthig beschwuren. Die Ver-

schwornen zogen am hellen Mittage im Monat Junius 1541 durch die Straßen von Lima, und Pizarro ward mitten in der Stadt, die er selbst erbauet hatte, und mitten unter seinen Anhängern ruhig ermordet. Diejenigen, von welchen man vermuthen konnte, daß sie seinen Tod rächen würden, kamen nach ihm ums Leben; bald griff die Wuth weiter um sich, und in kurzem war alles mit Morden und verstümmelten Leichnamen angefüllt.

Indessen, daß Almagro damit beschäftigt war, die Anhänger des Pizarro zu verfolgen, und mit unerhörten Grausamkeiten immer weiter ins Innere des Landes vordrang, veränderte eine ganz unvermuthete Begebenheit die Gestalt der Dinge.

Der Licenciat Vacca de Castro, der aus Europa abgeschickt war, um die Mörder des alten Almagro zu richten, kam in Peru an. Da er die Regierung, im Fall Pizarro nicht mehr lebte, übernehmen sollte, so eilten alle, die von der Gegenparthey des Almagro waren, und bey welchen er sich durch seine Grausamkeiten verhaßt gemacht hatte, zu ihm. Beyde Heere schlugen sich zu Chuzas, den 16ten September 1542, mit einer unaussprechlichen Hartnäckigkeit. Endlich wichen die Rebellen, Almagro ward gefangen genommen und gerichtet.

Indem diese abscheulichen Auftritte in Amerika vorgiengen, war man in Europa darauf bedacht, ihnen ein Ende zu machen. Man errichtete zu dem Ende zu Lima ein höchstes Gericht, welchem hinreichende Gewalt anvertrauet werden sollte, um dem Bösen Einhalt zu thun, und das Gute zu bewerkstelligen. Blasco Nunnez Vela, der den Vorsitz darinn hatte, kam mit seinen Untergeordneten im Jahr 1544 zu Lima an, und fand alles in der größten Verwirrung.

Nunnez besaß zwar von Natur Rechtschaffenheit, Standhaftigkeit und Feuer, aber dahingegen mangelte ihm ein biegsamer Charakter, Geduld und tiefsehender Geist; er wußte also den Zweck seiner Sendung nicht der Lage der damaligen Umstände gemäß einzurichten. Statt neue Instruktionen von Europa zu erwarten, verordnete er: daß die Güter, deren sich die Eroberer bemächtigt hätten, nicht auf die Nachkommen erben sollten; daß diejenigen ihrer Besitzungen verlustig erklärt seyn sollten, die an den bürgerlichen Unruhen Theil genommen; daß alle zu Sklaven gemachte Peruaner sollten frey gegeben werden; daß man sie nicht zwingen sollte, in Bergwerken zu arbeiten, auch keine Arbeit von ihnen, als gegen Bezahlung, verlangt werden sollte. Durch diese und mehr dergleichen Anordnungen wurden die Gemüther erbittert, schritten vom Unwillen und Murren zum Aufruhr; der Vicekönig ward abgesetzt, in Fesseln geworfen und auf eine wüste Insel verwiesen, bis man ihn nach Spanien schicken könnte.

Eben damals kam Gonzales Pizarro von einer schweren Unternehmung am Amazonenflusse zurück, und die Anarchie, die er antraf, brachte ihn auf die Gedanken, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Sein Name und seine Truppen erlaubten zwar nicht, daß man sie ihm verweigerte, aber seine angemaaßte Verwaltung ward mit so viel Grausamkeit bestätigt, daß man sich wieder nach dem Nunnez sehnte. Er ward aus seiner Verbannung gezogen, und bald sah er sich an der Spitze einer Macht, die hinreichend war, sich dem Feinde entgegegen zu stellen. Nun giengen die bürgerlichen Unruhen, das Streiten und Würgen, wieder an, bis endlich, nach lange abwechselndem Glück, Nunnez mit dem größten Theil der Seinigen, im Januar 1545, erwürgt ward.

Pizarro marschirte nun wieder nach Lima, und hielt mit vielen Feyerlichkeiten seinen Einzug. Allein seine blinde Grausamkeit, seine unersättliche Habsucht und gränzenloser Hochmuth machten ihn bald, selbst unter seinen eigenen Anhängern, so verhaßt, daß sie nach einem Befreyer seufzten.

Dieser kam endlich von Europa an. Es war der Licentiat Pedro de la Gasca, mit dem sich bald diejenigen, die in Wüsteneyen und Höhlen vertrieben waren, vereinigten, und sich der rechtmäßigen Gewalt, womit er bekleidet war, unterwarfen. Gonzales marschirte nach Kusko, in dem Entschluß ein Treffen zu liefern. Er traf die königliche Armee einige Meilen von diesem Orte, und griff sie im Junius 1548 an. Der Sieg trat auf die gerechteste Seite; die Rebellen wurden geschlagen, und zwey von den Anführern verlohren ihr Leben auf dem Blutgerüste.

Die Regierung war so mäßig gesinnt, daß sie die Verurtheilungen nicht weiter trieb, und das Andenken des erschrecklichen Elendes, das man erduldet hatte, erhielt die Spanier im Gehorsam. Gegen die Peruaner hingegen wurden die grausamsten Maaßregeln ergriffen, um sie außer allen Stand zu setzen, sich zu bewegen. Tupak Amaru, der Erbe ihres letzten Königs, ward gefangen genommen; der Vicekönig Franciscus de Toledo, ließ ihn verschiedener Verbrechen anklagen, die er nicht begangen hatte, und ihm im Jahr 1571 den Kopf abschlagen. Alle übrige Abkömmlinge der Inkas traf gleiches Schicksal; die Abscheulichkeit dieser Frevelthat erregte in der alten und neuen Welt einen so allgemeinen Unwillen, daß Philipp II dafür hielt, er müsse sie verläugnen. Seit diesem Zeitpunkt ist nur eine geringe Empörung in Peru gewesen. Ein Indier,

 aus

aus der Provinz Xauxa, der da vorgab, er entsprin- ge aus dem Geblüte der Inkas, ward im Jahr 1742 zum Könige ausgerufen. Seine Landsleute traten in Menge unter sein Panier, wurden aber geschlagen und zerstreut, nachdem sie ziemlich Glück gehabt hat- ten. Die Gefangenen gestunden, daß sie 30 Jahr an diesem Vorhaben gearbeitet hätten; ein deutlicher Beweis des Hasses der Peruaner gegen die Spanier.

Zustand, worinn die Peruaner durch die Spanier versetzt worden.

Als endlich die Ruhe in Peru hergestellt war, so nahm man den Einwohnern, eben so, wie es mit den Mexikanern geschehen war, alle ihre liegenden Gründe. Man ließ ihnen nur gemeinschaftlich einen Theil der Ländereyen, die zur Zeit der Inkas den Bedürfnissen des gemeinen Wesens waren geweihet worden; doch ward dieser Antheil nachgehends durch die Eingriffe der Mächtigen, und besonders der Mön- che, nach und nach vermindert. Der Freyheit der Indier gieng es nicht besser, als ihrem Eigenthum. Obgleich die Regierung sich angelegen seyn ließ, die Sklaverey abzuschaffen, so sind die Peruaner dennoch dadurch nicht glücklicher geworden; sie tragen bloß andre Fesseln, aber ihre Bedrückungen sind noch im- mer dieselben. Durch die unzähligen Arten von Grausamkeiten und Plünderungen kam Peru der- maaßen, in Ansehung der Menschenzahl, herunter, daß man den Abgang durch den Ankauf der Negern ersetzen mußte, obgleich dieser Ersatz mehr Schaden an Afrika that, als er dem Lande der Inkas nütz- lich war.

Welche Landprodukte und Arbeiten die Spanier in Peru eingeführt haben.

Der unersättliche Durst nach Gold, der weder auf Lebensmittel, noch Sicherheit oder Staatskunst sah, verursachte, daß man die neuen Pflanzörter nicht immer in den besten Gegenden anlegte. Einige der- selben haben sich erhalten; verschiedene davon sind eingegangen und andre dafür wieder entstanden. Alle

sind

sind der Entdeckung, dem Fortgang und dem Verfall der Bergwerke, nach denen sie sich richteten, gefolgt.

Man begieng nicht so viel Fehler in den Mitteln sich Lebensmittel zu verschaffen. Bisher hatten die Landeseingebohrnen fast von nichts als von Mays, von Früchten und Gemüsen gelebt, wozu kein ander Gewürz kam, als spanischer Pfeffer und Salz. Ihre, aus verschiedenen Wurzeln verfertigten Getränke, hatten etwas mehr abwechselndes; das gewöhnlichste war der Chika, der aus Mays bereitet ward, und am Geschmack dem dünnen Apfelwein ziemlich nahe kam. Allein den Eroberern wollten die Nahrungsmittel des besiegten Volks nicht gefallen. Sie ließen aus der alten Welt Weinstöcke kommen, die gar bald in dem Sande an der Küste zu Ica, zu Pisco, zu Masca, zu Mequequa und zu Truxillo fortkamen, um den nöthigen Wein und Brandwein für den Pflanzort zu liefern. Noch besser kamen die Oelbäume fort, und mit eben dem Erfolge wurden auch die andern Früchte verpflanzt. Der Zucker gerieth hier so wohl, daß ihm keiner in der ganzen Welt zu vergleichen ist. Tiefer ins Land bauet man Weizen und Gerste, und endlich wurden unsre vierfüßigen Thiere auch bald am Fuße der Gebirge einheimisch.

Als nun die Spanier auf die Art für eine bessere Nahrung gesorgt hatten, wollten sie auch eine bequemere Kleidung haben, als der Peruaner ihre, ob sich diese gleich von allen Völkern in Amerika am besten kleideten. Diesen Vorzug hatten sie dem Vortheil zu danken, daß sie allein häusliche Thiere besaßen, die ihnen hiezu dienten, nämlich den Llama und den Paco.

Der Liama ist vier Fuß hoch, und 5 bis 6 Fuß lang; aber der Hals allein beträgt die Hälfte dieser Länge. Eine auf dem Rücken kurze, an den Seiten aber und unter dem Leibe lange Wolle, macht einen Theil seiner Nutzbarkeit aus. Man gebraucht diese Thiere, wie bey uns die Maulthiere, um Lasten von etwa 100 Pfunden fortzuschaffen. Sie gehen zwar langsam, aber mit festem Schritt, und legen den Tag über 4 bis 5 Stunden Weges in solchen Ländern zurück, wo sonst kein Thier gehen kann, indem sie Abgründe hinabgehen und Felsen hinauf klettern, wo die Menschen ihnen nicht folgen können.

Der Paco ist dem Liama das, was der Esel dem Pferde ist; eine Hülfsgattung, die kleiner ist, kürzere Füße und eine gedrucktere Schnauze hat, sonst einerley Naturell mit dem Liama besitzt, und ebenfalls Lasten trägt.

Unter den Liamas giebt es eine wilde Art, die Guanacos heißen, und stärker, lebhafter und leichter auf den Füßen sind, als die häuslichen Liamas; man findet diese am häufigsten auf den höchsten Spitzen der Cordilleras. Auch giebt es eine wilde Gattung der Pacos, Vicumas genannt, die sich auf den höchsten Bergen, auf dem Schnee und Eise aufhalten. Alle diese Thiere sind dem mittäglichen Amerika, und vorzüglich den höchsten Cordilleras, dermaaßen eigen, daß man nach der Seite von Mexiko hin, wo diese Berge ansehnlich niedriger werden, niemals welche sieht.

Das Fleisch der Liamas läßt sich gut essen, wenn sie jung sind. Aus dem Felle der alten machen die Indier Schuhe, die Spanier aber Pferdegeschirre. Die Guanacos können auch gegessen werden, aber die Vicunnas werden nur wegen ihrer Felle und des Bezoars, den sie liefern, gesucht.

Alle diese Thiere wurden vor der Eroberung mit Nutzen von den Peruanern gebraucht. Man verfertigte daraus Tapeten, und auch Mäntel, die man über ein baumwollenes Hemd trug. Die gemeinen Leute in wärmern Gegenden hatten keine andre Kleidung, als einen Gürtel von Fäden aus Baumrinde, um an beyden Geschlechtern die Theile der Schaam zu bedecken.

Nach der Eroberung zwang man alle Indianer gekleidet zu gehen. Anfangs behalfen sie sich mit schlechten europäischen Tüchern, die sie sehr theuer bezahlen mußten; als aber das Gold und Silber ein Ende hatte, suchte man die einheimischen Manufakturen wieder in Gang zu bringen. Einige Zeit darnach wurden sie verboten, weil dadurch so viel weniger aus dem Hauptlande gebracht wurde. Die Unmöglichkeit, worinn sich die Peruaner befanden, fremde Zeuge zu kaufen, und ihre Kopfsteuer zu bezahlen, machte, daß man innerhalb zehn Jahren ihre Wiederherstellung gestattete. Seit dieser Zeit sind sie fortgedauert und so vollkommen geworden, als es unter einer beständigen Tyranney möglich war.

Zu Kusko und in der Nachbarschaft verfertigt man Strümpfe, Schnupftücher und Scherfen von Vicunas-Wolle; eben diese Wolle, mit der aus Europa gebrachten Schaafe ihrer vermengt, dient Teppiche und ziemlich schöne Tücher zu verfertigen; die geringere wird zu Sergen, Drogetten und allerhand groben Zeugen gebraucht. Die zur Pracht dienenden Manufakturen sind zu Arequipa, zu Kusko und zu Lima angelegt. Man verfertigt hier Putzgeräthe, Tischgeschirre und Silberzeug in den Kirchen. Andere beschäftigen sich damit, Leder zur Austapezierung der Zimmer zu vergulden und zu malen, eingelegte und Bildhauerarbeit aus Holz und Elfen-

bein zu verfertigen, und Figuren auf Marmor und Leinewand zu malen.

Bergwerke in Peru.

Obgleich die Peruaner vor der Eroberung keine Münzen kannten, so bedienten sie sich doch des Goldes und Silbers zu verschiedenen Zierrathen. Die Ströme und der Zufall verschafften ihnen diese Metalle, aber außerdem waren noch einige Bergwerke, die nicht tief giengen, aufgethan worden. Man weiß indessen nichts von der Art, wie sie diese Produkte aus der Erde gewonnen haben. Die Spanier hingegen thaten überall welche auf. Anfänglich reizten die Goldbergwerke am mehrsten, allein da viele Leute von mittelmäßigem Vermögen dabey zu Grunde giengen, so verfielen sie so sehr in Verruf, daß die Regierung gezwungen ward, sich an dem zwanzigsten Theil ihres Einkommens zu begnügen, statt des Fünftheils, den sie anfangs bekam, damit sie nur nicht gänzlich liegen blieben.

Die Silberbergwerke waren gemeiner, von gleicherm und beträchtlicherm Ertrage. An den Küsten des Meers findet man große Stücke dieser Metalle. Auch findet man viele andre sehr wichtige Bergwerke in den Felsen und auf den Bergen. Verschiedene aber geben falsche Hoffnungen; so war besonders dasjenige, das zu Ucuntaya im Jahr 1713 entdeckt ward, beschaffen. Es war weiter nichts als eine Rinde von beynah gediegenem Silber, die anfänglich mehrere Millionen abwarf, aber gar bald erschöpft war.

Es giebt eine Menge sehr reicher Bergwerke, die das Wasser besetzt hat. Folgendes Beyspiel kann zeigen, daß der Geiz der Menschen vermögend ist, die Natur zu bezwingen, wenn sie uns ihre Schätze wegnimmt. Joseph Salcedo hatte gegen das

das Jahr 1660 nicht weit von der Stadt Puno das Bergwerk Laykakota entdeckt. Es war so reich, daß man an vielen Orten das Silber mit dem Meißel abschlagen konnte. Er war so wenig geizig, daß er allen fremden Spaniern erlaubte, einige Tage für ihre Rechnung zu arbeiten, ohne das Geschenk, was er ihnen machte, zu wägen oder abzumessen. Diese Freygebigkeit lockte eine Menge Leute dahin, deren Habsucht Zwietracht unter ihnen erregte. Sie griffen zu den Waffen, fielen über einander her, und ihr Wohlthäter ward, als die Ursache dieser blutigen Streitigkeiten, gehangen. Während daß er im Gefängnisse saß, kam das Wasser in sein Bergwerk, und aus Aberglauben scheute man sich lange, es wieder zu bearbeiten. Endlich trat im Jahr 1740 Diego de Baena mit andern wohlhabenden Personen in Gesellschaft, um das Wasser abzuleiten. Die zu dieser schweren Unternehmung erforderlichen Arbeiten sind erst im Jahr 1754 ganz zu Stande gekommen, und itzt giebt das Bergwerk so viel Ausbeute als vorher. Man hat noch reichere gefunden, die gar keiner Veränderung ausgesetzt gewesen sind.

Vorzüglich sind die potosischen Bergwerke berühmt, wovon das erste durch einen Zufall im Jahr 1545 entdeckt ward. Es dauerte auch nicht lange, so entstand in dieser Gegend eine Stadt, die aus 60,000 Indiern und 10,000 Spaniern bestand. Seit der Entdeckung dieser Bergwerke bis auf das Jahr 1638 sind aus denselben jährlich 4,253,968 Piaster *) gewonnen, ohne was nicht aufgezeichnet, sondern durch den Schleichhandel weggebracht worden ist.

Alle

*) 5,685,185 Thaler.

Alle Bergwerke in Amerika gebrauchen, um ihr Gold und Silber zu läutern, das Quecksilber aus dem Bergwerke von Guanca Belica, welches im Jahr 1564 soll entdeckt seyn. Damals war der Handel mit Quecksilber noch frey, aber im Jahr 1571 ward er ausschließend. Zu der Zeit wurden alle Quecksilber-Bergwerke zugeschlagen, und man begnügte sich nur dieß zu bearbeiten, dessen Eigenthum der König sich vorbehielt. Es ist dieß Bergwerk in einem sehr weitläuftigen Berge, 60 Meilen von Lima, angelegt, und man findet in seinen Abgründen Straßen, öffentliche Plätze und eine Kapelle; es wird immer von viel tausend Fackeln erleuchtet. Dieß Bergwerk wird von Privatpersonen auf ihre Unkosten bearbeitet. Sie müssen dem Staat alles daher kommende Quecksilber um einen festgesetzten Preis liefern; sobald man so viel hat, als zu einem Jahre erforderlich ist, wird mit der Arbeit inne gehalten. Ein Theil davon wird auf der Stelle verkauft, das Uebrige wird nach den königlichen Vorrathshäusern in ganz Peru geschickt, aus welchen es um eben den Preis weggegeben wird, als man es in Mexiko bezahlt.

Das Bergwerk von Guanca Belica, welches durchgängig konvulsivische Bewegungen denen, die darinn arbeiten, verursachet, und die andern Bergwerke, die fast eben so ungesund sind, werden immer durch Peruaner bearbeitet. Diese Unglücklichen sind immer ganz nackend in den tiefen und kalten Abgründen auf einander gepfropft. Wenn einige von ihnen lange leben, so kömmt es von dem Gebrauch des Coca, dessen Blätter ihnen statt der Nahrung dienen, indem es ihnen den Magen stärkt und ihren Muth erhält. Wenn sie keine Cocablätter haben, so arbeiten sie nicht weiter, man mag sie zwin-

zwingen, auf welche Art man will. Ihre Unterdrücker geben ihnen, so viel sie haben wollen, ziehen ihnen aber den Preis dafür von ihrem Lohne ab. Die Gegenden um Kusko herum tragen den besten Coca *).

Verkehr der verschiedenen Provinzen von Peru unter einander.

Diese Pflanze sowohl, als alle übrige Produkte des Landes und des Fleißes, werden im Reiche durch drey verschiedene Wege verbreitet. Die an der Küste gelegenen Städte werden durch Fahrzeuge versorgt; eine unzähliche Menge aus Tukuman kommender Maulthiere dienen zum Verkehr verschiedener Provinzen unter sich; der größte Betrieb geschieht durch den Guayaquil.

An den Ufern dieses Flusses bauten die Spanier zur Zeit der Eroberung eine beträchtliche Stadt gleiches Namens, sechs Meilen vom Meere. Man soll auf dieser Küste die Purpurschnecke finden, von deren Saft die berühmte Purpurfarbe kömmt. Außer dieser Seltenheit liefert Guajaquil dem Innern des Reichs noch Ochsen, Maulthiere, Salz und Salzfische. Nach Europa und Mexiko liefert es eine Menge Kakao, aber wenig an Peru, wo man durchgängig das Paragaykraut lieber trinkt. Auch ist Guayaquil der allgemeine Schiffwerft für das Südmeer, und könnte es auch für einen Theil des Hauptlandes seyn; denn man kennt keine Gegend in der Welt, die eine so große Menge vortreffliches Holz zum Schiffbau und Masten besäße. Den Hanf und Theer, der ihr fehlt, könnte ihr Chili und Guatimala leicht verschaffen.

Was

*) In Ulloas Reisen wird versichert, der amerikanische Coca sey mit dem ostindischen Betel, wovon im zweyten Abschnitt gehandelt worden, einerley.

Was aber Guayaquil noch ansehnlicher macht, ist der Vorzug, daß es die nothwendige Niederlage und das Gemeinschaftsband der Gebürge in Peru mit seinen Thälern, mit Panama und Mexiko ist. Alle Waaren, die diese Länder vertauschen, gehen durch die Hände der Kaufleute in Guayaquil.

Ohngeachtet aller dieser Mittel empor zu kommen, ist Guayaquil doch nicht vorzüglich reich. Die Einwohner sind durch neun Feuersbrünste, die man der Unzufriedenheit der Negern zugeschrieben hat, und durch eine zweymalige Plünderung von Seeräubern, immer um das Ihrige gekommen. Auch hat das Klima, wo die Hitze das ganze Jahr unerträglich ist, und der Regen sechs Monat unaufhörlich anhält, die wohlhabendsten Einwohner nach angenehmern Oertern gezogen; die mehresten von ihnen haben sich Lima gewählt.

Dieser Ort liegt zwey Meilen vom Meere, in einer der angenehmsten, mit allen Reichthümern der Natur geschmückten Ebene. Der Boden ihres Gebiets besteht aus bloßen Feuersteinen mit einem Fuß hoch Erde bedeckt, die Zuckerröhre, Oelbäume, Weinberge, Wiesen, salzige Weiden, Getreide, Obstbäume und andre Gewächse im Ueberfluß hervorbringt. Ein fischreiches Meer setzt vollends die Lebensmittel auf einen mäßigen Preis. Vordem war auch die Gersten- und Weizenerndte hier einträglich, aber vor etwa hundert Jahren brachte ein Erdbeben hier solche Veränderungen hervor, daß das Saamenkorn verfaulte, ohne zu keimen. Nach einer vierzigjährigen Unfruchtbarkeit ward das Land besser, und der Landmann wollte seine ehemaligen Verrichtungen wieder vornehmen; aber Chili, das vermöge eines ausschließenden Rechts Lima versorgte,

wollte

wollte dieß nicht zugeben, bis es endlich der Hof zu Madrit im Jahr 1750 wieder erlaubte.

Lima ist seit seiner Erbauung eilfmal durch Erdbeben heimgesucht worden. Das zwölfte war am 28sten Oktober 1746, und verschlang *) in drey Minuten die Stadt, ihren Hafen Callao, alle Schiffe an der Küste mit 300 Millionen Piaster, theils an Silberstangen, theils an gemünztem oder verarbeitetem Silber. Es ist nachher wieder schöner und regelmäßiger erbaut, als es vorher war.

Aller Handel, der zu Lima Statt findet, wird durch die Spanier, die etwa 14 bis 15,000 an der Zahl ausmachen mögen, getrieben. Sie brauchen dazu unermeßliche Kapitalien. Und ob es gleich nicht mehr als zehn bis zwölf Handelshäuser giebt, deren Kapitalien 600,000 Thaler überstiege, so sind doch solche von 300,000 schon gewöhnlicher, und deren, die 150,000 besitzen, noch weit mehr. Diese Mittel zusammen genommen, nebst den unermeßlichen Waaren, die vom Innersten des Landes dahin kommen, haben Lima zum Mittelpunkt aller Geschäfte gemacht, die die Provinzen Peru's theils unter sich, theils mit Mexiko und Chili, theils mit Spanien, unaufhörlich treiben.

Zu dieser letzten Verbindung schien die magellanische Meerenge zwar der einzige offene Weg zu seyn, allein die Beschwerden einer so sehr langen Reise machten, daß man sich ganz nach Panama wendete. Diese Stadt, welche das Tohr abgegeben hatte, wodurch man in Peru gelangt war, hatte sich zu einem großen Flor erhoben, als es im Jahr 1670

Verkehr zwischen Peru und Europa.

*) Dieß ist unrichtig. Nach den neuesten Nachrichten ist Lima 1746 zwar sehr beschädigt und verwüstet, aber nicht in die Erde gesunken.

1670 durch Seeräuber geplündert und in die Asche gelegt ward; indessen ward sie an einem bequemern Ort, 4 oder 5 Meilen vom ersten, wieder erbaut. Ihr Hafen, Namens Perico, ist sehr sicher und kann die zahlreichsten Flotten fassen.

Panama ward bald die Hauptstadt von ganz Terra Firma. Zwar erregten die drey Provinzen dieses Landes, Panama, Darien und Veraguas, anfangs einige Hoffnung, allein die Wilden in Darien machten sich bald unabhängig, und die Bergwerke der beyden andern fand man nicht ergiebig genug. Ueberhaupt ist das Land unfruchtbar und giebt zum Handel nichts als Perlen, die in dem Meerbusen von den Negern, die gut schwimmen können, gefischt werden. Hauptsächlich ward Panama dadurch berühmt, daß es lange Zeit den Vortheil besessen hat, das Ablager aller Produkte zu seyn, die aus Peru nach der alten Welt giengen. Diese Reichthümer, die mit einer Flottille ankamen, wurden theils mit Maulthieren, theils auf dem Fluß Chagre nach Portobelo gebracht.

Diese Stadt ward im Jahr 1584 aus den Trümmern von Nombre de Dios erbaut. Der Himmelsstrich an diesem Orte ist so außerordentlich ungesund, daß man ihn nur das Grab der Spanier genannt hat, allein demohngeachtet war er anfangs der Schauplatz des ansehnlichsten Handels. Da alle Reichthümer von Peru hier hingelangten, um gegen den Fleiß der alten Welt vertauscht zu werden, so begaben sich die spanischen Gallionen dahin, mit allen Gegenständen der Nothdurft, Pracht und Bequemlichkeit beladen. Der Preis der Waaren ward am Bord des Admiralschiffs, unter den Augen des Admirals und des Präsidenten von Panama, von den Abgeordneten beyder Handlungen festge-

festgesetzt, und sobald dieß geschehen war, gieng der Handel vor sich. Diese Tausche geschahen mit so vieler Redlichkeit, daß man die Küsten Piasters nicht aufmachte und die Ballen nicht untersuchte. Oft fanden sich Goldsäcke unter den Silbersäcken, oder Artikel, die nicht auf dem Frachtbriefe standen, welches alles vor Abreise der Gallionen, oder auch nach ihrer Rückkehr, getreulich wieder gegeben ward. Nur im Jahr 1654 hätte dieß Zutrauen gestöret werden können, als man in Europa fand, daß alle Piaster ein Fünftel Zusatz enthielten; die spanischen Kaufleute mußten zwar den Schaden tragen, aber da der Schatzmeister der Münze zu Lima als der Urheber dieses Betrugs entdeckt ward, so litte dadurch der gute Ruf der Kaufleute nichts.

Dieser Flor dauerte bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts, als mit dem Verlust von Jamaika sich ein Schleichhandel erhob, der bis dahin unerheblich gewesen war. Die Plünderung von Panama im Jahr 1670 durch den englischen Seeräuber Morgan hatte noch schädlichere Folgen, denn Peru, welches sonst seine Kapitalien nach Panama immer voraus schickte, ließ sie itzt nicht eher als nach Ankunft der Gallionen abgehen.

Ein noch größeres Unglück bedrohete Spanien. Die Schottländer schickten im Jahr 1698 nach dem Meerbusen von Darien 1200 Mann Soldaten, die das Vertrauen der dortigen Wilden gewinnen, eine Besitzung auf ihrem Gebiete anlegen, die Verbindung zwischen Karthagena und Portobelo hemmen, die Gallionen auffangen, und alsdann ihre Macht mit der von Jamaika vereinigen sollten, um völlig die Oberhand in diesem Theile der neuen Welt zu gewinnen. Doch ward dieses für Spanien gefährliche Projekt, das leicht hätte zur Ausführung ge-

bracht werden können, durch Hollands und Frankreichs Beyhülfe unterdrückt.

Bald nachher aber zündete die Erhebung eines französischen Fürsten auf Karls V Thron einen allgemeinen Krieg an, und gleich bey den ersten Feindseligkeiten wurden die Gallionen, die wegen der Unmöglichkeit, Kadix zu erreichen, sich in den Hafen zu Vigo zu retten gesucht hatten, daselbst verbrannt. Spaniens Verkehr mit Portobelo ward gänzlich unterbrochen, und das Südmeer unterhielt mehr als jemals unmittelbaren Verkehr mit Ausländern. Der Friedensschluß zu Utrecht vermehrte diese Unordnung noch mehr; Philipp V mußte den Assiento-Traktat *), den die Franzosen seit 1702 ohne große Vortheile besessen hatten, aufheben, und die Engländer traten nun an ihre Stelle.

Die Südseegesellschaft, die das Privilegium ausübte, sollte 4800 Afrikaner liefern, und dem Könige von Spanien 160 Livres für jeden Negerkopf bezahlen. Für die, die sie während der ersten 25 Jahre des Vertrags über diese Zahl liefern würde, brauchte sie nur die Hälfte zu geben; in den fünf letztern Jahren war ihr verboten, mehr als die im Kontrakte benannte Zahl zu bringen. Ferner durfte sie aus Europa, auf Schiffen von 150 Tonnen,

*) Assiento bedeutet im Spanischen eine Pacht. Die alte französisch-guineische Gesellschaft schloß mit Spanien einen Traktat, vermöge dessen sie den spanischen Kolonien in Amerika, besonders zu Buenos-Ayres, während des damaligen Krieges jährlich 38,000, und in Friedenszeiten 48,000 afrikanische Schwarze, gegen Erlegung von 33 und ein Drittel Piaster an die Pachten des Königs von Spanien liefern sollte, und nahm den Namen Assiento-Kompagnie an.

nen, Kleider, Arzeneymittel, Mundvorrath und Thauwerk für ihre Sklaven, Faktoren und Schiffe in die Nordsee schicken. Alle diese Waaren konnte sie den spanischen Schiffen, die sie etwa zu ihrer Rückkehr brauchten, verkaufen. Auch ward die Gesellschaft wegen ihrer Entfernung berechtigt, Häuser an dem Fluß la Plata zu bauen; Ländereyen in der Nachbarschaft ihrer Faktoreyen zu pachten, und sie durch Negern oder Landeseingebohrne bauen zu lassen: das ist, vermittelst dieser Niederlage sich des ganzen Handels von Chili und Paraguay zu bemeistern. Eben so leicht fiel es ihr auch in der Südsee. Sie konnte zu Panama und in allen andern Häfen dieser Küste Fahrzeuge von 400 Tonnen befrachten, um ihre Negern an alle Küsten von Peru zu bringen; nach Portobelo und von da nach Panama konnte sie alles schicken, was zur Ausrüstung ihrer Schiffe, die sie spediren würde, nöthig war.

Noch erhielt England die Erlaubniß, alle Jahr ein mit Waaren beladenes Schiff auf die Messe nach Portobelo zu schicken. Dieß Schiff führte immer 1000 Tonnen, statt der 500, die man ihm gestattet hatte, und man gab ihm niemals Wasser noch Lebensmittel mit, sondern vier bis fünf Fahrzeuge, die hinter ihm herseegelten, gaben ihm, was es brauchte, und ersetzten oft die Waaren wieder, die es verkauft hatte. Durch diese Mitwerbung wurden die spanischen Gallionen völlig zu Boden geschlagen, und nach der Spedition von 1737 war es ihnen nicht möglich, diesen Handel länger auszuhalten; die schönen Messen hörten auf, und Panama und Portobelo kamen so sehr in Verfall, daß beyde Oerter itzt zu nichts mehr, als zum Durchgang für die Neger, die nach der Südsee gebracht werden, und zu einigen andern unwichtigen Hand-

lungszweigen, dienen. Die wichtigern Geschäfte haben eine andere Richtung genommen.

Lange Zeit war die magellanische Straße die einzige bekannte Durchfahrt, um nach dem Südmeer zu gelangen, bis die Kühnheit des berühmten Drakes die Spanier bewog, hier im Jahr 1582 einen Pflanzort anzulegen, der ein Schlüssel dieses Theils der neuen Welt werden sollte; allein aus Mangel an Lebensmitteln gieng er ganz zu Grunde, und drey Jahr nachher war niemand mehr da, als Fernando Gomez, den der englische Freybeuter, Thomas Kavendish, nach Europa zurückbrachte. Doch war dieß Unglück nicht so groß, als man es besorgte, denn die magellanische Straße hörte bald auf, der Weg der Seeräuber zu seyn, als einige kühne Seefahrer das Kap Horn umseegelten, welches nachher der Weg ward, den die Feinde Spaniens, die nach dem Südmeer wollten, zogen. Noch fleißiger ward es von den französischen Schiffen im Anfange dieses Jahrhunderts besucht. Die Unmöglichkeit, worinn sich Philipp V befand, seine Pflanzstädte mit dem Nöthigen zu versehen, munterte die Unterthanen seines Großvaters auf, nach Peru zu reisen. Man nahm sie mit Freuden an, und sie gewannen in der ersten Zeit 800 Prozent. Diese ungeheuren Profite hatten zwar nicht lange Bestand, doch ward das Gleichgewicht bald wieder hergestellt, bis endlich der spanische Hof im Jahr 1718 wirksame Maaßregeln ergriff, diese fremden Kaufleute von diesen Gewässern zu entfernen.

Darauf hielten die Speditionen nach dem Südmeer um das Kap Horn ein. Die Spanier nahmen sie im Jahr 1740 selbst wieder vor, aber mit so geringem Erfolg, daß die jährlichen Rückfrachten nicht über 4 und eine halbe Millon Thaler

betra-

betragen haben. In dieser Summe ist so gar nichts für die Regierung gewesen, weil die Verwaltungskosten alles aufgezehrt haben, obgleich in Peru dieselben Auflagen als in Mexiko und in allen andern spanischen Besitzungen eingeführt sind.

Die Geschäfte des Königreichs Neu-Granada werden ebenfalls nicht mit mehr Einsicht und Treue verrichtet. Diese Herrschaft ward im Jahr 1718 errichtet, und man hat diese weitläuftigen Gegenden noch nicht gänzlich bezwungen; man erhält von den Einwohnern nichts, als die Steuern, die ihnen auferlegt worden. Nachrichten von Neu-Granada.

Der schönste und angenehmste Theil des Königreichs Peru ist das Land Quito, dessen gemäßigtes Klima fast einen immerwährenden Frühling genießen läßt. Die Bergwerke sind hier zwar nicht einträglich, aber dieser Mangel wird durch die Manufakturen ersetzt. Man verfertigt eine große Menge Hüte, Tücher, Etamine und Bayotten *). Ohne das zu rechnen, was innerhalb dieser Kolonie verbraucht wird, verfuhr sie vor nicht langer Zeit jährlich für 5 bis 6 Millionen Livres, damit bezahlte sie die Weine, Brandeweine, Oele, trockene Fische, Eisen u. s. f. was sie von andern Provinzen und von den Küsten empfieng. Dieser Handel hat um mehr als die Hälfte abgenommen, seitdem man angefangen hat sich mit europäischen Tüchern zu kleiden, die wohlfeiler zu bekommen waren, als die von Quito. Im Verkehr mit Spanien liefert Quito nur China oder Fieberrinde. Auch findet man in einigen Gegenden dieser Provinz Kochenille, die der mexikanischen vollkommen gleich kömmt, allein die Einwohner sind zu träge, den Anbau derselben mit Quito.

*) Eine Art grober Flanelle.

mehrerm Fleiße zu treiben. Gegen die westliche Seite der Kordilleras liegen die Länder Quixos und Macas, die im Jahr 1559 erobert und zu Quito geschlagen wurden. Man findet hier nichts als einige elende zerstreute Dorfschaften, und beyde bringen itzt nichts ein; indessen findet man hier Zimmet, der in Peru gewöhnlich gebraucht wird, und sich noch weiter verbreiten könnte, wenn man auf seinen Anbau die nöthige Sorgfalt wendete *).

Popajan und Choko. Popajan und Choko, zwo Provinzen, die im Jahr 1536 erobert wurden, kamen bloß durch ihre Goldbergwerke in Ansehen, die um so viel beträchtlicher sind, da ihre Bearbeitung weder theuer, noch schwer, noch gefährlich ist. Das Erz liegt umher mit Erde und dem Grande vermischt, wovon es durch Waschen gereinigt wird. Etwa 8000 Sklaven sind bey dieser Arbeit aufgestellt, die ihren Herren alle Tage eine bestimmte Menge Gold liefern müssen; was sie darüber sammlen, wie auch das, was sie an den Feyertagen finden, gehört ihnen. Durch diesen Vertrag sind sie im Stande, über kurz oder über lang ihre Freyheit zu erkaufen, da sie sich dann durch Heyrathen mit dem Geschlecht der Spanier vermengen, und beyde Nationen sind dann nur ein und eben dasselbe Volk.

Santa-Fe. Das Ablager der Reichthümer von Popajan und Choko ist Santa Fe de Bagota, welche Stadt im Jahr 1536 durch Gonsalvo Ximenes de Queseda erbaut ward. Seinen größten Wohlstand hat dieser Ort den Smaragden zu danken, die man in dieser Gegend findet.

Cartha-

*) Nach Ulloas Bericht soll der Zimmet aus Macas besser seyn, als der aus Quixos, und so gar als der ceylonsche.

Carthagena ward im Jahr 1527 vom Heredia erbaut; der Flor dieser Stadt zog im Jahr 1544 französische Seeräuber dahin, die ihn plünderten. Im Jahr 1585 ward er durch Drake in die Asche gelegt und Pointis nahm ihn im Jahr 1697 ein, und ließ sich Brandschatzungen zahlen. Admiral Vernon belagerte ihn im Jahr 1741 mit 25 Schiffen von der Linie, 6 Brandern, 2 Bombardiergalliotten und hinlänglichen Landtruppen, um ganz Amerika zu erobern, mußte aber dennoch die Belagerung aufheben. Das Klima dieses Orts ist unmäßig heiß, und die Ursache eines abscheulichen Aussatzes, der hier sowohl Einheimische als Fremde befällt. Dem ohngeachtet haben die Spanier immer eine besondere Neigung für Karthagena blicken lassen, und zwar wegen seines Hafens, der einer der besten ist, den man kennt. Als der Handel nach Peru noch durch die Gallionen getrieben ward, begaben sich diese nach Karthagena, ehe sie nach Portobelo seegelten, und fuhren bey ihrer Rückreise wieder vor. Das erste Mal legten sie die für die tief im Lande liegenden Provinzen nöthigen Waaren ab, und beym zweyten hohlten sie die Bezahlung dafür. Allein nachher erhielten es die Kaufleute von Lima, daß Karthagena erst nach Portobelo versorgt werden sollte. Durch diesen Zwang wurden die Provinzen Santa-Fe, Popajan und Quito genöthigt, entweder ihre Nothdurft von der Messe selbst mit großen Kosten und Gefahren zu hohlen, oder sich mit dem zu begnügen, was man dort ausgeschossen hatte. Dieß erbitterte sie über alle Maaßen. Im Jahr 1730 ward ausgemacht, daß die Sachen wieder auf den alten Fuß gesetzt werden sollten, aber daß bey Ankunft der Gallionen der Handel mit europäischen Waaren zwischen den beyden Statthalterschaften aufhören sollte. So sehr diese Verordnung der

Carthagena.

Vernunft und dem eignen Vortheil Spaniens entgegen war, so hat doch die Abschaffung der Gallionen in diesem Betragen nichts geändert. Die Schiffe, die zu verschiedenen Zeiten nach Karthagena reisen, um Neu-Granada zu versorgen, bringen jährlich keine anderthalb Millionen Thaler zurück, und hieran ist der große Schleichhandel Schuld, der an der Küste getrieben wird.

Nachricht von den Gegenden, die zwischen dem Magdalenenfluß und Oronoko liegen.

Zwischen dem Magdalenen- und Oronoko-Fluß liegt eine lange Reihe von Küsten, die eine unermeßliche Strecke ausmachen. Sie wurden im Jahr 1499 von Geda, Johann de la Cosa und Amerikø Vespucci entdeckt. Die Wilden auf diesen Eylanden thaten hartnäckigen Widerstand, bis sich endlich einige tiefer ins Land zogen, einige aber sich unterwarfen. Man baute darauf hier eine ziemliche Menge kleiner Städte, unter welchen Kumana, Keraka, Verina, Karo, Marakaibo und St. Martha die vornehmsten sind. Einige derselben boten Goldbergwerke dar, die im Anfange bearbeitet wurden, aber nachher, da man sie nicht einträglich genug fand, liegen blieben. Karl V verpfändete die Provinz Venezuela, die mitten in dieser Küste liegt, an die Familie der Welser. Diese reichen augsburgischen Handelsleute schickten im Jahr 1528 480 Deutsche dahin, deren Grausamkeit alles übertraf, was man bis dahin in der neuen Welt gesehen hatte. Man beschuldigt sie, daß sie eine Million Indier ums Leben gebracht. Durch einen schrecklichen Zufall endigte sich ihre Tyranney, und man war nicht darauf bedacht, ihre Stelle zu ersetzen. Man mußte es als ein Glück ansehen, daß die verheerte Gegend wieder unter spanische Bothmäßigkeit kam. Diese abscheulichen Auftritte wurden aber wieder durch den Karvajal erneuet, dem die Regierung dieses unglück-

glücklichen Landes anvertraut war. Er verlohr zwar seinen Kopf auf dem Blutgerüste, aber diese Strafe erweckte nicht die von ihm ermordeten Menschen aus dem Grabe. Diese Gegend war so vollkommen entvölkert, daß man im Jahr 1550 aus Afrika eine große Menge Negern dahin brachte, die man aber so hart behandelte, daß sie sich empörten. Man glaubte wegen dieses Aufruhrs berechtigt zu seyn, alle männlichen Geschlechts zu ermorden, und die Kolonie ward abermals eine Einöde.

Sie verfiel nun wieder in eine tiefe Vergessenheit, in welcher auch die übrigen dieser Provinzen geblieben sind, obgleich die Vortrefflichkeit des verschiedenen Bodens das Hauptland hätte ermuntern sollen, allerley sehr reiche Produkte darauf anzubauen. Nur die Mitte dieser ungeheuren Küste beschäftigt sich mit dem Anbau des Kakao, der an keinem Ort so gut gedeyet als hier. Am beträchtlichsten ist dieser Artikel auf dem Gebiete von Karaka. Man schätzt die Menge, die jährlich davon eingeerndtet wird, auf mehr als 100,000 Fanegas, jede zu 110 Pfund. Das Land selbst, oder Santa-Fe gebraucht 20,000 Fanegas; Mexiko etwas mehr; die kanarischen Eylande eine kleine Ladung, und Europa 50 bis 60,000. Zehn bis 12,000 Negersklaven beschäftigen sich mit diesem Bau, und diejenigen unter ihnen, die nach und nach die Freyheit erlangt, haben die kleine Stadt Nirua erbaut, wo sie keine Weißen dulden.

Der Handel von Karaka stand lange Zeit allen Unterthanen des spanischen Reichs, so wie noch itzt den amerikanischen, offen. Im Jahr 1728 aber entstand zu St. Sebastian eine Gesellschaft, die das ausschließende Recht hat, hieher zu handeln. Die 4 bis 5 Schiffe, die sie alle Jahr spedirt, seegeln von St. Gesellschaft zu Karaka.

St. Sebastian ab, aber sie müssen bey ihrer Rückkehr zu Kadix einlaufen. Die Fanega Kakao, die selten in der Pflanzstadt mehr als 6 bis 7 Piaster kostet, wird in Spanien für den festgesetzten Preis von 38 Piaster abgeliefert *). Für die geringern Artikel ist keine bestimmte Taxe **).

Drit-

*) Die Fanega kostet im Einkauf 8½ bis 10 Thaler und wird für 52½ Thaler wieder verkauft.

**) Der Verfasser hat ein Produkt des Königreichs Neugranada vergessen, das zwar noch kein Gegenstand des Handels ist, aber doch in Zukunft noch werden kann. Dieß ist nämlich ein Metall, das die Spanier Platina nennen, und sonst auch weißes Gold genannt wird, weil es sehr viele Eigenschaften dieses Metalles an sich hat. Man trifft es bis itzt noch fast nirgends an, als in den Goldbergwerken des spanischen Amerika's, besonders aber in den Bergwerken von Santa-Fe und in der Provinz Choco. Die ersten chemischen Versuche stellte der englische Metallurge Wood, im Jahr 1741, damit an, und seit der Zeit sind andre Chemiker ihm hierinn gefolgt. Im Jahr 1758 übersetzte Herr Morin alles, was über die Platina war versucht und geschrieben worden, und gab es unter dem Titel: Platina oder Weißgold, als das ächte Metall, in einem Bande heraus. Der Name Platina ist spanisch, und bedeutet eigentlich so viel als Klein- oder Aftersilber, wiewohl diese Benennung sehr unschicklich ist, weil es mit dem Silber nichts ähnliches hat, sondern in allen seinen Eigenschaften, ausgenommen in seiner weißen Farbe, dem Golde völlig gleich kömmt. Es läßt sich mit allen Metallen legiren, vorzüglich aber mit Gold, Silber und Kupfer. Dieß ist auch die Ursache, weswegen das spanische Ministerium alle Platinabergwerke hat zuschlagen, und bey Lebensstrafe verbieten lassen, das geringste davon in den Handel zu bringen; denn kaum lernte man dieß Metall kennen, so bedienten es sich viele, um die

Gold-

Dritter Abschnitt.

Eroberung von Chili und Paraguay durch die Spanier; Grundsätze, nach welchen diese Nation ihre Kolonien beherrscht.

Mittel, wodurch die Spanier Meister von Chili geworden.

Das Land, welches man unter dem Namen Chili versteht, gränzt gegen Morgen an unermeßliche Wüsten, die sich bis nach Paraguay erstrecken. Gegen Abend läuft es längs dem Südmeer, von den Gränzen Peru's bis an die magellanische Meerenge. Schon die Inkas unterwarfen einen Theil dieses Landes ihrer Regierung, und waren willens, sich auch das Uebrige zu unterwerfen, allein sie trafen auf Schwierigkeiten, die sie nicht überwinden konnten.

Die Spanier nahmen diesen großen Entwurf wieder vor, so bald die mehrsten Provinzen Peru's erobert waren. Almagro setzte im Jahr 1535 über die Kordilleras, und er ward von den schon vorher von

Goldstangen damit zu verfälschen. Indessen haben heut zu Tage die Chemiker schon leichte und untrügliche Mittel entdeckt, wodurch man erkennen kann, ob das Gold auch nur in dem geringsten Maaße mit Platina versetzt ist. Es läßt sich also hoffen, daß das spanische Ministerium eine so nützliche Materie, die für Spanien eine neue Quelle von Schätzen werden kann, nicht länger der menschlichen Gesellschaft zurück halten wird, so bald es von den untrüglichen Kennzeichen dieses Metalls ist überzeugt worden.

von den Inkas bezwungenen Völkern mit allem Gehorsam aufgenommen. Er würde grössere Progressen gemacht haben, wenn ihn nicht Privatangelegenheiten nach Peru zurück gerufen hätten, wo er einen traurigen Tod fand.

Im Jahr 1541 zeigten sich die Spanier wieder in Chili. Valdivia, ihr Anführer, bahnte sich anfangs ohne Mühe den Weg, aber in der Folge griffen die daselbst wohnenden Nationen zu den Waffen; der Krieg dauerte zehn Jahre ununterbrochen fort, bis endlich die Spanier in einen Hinterhalt gelockt wurden, wo sie alle erbärmlich umkamen. Nach dieser That rückten die Wilden mit Feuer und Schwerdt in die Besitzungen der Europäer, einige derselben wurden zerstört, und es würde allen so gegangen seyn, wenn nicht eine beträchtliche Macht aus Peru gekommen wäre, den Ueberwundenen beyzustehen, und ihre befestigten Oerter zu vertheidigen.

Die unversöhnlichsten Feinde der Spanier sind die Einwohner von Arauko und Tukapel, und diejenigen, die südwärts des Flusses Biolico wohnen, oder sich nach den Kordilleras hin erstrecken. Die Spanier können in diesen Gegenden keinen Schritt thun, ohne zu fechten, weil bey diesen Nationen der Krieg eine Art Zeitvertreib ist, und ihnen ihr Verlust durch beständig neuen Beystand nicht fühlbar wird. Sie bitten niemals um Friede, sondern die Spanier müssen immer die ersten Vorschläge dazu thun. Wird er günstig aufgenommen, so hält man eine Zusammenkunft, in welcher der Statthalter in Chili und der indische General, unter Begleitung der angesehensten Befehlshaber beyder Theile, bey der Freude eines Gastmals die Bedingungen festsetzen. Die Spanier haben endlich die Hoffnung ganz aufgeben müssen, hier ihre Gränzen zu erweitern, und müssen

sen sich damit begnügen, sie durch Festungen zu dekken, die in gewissen Entfernungen angelegt sind, damit die bezwungenen Indier sich nicht mit den unabhängigen vereinigen, und diese keine Einfälle in die Kolonien thun mögen.

Gegenwärtiger Zustand der Spanier in Chili.

Diese Kolonien liegen längs der Küste des Südmeers. Eine achtzig Meilen lange Wüstenev scheidet sie von Peru, und die Insel Chilon ist, nach der magellanischen Küste hin, ihre Gränze. Es sind hier einige Städte angelegt, unter welchen St. Jago, die tiefer ins Land liegt, die vornehmste ist. Der Kriegsstaat dieser Kolonie bestand ehedem aus 2,000 Mann, ist aber itzt bis auf 500 herabgesetzt. Das Einkommen der hiesigen Goldbergwerke übersteigt jährlich nicht eine Million Piaster *). Ehedem brachte man dieß Metall roh aus dem Lande, aber seit 1749 wird es zu St. Jago ausgemünzt. Das vortreffliche Kupfer aus den Koquimboschen Bergwerken verbreitet sich durch ganz Peru. Boden und Klima sind hier so vortrefflich, daß man die Kornerndte für schlecht hält, wenn sie nicht mehr als hundertfältig zuträgt; aber dieß wird von den Eroberern nicht genutzt.

Verkehr, den Chili mit den Indiern, mit Peru und Paraguay treibt.

Ohngeachtet dieser Vortheile hat Chili keinen Verkehr mit dem Hauptlande, sondern alle seine Handelsverrichtungen geschehen mit Peru, Paraguay und mit den Wilden an seinen eigenen Gränzen.

Diesen Wilden verkauft man gemeine Waaren von ganz geringem Werthe, wofür sie Ochsen, Pferde, ja ihre eigene Kinder hingeben. Weil sie zu träge sind, um sich die Produkte zu hohlen, so muß man

*) Etwa 1,400,000 Thaler.

man sie ihnen bringen. Vorzeiten verkaufte man ihnen auch Wein und starke Getränke, allein seit 1724 ist dieser Handel abgeschafft, weil die Wilden zu wiederhohlten Malen in ihrer Trunkenheit über die Spanier hergefallen sind, sie ermordet, und Verheerungen in alle benachbarten Gefilde gebracht haben.

Peru bekömmt jährlich aus Chili eine große Menge Leder, trocken Obst, Kupfer, gesalzen Fleisch, Pferde, Hanf, Schmalz, Weizen und Gold; dagegen giebt es an Chili Tabak, Zucker, Kakao, unächt Porzellan, Tuch, Leinewand, Hüte aus der Fabrike von Quito und alle aus Europa kommende Gegenstände der Ueppigkeit.

Nach Paraguay schickt Chili wollene Zeuge, die man Ponchos nennt, woraus Mäntel gemacht werden; ferner, Wein, Brandewein, Oel und Gold; dagegen empfängt es Wachs, Talg, das Paraguaykraut, europäische Waaren und so viel Negern, als ihm Buenos Ayres schaffen kann. Dieser ganze Handel wird zu Lande getrieben, weil man sonst entweder durch die magellanische Meerenge oder um das Kap Horn segeln müßte.

Besitzungen der Spanier in Paraguay.

Paraguays Gränzen sind gegen Norden der Amazonenfluß, gegen Mittag das magellanische Land, gegen Morgen Brasilien, und gegen Abend Chili und Peru. Es bekömmt seinen Namen von einem großen Flusse, der aus dem See Xarayes *) entspringt, von Norden nach Süden fließt und sich etwa

*) Dieser See soll nach Bougainvilles Bericht gar nicht existiren, sondern ein niedriger Strich Landes seyn, der zu gewissen Zeiten von Strömen überschwemmt wird.

etwa unter dem 35sten Grad südlicher Breite in das Meer wirft.

Die Entdeckung des Flusses Paraguay, der nachher Rio de la Plata, genannt wurde, geschah im Jahr 1516 durch Dias de Solis, Großsteuermann von Kastilien. Er ward mit dem größten Theil der Seinigen von den Wilden getödtet, die es einige Jahre nachher mit den Portugiesen aus Brasilien eben so machten. Durch diese Unfälle ward Paraguay auf eine Zeitlang vergessen, bis ein Zufall im Jahr 1526 die Spanier wieder dahin führte.

Sebastian Cabot hatte im Jahr 1496 für die Engländer New-Foundland entdeckt. Da er aber fand, daß sie mit ihren einheimischen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt waren, um darauf zu denken, Besitzungen in der neuen Welt anzulegen, so gieng er nach Spanien. Man übergab ihm die Anführung eines Geschwaders, mit welchem er an die Mündung des Plataflußes gelangte. Mangel an Lebensmitteln, oder Aufruhr unter seinem Volk, machten, daß er hier liegen blieb, und an der Mündung des Flusses Rio Torcero, der aus dem Gebürge Tucuman entspringt, eine Festung baute. Alle Begebenheiten, die auf diese Niederlassung erfolgt, sind von den spanischen Geschichtschreibern mit lügenhaften Wunderdingen angefüllt, um die Grausamkeit ihrer Landsleute zu verdecken. Genug, die Wilden wurden erbittert, und metzelten viele von ihren Unterdrükkern nieder, und der übrige Rest setzte sich in ein Fahrzeug und verließ diese Küste. Doch währte diese Ruhe nicht lange; denn im Jahr 1535 zeigte sich eine ansehnlichere Macht auf dem Fluß, und legte Buenos Ayres an. Doch fehlte es diesem neuen Pflanzort bald an Lebensmitteln, und diejenigen, welche ausgiengen, welche zu suchen, wurden durch

die Wilden ermordet. Um der Gefahr, gänzlich ausgehungert zu werden, zu entgehen, verließen die Spanier Buenos Ayres, und legten 300 Meilen vom Meere, aber immer an den Ufern des Flusses, die Festung Assuncion an. Die Einwohner dieser Gegenden waren nicht so tapfer, als die zu Buenos Ayres. Sie erzeigten sich auch gefälliger gegen die Spanier, und verschafften ihnen sogar Lebensmittel. Aber diese blutdürstigen Menschen ermordeten auch hier, unter dem Vorwand einer Verschwörung, eine große Menge dieser wehrlosen Indianer, und die übrigen blieben, unter der Bedingung einer ewigen Unterwürfigkeit, beym Leben. Die Versöhnung ward durch die Heyrath einiger Indierinnen mit den Spaniern bestätigt, und aus dieser Verbindung entsprang das Geschlecht der Mestizen.

Die Hoffnung der Eroberer, im Innern des Landes Gold zu entdecken, bewog sie, immer weiter sich vom Meere wegzubegeben, bis sie endlich durch wiederhohlte Befehle aus dem Hauptlande genöthigt wurden, Buenos Ayres wieder aufzubauen. Sie hatten sich damals stark genug vermehrt, um alle Nationen, die ihnen Hindernisse in den Weg legen wollten, im Zaum zu halten; also führte sie Johann Ortiz de Zarata im Jahr 1580 wieder auf diesen seit 40 Jahren verlassenen Boden.

Gegenwärtige Verfassung der Spanier in Paraguay.

So bald die Pflanzstadt einen festen Punkt hatte, gewann sie Bestand. Mit der Zeit machte man vier große Provinzen daraus: Tukuman, Santa Cruz de la Sierre, das eigentliche Paraguay und Rio de la Plata. In dieser unermeßlichen Strecke liegen hin und wieder einige Städte zerstreut; rund um dieselben sind einige Völkerschaften bezwungener Indier, und das Uebrige des Landes ist wüste, oder

oder von einigen unabhängigen Indianern bewohnt, deren beständige Streiferey die spanischen Besitzungen außer Stand setzt, einigen Verkehr mit einander zu haben.

Der Hof zu Madrid hat im Jahr 1726 zu Monte Video ein mit vier Bollwerken befestigtes Kastell bauen lassen, worinn sich eine Besatzung von 200 Mann und zahlreiche Artillerie zur Vertheidigung befindet. Da man nachhero bemerkte, daß dieser Hafen nur für kleine Fahrzeuge tauge, so hat man sich zu Maldonado festgesetzt, wo die Natur den schönsten Hafen angelegt hat, der zahlreiche Flotten fassen und durch seinen engen Eingang sich leicht vertheidigen lassen kann.

Unter allen Produkten dieses Landes ist das Paraguaykraut das einträglichste. Es ist dieß ein Blatt eines mäßig großen Baums, dessen Geschmack dem Geschmack der Pappeln nahe kömmt, und, der Gestalt nach, dem Pommeranzenblatt gleicht. Man theilt es in drey Klassen. Die erste, Kaakuys genannt, ist die Knospe, die kaum anfängt ihre Blätter zu entwickeln. Diese ist weit besser, als die andern beyden, aber sie hält sich nicht so lange und läßt sich schwerlich weit fortschaffen. Das Blatt in seiner ganzen Größe, aus dem man seine Ribben genommen hat, macht die zwote Klasse aus; die Kaanimi heißt. Die dritte Klasse heißt Kaaguazu, und besteht darinn, daß die Ribben darinn bleiben. Die Blätter werden erstlich gedörrt, und alsdann in Gruben verwahrt, die man mit einer Kuhhaut zudeckt. Man trinkt sie mit Zucker, Zitronensaft und Pastillen vermischt, wie Thee. Der Gebrauch desselben erstreckt sich nicht weiter als im südlichen Amerika; Chili allein verbraucht jährlich 100,000 Arro- Paraguays Handel.

ben, die, jede zu 4½ Piaster gerechnet, eine Ausfuhr von 450,000 Piaster ausmachen *).

Für Europa ist dieß Kraut gleichgültig, aber desto wichtiger das aus diesem Lande kommende Leder. Man erhält es von den wilden Ochsen, die sich, seit der ersten Niederlassung der Spanier, von ihrem zahmen Hornvieh, das sie in einigen Gegenden zurückließen, fortgepflanzt haben. Auch fängt der Tabak schon an, ein wichtiger Artikel zu werden. Bergwerke giebt es hier gar nicht, so sehr auch die Spanier anfangs dieß hofften. Paraguay hat kein ander Gold und Silber, als was es aus Chili und Potosi empfängt; ein Theil davon zirkulirt in der Kolonie, und noch ein größerer Theil wird durch den Schleichhandel in die portugiesischen Besitzungen gebracht; alle Jahr wird etwa eine Million Piasters, von Buenos Ayres aus, nach dem Hauptlande geschickt.

Pflanzörter der Jesuiten in Paraguay

Vorzüglich ist Paraguay wegen der Besitzungen, die die Jesuiten daselbst angelegt haben, berühmt, Sie giengen in die Wälder und bewogen die Wilden, ihrer Religion und ihren Vorurtheilen zu entsagen; sie bekehrten sie zum Christenthum, nachdem sie ihnen erst durch die Fülle des Glücks, die sie über sie ergossen, Gelehrigkeit eingeflößt hatten. Die Herrschaft der Guarinis, die sie zuerst, und zwar im Jahr 1610, anlegten, erstreckt sich vom Pavana, der sich unterm 27 Grad, Süderbreite, in den Paraguay stürzt, bis zum Uraguay, der sich, gegen den 34sten Grad der Breite, in eben diesen Fluß verliert. An den Ufern dieser beyden großen Flüsse hat-

*) Die Arrobe kostet 6 Thaler 5¼ Gr. und die ganze Summe macht etwa 622,440 Thaler.

hatten die Jesuiten schon im Jahr 1676 an die 22 Dorfschaften angelegt, deren Menschenzahl man im Jahr 1702 auf 89,491 Seelen rechnete; die Zahl der Menschen und Wohnungen hat sich noch vermehrt, und der Staat kann jetzt 200,000 Seelen enthalten. Man hat diese Mönche im Verdacht gehabt, daß sie die Anzahl der Unterthanen geringer angäben, um der spanischen Krone die versprochene Abgabe zu entziehen, aber genaue Untersuchungen haben diesen schimpflichen und ungegründeten Verdacht widerlegt.

Die Chiquitos, Nationen, die tiefer in der brennenden Zone hinein wohnen, waren zwar den ersten Eroberern Peru's schon bekannt, aber sie haben sie nie bezwingen können. Im Jahr 1692 unternahmen die Jesuiten auch hier das, was noch keine Gewalt vermocht hatte ins Werk zu richten. Schon im Jahr 1726 rechnete man hier die Menschenzahl auf 40,000 Köpfe, sie ist seitdem immer gewachsen, und war beynah doppelt so groß, als dieser neue Staat sich im Jahr 1746 der Herrschaft von Spanien unter eben den Bedingungen unterwarf, als die Guarinis.

Die Moxas wohnen unter dem zwölften Grad südlicher Breite. Der Zustand dieser, aller Bildung, Religion und Sitten entblößten Wilden, rührte um 1670 die edle Seele eines spanischen Jesuiten, Namens Baraze. Er brachte diese streifende Menschen auf einen festen Wohnplatz zusammen, und regierte sie nach den Gesetzen der Guarinis. Seine und seiner Nachfolger Bemühungen hatten im Anfange dieses Jahrhunderts 30,000 Menschen zusammen gebracht, und wenn man nach der darauf verwendeten Sorgfalt urtheilt, so muß heut zu Tage diese Zahl noch viel beträchtlicher seyn.

Die Jesuiten arbeiteten ohn Unterlaß, diese drey Staaten zusammen zu vereinigen, aber ihr Vorhaben vertrug sich nicht mit dem niederträchtigen Eigennutz der Spanier. Sie erblickten in den Amerikanern, die ihrer Unmenschlichkeit entgangen waren, nichts als Werkzeuge ihres Geizes, und waren gewohnt, sie zu Sklaven zu machen und zu den Bergwerken zu verdammen, nachdem sie ihnen ihr Land genommen. Aber hier ward ihnen ihre Habsucht vereitelt, denn die Jesuiten erhielten nicht nur von der Regierung, daß alle Indier, die sie dahin bringen könnten, daß sie Wälder und Höhlen verließen und in Gesellschaft lebten, frey seyn sollten, sondern es ward auch überdieß noch verboten, daß die Eroberer nie in ihre Gebiete kommen durften, sie möchten sich, unter welchem Namen es sey, da zeigen wollen. Diese Maaßregeln bewogen sie zu Erbitterungen, und sie erfüllten die ganze Welt mit verhaßten Beschuldigungen, die wegen eines leichten Scheins wie deutliche Erweise angesehen wurden.

Die unerwartete Leichtigkeit, womit diese durch den Hof zu Madrid verurtheilten Missionarien ein Reich geräumt haben, das sie so leicht hätten vertheidigen können, hat sie in den Augen des Publikums, wegen des Vorwurfs von Ehrgeiz, den ihre Feinde in ganz Europa haben erschallen lassen, gerechtfertigt. Die Philosophie aber erwartet, ob die Aufführung der Einwohner in Paraguay für oder wider sie zeuget. Werden diese Völker sich unterwerfen, so wird man sagen, daß die Jesuiten mehr darauf denken, den Menschen Gehorsam einzuflößen, als ihnen Einsichten über die natürliche Billigkeit beyzubringen. Werden sie aber gegen ihre Unterdrücker die Waffen ergreifen, so werden die Weltweisen sagen: daß die Jesuiten an dem Glücke des

mensch-

menschlichen Geschlechts mit der uneigennützigsten Tugend gearbeitet, und in den Herzen dieser Wilden den Grundsatz jeder rechtmäßigen und dauerhaften Gesellschaft eingegraben haben: es sey ein Verbrechen für vereinigte Menschen, in eine Regierungsform zu willigen, die ihnen die Freyheit, ihr Schicksal zu bestimmen, raubt, und sie dadurch so weit bringen kann, daß Verbrechen ihnen eine Pflicht werden *). Es hängt also die Ruhe des spanischen Amerika bloß von den in Paraguay eingeführten Meynungen ab.

*) Der Abt Raynal zeigt sich in diesen Betrachtungen nicht als ein bloß irrender aufrichtiger Liebhaber der Wahrheit, sondern vielmehr als ein gedungener Lobredner der Jesuiten, ob es sich gleich nicht begreifen läßt, was er für Absichten dabey gehabt haben müsse. Die Denkungsart dieser Gesellschaft in Europa ist zu bekannt, als daß man glauben sollte, sie sey in Amerika uneigennütziger und edler gewesen, und überdieß liegen auch von ihrer dortigen Aufführung die klarsten Beweise der Welt schon vor Augen. Die verschiedenen Manifeste, die der lissabonnische Hof in dieser Sache hat publiziren lassen, enthalten Beweise genug von dem Geist der Regierung der Jesuiten in Paraguay; allein außerdem ist noch eine Schrift herausgekommen, die ihr dortiges Regierungssystem noch genauer entwickelt. Sie heißt: **Jesuitisches Reich in Paraguay, durch Originaldokumente der Gesellschaft Jesu bewiesen, von dem aus dem Jesuiterorden verstoßenen Pater Ibagnez**, und ist eine italiänische Uebersetzung einer spanischen ungedruckten Handschrift. Sie kam zu Lissabon im Jahr 1770 heraus, auf folgende Veranlassung: Pater Ibagnez trat jung in den Jesuiterorden, ward aber, weil er dessen Denkungsart nicht annehmen wollte, verstoßen. Einige Zeit nachher zog er aber, zur allgemeinen Verwunderung, die Jesuiterkleider wieder an, und wurde nach den Missionen im südlichen Amerika geschickt. Kurz nach-

Feindliche Angriffe, welchen das spanische Amerika ausgesetzt ist.

Außer dieser einheimischen Gefahr bleibt dieß unermeßliche Reich noch immer fremden Angriffen ausgesetzt, zumal von Seiten der Südsee. Die Holländer wagten schon im Jahr 1643 eine Unternehmung mit einem schwachen Geschwader, das Baldivia, den einzigen befestigten Schlüssel der Südsee, ohne Mühe wegnahm. Mangel, Krankheit und der Tod ihres Anführers machten, daß sie die von Peru zu Hülfe gesandte Macht fürchteten und sich wieder weg begaben. Im Jahr 1698 vereinigten einige Franzosen ihre Schätze und ihren Muth,

her kamen die spanischen und portugiesischen Kommissarien zur Gränzbestimmung dahin; die Jesuiten widersetzten sich diesem Geschäfte, und P. Ibagnez und P. Marimon waren die einzigen, die zur Treue gegen den König und zur Befolgung seiner Befehle anriethen. Für diese redliche Gesinnung ward P. Marimon zwischen vier Wänden eingemauert und Ibagnez aus dem Orden verstoßen. Letzterer begab sich in den Schutz der königl. Kommissarien, die sich seiner annahmen und ihn sicher nach Madrid schafften. Hier lebte er allen, außer den Staatsministern, unbekannt, und beschäftigte sich mit Verfertigung philosophischer und mathematischer Werke, auch solcher, die eine Geschichte dessen enthielten, was während seinem Aufenthalt in Amerika vorgefallen war. Von letzterm ist das Angeführte nur ein Stück, und es wäre sehr zu wünschen, daß man sie alle bekannt machte. Daß übrigens diese Mönche sich ihre Herrschaft oft auf die schändlichste Art zu Nutze zu machen wußten, davon hat man lange schon Beyspiele gehabt, wofür die Menschheit schaudert. Weit entfernt, daß die armen Indianer auf eine so sanfte Art von ihnen sind behandelt worden, so ist es vielmehr aus glaubhaften Nachrichten kund, wie sehr sie sind unterdrückt und grausam gemishandelt worden. Das beweiset die Verordnung des General Tamburini, wegen Milderung der Strafen, worinn er sich so ausdrückt: „Ich höre mit Betrübniß, daß „die

Muth, um eine Pflanzstadt an der magellanischen Meerenge anzulegen, allein die nachherige genaue Verbindung zwischen Ludwig XIV und dem spanischen Hofe, hinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Die Engländer wurden schon im Jahr 1624 nach den amerikanischen Bergwerken lüstern, und obgleich der erste Versuch nichts vortheilhaftes

„die Züchtigungen, und die Art mit den unglückli„chen Indianern umzugehen, sehr übertrieben wor„den, und daß man so arg mit ihnen, als die Ty„rannen mit den ersten christlichen Märtyrern, ver„fährt." — Die Geschichte mit dem Joseph de Antequara bleibt für diesen Orden ein ewiger Schandfleck. Antequara bekleidete im Jahr 1731 das Amt eines Beschützers der Indier; er hatte von der schlechten Art, womit die Jesuiten diese Unglücklichen in ihren Missionen behandelten, gehört, und wollte also die Sache selbst untersuchen. Er ward dazu durch den Auftrag und die Vollmacht der Audienz von Chuquisika, welche die vom König eingesetzte Obrigkeit über das ganze Land war, hinlänglich berechtigt. Aber die Jesuiten wollten ihm nicht erlauben, den Fuß in ihre Missionen zu setzen, und da er sich durch ihre Widerrede nicht wollte abhalten lassen, so erregten sie einen Aufstand gegen ihn, wobey sein Gefährte, der Alguazilmajor, Don Joseph de Mena, verwundet ward, er selbst sich aber genau nur noch mit der Flucht rettete. Allein diese Patres trieben ihren Groll noch weiter; sie verklagten ihn beym Marquis von Kastel-Fuerte, damaligem Vicekönig, der den Jesuiten gänzlich ergeben war: er habe einen Aufstand in Paraguay erregt, sie aber hätten ihm widerstanden. Auf diese unwahrscheinliche Anklage ward Antequara mit sammt seinen Alguazil, mit dem Strange hingerichtet. Die Sache war so augenscheinlich ungerecht, daß darüber ein Aufruhr in Lima entstand, wobey viel Personen ihr Leben einbüßten, und noch bis diese Stunde erregt dieß Verfahren den Abscheu von ganz Peru.

zuwege brachte, so ward doch im Jahr 1710 die Südseegesellschaft errichtet, die sich ziemlich ruhig bereicherte, als ein blutiger Krieg einen andern Auftritt verursachte. Lord Ansons Geschwader trat an die Stelle dieser Handelsleute, und es würde die ihm aufgetragenen schrecklichen Verrichtungen ausgeführt haben, wenn es nicht durch Unglücksfälle und fehlerhafte Einrichtungen wäre verhindert worden. Seit 1764 beschäftigt sich England in der Stille mit Anlegung einer Besitzung in der Südsee, und die Zeit wird lehren, was die schon entdeckten Inseln für Vortheile bringen werden.

Diese Mittel sind langsam, aber es giebt andere, wodurch man im Stande wäre, halb Amerika vom spanischen Joche zu befreyen. Zwölf Kriegsschiffe, mit 3 oder 4,000 Mann Landtruppen, würden dieses ohne Gefahr unternehmen. Sie würden in Brasilien und in allen Besitzungen der Portugiesen Erfrischungen finden, und an der Küste der Patagonier könnte die etwanige Reparatur ihrer Schiffe mit Sicherheit geschehen. Im December oder Januar würden sie Kap Horn umseegeln, und sollten ihre Schiffe sich trennen, so könnten sie auf der wüsten Insel Sokoro zusammen kommen, und Baldivia mit vereinigter Macht angreifen. Dieser Ort würde wenig Widerstand thun können, und nun könnten die Sieger den übrigen Theil von Chili mit großer Ueberlegenheit angreifen. Alsdann würde die Einnahme von Kalao, ihnen den Weg nach Lima bahnen, das ganz wehrlos ist, und Panama würde sodann bald genöthigt seyn, sich zu ergeben.

Freylich würde der Feind, wenn er auch gleich Herr von der ganzen Küste wäre, es nun noch nicht von ganz Peru seyn. Allein die üblen Gesinnungen der Indier, die Unwissenheit und das Misvergnü-

gen

gen der Kreolen und die Erbitterung der Jesuiten, die ganz Paraguay leicht zum allgemeinen Aufstande und zum Kriege von ganz Amerika gegen Spanien hinreißen könnten, alle diese Umstände zusammengenommen, wären hinreichend, die Spanier aus der ganzen neuen Welt zu vertreiben. Und sollte auch nur bloß Kalao und Panama erobert werden, so würde Spanien schon dadurch aller Schätze beraubt seyn, die es aus dem Südmeer empfängt. Ja, ohne diesen Entwurf nach seinem ganzen Umfang auszuführen, könnten zwey große Schiffe die ganze Schifffahrt nach der Südsee hemmen; diese müßten dahin gelangen, ohne entdeckt zu werden, und wenn sie ihren Kreuzposten nach Norden und Süden von Lima aus anlegen, so kann ihnen kein abgehendes oder ankommendes Schiff entgehen. Wenn auch zuletzt keine Prisen mehr gemacht würden, so bleibt doch Spanien seiner Vortheile immer beraubt.

Mittel, diese feindlichen Angriffe zu verhindern.

Alle diese Unglücksfälle, die täglich näher heran zu rücken scheinen, können nur durch Ausrüstung und beständige Unterhaltung eines starken Geschwaders abgewendet werden. Wenn dieß auch nur dann und wann in Kriegszeiten etwas ausrichten könnte, so müßte man es doch dadurch in einer beständigen Beschäftigung zu erhalten suchen, wenn man die Muße desselben dazu anwendete, an der Küste die Waaren einzusammlen, die aus Mangel an Gelegenheit und Mitteln, sie fortzuschaffen, verderben. Durch diese Einrichtung würden die Kolonisten aus ihrer Unthätigkeit gerissen werden, wenn sie gewiß wüßten, daß ihre Produkte ohne Unkosten nach Panama gelangten, und auf den Chagre kämen, um von da mit mittelmäßigen Kosten nach Europa gebracht zu werden. Vielleicht würde mit der Zeit ihr Wetteifer lebhaft genug, um das Ministerium

zu bewegen, einen fünf Meilen langen Kanal zu graben, der die Verbindung der beyden Meere, wozu ein schiffbarer Fluß schon so viel Vorschuß thut, vollends bewürkte. Aber vielleicht würde diese Verbindung den spanischen Hof in Gefahr setzen, Peru und Chili vom Nordmeer aus erobert zu sehen; dieß verdient eine Untersuchung.

Die spanischen Besitzungen an den Küsten dieser See erstrecken sich vom mexikanischen Meerbusen bis an den Oronoko. In dieser unermeßlichen Strecke giebt es unzähliche Stellen, wo man unmöglich landen kann, und noch mehrere, wo eine Landung nichts helfen würde. Alle Posten, die man bisher für wichtig angesehen hat, als Verakruz, Chagre, Portobelo, Karthagena, sind befestigt, und einige so gar stark. Zwar hat die Erfahrung gelehrt, daß keiner von diesen Orten unüberwindlich wäre, allein was würde den Eroberern der Besitz dieser Oerter nutzen, da die Luft in diesen Gegenden zu allen Zeiten für die Europäer gefährlich, und sechs Monat im Jahr so gar tödtlich ist. Allein, wenn sie auch die Bösartigkeit des Klima überwinden würden, so würde es doch unmöglich seyn, ohne Lebensunterhalt in ein unbebautes Land hinein zu dringen, wo sie durch Pässe setzen müßten, die 500 feige Memmen gegen ein Heer von 20,000 Mann vertheidigen können. Und gesetzt auch, alle diese Wunderdinge wären würklich gethan, so ist doch zu glauben, daß die amerikanischen Spanier sich nie unter das Joch eines Feindes beugen werden.

Indessen könnte leicht irgend eine Seemacht den Vorsatz fassen, sich ausschlußweise alle die Vortheile zuzueignen, die sie itzt mit ihren Nebenbuhlern theilt, und dieß würde Spanien doch immer

in

in lange und verderliche Kriege verwickeln, die es durch ein Geschwader vermeiden kann, das man auf der Insel Cuba erbauen müßte. Der ganze Nutzen dieser Seemacht müßte sich nicht bloß darauf einschränken, die spanischen Küsten zu vertheidigen, sondern es würde den Verkehr zwischen den verschiedenen spanischen Kolonien wieder beleben, den Schleichhandel verhüten, und die Schifffahrt sicher stellen, die in einer größern Gefahr als jemals ist, seitdem der Friede von 1763 Florida unter englische Bothmäßigkeit gebracht hat. Eben dieses Geschwader würde noch eine andere wichtige Bestimmung haben. Die englischen Kolonien in Amerika gewinnen täglich einen Zuwachs, und können, sie mögen ihrem Hauptlande unterthänig bleiben, oder das Joch derselben abschütteln, in beyden Fällen für Spanien gefährlich werden, und wahrscheinlicher Weise würde der erste Sturm auf Mexiko fallen. Dieß müßte die spanische Seemacht dadurch verhindern, daß sie zu Bayahonda, welches zwischen St. Martha und Marakaibo liegt, ihre Niederlage aufschlüge, denn dieser Ort vereinigt dazu alle Vortheile, die man nur wünschen kann; die Spanier können von hier die feindlichen Besitzungen bedrohen, und die ihrigen beschützen.

Dieser entworfene Vertheidigungsplan für Spanien leidet freylich große Schwierigkeiten. Tief eingewurzelte Misbräuche, und eigennützige Beschützer dieser ungeheuren Misbräuche, werden in den Kolonien diesen Absichten zum allgemeinen Besten entgegen arbeiten. Aber sie werden bald zerstreut werden, wenn man Muth hat, sie gleich im Hauptlande aufzusuchen.

Ursachen des Verfalls von Spanien.

Die politischen Schriftsteller haben immer behauptet, Spanien habe, als es die Schätze der neuen Welt in seiner Gewalt gehabt, von selbst die Manufaktu-

fakturen und den Ackerbau angegeben; allein dieß ist falsch, die Schätze aus Amerika gaben vielmehr anfangs allen Künsten neues Leben. Man muß also die Ursachen des Verfalls in andern Quellen aufsuchen.

Der erste merkliche Zeitpunkt dazu, war die gänzliche Verbannung der Mohren und Juden im Jahr 1611. Spanien sah nicht ein, daß das wahre Mittel, die Schätze der neuen Welt in dem Hauptlande zu behalten, darinn bestünde, den Fleiß zu begünstigen, durch den sie hinein gezogen wurden. Dieser einzige Fleiß, der im Stande gewesen wäre, diesen großen Zweck zu erreichen, wurde schimpflich verbannt, indem man eine Million arbeitsamer Menschen aus ihrem Vaterlande verwies. Umsonst boten die Juden zwanzig Millionen Livres *) an die Regierung, (und sie hätten dreymal so viel gegeben) damit ihnen erlaubt würde zu bleiben; der Aberglaube erlaubte der Staatsklugheit nicht, ihrem Anerbieten Gehör zu geben. Als Spanien darauf eine Abnahme in seinem Gelde bemerkte, so glaubte es, um diese Lücken auszufüllen, sey weiter nichts nöthig, als die Auflagen auf die Manufakturen und Handwerker zu erhöhen. Diese Last ward der geringen Anzahl Handwerker unerträglich; sie flüchteten nach Flandern und Italien, oder wenn sie in Spanien blieben, so legten sie ihr Handwerk nieder. Da nun der Fiskus keine Manufakturen mehr hatte, die er drücken konnte, so drückte er die Ackersleute; hiezu kamen noch sogenannte außerordentliche Finanzoperationen, und da auch diese nicht zureichten, so verlangte man von den Finanzpächtern beträchtliche Vorschüsse. In dem Augenblick wurden sie Herren

*) Gegen fünf und eine halbe Million Thaler.

Herren des Staats, vertheilten die Theile ihrer Pacht an Unterpächter, und maaßten sich mit der Zeit die höchste Gewalt an; sie durften sich den Gerichtshöfen des Landesherrn entziehen, sich selbst Richter wählen und sie bezahlen. Sie wurden Richter und Parthey.

Die durch diese Tyranney zu Boden geschlagenen Länderey-Eigenthümer, verließen entweder ihre Güter ganz, oder vernachläßigten den Bau derselben. Diese fruchtbare Halbinsel, die vor der Eroberung der neuen Welt 13 bis 14 Millionen Menschen nährte, ward mit Dornen und Disteln bedeckt. Außer andern unzählichen Unordnungen, welche diese Monarchie zerrütteten, versetzte endlich noch die Inquisition den Künsten, Wissenschaften und allen Kenntnissen einen tödtlichen Streich.

Der Krieg ward nicht besser geführt, als die Staatsgeschäfte. Die Menschenzahl war so sehr verringert, daß man bey den geringsten Feindseligkeiten seine Zuflucht zu Fremden nehmen mußte. Oft geschah es, daß die geringe Anzahl Spanier, die man zu diesen Miethlingen stoßen ließ, sich mit ihnen einmüthig empörte, und die ihrer Vertheidigung anvertrauten Provinzen verheerte. Ein ordentlich bezahlter Sold würde die Empörungen verhütet haben, aber eine Menge unnöthige Bedienten rissen durch ihre Besoldungen und durch Betrügerey den größten Theil der öffentlichen Einkünfte an sich.

Durch alle diese unsäglichen Unordnungen erhielten andere Nationen die Schätze von Amerika. Weil das Hauptland nicht im Stande war, seinen Besitzungen die nöthigsten Bedürfnisse zu verschaffen, so ward dadurch der Fleiß anderer Völker belebt,

lebt, und die natürlichen Herren der Reichthümer der neuen Welt konnten davon nicht viel mehr behalten, als was die verschiedenen Abgaben und die Kommissionskosten betrugen. Durch diesen Weg ist das Gold und Silber, womit Amerika Europa überschwemmt hat, in mehr Hände gekommen und gleichmäßiger vertheilt worden. Umsonst schloß ein strenges Gesetz die fremden Völker von den Häfen in Amerika und von den Geschäften, die da betrieben wurden, aus. Die Noth vernichtete diese Einrichtung, und brachte diesen Handel in der Ausländer Hände. Für ungefähr 13 Millionen Thaler Lebensmittel oder Waaren gehen alle Jahr von Kadix nach Westindien, und davon gehört kaum der achte Theil dem Hauptlande. Die Regierung glaubte den Schaden dieser Uebertretung durch ein noch elenderes Gesetz wieder gut zu machen, indem sie die Ausfuhr des Goldes und Silbers bey Lebensstrafe verbot, allein dieß Verbot war so unnütz, daß, obgleich eine ungeheure Menge dieses Metalles alle Jahr aus Amerika kam, man doch nur wenig im Königreiche sah. Endlich hat der madridsche Hof das Fehlerhafte aller dieser Einrichtungen eingesehen, und seit einigen Jahren festgesetzt, daß die ausländischen Handelsleute den Werth der Waaren, die sie nach der neuen Welt schicken, gegen Entrichtung von drey Prozent erhalten können.

Ursache des Verfalls der spanischen Kolonien.

Indem so das Hauptland in Verfall gerieth, konnten die Pflanzstädte unmöglich blühen. Wären die Spanier darauf bedacht gewesen, anständige Verbindungen mit den Indiern zu stiften, um einen ruhigen Handel ohne Blutvergießen, und ohne Länder zu verheeren, zu gründen, so wären sie eben so wohl Beherrscher von Peru und Mexiko geworden, weil jedes Volk, das die Künste treibt, allemal,

mal, wenn es die andern in dem dabey zu beobachtenden Verfahren nicht unterrichtet, eine würkliche Ueberlegenheit über diejenigen haben wird, denen es die Produkte derselben verkauft. Allein sie bezeichneten ihre ersten Schritte mit Strömen von Blut, unzählbare Völker verschwanden bey ihrer Ankunft von der Erde weg, sie theilten unter sich die öden Ländereyen und die Menschen, die ihrem Schwerdte entgangen waren. Der größte Theil dieser Schlachtopfer überlebte das Metzeln in einem Zustande der Sklaverey, der ärger war, als der Tod selbst. Noch eine größere Quelle der Verwüstung waren die Bergwerke, in welchen die Indier, von ihren Freunden und Verwandten entfernt, Opfer des Todes wurden. Daher sieht man auch, daß viele dieser Unglücklichen ihrer Sklaverey entlaufen, und sich in großer Menge unter die Wilden retten, die in den Wäldern oder den Wüsteneyen der Kordilleras herumstreifen. Hier erzeugt sich wieder ins Geheim ein rechtmäßiges Geschlecht, das einstens, und vielleicht bald, seine Güter, seine Rechte und Freyheit aus den habsüchtigen und grausamen Händen des gewaltsamen Besitzers der neuen Welt reißen soll.

Außer den Unordnungen, die durch eine fehlerhafte Verwaltung der Justiz, Unwissenheit in den Grundsätzen des Handels, und durch schädliche Raubsucht der Geistlichkeit, noch immer vergrößert wurden, richtete der Haß, der unter den im Lande gebohrnen, und den aus Europa kommenden Spaniern entsprang, völlig alles zu Grunde. Der Hof zu Madrid schloß die Kreolen von allen Ehrenämtern und einträglichen Stellen aus. Dadurch entstand unter beyden Klassen ein unüberwindlicher Haß, der sich durch Ausbrüche gezeigt, die mehr als ein-

mal

mal die Herrschaft des Hauptlandes in der neuen Welt erschüttert haben. Diese Gährung dauert noch immer fort, und muß über lang oder kurz Staatsveränderungen hervor bringen, da überdieß die kreolische und europäische Klerisey, welche von diesem Hasse angesteckt worden, sich nie vergleichen, sondern vielmehr immer arbeiten werden, beyde Völker unversöhnlich zu machen.

Seitdem das Haus Bourbon den Thron Karls V besitzt, haben diese Unordnungen, und die daraus entspringenden Uebel ein wenig abgenommen. Der Adel scheint von seinem Stolz abzulassen, und die Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten ist in die Hände solcher Leute gekommen, die Gunst, Glück oder Verdienst dazu erhob. Das Einkommen der General- und Provinzialabgaben von ganz Spanien, die eine abscheuliche Verwaltung gegen das Ende des letzten Jahrhunderts unter acht Millionen herunter gebracht hatte, beträgt itzt 72,656,805 Livres *). Eben diese glückliche Veränderung des Hauptlandes hat sich auch auf die Kolonien verbreitet, und diese ersten Schritte zum Guten müssen dem spanischen Ministerium die Hoffnung einflößen, einst zu einer guten Staatsverfassung zu gelangen.

Mittel, die Spanien anwenden muß, wieder empor zu kommen.

Das erste, was man zu thun haben wird, um diesen Endzweck zu erreichen, ist dieß, daß man dem Volke, statt des eingewurzelten Hochmuths und Müßiggangs, Schaam und Thätigkeit beybringe, damit es nicht länger nützliche Arbeiten für entehrend hält. Alsdann müssen andere Wunden untersucht werden; diejenige, die der Masse des Staats den größten Nachtheil bringt, ist die schwache Bevölke-

*) 19,173,300 Thaler.

völkerung. Wenn die Größe eines Landes zu der Anzahl seiner Bewohner nicht in einem außerordentlich ungleichen Verhältniß steht, so kann Thätigkeit, kluge Haushaltung, eine große Begünstigung, die man den Ehen ertheilt, ein langer Friede, das Gleichgewicht mit der Zeit wieder herstellen. Spanien aber, welches im Jahr 1747 nur 7,423,590 Menschen enthielt, 180,046 Personen geistlichen Standes mitgerechnet, und das in seinen Kolonien nur etwa den zwanzigsten Theil der Menschen zählen kann, die zur Zeit der Eroberung darinn waren, kann weder sich, noch diese, ohne außerordentliche und ganz neue Unternehmungen, wieder mit Menschen besetzen. Dieß Reich muß, um die arbeitsamen Klassen des Volks zu verstärken, seine Klerisey, die den Staat entnervt und zugleich aufzehrt, verringern. Es muß zwey Drittel seiner Soldaten, die ihm durch die Freundschaft Frankreichs und die Schwäche Portugalls unnöthig sind, den Künsten wieder schenken. Es muß, weil doch sein reines Einkommen 112 Millionen beträgt, und seine Ausgaben nur 96 verzehren, auf die Erleichterung der Lasten seines Volks denken, so bald die Besitzungen der alten und neuen Welt aus dem Chaos werden gerissen seyn, worein eine 200 Jahre lange Trägheit, Unwissenheit und Tyranney sie gestürzt hatten. Vor allen Dingen muß es den schändlichen Gerichtshof, die Inquisition, abschaffen, der gegen den Monarchen und gegen das Volk aufgestellt zu seyn scheint, da er beyde unter dem Joche eines hirnlosen Aberglaubens hält. Es ist süß zu hoffen, daß, wenn der Hof zu Madrid sich nicht zu diesem nöthigen Schritt entschließt, er einmal durch irgend einen menschlichen Sieger dazu wird genöthigt werden, der in einem Friedenstraktat zur ersten Bedingung setzen wird: **Die Auto da Fe sollen in allen spa-**

nischen Besitzungen der alten und neuen Welt abgeschafft werden.

Um alle Arten der Industrie wieder herzustellen, ist es nicht genug, daß Spanien die Nationen seines Glaubens in seinem Schooße aufnehme; es müssen alle Sekten ohne Unterschied zugelassen werden. Hat dann Spanien erst Hände erhalten, so wird es dieselben auf die vortheilhafteste Art beschäftigen können. Es muß zuförderst die Kultur des Ackerbaues zu befördern suchen, und dann erst seine Manufakturen blühender machen. In den Ueppigkeitsmanufakturen muß Spanien sich schlechterdings keinen Vorzug verschaffen, ein gänzlicher Untergang würde der Erfolg eines augenblicklichen Glücks seyn. Die unermeßlichen Schätze, die aus diesem Handel einkämen, würden sich in dem innern Umlaufe einschränken, den Werth des Geldes herabsetzen, und hoher Preis der Feldprodukte und des Arbeitslohns würde die Folge des Ueberflusses an Metallen seyn. Auswärtige Völker würden von Stund an im Stande seyn, ihre Waaren viel wohlfeiler zu geben, und Spanien zwingen, dieselben anzunehmen, weil ein unermeßlicher Profit alle Hindernisse übersteigt.

Mittel, welche Spanien zur Aufnahme seiner Kolonien anwenden muß.

Spanien verkauft alle Jahr den Fremden an einheimischen Produkten für mehr als acht Millionen Thaler. Diese Waaren können noch ansehnlich vermehrt werden, und sie werden ohne die Hülfe Indiens hinreichend seyn, alles zu bezahlen, was der Staat an fremden Waaren braucht. Zwar wird es, wenn es so seine rohen Materialien den andern Nationen zuführt, dadurch ihren Reichthum und Macht vermehren, allein seine politische Existenz wird bald überwiegend werden, und das landbauende Volk wird den Manufaktur treibenden Völkern den Rang abge-

abgewinnen. Amerika wird diese Vortheile noch vermehren. Spanien wird aus dessen Metallen und aus dessen Waaren Nutzen ziehen.

Nach den mäßigsten Berechnungen haben diese herrlichen Pflanzorte von 1492 bis 1740, nämlich in einem Zeitraum von 248 Jahren, mehr als 9000 Millionen Piaster *) in das Hauptland ergossen, davon der geringste Theil seinen eigentlichen Herren geblieben ist. Das Uebrige hat sich in Europa verbreitet, oder ist nach Asien gebracht worden. In der Zeit vom 1sten Januar 1754 bis zum letzten Decemb. 1764 hat Spanien erhalten:

	An Golde.		An Silber.	
Von	Piast.	Real.	Piast.	Real.
Verakruz -	3,151,354	5	85,899,307	2
Lima -	10,942,846	3	24,868,745	3
Buenos Ayres	2,142,626	3	10,326,090	8
Carthagena -	10,045,188	8	1,702,174	3
Honduras -	37,254	9	677,444	7
Havana -	656,064	3	2,639,408	2
Caraqua -	52,034	4	276,002	6
San Domingo und Porto-Rico	526	5	317,521	1
Kampesch, Kumana und Marakaibo -	-	-	91,564	6
Summa	27,027,806 P.	- R.	126,798,258 P.	8 R.

Beyde Summen, in 11 Theile getheilt, geben also, ein Jahr ins andre gerechnet, für die Rück-

 frach-

*) 12,468,750,000 Thaler.

frachten 13,984,188 $\frac{24}{55}$ Piaster *). Hier muß man noch dasjenige hinzu thun, was man nicht einschreiben läßt, um keine Abgaben zu bezahlen, und das sich auf den vierten Theil des Eingeschriebenen belaufen möchte, so wird man finden, daß das Hauptland jährlich von seinen Kolonien ungefähr 17 Millionen Piaster, oder gegen 24 Millionen Thaler, empfangen mag.

Dieses Einkommen ließe sich noch vermehren, wenn die Regierung nach Amerika Leute schickte, die erfahrner in der Metallurgie wären, doch wäre es immer ein großer Vortheil, das Verfahren bey Bearbeitung der Bergwerke zu verkürzen, und alle Hülfsmittel der Physik aufzubieten, um zu machen, daß diese Arbeit nicht so viel Menschen aufreibe, als sie bisher gethan hat.

Ein anderes Mittel zum Flor von Spanien, und das, ohne abzunehmen, immer neue Kraft erhalten würde, wäre der Anbau der Ländereyen. Würde Spanien diesen ermuntern, so würde es vermuthlich im Stande seyn, drey bis vier Millionen Thaler

	An Golde.	An Silber.
*) Von Verakruz	4,365,940 Thl.	119,006,320 Thl.
— Lima	15,160,400 —	34,453,540 —
— Buenos Ayres	2,968,430 —	14,305,930 —
— Carthagena	13,916,770 —	2,358,220 —
— Honduras	51,610 —	938,540 —
— Havana	908,920 —	3,656,670 —
— Caraqua	72,090 —	382,370 —
— San Domingo ꝛc.	730 —	439,900 —
— Kampesch ꝛc.	—	126,970 —
Summe	37,444,890 Thlr.	175,668,460 Thlr.

Die Rückfrachten thun ein Jahr ins andere 19,373,940 $\frac{11}{12}$ Thaler.

ler im Lande zu behalten, die alle Jahr für Gewürze hinaus gehen. Bey der großen Verschiedenheit von Himmelsstrichen, müssen sich durchaus einige Gegenden in Amerika finden, wo die Spezereyen Asiens wachsen könnten; man findet den Zimmetbaum in Quito, und wenn man ihn baute, so erhielte er vielleicht die Eigenschaften, die ihm noch mangeln. Den Kaffee würde man indessen immer bauen können, imgleichen die Baumwolle und den Zucker. Verschiedene mexikanische Provinzen brachten ehedem vortreffliche Seide hervor; dieß Produkt ist durch unzähliche Hindernisse verschwunden, allein es könnte mit leichter Mühe wieder erzeugt werden. Die Vikunawolle wird von allen Nationen gesucht, man müßte also diese Thiere, die diese köstliche Wolle liefern, zu vermehren suchen, so wie der ungeheure Preis der Kochenille unaufhörlich die Spanier an den Vortheil erinnert, den es haben würde, wenn es von diesem Produkt mehr zöge. Vor allen Dingen aber müßte man den Wein- und Oelbau ermuntern, der nur in einem Theil von Peru verstattet wird.

Nachdem nun die Regierung sorgfältig wird bemüht gewesen seyn, die Verarbeitung der Bergwerke zu größerer Vollkommenheit zu bringen, und den Anbau ihrer Provinzen in der neuen Welt weiter auszubreiten, so wird man die Mittel, diese Schätze nach dem Hauptlande zu schaffen, ausfündig machen müssen. Die Hauptsache wird immer darinn bestehen, den Schleichhandel, auf welchen so gar oft vergeblich die Todesstrafe gesetzt worden, durch Verminderung der Auflagen zu dämpfen, denn die Thätigkeit desselben ist immer nach Verhältniß der Auflagen gestiegen.

Der gewöhnlich übliche Weg des Handels, vermittelst der Flotten und Gallionen, richtet alles zu Grunde. Der verbotene Handel, der alles, was die Kolonien brauchen, im Ueberfluß vorräthig hat, kömmt allemal den spanischen Schiffen zuvor, die, wenn sie die Waarenhäuser voll finden, genöthigt sind, mit Schaden zu verkaufen, oder wohl gar ihre Waaren wieder mit zu nehmen. Diese schädliche Mitwerbung kann nur durch eine gänzliche Freyheit in den Speditionen von Kadix aus untergraben werden. Der Vortheil von Spanien, so wie von allen Nationen, die Pflanzstädte in der neuen Welt angelegt haben, besteht darinn, daß sie viele Lebensmittel und Waaren aus Europa hin, und viele dergleichen aus Amerika, zurückbringen. Bey diesem System werden die Kolonien einen großen Vortheil finden, durch welchen in ihre Häfen Ueberfluß kommen wird. Die Mitwerbung einer großen Menge Verkäufer ist den Käufern immer vortheilhaft gewesen, und wird es immer seyn. Das Hauptland wird durch dieß Mittel Gemüther besänftigen, die erbittert sind, theils weil man sie an den nothwendigsten Dingen hat Mangel leiden, theils weil man sie ihnen um einen ungeheuren Preis hat bezahlen lassen. Durch die niedrigen Preise werden die Manufakturen fallen, die man nicht ohne Gefahr durch Gewalt zerstören könnte; der Fleiß wird auf den Ackerbau gelenkt werden, und endlich wird Spanien sein Seewesen dadurch doppelt und dreyfach verstärken, dessen matte Verrichtungen immer den Reichthum des Staats der Gefahr bloß setzen, und ihn so oft dem Feinde in die Hände liefern.

Alle Völker Europens, die mehr oder weniger Theil an diesem Handel haben, werden ihn

vor-

vortheilhafter treiben; Europa wird mehr Beschäftigung haben, und der Gewinn jeder Nation wird beträchtlicher werden. Freylich wird dieser Handel nach der erlangten Freyheit durch gränzenlosen Wetteifer aufs äußerste getrieben werden, allein das Hauptland wird doch immer eine grössere Menge seiner Produkte verfahren und reichere Rückfrachten empfangen. Die durch den wohlfeilen Preis zu neuem Genuß aufgemunterten Kolonisten werden sich neue Bedürfnisse geschaffen haben, und sich also auf neue Arbeit legen. Der Handel, der durch den Verlust eines Theils seiner Kapitalien wird gewarnt seyn, wird desto mehr Thätigkeit, Sparsamkeit und Aufmerksamkeit bey seinen Speditionen gebrauchen. Könnte auch die übermäßige Mitwerbung ein würkliches Uebel veranlassen, so würde es doch nur immer von kurzer Dauer seyn. Wenn man suchen wollte, diesen Sturm durch Gesetze abzuwenden, die alle Freyheit zerstören, so hieße das eine glückliche Veränderung durch ewige Unterdrückung verhüten.

Vierter Abschnitt.

Niederlassung und Kriege der Portugiesen in Brasilien. Produkte und Schätze dieser Kolonie.

Entdekkung von Brasilien durch die Portugiesen.

Brasilien ist ein unermeßlich großes Land im mittäglichen Amerika. Es gränzt nach Norden an den Amazonenfluß, nach Süden an Paraguay, nach Westen an eine lange Kette von Bergen, die es von Peru scheiden, und nach Osten ans Nordmeer. Man rechnet seine Küsten auf 1200 Meilen lang; die Breite desselben läßt sich nicht bestimmen, weil das Innere des Landes zu wenig bekannt ist. Diese unermeßliche Gegend ward im Jahr 1500 von Peter Alvarez Cabral entdeckt, der sie Santakruz nannte; aber nachher erhielt dieß ganze Land den Namen Brasilien, weil das Holz, das diesen Namen führte, das köstlichste Produkt der dortigen Gegend für Europa ward.

Erste Kolonisten, die Portugall nach Brasilien geschickt.

Sobald der portugiesische Hof alle Küsten von Brasilien hatte untersuchen lassen, und überzeugt war, daß in den dortigen Ländern weder Gold noch Silber wäre, so verachtete er sie dermaaßen, daß nur zur Landesverweisung verdammte Missethäter dahin geschickt wurden. Alle Jahr seegelte eins oder zwey Schiffe von Portugall ab, die alle Bösewichter im Königreiche nach der neuen Welt brachten. Sie nahmen Papageyen, Holz zur Färberey, und zu eingelegter Arbeit, wieder mit zurück; man wollte anfangs

anfangs den Ingwer hinzu fügen, aber aus Furcht, daß dieß Produkt dem Handel, den man damit vom eigentlichen Indien aus trieb, Schaden bringen möchte, ward es verboten.

Asien beschäftigte damals alle Gemüther. Die Reichthümer und das Ansehen, das die Portugiesen von daher zurückbrachten, gaben ihrer Nation in allen Welttheilen ein Uebergewicht, an dem jeder einzelne Mensch Theil haben wollte. Niemand gieng gutwillig nach Amerika, aber man fieng an, zu den Missethätern, die man anfangs dahin verwiesen hatte, noch die Unglücklichen hinzu zu fügen, die die Inquisition verurtheilte. Endlich ward diese, der bloßen Willkühr der Kolonisten überlassene Besitzung einiger Verwaltung werth geachtet. Thomas de Susa ward im Jahr 1549 dahin geschickt, um sie in Ordnung zu bringen und zu regieren.

Sobald dieser einsichtsvolle Statthalter die Kolonisten einigermaaßen in Ordnung gebracht hatte, so suchte er die Landeseingebohrnen kennen zu lernen, allein diese Kenntnisse waren nicht leicht zu erlangen. Brasilien war voll kleiner Nationen, worunter einige mitten in Wäldern, andere in Ebenen oder an Flüssen wohnten. Die mehresten derselben streiften von einer Gegend zur andern, und hatten gar keinen Verkehr mit einander. Diejenigen, die nicht in beständigem Kriege mit einander lebten, standen durch Erbhaß und Neid in Zwist. Sie halten es für schön, im Treffen entstellt zu werden, und in den dortigen Gegenden muß ein Mensch, der zu gefallen sucht, mit Blut bedeckt seyn.

Diese Sitten hatten die Brasilier nicht geneigt gemacht, das Joch, das ihnen die Portugiesen an-

fangs auferlegen wollten, geduldig zu ertragen. Anfangs begnügten sie sich daran, mit diesen Fremden gar keinen Umgang zu haben, aber da man sie verfolgte und zu Sklaven machte, so faßten sie den Entschluß, alle Europäer, deren sie habhaft werden konnten, zu ermorden und aufzufressen. Die ersten Portugiesen waren also gezwungen, mit einem Arm zu streiten, indem sie mit dem andern arbeiteten.

Glück der Portugiesen in Brasilien.

Susa brachte keine hinreichende Macht mit, um diese Lage der Dinge zu verändern. Dadurch, daß er San Salvador anlegte, gab er zwar der Kolonie einen Mittelpunkt, aber die Ehre, sie zu befestigen und zu erweitern, sie dem Hauptlande wahrhaftig nützlich zu machen, war den Jesuiten vorbehalten. Diese verbreiteten sich unter den Indianern und brachten es zwischen ihnen und den Kolonisten nach verschiedenen Versuchen so weit, daß leztern bey ihren Arbeiten keine Hindernisse mehr im Weg gelegt wurden, vielmehr schafften ihnen die Landeseingebohrnen sogar einige Lebensmittel. Diese Zeit der Ruhe ward auch genutzt, und man fieng nun an, die Zuckermanufakturen mit den Sklaven, die man aus Afrika dahin brachte, lebhaft zu betreiben. Eine so glückliche Einigkeit brachte die größten Vortheile.

Unternehmungen der Franzosen auf Brasilien.

Dieses Glück machte die Habsucht der Franzosen rege. Sie versuchten es nach einander, Besitzungen zu Rio Janeiro, zu Rio Grande, zu Paraiba und auf der Insel Maragnan anzulegen. Aber ihre Leichtsinnigkeit erlaubte ihnen nicht, den gewöhnlichen spätkommenden Nutzen neuer Unternehmungen zu erwarten, sondern sie verließen, aus Unbeständigkeit und Ueberdruß, Hoffnungen, die fähig waren, standhaftere Gemüther zu beleben.

Die

Die Republik Holland errichtete im Jahr 1621 eine westindische Gesellschaft, von der man sich eben das Glück in Afrika und Amerika, worauf sich ihr Privilegium gründete, versprach, als die ostindische in Asien gehabt hatte. Das Kapital dieser neuen Gesellschaft belief sich auf 6 Millionen Gulden *). Holland schoß $\frac{4}{9}$, Seeland $\frac{2}{9}$, die Maaß und Westfriesland jede $\frac{1}{9}$, Friesland und Gröningen jede $\frac{1}{9}$ dazu her. Die Generalversammlung sollte sechs Jahr hinter einander zu Amsterdam, und hernach zwey Jahr zu Middelburg, gehalten werden. Beyde Gesellschaften, nämlich die ost- und westindische, wurden auf gleichen Fuß gesetzt, und die letzte fieng darauf mit dem Angriff auf Brasilien an.

Die Holländer lassen sich in Brasilien nieder.

Die Gesellschaft trug im Jahr 1624 dem Jakob Wilkens diese Unternehmung auf. Er gieng gerade auf die Hauptstadt los; San Salvador ergab sich beym Anblick der holländischen Flotte, und die übrige Provinz, welche die größte und reichste an Schätzen und Einwohnern in der ganzen Kolonie war, machte keinen viel stärkern Widerstand. Doch dauerte diese Freude nicht lange, denn zwey Jahre nachher kam ein Entsatz von 23 portugiesischen und verschiedenen spanischen Schiffen aus Europa; der Erzbischof von San Salvador hatte selbst, an der Spitze von 1,500 Mann, dem weitern Vorrücken des Feindes Einhalt gethan, und die Holländer, die endlich durch Hunger, Verdruß und Elend aufs äußerste getrieben wären, zwangen ihren Statthalter, sich an die Truppen zu ergeben, die die Flotte bey ihrer Ankunft ans Land gesetzt hatte, und sie wurden alle nach Europa gebracht.

Das

*) 3,250,000 Thaler.

Das Glück, das die Gesellschaft zur See hatte, hielt sie für diesen Verlust schadlos. Ihre Schiffe kamen nie anders als triumphirend, und mit dem Raube der Portugiesen und Spanier beladen, zurück. In einer Zeit von 13 Jahren rüstete die Gesellschaft 800 Schiffe aus, die ihr 45 Millionen Gulden *) kosteten. Sie nahmen dem Feinde 545 weg, die mit den Waaren, womit sie beladen waren, für 90 Millionen Gulden verkauft wurden **). Auch war das Dividend niemals geringer als 20 Prozent, und stieg bisweilen auf 50. Dieser Flor, der keine andre Grundlage als den Krieg hatte, setzte die Gesellschaft von neuem in den Stand, Brasilien anzugreifen.

Ihr Admiral, Heinrich Loek, kam im Anfange von 1630 mit 46 Kriegsschiffen an der Küste von Fernambuk, einer der größten und festesten Hauptmannschaften im Lande, an. Er bezwang sie, nachdem er verschiedene blutige Treffen geliefert hatte, in welchen er immer den Sieg davon trug. Die Truppen, die er bey seiner Abreise zurück gelassen hatte, eroberten die Hauptmannschaften Tamaraka, Paraiba, Rio Grande, in den Jahren 1633 bis 1635. Diese lieferten, sowohl als Fernambuk, alle Jahr eine große Menge Zucker, vieles Färbereyholz und andere Waaren.

Diese Schätze, die den Weg nach Lissabon verließen, um nach Amsterdam zu gehen, erhitzten die Begierde der Gesellschaft. Sie beschloß ganz Brasilien zu erobern und trug diese Unternehmung dem Prinz Moriz von Nassau auf. Dieser Feldherr kam in

*) 24,375,000 Thaler.

**) 48,750,000 Thaler.

in den ersten Tagen von 1637 an den Ort seiner Bestimmung an, und bemächtigte sich, ohnerachtet des hartnäckigen Widerstandes, der Hauptmannschaften Siara, Siriga und des größten Theils von Bahia. Schon hofften die Holländer, ein oder zwey Feldzüge würden ihnen alles das in die Hände spielen, was dem Feinde in diesem Theile von Amerika noch übrig blieb, als sie mitten in ihrem Glücke durch eine Staatsveränderung aufgehalten wurden, welche Europa wünschte, ohne sie vorher gesehen zu haben.

Der Herzog von Braganza ward nach der schimpflichen Absetzung Philipps IV auf den Thron seiner Vorfahren erhoben. Dieser neue König verband seine Angelegenheiten und seinen Groll genau mit der Engländer, Franzosen und aller Feinde Spaniens ihren. Er schloß besonders den 23sten Junius 1641 mit den vereinigten Niederlanden einen Schutz- und Trutzbund für Europa, und einen zehnjährigen Waffenstillstand für Ost- und Westindien. Prinz Moriz ward mit dem größten Theil seiner Truppen zurück berufen, und die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien ward dem Hamel, einem amsterdammer Kaufmann, dem Bassis, einem Goldschmidt aus Harlem, und dem Bullenstraat, einem Zimmermann aus Middelburg, anvertraut. Dieser Rath sollte alle Angelegenheiten entscheiden, von welchen man glaubte, daß sie nun in weiter nichts bestehen würden, als in den Beschäfftigungen eines vortheilhaften und lebhaften Handels.

Diese neuen Verwalter bequemten sich zu sehr nach den haushälterischen Absichten der Gesellschaft. Sie ließen die Festungswerke einstürzen, verkauften ihren Nebenbuhlern Waffen und Kriegsvorrath um sehr theuren Preis, erlaubten allen Soldaten, die

es verlangten, nach Europa zurück zu gehen, und suchten überhaupt nur ihre Ehre darinn, alle Ausgaben abzuschaffen und die Profite der Gesellschaft aufs ansehnlichste zu vermehren. Dieß verleitete sie, diejenigen Portugiesen zu unterdrücken, die unter ihrer Herrschaft geblieben waren. Die Tyranney gewann schleunigen Fortgang und verursachte endlich im Jahr 1645 eine Verschwörung unter den Portugiesen. Ihr Vorsatz war, bey einem Feste, mitten in der Hauptstadt Fernambuk, alle Holländer zu ermorden, die an der Regierung Theil hatten. Das Vorhaben ward entdeckt, aber die Verschwornen gewannen Zeit, sich in Sicherheit zu begeben.

Die Holländer werden aus Brasilien verjagt.

Ihr Anführer, Juan Fernandez de Viera, ließ sich keinesweges dadurch abschrecken, sondern brachte, ohne irgend eine Unterstützung und ohne Gutheißen von Seiten der Regierung, eine Anzahl Brasilier, portugiesischer Soldaten und selbst Kolonisten zusammen, griff die Holländer mit der größten Unerschrockenheit an, und siegte allenthalben. Der portugiesische Hof war ins geheim mit dieser Aufführung zufrieden, ob er gleich öffentlich protestirte, daß er von den Urhebern dieser Unruhen nichts wissen wollte. Aber als Johann IV Nachricht bekam, daß in Holland beträchtliche Rüstungen veranstaltet würden, und also ein wahrer Krieg zu befürchten war, so wollte er den Feindseligkeiten in Brasilien im ganzen Ernst ein Ende machen, und Viera erhielt Befehl, inne zu halten. Aber dieser ließ sich dadurch nicht abhalten, und die Begebenheiten fielen so vortheilhaft für ihn aus, daß er, mit Hülfe des Baretto Vidal und einiger anderer Portugiesen, den Ruin der Holländer vollendete. Die Wenigen, die dem Schwerdt und dem Elende entgangen waren, räumten Brasilien den 28sten Jänner

ner 1654. Der folgende Friedensschluß, der im Jahr 1661 dem Zwiste beyder Nationen ein Ende machte, versicherte darauf vollends das Eigenthum von ganz Brasilien an Portugall, welches sich seines Orts verpflichtete, den vereinigten Niederlanden acht Millionen an Waaren oder Geld zu zahlen.

Verfassung der Portugiesen in Brasilien, nachdem sie die Holländer los geworden.

Als die Portugiesen auf diese Art von den Holländern befreyt waren, so dachten sie darauf, das Schicksal der Brasilier fest zu setzen. Nachdem beyde Partheyen verschiedentlich Feindseligkeiten gegen einander ausgeübt hatten, so ward es endlich ruhiger. Seit 1717 sind die Portugiesen von ihnen nicht beunruhigt worden, und sie selbst haben ihnen seit 1756 nichts zu Leide gethan.

Indem der portugiesische Hof sich damit beschäftigte, das Innere seiner Pflanzstadt in gute Ordnung zu setzen, so dachten einige seiner Unterthanen darauf, sie zu erweitern. Sie rückten nach Süden gegen den Rio de la Plata, nach Norden aber bis an den Amazonenfluß. Die Spanier schienen im Besitz dieser beyden Flüsse zu seyn, man beschloß also sie von da zu verjagen, oder die Herrschaft mit ihnen darüber zu theilen.

Niederlassung der Portugiesen am Amazonenfluß.

Der durch die Länge seines Laufs so berühmte Amazonenfluß soll aus dem See Laurikaha, der in dem Corregidur Guanako 30 Meilen von Lima gegen den 11ten Grad südlicher Breite liegt, gleichsam als aus einem Wasserbehälter der Cordilleras, entspringen. In seinem tausend bis eilfhundert Meilen langen Laufe, nimmt er eine erstaunende Menge Flüsse auf, und sein Strom bildet eine unendliche Anzahl von Inseln, die zu oft überschwemmt sind, als daß man sie erbauen könnte. Endlich ergießt er sich in den Ocean, recht unter dem Aequator, in einer funfzig Meilen breiten Mündung.

Diese

Diese Mündung ward im Jahr 1500 durch Vincent Pinçon, einen von den Gefährten des Kolombo, und seine Quelle, wie man meynt, im Jahr 1538 durch Gonzalez Pizarro entdeckt. Sein Unterbefehlshaber Orellana setzte sich auf diesen Fluß, und durchschiffte ihn nach seiner ganzen Länge; indessen verschaffte diese Reise nicht sowohl Kenntnisse, als daß sie Neubegierde einflößte. Die bürgerlichen Kriege, womit Peru verheert ward, erlaubten anfangs nicht, sie zu befriedigen. Da die Gemüther sich endlich besänftigt hatten, so erbot sich Pedro de Orsua im Jahr 1560 diese Reise wieder vorzunehmen. Er gieng mit 700 Mann von Kusko ab, aber diese Ungeheuer ermordeten einen Anführer, der Pflichten achtete und Ordnung haben wollte, und warfen dagegen einen unmenschlichen Biskayer, mit Namen Lopez de Aguirra, der ihnen alle Schätze der neuen Welt verhieß, zu ihrem Oberhaupte auf, mit dem Titel eines Königs.

Diese Barbaren seegelten den Amazonenfluß herab in den Ocean, und landeten zu Trinidad. Der Befehlshaber der Insel ward erwürgt, das Land geplündert. Die Küsten von Kumana, Karaka und St. Martha, mußten noch abscheulichere Dinge aushalten, weil sie reicher waren. Sie drangen in Neu-Granada ein, um nach Quito und das Innerste von Peru zu gelangen, wo alles mit Feuer und Schwerdt verheert werden sollte. Ein Korps Truppen, das man eiligst zusammen gezogen hatte, griff diese Rasenden an, schlug und zerstreute sie. Aguirra ward gefangen genommen und geviertheilt, nachdem er vorher seine eigene Tochter umgebracht hatte, damit sie nicht, wie er sagte, eine Sklavinn seiner Feinde werden möchte.

Diese

Diese unglücklichen Begebenheiten machten, daß der Amazonenfluß ein halbes Jahrhundert hindurch vergessen ward. Endlich erwarben sich die Portugiesen eine nützliche Kenntniß dieses Flusses. Diese Nation hatte seit einigen Jahren an der Mündung desselben eine Stadt mit Namen Para erbaut. Pedro Texeira reisete im Jahr 1638 von da aus, und schiffte den Amazonenfluß bis zur Mündung des Napo hinauf, und hernach den Napo selbst, der ihn nicht weit von Quito brachte, wo er sich zu Lande hin begab. Von hier seegelte er unter der Begleitung des Acunha und Artieda, zweener einsichtsvollen Jesuiten, wieder ab, denen man auftrug, seine Bemerkungen zu prüfen und andere zu machen. Die durch beyde Reisen erworbenen genauen und nützlichen Kenntnisse, wurden nach dem spanischen Hofe gebracht und gaben Anlaß zu einem sehr außerordentlichen Vorhaben.

Die spanische Schifffahrt ward seit langer Zeit von feindlichen Seeräubern, die das Nord- und Südmeer unsicher machten, gehemmt; oft wurden ihre Gallionen angegriffen, und Fahrzeuge weggekapert, die etwas von der Flotte entfernt waren. Diesen Ungelegenheiten sollte nun der Amazonenfluß abhelfen, indem man es für leicht hielt, durch schiffbare Flüsse, oder zu Lande, mit geringen Kosten die Schätze von Neu-Granada, Popayan, Quito, Peru und Chili selbst, hinzuschaffen. Wenn sie dann bis an die Mündung herabgefahren wären, so hätten sie im Hafen zu Para die Gallionen in Bereitschaft, sie zu empfangen, angetroffen; die brasilische Flotte wäre zu der spanischen gestoßen, und so würde man ganz sicher nach Europa gekommen seyn. Allein die Staatsveränderung, welche den Herzog von Braganza auf den Thron setzte, warf alle diese Entwürfe

über den Haufen, und jede dieser beyden Nationen war nur darauf bedacht, wie sie sich den Theil des Flusses, der sich für ihre Verfassung am besten schickte, zueignen wollte.

Die spanischen Jesuiten unternahmen es, eine Mission in dem Lande anzulegen, das zwischen den Ufern der Amazonen und des Napo, bis an den Zusammenfluß dieser beyden Flüsse, liegt. Sie ward im Jahr 1637 angelegt und hat nach und nach einigen Bestand gewonnen. Man zählt heut zu Tage daselbst 26 Dorfschaften, die am Napo, und 24, die an der Amazone liegen. Die zahlreichste enthält keine 1,200 Einwohner und die andern viel weniger. Bisher hat dieser Staat den Spaniern keinen Vortheil gebracht, und kann ihnen auch schwerlich jemals nützlich werden. Man hat indessen die Statthalterschaft Maynas daraus gemacht, von welcher der Flecken Borgia die Hauptstadt ist.

Indeß diese Missionarien das Ansehen des spanischen Hofes an den Ufern der Amazonen festsetzten, so erzeigten andre Missionarien dem lissabonischen eben diesen Dienst. Sechs bis sieben Meilen unterhalb Pevas, welches der letzte Ort unter spanischer Bothmäßigkeit ist, findet man St. Paul, die erste von den sechs durch portugiesische Carmeliter angelegte Dorfschaften, die sehr weit von einander liegen. Wenn die Mayanas die Freyheit hätten, mit diesen Nachbarn Verbindungen zu errichten, so würden sie sich durch diesen Umgang Bequemlichkeiten verschaffen können, die sie von Quito zu bekommen nicht im Stande sind. Man weiß, daß die Provinz Quito in Armuth schmachtet, weil ihr ein Weg zum Absatz für den Ueberfluß eben der Waaren fehlt, woran es Para gänzlich mangelt. Beyde Provinzen würden sich durch den Napo und die Amazone

gegen

gegenseitig helfen und sich zu einem Flor erheben, den sie ohne diese Mitwürkung nicht zu erreichen fähig sind. Zwar liefert der Amazonenfluß Sassaparille, Wanilie, Kaffee, Baumwolle, Holz zu eingelegter Arbeit und zum Schiffbau, und viel Kakao; aber diese Produkte sind nichts gegen das, was sie seyn könnten. Man findet dergleichen nur einige Meilen weit von groß Para, der Hauptstadt der Kolonie, da doch der ganze Lauf des Flusses, und die sehr fruchtbaren Ufer einer unendlichen Menge Flüsse, die sich darinn ergießen, damit besetzt seyn müßten.

Diese Artikel eines großen Handels sind nicht einmal die einzigen, die dieser Theil der neuen Welt Portugall darbieten könnte. Der bloße Zufall hat gemacht, daß man den Kucheri und Pekuri, zwo Arten aromatischer Bäume, entdeckt hat, deren Früchte von eben der Beschaffenheit sind, als die Muskatnüsse und Gewürznägelein. Vielleicht würde ihnen die Wartung die Vollkommenheit geben, die ihnen noch mangelt. Ein anhaltendes Studium würde vermuthlich in einem Lande, wo die Natur von der unsrigen so verschieden ist, auf andre nützliche Kenntnisse bringen.

Aber zum Unglück haben die Portugiesen, die am Amazonenfluß lauter Wilde zu ihrer Arbeit brauchen, nur drauf gedacht, Sklaven zu bekommen. Anfänglich pflanzten sie bloß ein Kreuz an erhabenen Stellen, für dessen Erhaltung die Indier sorgen sollten; wenn sie es verfallen ließen, so geriethen sie in die Sklaverey. In der Folge dienten die Kastelle dazu, die Zahl der Sklaven zu vermehren. Da diese Mittel noch nicht hinreichend waren, so machten sie fünf bis sechshundert Meilen weite Streifereyen, um die Zahl dieser Menschen zu verstärken.

Im Jahr 1719 hohlten sie welche von den Maynas weg; 1733 in den Missionen am Napo; 1741 bis an den Quellen der Madera, und zu verschiedenen andern Zeiten an nicht so entfernten Flüssen. Rio Negro ist derjenige, der ihnen am mehrsten liefert. Sie haben da seit langer Zeit ein beträchtliches Kastell, und im Jahr 1744 kam ein Kriegshaufen, der die Entdeckungen noch weiter treiben sollte, bis an den Orenoko. Dieser letzte Versuch hat die Absichten der Portugiesen sehr erweitert, weil durch ihn alle Zweifel, wegen der Verbindung des Orenoko mit dem Amazonenfluße, vermittelst Rio Negro, gehoben worden. Der Hof zu Madrid mag nun untersuchen, ob sie gegründet sind, oder ob er Maaßregeln zu nehmen hat, sie zu vereiteln; wenigstens ist so viel gewiß, daß die Absichten des portugiesischen Hofes über den Platafluß eine ernstliche Aufmerksamkeit verdienen.

Besitzungen der Portugiesen auf Rio de Plata.

Die Portugiesen, die sich kurze Zeit nach den Spaniern daselbst hatten sehen lassen, wurden seiner bald überdrüßig, doch kam ihnen die Lust, sich da fest zu setzen, im Jahr 1679 wieder an. Sie hatten schon die Kolonie St. Sakrament bey den St. Gabriels-Inseln, welche Buenos Ayres gleich gegen über liegen, angelegt, als die Guarinas-Indier herbey eilten und die Festungswerke schleiften.

Der lissabonische Hof ward hierdurch nicht abgeschreckt, sondern verlangte, bis seine Rechte aus einander gesetzt wären, daß den Portugiesen ein Aufenthalt eingeräumt werden sollte, auf welchem sie, wenn sie, widriger Winde wegen, in den Platafluß einlaufen müßten, vor den Stürmen geschützt und vor den Seeräubern gesichert wären. Karl II, der sich vor den Krieg fürchtete, bewilligte dieß unter den Einschränkungen: daß das Eigenthum der Frey-

heit,

heit, die er gestattete, ihm fernerhin gehören; daß man nicht mehr als 14 portugiesische Familien hinschicken; daß die Häuser von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt werden; daß man kein Kastell anlegen, und daß der Statthalter in Buenos Ayres das Recht haben sollte, sowohl die Kolonie als die dahin kommenden Schiffe zu visitiren.

Gleich nach Erhebung eines französischen Prinzen auf den spanischen Thron, stellten die Portugiesen die Festungswerke zu St. Sakrament in der größten Eilfertigkeit wieder her. Aber auf Anstiften der Jesuiten griffen die Guaranis, im Jahr 1705, St. Sakrament aufs neue an, und die Portugiesen wurden gezwungen, nach ihren Schiffen zu eilen, und den Ort zu verlassen.

Dieser Erfolg ward durch den utrechter Friedensschluß fruchtlos gemacht, und St. Sakrament an Portugall abgetreten. Der unermeßliche Schleichhandel, den diese Pflanzstadt mit Buenos Ayres anfieng zu treiben, ward zu einer ewigen Quelle von Zwist unter den Spaniern und Portugiesen, die immer schien auf einen Bruch hinauslaufen zu wollen. Endlich legte man sich zum Ziel, und es ward den 13ten Jänner 1750 zu Madrid ausgemacht, daß Portugall die Kolonie zu St. Sakrament und das nördliche Ufer vom Rio de la Plata, nebst dem Dorfe St. Christoph und den anliegenden Ländereyen, die zwischen denen sich in den Amazonenfluß ergießenden Flüssen, Japura und Isa, liegen, abtreten sollte. Spanien überließ seiner Seits alle Ländereyen und Wohnplätze am östlichen Ufer des Uraguay, von dem Fluß Ibikui an der nördlichen Seite an, nebst dem Dorfe St. Rosa, und allen andern am östlichen Ufer des Flusses Guarape angelegten Dörfern.

Pflanzstadt der Portugiesen zu St. Paul.

In der Hauptmannschaft St. Vinzent, 13 Meilen von der See, findet sich eine Stadt, Namens St. Paul. Die Portugiesen, die sie erbauten, waren eben jene Verbrecher, die man anfänglich nach der neuen Welt geschickt hatte. So bald sie sahen, daß man sie an Gesetze binden wollte, so entfernten sie sich von den Oertern, die sie anfangs bewohnt hatten. Es fanden sich nachher noch Banditen von allen Nationen zu ihnen, und sie fiengen nun an, die gefährlichsten Streifereyen zu treiben. Vorzüglich suchten sie Sklaven zum Landbau zu bekommen. Nachdem sie die benachbarten Gegenden verheert hatten, so beunruhigten sie die Guaranis, deren sie so viele raubten und mordeten, bis endlich diese wehrlosen Völker im Jahr 1639 die Erlaubniß erhielten, sich der Flinten bedienen zu dürfen, welche sie bald so gut zu gebrauchen lernten, daß sie die Schutzmauer von Paraguay wurden und die Paulisten abhielten. Diese grausamen Menschen verschafften sich darauf durch List das, was sie durch Gewalt nicht erlangen konnten. Die Gescheitesten von ihnen lockten, als Jesuiten verkleidet, verschiedene von den Wilden in abgelegene Wohnungen, legten ihnen Fesseln an und schleppten sie fort. Einige entkamen und brachten alles in Schrecken; dadurch hatten diese Feindseligkeiten ein Ende. Darauf wandten sich die Paulisten mit ihren Räubereyen nach einer andern Seite. Man giebt ihnen Schuld, daß sie eine Million Indier ums Leben gebracht haben. Endlich haben sich diese Verwüster in den gefährlichen Streifereyen fast ganz aufgerieben, allein das Unglück der neuen Welt wollte es so haben, daß ihre Stelle in ihrer Republik durch herumstreifende Brasilier, durch entlaufene Neger und durch Europäer ersetzt wurde, für die dieß herumziehende Leben Reize hatte.

Die-

Dieselbe Denkungsart hat immer in St. Paul geherrscht, sogar seitdem sich dieser Ort durch besondere Umstände dazu entschlossen hat, die Gewalt Portugalls anzuerkennen. Nur haben die Streifereyen seiner Einwohner eine andre Richtung genommen, die dem Hauptlande eher nützlich als schädlich ist. Sie haben gesucht, sich durch die nördliche Seite von Paraguay einen Weg nach Peru zu verschaffen; sie haben in der Nachbarschaft des Sees Xarayes Goldbergwerke entdeckt, die sie gebaut haben und noch bauen, ohne daß Spanien, welches auf diese Gegend ein Recht zu haben vermeynt, jemals versucht hätte, sie zu beunruhigen. Sie hätten ihre eigenmächtigen Anmaaßungen noch weiter getrieben, wenn sie nicht durch die Chiquitos wären aufgehalten worden.

Die Produkte, welche Brasilien dem Hauptlande lieferte, bestanden in 32 Millionen Pfund Zucker, Tabak, Balsam von Karpara; einem balsamischen Oel, das aus den Einschnitten fließt, die man in einen Baum macht, der Kobaiba heißt, dem Ipekakuanha, Kakao, Baumwolle, Indigo, Leder und endlich in Brasilienholz. Brasiliens Produkte.

Der Baum, von dem dieß Holz kömmt, ist so hoch, als unsere Eichen, und seine Rinde ist so dick, daß er gar nicht viel Holz behält, wenn er geschält wird. Dieß Holz ist gut zu allen Drechslerarbeiten und nimmt eine feine Politur an, aber hauptsächlich wird es zum Rothfärben gebraucht. Dieser Baum wächst an trocknen dürren Stellen und mitten in Felsen. Man findet ihn in den mehrsten Provinzen Brasiliens, aber in Fernambuk ist er am gewöhnlichsten, und der schönste wird zehn Meilen von Olinda, der Hauptstadt dieser Hauptmannschaft, gefällt.

Gegen diese Waaren gab Portugall an Brasilien Mehl, Wein, Brandewein, Salz, Wollen- und Seidenzeuge, Leinewand, nürnbergische Waaren, Papier, kurz, alles, was die alte Welt an die neue liefert, außer den Gold- und Silberstoffen, die das Hauptland ihren Kolonien zu gebrauchen verboten hätte.

Der ganze Handel wurde vermittelst einer Flotte getrieben, die alle Jahr von Lissabon und Porto aus abseegelte. Sie bestand aus 20 biß 22 Fahrzeugen für Rio Janeiro, aus 30 für Bahia, aus eben so viel für Fernambuk, und aus 7 bis 8 für Para. In einer gewissen Höhe trennten sich die Schiffe, und jedes gieng nach dem Ort seiner Bestimmung. Im Monat September oder October des folgenden Jahrs kamen sie wieder zu Bahia zusammen, um unter Begleitung von 5 bis 6 Kriegsschiffen, durch die sie bey ihrer Hinreise waren konvoyirt worden, wieder nach Portugall zu seegeln.

Die Spekulanten hätten lieber gewünscht, wenn man den Handelsleuten Freyheit gelassen hätte, ihre Schiffe zu den Zeiten, wo sie es am zuträglichsten hielten, abreisen und zurück kommen zu lassen; dadurch würde auch freylich der Preis der Waaren wohlfeiler und die Reisen würden häufiger geworden seyn, das Seewesen hätte neue Kräfte, der Landbau Aufmunterung erhalten, und der Verkehr zwischen den Kolonien und dem Hauptlande würde, wenn er lebhafter geworden, der Regierung leichtere Mittel an die Hand gegeben haben, um den Einfluß seines Schutzes und seiner Gewalt richtig zu lenken. Allein der portugiesische Hof ward bald durch die Furcht, die Schiffe, die einzeln geseegelt hätten, in feindliche Hände fallen zu sehen, und bald durch die Hindernisse, welche die Vicekönige von

Brasilien dieser Einrichtung entgegen stellten, davon abgehalten, diesen Betrachtungen nachzugeben, ob er gleich oft nicht abgeneigt dazu zu seyn schien. Denn da es für diese in Ansehung ihrer Einkünfte und ihres Ansehens vortheilhaft war, wenn alle Geschäfte der Kolonie nach der Hauptstadt giengen, so wußten sie dieselben da zu erhalten, nachdem sie so geschickt gewesen waren, sie dahin zu ziehen. Hierdurch ward diese Stadt, welche Bahia oder St. Salvador genannt wird, sehr blühend.

Dieser Ort ist schon von Natur ziemlich befestigt, allein er könnte mit geringen Kosten durch die Kunst unüberwindlich gemacht werden. Das Klima daselbst ist zwar gut, es ist aber doch vieles daran auszusetzen. Man sieht da keine Schaafe, das Federvieh ist selten, und das Rindvieh schlecht. Die Ameisen verwüsten daselbst das Obst und Gemüse, so wie in der ganzen Kolonie. Die Weine, das Mehl und gesalzene Sachen, die man von Europa bringt, gelangen nicht immer wohlbehalten dahin, und was der Fäulniß entgangen ist, kostet unermeßlich viel. Der Preis dessen, was die Geschicklichkeit hervorbringt, ist noch ungeheurer, weil die geringsten Portugiesen sich bloß mit Handeln beschäftigen, und nur wenig Freygelassene Lust und Talente haben, sich auf Künste zu legen. Die Sklaven werden alle zum Landbau oder zum Gefolge der Reichen gebraucht, um ihr Gepränge zu vermehren.

Dem ohngeachtet hatte diese Stadt lange Zeit geblüht; die Entdeckung der Goldbergwerke machte, daß sie zu Anfange dieses Jahrhunderts einen Glanz erhielt, der alle Nationen in Verwunderung setzte.

Gold- und Diamantbergwerke in Brasilien.

Man fand anfangs verschiedene Stellen auf den Höhen einiger Felsen, die Gold enthielten, aber sie waren niemals ergiebig genug, um die darauf verwandten Kosten zu ersetzen. Nach verschiedenen, allezeit unglücklichen Versuchen, begnügte man sich damit, das Gold, so wie die Wilden, zu suchen, wenn das Wasser abgelaufen ist. Dieser Gebrauch hat zu Villa Vacca den glücklichsten Erfolg gehabt. Man läßt das Gold in dem Bette der Ströme und Flüsse durch Negern suchen, und gewöhnlich muß jeder Sklave täglich den achten Theil einer Unze liefern. Was er drüber finden kann, gehört ihm, und gewöhnlich kauft er dafür andere Sklaven, die ihm seine Arbeit und Sorge erleichtern müssen.

Wenn man von der Menge Goldes, das Brasilien jährlich liefert, nach dem Fünftheil, das der König von Portugall davon bekömmt, urtheilt; so würde man es etwa auf zwölf Millionen Thaler ansetzen; allein man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß man den achten Theil des Einkommens vor der Wachsamkeit der Regierung verbirgt. Man muß zu diesem Golde noch hinzu fügen, das, was man durch den Sleichhandel aus Buenos Ayres bekömmt. Dieß Gewerbe war ehemals unermeßlich; die Maaßregeln, die Spanien getroffen hat, haben es etwa auf 800,000 Thaler herunter gebracht.

Die ersten politischen Schriftsteller schlossen aus den in Brasilien gemachten Entdeckungen, daß dadurch die Preise des Goldes und Silbers näher kommen würden, allein das Verhältniß zwischen diesen beyden Metallen hat sich in allen Ländern immer nach der gegenseitigen Menge gerichtet. Zu Japan ist das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 8, in China, wie 1:10, in den andern Gegenden

genden Indiens, wie 1:11, oder 1:12 ꝛc. ꝛc., so wie sie mehr nach Westen liegen.

Europa zeigt uns ähnliche Veränderungen. Im alten Griechenlande war das Gold zum Silber, wie 1:13. Als das Eingebrachte aller Bergwerke der Erden nach Rom, der Beherrscherinn der Welt, gebracht ward, so war das Verhältniß von 1:10 das beständigste; unter Tiber stieg es auf 1:13; in den Zeiten der Barbarey findet man unzähliche Abwechselungen. Als endlich Kolombo in die neue Welt gelangte, stand das Gold zum Silber nicht so hoch, als 1:12.

Die Menge dieser Metalle, die man von Mexiko und Peru her brachte, erhöhte noch den Werth des Goldes gegen das Silber; Spanien setzte es in seinen Münzen auf 1:16 fest, und dieß System ward mit geringer Abänderung in ganz Europa angenommen *).

Unter allen Dingen, die den Glanz des Reichthums andeuten, ist der Diamant das kostbarste. Man findet ihn von allen Farben und von allen Schattirungen in Farben. Er sieht purpurn aus, wie der Rubin; citronengelb, wie der Hyacinth; blau, wie der Saphir; grün, wie der Schmaragd. Diese letzte Farbe, wenn sie schön ist, kömmt in Diamanten am theuersten zu stehen, und ist die seltenste. Darauf folgen die rosenfarbnen, blauen und gelben Diamanten. Die röthlichen und schwärzlichen werden am wenigsten geschätzt. Durchsichtig und

*) Dieß System hat nicht mehr in allen Münzen Bestand. In den französischen ist das Verhältniß, wie 1:14 $\frac{47}{100}$; in den holländischen, wie 1:14 $\frac{62}{100}$; und in den deutschen soll es nach dem Konventionsfuß seyn, wie 1:14 $\frac{1}{2}$.

und rein sind die natürlichen und wesentlichen Eigenschaften; die Kunst fügt den Glanz und lebhafte Zurückwerfung der Strahlen noch hinzu.

Es giebt sehr wenig Diamantgruben, und bis in den neusten Zeiten wußte man von keinen andern, als denen in Ostindien. Durch einen glücklichen Zufall ward im Jahr 1730 zu Serrando-Frio in Brasilien ebenfalls eine Quelle dieser Schätze entdeckt. Alsobald suchten sie die Portugiesen mit so vielem Glück, daß die Flotte von Rio Janeiro 1146 Unzen schwer mitbrachte. Dadurch fiel zwar der Preis derselben ansehnlich, allein das Ministerium nahm solche Maaßregeln, daß sie bald wieder auf den alten Preis kamen, in welchem sie sich immer erhalten haben. Es ertheilte einer Gesellschaft das ausschließende Recht, Diamanten zu suchen und zu verkaufen, und befahl zugleich, daß nicht mehr als 600 Sklaven zu dieser Arbeit gebraucht werden sollten. Nachher hat man ihr die Erlaubniß ertheilt, so viele zu brauchen, als man will, wenn sie für jeden Arbeiter 1500 Livres *) bezahlt. Alle Diamanten, die eine gewisse Anzahl von Karaten übersteigen, hat der Hof sich vorbehalten. In der Gegend, wo die Diamanten gesammlet werden, befindet sich auf einer Strecke von hundert Meilen nur ein großes Dorf, das bloß von den Bedienten und Sklaven der Gesellschaft bewohnt ist, und kein anderer darf sich, bey Lebensstrafe, hierher wagen.

Der Agent dieser Gesellschaft in Europa ist die Regierung selbst. Sie liefert jährlich an einen einzigen Kontrahenten für 12,500,000 Livres **) Diamanten, und verpflichtet sich zugleich, weiter keine zu

*) 396 Thaler.
**) 3,300,000 Thaler.

zu verkaufen. Sie werden nachher von den Engländern und Holländern gekauft, die sie schleifen, und sodann in ganz Europa verbreiten, zumal in Frankreich, wo die mehresten gekauft werden. Sie sind nicht so hart und so rein, und haben nicht so viel Feuer und Spielung, als die ostindischen, aber sie sind weißer. Unter gleichem Gewicht werden sie um 10 Prozent geringer verkauft.

Die Goldbergwerke und Diamantgruben, nebst einem reichen Ackerbau, hätten Brasilien zur ersten Kolonie in der Welt machen sollen, aber man mußte sie vor den innern Unruhen und den äußern Anfällen bewahren. Man beschäftigte sich mit diesem doppelten Gegenstand.

Maaßregeln des portugiesischen Hofes, um das Einkommen der Bergwerke in Sicherheit zu bringen.

Alle Bergwerke befanden sich in den Hauptmannschaften St. Vinzent, Rio Janeiro oder in den angränzenden Gegenden. Einige waren in den Händen der Paulisten, und die andern waren ihren Streifereyen ausgesetzt. Da man sie nicht mit Gewalt zum Gehorsam zwingen konnte, so ließ man sich mit ihnen in Unterhandlungen ein, bis endlich 2730 ihre ganze Republik die Oberherrschaft des portugiesischen Hofes auf eben die Art erkannte, wie alle übrigen in Brasilien lebenden Portugiesen.

Man hatte dieß große Glück nicht erwartet, um Rio Janeiro zu befestigen, welches die Niederlage des Einkommens der mehrsten Bergwerke und aller Waaren ist, die man für Europa aus den benachbarten Hauptmannschaften bekömmt. Da die Versuchung, diesen Ort anzugreifen, in eben dem Verhältniß wuchs, als die dahin gebrachten Reichthümer, so wurden die Werke an demselben noch vermehrt. Sie waren schon sehr beträchtlich, als du Guay-Trouin sich ihrer im Jahr 1711 bemächtigte. Die

neuen

neuen Festungswerke haben die Einnahme dieser Stadt nicht schwerer gemacht, weil sie von allen Seiten angegriffen werden kann, wo die Landung sehr thunlich ist.

Zwischen der Hauptmannschaft St. Vinzent und der Mündung vom Rio de la Plata befindet sich eine unfruchtbare Küste, etwa 50 Meilen lang. Das in den dortigen Flüssen gefundene Gold hat einige Kolonisten dahin gelockt, und die Regierung hat an dieser Küste einige Posten angelegt, und zumal St. Catharina befestigt.

Diese Insel, die vom festen Lande nur durch einen sehr engen Kanal abgesondert ist, hält etwa 9 Meilen in der Länge und gegen 2 in der Breite. Die Seefahrer finden hier einen beständigen Frühling, vortreffliches Wasser, viel Holz, Früchte und allerley Gemüse. Im Anfange dieses Jahrhunderts flüchteten hier gegen 200 Räuber her, die die Oberherrschaft Portugalls erkannten, ohne mit ihm in allen Dingen gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie empfiengen ohne Unterschied die Schiffe von allen Nationen, die nach der Südsee reiseten, und lieferten ihnen ihre Produkte gegen Gewehr, Brandewein, Leinewand und Kleidung. Gegen 1738 gab man ihnen einen Befehlshaber und Soldaten, man umgab ihren Hafen mit Festungswerken. Da er weit besser ist, als alle andere an der Küste befindliche, so läßt sich leicht vorher sehen, daß dieser Ort mit der Zeit der Hauptpflanzort in Brasilien und der beträchtlichste Hafen von Südamerika werden kann.

Mittel, die man versucht hat, um

Durch die hier gemeldeten Umstände scheint es hinlänglich erwiesen zu seyn, daß der lissabonische Hof die klügsten Maaßregeln ergriffen hat, um sich

sich des Einkommens der Bergwerke zu versichern. Der Anbau der Ländereyen hat seine Aufmerksamkeit nicht so auf sich gezogen, und diese herrliche Quelle von Reichthümern befand sich durch die Mitwerbung der Kolonien anderer Nationen in einem bedenklichen Zustande. Der Preis dieser Waaren ward dadurch so sehr herunter gebracht, daß die Portugiesen die Lust an ihrer Beschäftigung verlohren, und die Hoffnung, ein glänzendes Glück durch das Goldwaschen zu machen, bewog eine große Menge, ihre bisherige Arbeiten liegen zu lassen. Hätte das Hauptland die ungeheuren Abgaben, die die Kolonien für die abgefertigten oder empfangenen Waaren bezahlten, abgeschafft, so hätte der Landmann, der die Vortrefflichkeit seines Bodens kannte, und den das schönste Klima, die unzählichen Heerden, die seine Fluren decken, und die Menge der Sklaven, zur Bearbeitung desselben aufmunterten, in seiner Beschäftigung beharrt, die ihm, ohne Unruhe und Ungewißheit, Wohlstand und vielleicht Reichthümer zuwege gebracht hätte. Allein itzt bringt der Landbau in Brasilien weiter nichts auf, als 220,000 Zentner Zucker, 11 bis 12,000 Ballen Tabak, ein wenig Sassaparille, Kakao, Kaffee, Reis und Indig. Diese Ausfuhr ward noch durch einiges Fischbein, Holz zur Färberey, zum Bauen und zu eingelegter Arbeit, und durch 14 bis 15,000 bereitete Felle vermehrt.

dem für die Bergwerke in Brasilien versäumten Landbau wieder aufzuhelfen.

Unter allen Mitteln, die Produkte eines so reichen Landes zu vermehren, hat die Regierung das sicherste und menschenfreundlichste gewählt, da sie im Jahr 1755 erklärte, daß alle freywillige oder gezwungene Unterthanen der Krone Glieder des Staats, nach der vollen Bedeutung des Worts, seyn sollten. Man verlangt von ihnen nichts mehr, als

was

was man von den Europäern verlangt; einerley Laufbahn steht ihren Fähigkeiten offen, und sie können zu einerley Ehrenstellen gelangen. Dieses Mittel würde der Erwartung des Hofes völlig entsprochen haben, wenn man es nicht plötzlich und mit einmal ergriffen, sondern eine so große Veränderung von fernher vorbereitet hätte.

Monopolien, die man für den Handel nach Brasilien angelegt hat.

Obgleich Portugall schon in den Zeiten der Barbarey die unschätzbaren Vortheile des Wetteifers im Handel hatte kennen gelernt, so nahm es doch in einem erleuchteten Jahrhundert das verstörende System des Monopols an. Man errichtete in Lissabon eine ausschließende Gesellschaft, um die unter dem Namen Porto so bekannten Weine an die Fremden zu verkaufen. Die Stadt Porto glaubte mit Recht, ihr Handel sey durch die verderbliche Veräußerung der Rechte einer ganzen Nation zum Besten einer Gesellschaft zu Grunde gerichtet. Die Provinz Intra Duro e Minho stützte keine Hoffnung mehr auf ihren Landbau. Die Verzweifelung brachte die Einwohner zum Aufruhr, und der Aufruhr machte die Regierung grausam. Zwölfhundert Personen wurden dem Scharfrichter übergeben, zu den öffentlichen Arbeiten verdammt, in die afrikanischen Festungen verwiesen, oder durch Konfiskation ihrer Güter an den Bettelstab gebracht. Die Regierung ward dadurch nicht klüger. Schon hatte sie den 6ten Jun. 1755 die Gesellschaft von Marannon errichtet, und statt, ihre Fehler wieder gut zu machen, errichtete sie vier Jahr nachher die fernambuksche Gesellschaft, die dem ganzen nördlichen Theile von Brasilien Fesseln anlegt. Ihr Privilegium soll 20 Jahr dauern, und die in Portugall wohnenden Fremden können Antheil daran haben. Sie üben eine abscheuliche Tyranney auf der unermeßlichen Küste aus, die ihnen ist Preis gegeben worden.

Die

Die ersten Eroberungen der Portugiesen in Asien und Afrika erstickten die Wurzeln ihres Fleisses nicht, auch wurden diese noch nicht von der spanischen Tyranney unterdrückt, sondern die Staatsveränderung, die den Herzog von Braganza auf den Thron erhob, war der Zeitpunkt des Verfalls dieses Reichs. Der Enthusiasmus bemächtigte sich der Unterthanen. Ein Theil seegelte übers Meer, um entfernte Besitzungen zu vertheidigen, der andere ergriff die Waffen, um die Gränzen zu dekken. Seine Lage setzte den neuen König in die Nothwendigkeit, Bündnisse zu schließen, und hätte der neue Hof nur so viel Einsichten gehabt, als man es aus seiner Unternehmung muthmaaßen konnte, so hätte er wohl eingesehen, daß es unnöthig war, etwas aufzuopfern, um sich Freunde zu erwerben. Er lieferte seinen Handel Mächten in die Hände, denen an seiner Erhaltung fast eben so viel gelegen war, als ihm selbst; diese dehnten ihre Vorrechte unendlich weit aus, und der Arbeitstrieb der Portugiesen ward durch diese Mitwerbung gänzlich zu Boden geschlagen. Ein Fehler des französischen Ministeriums half ihm wieder auf.

Ursachen des Verfalls von Portugall und seinen Kolonien.

Diese Krone verbot im Jahr 1644 die Einfuhr des brasilischen Zuckers und Tabaks; Portugall untersagte aus Repressalien die Einfuhr der französischen Manufakturen. Genua bemächtigte sich so gleich der Lieferung des Seidenwerks, und die Nation fieng an im Jahr 1681 ihre wollenen Waaren selbst zu verfertigen. Englische Handwerker setzten endlich Portugall in den Stand, im Jahr 1684 alle Arten von fremden Tüchern zu verbieten.

England, welches seinen Handel in Portugall auf den Ruinen des französischen gebaut hatte, sah

diese Einrichtung mit Verdruß, und hoffte immer vergeblich, den ihm versperrten Weg wieder aufzuthun. Endlich gelang es ihm bey der Erhöhung eines Enkels Ludewigs XIV auf den spanischen Thron. Portugall erblickte nun an Frankreich seinen Feind, und warf sich in Englands Arme. Im Jahr 1703 unterzeichneten beyde Nationen durch Vermittelung des englischen Gesandten Methwen einen Traktat, vermöge dessen die Einfuhr aller englischen wollenen Zeuge auf vorigen Fuß gestellt ward, mit der Bedingung, daß die portugiesischen Weine ein Drittel weniger in den englischen Zöllen bezahlen sollten, als die französischen.

Die portugiesischen Manufakturen wurden nun durch die englischen gänzlich verdrängt, und da das, was Großbritannien an Wein, Salz, Oel und Früchten nahm, fast nichts war, gegen das, was es verkaufte, so mußte man ihm das Gold aus Brasilien liefern; es dauerte nicht lange, so bemächtigte sich England auch aller übrigen Produkte Portugalls und seiner Kolonien.

England liefert ihm seine Kleidung, seine Nahrung, alle Gegenstände seiner Pracht; es schickt ihm seine eigne Materialien verarbeitet zurück. Es liefert ihm Schiffe, See- und Kriegsgeräthschaft, es führt den ganzen Goldhandel von Portugall; man borgt es zu drey bis viertehalb Prozent in London, und negotiirt es zu Lissabon für 10. Es raubt ihm allen innern Handel; englische, in Lissabon angesessene Häuser, empfangen die Waaren aus ihrem Vaterlande, und vertheilen sie unter Kaufleuten in den Provinzen, die sie mehrentheils auf Rechnung ihrer Kommittenten verkaufen. Ja, England raubt ihm so gar die Kommissionskosten; die

die nach Brasilien bestimmten Flotten gehören den Engländern ganz, und die Reichthümer, die sie mitbringen, müssen ganz in ihre Hände kommen.

Es ist durch die Register der Flotten erwiesen, daß in einem Zeitraum von 60 Jahren, nämlich seit Entdeckung der Bergwerke bis 1754, für 2,400 Millionen Livres *) Gold gekommen ist, und dennoch belief sich das baare Geld in Portugall 1755 nicht höher, als 15 bis 20 Millionen **). Dieser Staat war damals mehr als 72 Millionen ***) schuldig, woraus man seinen Zustand leicht abmessen kann.

Eben so, wie Portugall seinen Ackerbau und seine Künste verlohren hat, so hat es natürlich auch seine Wissenschaften, Litteratur, Polizey- und Regierungsgrundsätze verlohren, und es wird gezwungen seyn, lange Zeit fort zu kriechen, wenn es nicht Fremde beruft, die fähig sind es zu regieren.

Mittel, um Portugall und seine Kolonien wieder in Flor zu bringen.

Der erste Schritt, den Portugall zu thun hat, besteht darinn, das Joch Englands abzuschütteln. Portugall kann bey seiner gegenwärtigen Lage keiner fremden Waaren entbehren, also muß es die größte Mitwerbung unter den Käufern einführen, und daher so viel Käufer, als möglich ist, in seine Häfen locken, um seinen und seiner Kolonien Ueberfluß los zu werden, und die Menge und die Preise dessen, was es ausführt, zu vermehren. Der Traktat von 1703 verbindet Portugall nur dazu, die wollenen Zeuge aus England unter den vor dem Verbote festgesetzten Bedingungen zu nehmen.

X 2 Man

*) 675 Millionen Thaler.

**) 4 bis 5 Millionen Thaler.

***) 19 Millionen Thaler.

Man kann andre Nationen eben diesen Vortheil genießen lassen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, irgend eine Verbindlichkeit verletzt zu haben. Was kann England dagegen einwenden, wenn Portugall ihm sagt: **Ich will Handelsleute in mein Land locken, die meine Unterthanen eben so wohlfeil und noch wohlfeiler kleiden werden, als ihr; die die Produkte meiner Kolonien mitnehmen werden, da ihr nur das Gold daraus haben wollt?**

Hat der lissabonische Hof die Nachtheile seines bloß passiven Handels vermindert, so muß er daran arbeiten, denselben aktiv zu machen. Vor allen Dingen muß er sein Absehen auf den Landbau richten. Portugalls Klima ist zum Seidenbau vortheilhaft, aber die Inquisition vertrieb die mehresten Fabrikanten unter der Regierung des Hauses Braganza; diesen Nahrungszweig muß man wieder vornehmen. Zu diesem muß man noch den Oelbau hinzufügen, und die Wolle läßt sich gleichfalls noch vermehren; sie ist zwar nicht so gut, als die spanische, allein die Franzosen, Holländer und Engländer nehmen nichts desto weniger jährlich 12 bis 13,000 Zentner mit, und sie würden mehr aufkaufen, wenn mehrere zu haben wäre. Die Salzarbeit scheint lebhafter getrieben worden zu seyn, und man wird dieß Produkt noch mehr suchen, so wie die Schifffahrt sich weiter ausbreiten wird. Dem Weinbau kann man wohl nicht gleiches Schicksal prophezeyen, und es ist unbegreiflich, wie das portugiesische Ministerium seine Gewalt dazu gemisbraucht hat, einen so vortheilhaften Bau zu hemmen; jedermann weiß, daß der Boden, auf welchem Weinstöcke standen, niemals mit Vortheil zu Korn genutzt werden kann. Der Kornbau ist

in

in diesem Reiche so schwach, daß es jährlich drey Viertel desjenigen, was es verzehrt, von den Fremden kauft, ob es gleich, eh es sich auf die Schiffsahrt legte, einen Theil der mittelländischen See und England selbst mit Getreide versah. Itzt heischen Portugalls eigne Bedürfnisse um so mehr ihre Thätigkeit.

Diese Veränderungen muß der portugiesische Hof dadurch suchen hervorzubringen, daß er die Auflagen vermindert, und vorzüglich die Erhebungsart derselben lindert. Alsdann muß er freygebig mit Aufmunterungen seyn; den Ackersleuten zu Hülfe kommen, deren es vielleicht keine zwanzig in ganz Portugall giebt, die im Stande wären, den nöthigen Vorschuß zu thun. Diese ersten Veränderungen werden mehrere nach sich ziehen; Künste werden entstehen und wachsen; die Einwohner werden nicht mehr im ehelosen Stand schmachten, und Werkstätte werden an die Stelle der Klöster kommen.

Dann wird Portugall darauf denken, sein Seewesen wieder herzustellen; seine Bevölkerung, die von drey Millionen Menschen unvermerkt auf 1,800,000 Menschen herabgesunken ist, wird wieder aufleben, um seine Häfen und Rheden mit würksamen Flotten zu bedecken; nur durch die Schifffahrt wird es unermeßliche Summen im Staat behalten, die durch die Fracht unaufhörlich heraus gezogen werden.

Diese Veränderung wird auf das Schicksal der Eylande, die von Portugall abhängig sind, einen Einfluß haben. Madera wird den Engländern nicht mehr offen stehen; in den Rheden

von Lissabon und Porto werden sich alle Nationen mit dem daher kommenden Wein versehen. Die Azoren werden Ochsen an Portugall liefern, die sein dürres Erdreich ihm zu ziehen nicht erlaubt, und in den Eylanden des grünen Vorgebürges wird es mehr Maulthiere finden, als es für sich braucht.

Brasilien wird Theil an diesen Veränderungen nehmen. Das Regiment daselbst wird verbessert werden. Allen Häfen des Hauptlandes wird es erlaubt seyn, ihre Schiffe dahin zu spediren, und die ausschließenden Gesellschaften, die Europa unglücklich machen, werden aufhören Brasilien zu plagen. Noch mehr würde man die hier zu erwartende Verbesserung beschleunigen, wenn man erlaubte, daß Brasilien geradezu nach Ostindien handelte. Sein Schleichhandel mit Buenos Ayres würde ihm die dazu nöthigen Piaster schaffen, und auf dem Amazonenflusse fände sich ein Theil der zu seiner Schifffahrt nöthigen Materialien. Die Menge des Holzes, das die Ufer dieses unermeßlichen Flusses bedeckt, ist noch geringer, als die Güte desselben. Man weiß, daß es sehr lange ausdauert, daß keine Würmer daran kommen, welche überall die Plage des Seewesens geworden sind, und daß sich der Scharbock niemals darauf erzeugt. Das Hinderniß, das der Mangel an Hanf und Leinen diesen Rüstungen ehedem entgegen setzen mußte, ist itzt gehoben. Man hat in den Wäldern von Bahia zwo Pflanzen in großem Ueberflusse, Gravata und Tieu genannt, gefunden, deren Faden zu schlechter Leinewand, Seegeltuch und Thauwerk sehr gut ist.

Ein

Ein unfehlbares Mittel, um diese großen Veränderungen bald hervor zu bringen, wäre dieses, wenn man die Häfen Brasiliens allen Nationen öffnete; nur diese Freyheit würde die Kolonie mit einer Thätigkeit beleben, die sie vielleicht sonst nie erhalten wird. Wenigstens muß die Regierung das Gesetz abschaffen, das allen Fremden verbietet, sich in Brasilien aufzuhalten; vielleicht ist es auf keine andre Art möglich, dem faulen Temperament der Brasilianer einen Trieb zur Thätigkeit einzuflößen, als daß man ihnen arbeitsame Menschen zur Seite setzte. Damit diese aber durch nichts abgeschreckt werden, so muß man sie für die Wuth der Inquisition sichern. Dieses scheußliche Gericht ist zwar nicht in Brasilien eingeführt, aber es schickt seine Diener dahin, die, wo möglich, noch unmenschlicher sind, als es selbst ist. Dieser Vorsorge muß noch die hinzu gefügt werden, daß man die Gewalt der Klerisey einschränkt; denn der Wohlstand der Staaten verlangt zwar, daß die Klerisey einen sichern Unterhalt habe, aber einen so gemäßigten, daß dadurch dem Prunke des Korps und der Anzahl der Glieder desselben, nothwendige Schranken gesetzt werden. Das Elend macht es fanatisch; der Wohlstand macht es unabhängig, und beyde machen es aufrührisch.

Erster Nachtrag,

zum ersten, zweyten und dritten Abschnitt, die spanischen Kolonien in Süd-Amerika betreffend.

Bevölkerung.

Im Jahr 1741 befahl Philipp V den Unterkönigen und Statthaltern der Provinzen in Süd-Amerika, die Einwohner derselben würklich zählen zu lassen. Villa Segnor, ein spanischer Schriftsteller, der diesen Zählungen in Neuspanien vorgestanden hat, hat einige Resultate derselben in seinem Theatro Americano eingerückt, und da giebt die Totalsumme

an Spaniern, Negern, Mestizen und Mulatten	190,708	Familien,
an Indiern	294,391	—
in allen	485,099	Familien.

Nimmt man nun 5 Personen auf die Familie an, so beträgt die Menschenzahl

an Spaniern 2c.	953,540	Menschen,
an Indianern	1,471,955	—
Summa	2,425,495	Menschen.

Allein es sind in dieser Summe nur die fünf Kirchensprengel, Mexiko, los Angeles, Mechoakan, Oaxaka, und Neu-Gallizien enthalten, und es fehlen noch die vier übrigen, nemlich Yukatan, Verapaz, Chiapa, und Guatimala, und diese begreifen

sen Provinzen in sich, wo die Indier in viel größerer Anzahl wohnen, als in sonst einer Gegend von Neu-Spanien. Man kann also sicher die Zahl der Indier in Neu-Spanien auf 2 Millionen annehmen, und dieß um so gewisser, weil obige Berechnung aus dem Register genommen ist, nach welchem der von den Indiern zahlbare Tribut genommen wird.

Die Menschenzahl von Peru läßt sich noch weniger mit Zuverläßigkeit angeben, als die von Neu-Spanien. Indessen sollen daselbst 612,780 Indier dem Könige in Spanien Tribut bezahlen, und da dieß nur die wehrhaften Mannspersonen thun, so könnte man daraus berechnen, daß die Zahl der Indier in Peru 2,451,120 Menschen ausmache.

Nach einer andern Berechnung, die aus dem Verkauf der berühmten Kreuzbulle hergeleitet worden, soll die Zahl der Spanier, Mestizen und Mulatten in beyden Reichen wenigstens auf 3 Millionen, und die Menschenzahl in Mexiko sich zusammen auf 4 Millionen belaufen.

Hier sind die Menschenzahlen von unterschiedlichen Städten im südlichen Amerika, wie sie mehrere glaubwürdige Schriftsteller angeben:

Lima	= =	54,000	Einwohner.
Karthagena	= =	25,000	—
Potosi	= =	25,000	—
Popayan	= =	20,000	—
Quito	= =	50 bis 60,000	—
St. Juan de Pasto	=	6 bis 8,000	—
St. Nuquel de Ibarra		7,000	—
Havala und sein Bezirk		18 bis 20,000	—
Takunna und sein Bezirk		10 bis 12,000	—
Ambato und sein Bezirk		8 bis 10,000	—
Riobamba	=	16 bis 20,000	—
Chimbo und sein Bezirk		6 bis 8,000	—

Guayaquil	16 bis	20,000	—
Atuasi und sein Bezirk	5 bis	6,000	—
Cuenza	25 bis	30,000	—
Laxa	8 bis	10,000	—

Gegenwärtiger Zustand der Handlung Spaniens mit seinen Kolonien.

Das System der Handlung Spaniens mit seinen Kolonien fieng sich an zu verändern, so bald die Registerschiffe eingeführt wurden. So nannte man die Schiffe, die zwischen den Zeiten des Auslaufens der Gallionen nach Portobelo, und der Flotte nach Verakruz, von sevilischen und kadizer Kaufleuten, auf erhaltene Erlaubniß vom Staatsrath von Indien, die sie sehr theuer bezahlen mußten, ausgerüstet, und nach demjenigen Hafen von Amerika abgeschickt wurden, wo man den besten Absatz erwartete. Die Zahl dieser Schiffe, deren Bequemlichkeit man immer mehr einsah, vermehrte sich immer, so, daß im Jahr 1748 die Gallionen gänzlich abgeschafft wurden. Seit der Zeit ist der Verkehr von Chili und Peru immer durch eigene Schiffe betrieben worden, die das Kap Horn umseegeln.

Dabey war es lange Zeit geblieben; allein der gegenwärtige König von Spanien that viel größere Schritte zur Handlungsverbesserung und zur Beförderung des Flors seiner Staaten. Das erste war, daß er im Jahr 1764 verordnete, daß hinfort, am ersten Tage eines jeden Monats, Paketboote von Kuronna aus nach der Havana, oder nach Portoriko, abgehen sollten. Von da werden Briefe in kleinen Fahrzeugen nach Verakruz und Portobelo, und alsdann mit der Post durch die Königreiche Terra Firma, Neu-Granada, Peru und Neu-Spanien

nien verschickt. Eben so regelmäßig seegeln alle zwey Monate Paketboote nach Rio de la Plata, zum Besten der den andern ostwärts gelegenen Länder. Diese Paketboote sind ziemlich große Fahrzeuge, und jedes derselben darf eine halbe Ladung solcher Waaren einnehmen, die in Spanien erzielt worden sind, und dafür eine gleiche Menge amerikanischer Produkte nach Kuronna zurück bringen.

Ferner gab der König im Jahr 1765 die Handlung nach den Inseln Kuba, Hispaniola, Portoriko, Margarita und Trinidad allen seinen Unterthanen in Spanien frey. In jeder Provinz wurden gewisse Häfen ernannt, aus welchen man zu jeder Zeit und mit jeder Ladung ausseegeln konnte, ohne weitere Erlaubniß, als einen bloßen Paß vom Zollhause des Hafens, wo man ausfuhr. Alle vorige Auflagen wurden den Schiffen erlassen, und dafür nur eine mäßige Taxe von 6 Prozent erhoben; sie konnten in jedem Hafen des Reichs, gegen Bezahlung der gewöhnlichen Abgaben, ihre Rückfrachten ausladen. Diese Freyheit ward gar bald auf Louisiana, Yukatan und Kampesch ausgedehnt. Folgende Thatsachen zeigen den aus dieser Freyheit entstandenen Anwachs der Handlung in den Kolonien, auf welche sich diese neuen Einrichtungen erstrecken. Vor Verstattung dieser Handlungsfreyheit wurden die Zölle, die im Zollhause der Havana jährlich entrichtet wurden, auf 104,208 Piaster geschätzt; während der 5 Jahre vor 1774 stiegen sie jährlich im Durchschnitt 308,000 Piaster. In Yukatan sind die Zölle von 8,000 auf 15,000, in St. Domingo von 2,500 auf 5,600 und in Porto Riko von 1,200 auf 7,000 gestiegen. Der ganze Werth der Güter, welche aus Kuba in Spanien eingeführt wurden, ward im Jahr 1774 auf 1,500,000 Piaster geschätzt.

End-

Endlich ist im Jahr 1774 durch ein Edikt Karls III das widersinnige Verbot aufgehoben, welches bis dahin den Reichen in Neuspanien, Guatimala, Peru und Neugranada untersagte, den geringsten Verkehr unter sich zu treiben. Aus der Erfahrung kann man noch nicht bestimmen, was diese Anstalt für Folgen haben wird, aber sie können nicht anders als vortheilhaft und groß seyn.

Gesellschaft von Karaqua.

Diese Gesellschaft ward im Jahr 1728 gestiftet. In den letzten 20 Jahren vor ihrer Stiftung waren nicht mehr als fünf Schiffe aus Spanien nach dieser Provinz geseegelt, und in 16 Jahren, von 1706 bis bis 1722, kein einziges Schiff von da nach Spanien gekommen. Es muß also Spanien in der ganzen Zeit die große Menge Kakao, die es braucht, von den Fremden gekauft haben. Auch ward vor Stiftung der Gesellschaft weder Tabak noch Häute aus Karaka nach Spanien eingeführt. Seitdem aber im Jahr 1731 die in Guipuskoa errichtete Gesellschaft dahin zu handeln angefangen hat, ist die Einfuhr aus jener Gegend nach Spanien außerordentlich gewachsen. In 30 Jahren, von 1701 bis 1731, waren nur in allem 643,215 Fanegas Kakao (die Fanega zu 110 Pfund) von Karaka nach Spanien gekommen. In den folgenden 18 Jahren belief sich diese Einfuhr auf 869,247 Fanegas. Wenn man annimmt, daß diese Einfuhr die ganzen 30 Jahre über, von 1731 bis 1761, nur in derselben Proportion geblieben ist, so hat sie 1,448,745 Fanegas, und also 805,530 Fanegas mehr, als in den vorhergehenden 30 Jahren, betragen. In den acht Jahren, von 1749 bis 1756, sind 88,482 Arroben Tabak, (jede von 25 Pfund,) und 177,354 Häute nach Spanien gebracht worden. Das sagt der im Jahr 1765 herausgekommene spanische

nische Bericht von dieser Handlungsgesellschaft. Seit dieser Zeit scheint ihr Flor gewachsen zu seyn, denn in den fünf Jahren von 1769 an hat sie nach Spanien gebracht, 179,156 Fanegas Kakao; 36,208 Arroben Tabak; 75,496 Häute und 221,432 Piaster baar Geld. Dieser letzte Artikel ist ein Beweis von dem anwachsenden Reichthum der Kolonie. Ihr baar Geld erhält sie aus Mexiko für den Kakao, womit sie jene Provinz versieht, und dieß Geld übermacht sie nach Spanien für den Ankauf europäischer Waaren. Viele Thatsachen beweisen außerdem deutlich, daß die Menge des in der Provinz erzielten Kakao noch einmal so groß ist, als im Jahr 1731, daß die Anzahl des Viehes mehr als dreymal so stark ist, und die Menge der Einwohner sich sehr vermehret habe. Die Einkünfte des Bischofs, die ganz aus Zehnten bestehen, sind von 8 bis auf 20,000 Piaster gestiegen. Weil in Spanien weit mehr Kakao eingeführt wird, als ehemals, so ist die Fanega von 80 bis auf 40 Piaster gefallen.

Neueste Veränderungen in den Staatseinrichtungen von Amerika.

Im Jahr 1776 ist die Zahl der Richter in jeder Audienz vermehrt worden, damit sie den Geschäften ihrer weitläuftigen und täglich volkreicher werdenden Gebiete gewachsen seyn möchten. Man hat auch ihre Besoldungen erhöhet, um sowohl gelehrtere als auch rechtschaffenere Richter haben zu können.

In eben dem Jahre ward ein neues Vicekönigreich, unter dem Namen Rio de la Plata, gestiftet, dessen Hauptsitz zu Buenos Ayres seyn soll. Demselben sind die Provinzen Rio de la Plata, Buenos Ayres, Paraguay, Tukuman, Potosi, Santa

Santa Kruz de la Sierra, Charkas, und die Städte Mendoza und St. Juan, untergeben worden. Ebenfalls sind auch die Gränzen von dem Königreiche Neu-Spanien eingeschränkt worden. Aus den Provinzen Senora, Cinaloa, Kalifornien und Neu-Navarra ist eine neue vom Vicekönig von Mexiko unabhängige Statthalterschaft errichtet worden. Dieß muß ebenfalls dem Flor der spanischen Kolonien sehr vortheilhaft seyn.

Einkünfte von Peru.

	Piaster.
Aus der Kreuzbulle, die alle zwey Jahr herauskömmt, entsteht ein jährliches Einkommen von	150,000
Aus der Auflage auf Silber	700,000
— — auf Gold	60,000
— — auf Karten	70,000
— — auf Pulque, ein Getränk der Indier,	161,000
— — auf Stempelpapier	41,000
— — auf Eisen	15,000
— — auf Leder	2,500
— — auf Schießpulver	71,550
— — auf Salz	32,000
— — auf Kupfer	1,000
— — auf Alaun	6,500
— — auf Juego de los Gallos	21,100
Aus der Hälfte der Kirchenannaten	49,000
Der Königliche Neuntheil an Bisthümern	68,800
Aus der Kopfsteuer der Indier	650,000
— Alkavala	721,875
Aus dem Zollhause	373,333
Aus der Münze	357,500
Summa Piaster	3,552,680

Das macht an Thalern 4,922,000.

Hier

Hier fehlen aber noch das Einkommen von 5,000 Zentner Quecksilber, die sich der König, jedes mit 80 Piaster, oder 110 Thaler, bezahlen läßt, und das, was die Averia *) und einige andere Taxen einbringen, daß man also das ganze Einkommen wohl auf 6 Millionen Thaler annehmen kann. Davon betragen die Staatsausgaben etwa die Hälfte, so, daß man den reinen Ertrag der königlichen Einkünfte auf 2,800,000 bis 3 Millionen Thaler rechnen kann.

Nach einer andern Berechnung, die Robertson unter Händen gehabt, sollen die Einkünfte, die der König in Spanien aus allen seinen Besitzungen in Amerika und aus den philippinischen Inseln zieht, sich auf 12 Millionen Piaster, oder 16,600,000 Thaler, belaufen. Aber viele Ursachen geben eine gegründete Muthmaaßung, daß diese Summe viel zu hoch angesetzt sey.

Eben so vergrößert Kampomanes das Einkommen aus den spanischen Bergwerken, welches nach seiner Angabe sich auf 30 Millionen Piaster, oder mehr als 41 Millionen Thaler, belaufen soll. Die im dritten Abschnitt angegebenen Resultate des Abt Raynals sind ohne Zweifel richtiger.

*) Ist die Taxe, die für die Bedeckung der nach und von Amerika seegelnden Schiffe bezahlt wird.

Zwey-

Zweyter Nachtrag, zum vierten Abschnitt; betreffend Brasilien und Portugall.

(Aus dem Etat présent du Portugall en l'annéé 1766.)

Hier wird der Zustand aller portugiesischen Kolonien, und auch Brasiliens, als sehr beklagenswerth, geschildert, wegen der Drückungen, die die Kolonisten von den errichteten Gesellschaften erfahren müssen. „Die Gesellschaft von Marannon,“ heißt es, „ist in sehr schlechtem Zustande, und fällt „gänzlich, weil vermöge der Auflagen, die die Aktio„nairs auf die europäischen Waaren gesetzt haben, „und welchen sich die Kaufleute zu unterwerfen ge„zwungen sind, die beyden Provinzen, Para und „Marannon, der Gesellschaft mehr schuldig sind, „als ihr ganzer Werth beträgt.“ Auch soll damals Aufruhr und Auswanderung in Brasilien allgemein gewesen seyn. Indeß hub der Graf von Oeyras im Jahr 1766 die nach Rio Janeiro handelnde Gesellschaft

schaft auf, die er selbst errichtet hatte, und zwar aus folgendem Grunde. Es hatten schon vorher Gesellschaften, um nach Asien und Afrika zu handeln, in Portugall existirt, deren ganze Kapitalien in den Händen der Engländer gewesen waren. Um sich von ihrer Knechtschaft zu befreyen, gab der Graf Oeyras die Zweige der Handlung, die sonst durch Gesellschaften waren getrieben worden, frey, und setzte die freyen unter den Zwang der Gesellschaften, in der Hoffnung, zu diesen würden sich die Kapitalien in Portugall selbst finden. Er schoß selbst welche dazu her, und war der Hauptinteressent an der Maronna-Gesellschaft. Allein er erreichte damit seinen Zweck nicht, denn diese Veränderung verursachte große Verwirrungen. Die Kolonisten der Länder, die sonst durch Gesellschafter waren administrirt worden, waren diesen schuldig, mußten bezahlen und wurden ruinirt. Die Engländer aber wußten doch wieder an den neuen Gesellschaften den Hauptantheil zu erhalten.

Brasiliens Handel wird hier so angegeben: Portugall empfängt daher 30 Schiffe, die ihm ein Jahr ins andre mitbringen: 7 bis 8,000 Kisten Zucker, jede zu 30 Arroben; 10,000 Rollen Tabak, jede von 7 bis 8 Arroben; 25 bis 30,000 gegerbte Felle; 4 bis 5,000 rohe, nebst Diamanten, Gold, und die übrigen schon erwähnten Produkte Brasiliens. Auch bringen jährlich eine oder zwey Fregatten von Bahia oder Fernambuk Schiffbauholz für das königliche Seewesen, welches hier auf zehn Kriegsschiffe und etwa doppelt so viel Fregatten angesetzt wird, die größtentheils von vortrefflichem Holze und schön gebaut sind, aber von höchstungeschickten Seefahrern geführt werden.

Portugalls Bevölkerung wird hier so angegeben:

In Europa.

Provinzen.	Menschen.
Intra Minho e Duro	504,000
Tra les Montes	156,000
Beira	560,000
Estremadura	660,000
Alentejo	280,000
Algarbien	65,000
	2,225,000

Kolonien.

Asien	50,000
Afrika	80,000
Brasilien	430,000
Madera und Porto Santo	130,000
Die Azoren	80,000
Kap-Verde-Inseln	16,000
Inseln im Meere von Guinea	5,000
Hierunter sind höchstens 1/8 Portugiesen.	791,000
	2,225,000
Total-Summe	3,016,000

Drit-

Dritte Abtheilung.

Europens Handel

mit

den Antillen.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Niederlassung der europäischen Nationen auf dem großen amerikanischen Archipelagus, die Antillen genannt.

Zweyter Abschnitt.

Afrikanischer Handel der Europäer, zum Anbau der Antillen.

Dritter Abschnitt.

Besitzungen der Spanier, Holländer und Dänen auf den amerikanischen Eylanden.

Vierter Abschnitt.

Besitzungen der Franzosen auf den amerikanischen Eylanden.

Fünfter Abschnitt.

Besitzungen der Engländer in den amerikanischen Eylanden.

Nachtrag.

Jamaika und die übrigen englischen Inseln betreffend.

Europens Handel mit den Antillen.

Erster Abschnitt.

Niederlassung der europäischen Nationen auf dem großen amerikanischen Archipelagus, die Antillen genannt.

Der nordliche Theil von Amerika, der sich vom 293 bis zum 316 Grade der Länge erstreckt, enthält den zahlreichsten, den weitläuftigsten und reichsten Archipelagus, den der Ocean bis dahin der Neubegierde, der Emsigkeit und Habsucht der Europäer dargestellt hat. Die Inseln, aus welchen er besteht, sind seit Entdeckung der neuen Welt unter dem Namen Antillen bekannt. Die Winde, die dort immer von Osten herwehen, haben Anlaß gegeben, diejenigen, die mehr nach Morgen hinliegen, die **Windinseln**, die andern aber die **Inseln unter dem Winde** zu nennen. Sie machen eine Kette aus, wovon das

das eine Ende unweit des Meerbusens von Marakaibo mit dem Lande verbunden zu seyn, das andere aber die Mündung des mexikanischen Meerbusens zu schließen scheint. Vielleicht wäre es nicht zu viel gewagt, wenn man sie für Spitzen sehr hoher Berge hielte, die ehedem einen Theil des festen Landes ausgemacht haben, und durch eine Veränderung, die das ganze flache Land überschwemmt hat, in Eylande verwandelt worden wären.

Boden, Gewächse und Klima auf den Antillen.

Der Boden auf den Antillen besteht überhaupt in einer mehr oder weniger dicken Lage von Thon oder Tuffstein, die auf einem Kern oder Stein von Felsen liegt; je poröser dieser Tuffstein ist, desto fruchtbarer ist der Boden, sobald er aber härter wird, wird der Boden auch unfruchtbarer. Als die Europäer auf den Antillen landeten, fanden sie gränzenlose Wälder, die durch wuchernde Pflanzen gleichsam in einander gewunden waren. Diese Pflanzen, die gleich dem Epheu die Zweige umschlungen hielten, wuchsen in so großer Menge, daß man sie erst zerhauen mußte, ehe man in die Wälder kommen konnte; man nannte sie wegen ihrer Biegsamkeit Saalweiden. Die Bäume, die auf den Gipfeln der Berge und an schroffen Stellen wuchsen, waren sehr hart, ihre Rinde glatt und fest am Baum geklebt. Der Kurbari, der Akaju, der Manzenillienbaum, der Barata, der Eisenbaum und verschiedene andere ließen sich mit den schärfsten Werkzeugen kaum anhauen; wollte man sie herunter haben, oder ausreuten, so mußte es durch Feuer geschehen. Der sonderbarste unter diesen Bäumen war der Akoma, der versteinert wird, wenn man ihn in die Erde legt. Der Gummibaum ward für den nützlichsten gehalten; sein Stamm hielt 5 Schuh im Durchschnitt gegen eine kerzengerade Höhe von

45 bis 50 Fuß, und man bediente sich desselben, um Kähne aus einem Stück zu verfertigen.

Die Thäler waren voll weicher Bäume; am Fuß derselben wuchsen der Couch-Couch, der Yam, der karaibische Kohl, die Kartoffeln und andere Gewächse und Pflanzen, die zur Nahrung der Landeseingebohrnen dienten, ohne Ordnung. Die Wurzeln dieser Pflanzen waren niemals ungesund, aber roh waren sie unschmackhaft, und selbst gekocht mußten sie erst mit Pimento gewürzt werden, wenn sie einigen Geschmak haben sollten. Mit Ingwer und mit der herben Frucht einer Pflanze, die unserm Sauerampf ziemlich ähnlich ist, vermischt, gaben sie ein starkes Getränk ab, das der einzige künstliche Trank der Wilden war. Sie brauchten dabey keine andere Kunst, als daß sie diese Sachen einige Tage im Wasser an den brennenden Stralen der Sonne gähren ließen.

Außer den Wurzeln trugen diese Inseln noch außerordentlich verschiedenes Obst und Früchte, und es ist sonderbar, daß die Saalweide nur fruchtlose Bäume und nie fruchttragende umschlang, wenn diese auch mitten unter den erstern stunden.

Die andern Nahrungsmittel waren sehr eingeschränkt. Es gab da kein zahmes Federvieh. Die vierfüßigen Thiere ließen sich zwar alle essen, aber es gab überhaupt nur fünf Arten derselben, davon die größte so groß war, als unsere Kaninchen. Die Vögel waren mager und schlecht, die Fische ungesund und unschmackhaft.

Die Arzenepflanzen waren hier vortrefflich. Man mochte sie äußerlich gebrauchen, oder essen, oder den ausgedruckten Saft trinken, so brachten sie immer die schleunigsten und besten Würkungen

 hervor.

hervor. Die Eroberer dieser Gegenden haben sich diese immer grünenden und saftvollen Kräuter zu Nutze gemacht, und allen den Arzeneyen vorgezogen, die Asien der ganzen übrigen Welt lieferte.

Die Himmelsluft auf diesen Eylanden ist brennend heiß, und nur selten wird sie durch ein wolkigtes Wetter gemäßigt. Zwar kühlen Regengüsse die Luft ab, allein sie verursachen eine Feuchtigkeit, deren Folgen so unbequem als schrecklich sind. Man muß die Todten wenige Stunden nach ihrem Abscheiden begraben. Das Fleisch hält sich höchstens 24 Stunden. Das Obst verfault, man mag es pflücken, wenn es reif ist, oder vorher. Statt Brod muß Zwieback gebacken werden, wenn es nicht schimmeln soll. Der Wein sauert in sehr kurzer Zeit, und Eisen rostet in einem Tage. Nur mit der äußersten Sorgfalt erhält man den Saamen bis zu der Zeit, da er in die Erde kommen soll. Man schickte daher den ersten Europäern Mehl statt des Korns dahin, aber auch dieß hielt sich nicht lange. Ein Kaufmann, der den Vortheil der Dauer und des wohlfeilen Preises mit einander verbinden wollte, sonderte das Mehl von der Kleye gänzlich ab, ließ es beuteln, und packte das allerfeinste Mehl in wohlverwahrte Fässer, worinn es Lagenweise mit eisernen Klöppeln so fest gestampft ward, daß es einen harten, und von der Luft undurchdringlichen Körper ausmachte. Man hat dieß Verfahren nachher immer vollkommener gemacht, und man kann es auf diese Art ein Jahr, und wohl länger, aufbewahren, je nachdem es mit mehr oder weniger Sorgfalt zubereitet worden. So verdrüßlich indessen die Würkungen des Regens auf diesen Eylanden seyn mögen, so verursacht doch derselbe noch furchtbarere auf diesen

Inseln, nämlich schreckliche Erdbeben und wüthende Orkane.

Nachdem sich Kolombo auf San Domingo, einer der großen Antillen, niedergelassen hatte, so rekognoscirte er die kleinen. Die Einwohner derselben, die Karaiben, waren nicht so schwach und furchtsam, als die Völker, die er schon bezwungen hatte, ob sie gleich übrigens fast ihre ganze Lebenszeit in träger Unthätigkeit auf ihren Hangematten mit Schlafen oder Tabakrauchen zubrachten. Dahingegen waren sie beherzt im Kriege, und sie thaten den Angriff gewöhnlich mit armslangen Keulen und vergifteten Pfeilen. Daher kam es, daß die Spanier, ohngeachtet des Vortheils ihrer Waffen, doch nicht lange, und noch dazu nicht immer, glückliche Kriege mit diesem Volke führten. Anfangs suchten sie Gold, nachher wollten sie nichts als Sklaven haben. Da sie aber keine Bergwerke fanden, und die so stolzen als melancholischen Karaiben in der Sklaverey starben, so entsagten die Spanier Eroberungen, die ihrer Meynung nach so wenig werth waren, und die sie weder machen noch behaupten konnten, ohne unaufhörliche und blutige Kriege zu führen.

Gewohnheiten der Karaiben.

Die Engländer und Franzosen besuchten seit langer Zeit die Windinseln, ohne daran gedacht zu haben, sich darauf nieder zu lassen. Endlich langten Engländer, deren Anführer Warner hieß, und Franzosen unter dem Befehl des Danambuc, im Jahr 1625 auf einen Tag an zwey entgegengesetzten Enden zu St. Christoph an. Da sie gar keine Gedanken auf Handlung, Landbau und Eroberungen hatten, so theilten sie sich friedlich in die Küsten des Eylandes, auf welches der Zufall sie zusammen gebracht hatte.

Die Engländer und Franzosen lassen sich auf den Windinseln nieder.

Friedrich von Toledo, der im Jahr 1630 mit einer furchtbaren Flotte gegen die Holländer nach Brasilien geschickt wurde, erhielt vom spanischen Hofe Befehl, diese Seeräuber im Vorbeygehen auszurotten. Die Engländer und Franzosen vereinigten umsonst ihre schwachen Vertheidigungsmittel gegen den gemeinschaftlichen Feind; sie wurden geschlagen, und die Ueberbliebenen flüchteten eiligst nach den benachbarten Eylanden. So bald aber die Gefahr vorbey war, kehrten die mehresten wieder nach ihren Wohnplätzen zurück, und Spanien, das auf wichtigere Angelegenheiten dachte, ließ sie in Ruhe, indem es vielleicht glaubte, beyde Nationen würden sich aus Neid einander selbst aufreiben.

Sie unterbrachen ihre Feindschaften zum Unglück für die Karaiben. Diese waren schon auf St. Christoph ausgerottet, und man griff sie nun auf ihren Eylanden an. Beyde erobernde Nationen schlossen zu dem Ende im Januar 1670 einen Vertrag unter sich, vermöge dessen jedem Volke seine erworbenen Besitzungen versichert wurden, und mit demselben war ein Schutz- und Trutzbündniß verbunden, um die Landeseingebohrnen zu zwingen, dieser Einrichtung beyzutreten. Durch diesen Vertrag behielten die Franzosen Guadalupe, Martinique, Granada und einige andere nicht so beträchtliche Besitzungen. Die Engländer hingegen wurden in den Besitz von Barbados, Nieves, Antigoa, Montserrat und einiger andern Eylande von geringem Werthe gesetzt. St. Christoph blieb beyden gemein, und allen Karaiben, zusammen genommen, wurde Dominiko und St. Vinzent zu ihrem Wohnplatz angewiesen, wo sich die zerstreuten Glieder dieser Nation vereinigten, deren Anzahl damals nicht mehr als 6000 Menschen betrug.

Zu

Zu der Zeit fiengen die englischen Besitzungen, die unter einer zwar fehlerhaften, aber doch erträglichen Regierung einigen Bestand gewonnen hatten, an, höher empor zu kommen. Hingegen wurden die französischen Pflanzorte von einer großen Anzahl ihrer Einwohner verlassen, die voller Verzweifelung waren, daß sie noch unter der Tyranney der ausschließenden Privilegien seufzen mußten. Diese für die Freyheit höchst eifrige Menschen, flüchteten nach der nördlichen Seite von San Domingo, welche verschiedenen Abentheuern aus ihrer Nation, die vor 30 Jahren aus St. Christoph verjagt worden waren, zur Freystatt dienten.

Die Franzosen setzen sich auf St. Domingo fest.

Diese Leute nannte man Bukaniers, (**Fleischdörrer**), weil sie das Fleisch, wovon sie sich nährten, nach Art der Wilden, im Rauche, an Orten, die man Bukans nannte, trocknen ließen. Diese Leute, die ohne Frau und ohne Gesetze lebten, hatten eine völlige Gemeinschaft der Güter, und ihre einzige Beschäftigung bestand darinn, gegen die wilden Ochsen, von deren Fleisch sie sich nährten, und deren Felle sie an die Schiffe der verschiedenen Nationen, die diese Meere besuchten, verkauften, Krieg zu führen.

Die Ruhe der spanischen Kolonisten auf St. Domingo ward von diesen Leuten immer mehr und mehr gestört, daher ließen sie Truppen vom festen Lande und von den benachbarten Eylanden kommen, die die zerstreuten Bukaniers anfielen. Sie würden sie vielleicht ausgerottet haben, wenn diese Ebentheurer sich nicht zu ihrer Vertheidigung versammlet hätten. Des Tages trennten sie sich zwar, aber des Abends kamen sie wieder zusammen, und wenn dann einer fehlte, so unterblieb das Jagen so lange, bis man ihn wieder gefunden, oder seinen Tod grausam

sam gerächt hatte. Endlich gaben die Spanier alle Hoffnung auf, diese unmenschlichen Feinde zu besiegen, und verfielen darauf, alle Ochsen auf der Insel durch allgemeine Jagden auszurotten; dadurch wurden die Bukaniers ihres nöthigen Gewerbes beraubt, und gezwungen, Wohnsitze anzulegen, und zu bauen.

Frankreich, das bis dahin Räuber, deren Glück von gar keinem Bestand war, verläugnet hatte, erkannte sie für seine Unterthanen, so bald sie ansäßig wurden. Sie schickten ihnen im Jahr 1665 einen tugendhaften und einsichtsvollen Mann, um sie zu regieren, auch reiseten Frauensleute mit ihm ab, die freylich nur bloß durch ihre Unzucht bekannt waren, welchen Fehler aber die Bukaniers nicht achteten.

Die Engländer erobern Jamaika.

Die Engländer hatten nicht gewartet, bis ihre Nebenbuhler auf den großen Antillen recht festen Fuß gefaßt hatten, um auch eine Besitzung da anzulegen. Der damalige Verfall Spaniens ließ nicht zweifeln, daß man es nicht mit Vortheil bekriegen sollte. Die Engländer giengen also nach der neuen Welt, und ihr erster Versuch ward auf die Stadt San Domingo gerichtet, deren Einwohner, so bald sie nur eine zahlreiche Flotte unter Penns Befehlen, und 9000 Mann Landtruppen unter des Venables Anführung, erblickten, in die Wälder flüchteten. Aber die Fehltritte ihres Feindes machten diesen Flüchtlingen wieder Muth; sie kamen wieder zurück und zwangen ihn, mit Schimpf wieder an Bord zu gehen.

Indessen seegelten die Engländer abermal nach Jamaika, in dem festen Entschluß, es zu erobern oder zu sterben. Die Einwohner dieses seit 1509 unter

unter spanischer Bothmäßigkeit stehenden Eylandes wußten nichts von den Dingen, die sich zu San Domingo zugetragen hatten, und die Engländer verrichteten ihre Landung ohne das geringste Hinderniß, marschirten muthig auf St. Jago los, als die dortige Regierung ihrem Eifer durch Vorschläge zu einer Kapitulation Einhalt that. Die listig verlängerte Behandlung der Bedingungen gab den Kolonisten die Zeit, ihre kostbarsten Sachen nach verborgenen Orten zu schaffen. Sie selbst flüchteten in unzugängliche Gebürge, und überließen dem Feinde nichts als eine öde Stadt, ohne Hausrath, ohne Schätze und ohne Proviant.

Diese Betrügerey versetzte die Engländer in die äußerste Wuth; es wurden nach allen Orten Kommandos ausgeschickt, mit der Order, alles umzubringen; allein diese Kommandos kamen immer, ohne etwas entdeckt zu haben, wieder zurück, und man stand schon auf dem Punkt, Jamaika verlassen zu müssen, als man die Weiden fand, worauf die Spanier ihre zahlreichen Heere getrieben hatten. Dieß unerwartete Glück bestärkte die Engländer in dem Entschluß, ihre Eroberung zu vollenden. Die Einwohner, die sich nun in ihren Wäldern und Abgründen nicht mehr sicher hielten, flüchteten nach Kuba; hier wurden sie verächtlich empfangen, und mit einem kleinen Beystande nach dem Ort, den sie verlassen hatten, wieder zurück geschickt. Sie thaten itzt zwar stärkern Widerstand, als vorher, aber endlich mußten sie eine wichtige Insel räumen, die von diesem Augenblick an einen sehr kostbaren Theil der brittischen Besitzungen in der neuen Welt ausgemacht hat.

Ehe sich die Engländer zu Jamaika und die Franzosen zu St. Domingo festsetzten, hatten Seeräuber

Die Flibustier werden die

Plage der amerikanischen Meere.

räuber von beyden Nationen, die nachmals unter dem Namen Flibustier so berühmt wurden, die Spanier aus der kleinen Schildkröteninsel, die ungefähr zwo Meilen von St. Domingo liegt, verjagt, sich da befestigt, und den gemeinschaftlichen Feind mit außerordentlicher Kühnheit angegriffen. Sie errichteten kleine Gesellschaften unter sich von 50, 100 bis 150 Mann. Ein kleines oder großes Boot war ihre ganze Rüstung, mit welchem sie die größten Schiffe angriffen. In großer Noth griffen sie alle Nationen an, die Spanier aber zu allen Zeiten. Nur selten reizten die Schiffe, die von Europa nach Amerika seegelten, ihre Habsucht, sondern sie erwarteten dieselben auf dem Rückwege. Die Spanier, welche bey Ankunft der Flibustier, die sie Teufels nannten, zitterten, konnten nichts thun, als sich ergeben. Ein Kahn mit 4 Kanonen und 28 Mann eroberte einst das Vice-Admiralsschiff der Gallionen; 55 Flibustier trieben ihre Streifereyen bis nach Kalifornien, und nahmen auf dem Rückwege im Hafen Auca ein Schiff, mit vielen Millionen Livres beladen, weg; kurz, ihr Angriff war allemal so verwägen, und äußerst fürchterlich, daß ihnen nur selten das größte Schiff entgieng, wenn sie es einmal geentert hatten.

Wenn sie eine beträchtliche Beute gemacht hatten, so giengen sie anfangs alle nach der Schildkröten-Insel; hernachmals giengen die Franzosen nach St. Domingo, und die Engländer nach Jamaika. Zuerst erhielten die Verwundeten und Verstümmelten ihr Theil; alles Uebrige ward durchs Loos entschieden: selbst der Anführer hatte zu nicht mehrerm Recht, als zu einer Portion, aber man schenkte ihm drey oder vier, je nachdem man mit ihm zufrieden war. Die Angehörigen oder übrigen

Erben der im Treffen Gebliebenen erhielten ebenfalls den Antheil der Verstorbenen richtig, und wenn alle diese Pflichten vollzogen waren, so ward das übrige durch alle ersinnliche Arten von Verschwendung wieder verschwelgt, und Leute, die vor kurzer Zeit Millionen reich waren, sah man nun wieder von Kleidung und allen Bedürfnissen entblößt, und dann wurden neue Unternehmungen gewagt.

Die spanischen Kolonien, die durch diese Räubereyen gar keinen Verkehr mit einander treiben konnten, geriethen nun in gänzliche Unthätigkeit, und gaben ihre Schifffahrt auf. Diese Muthlosigkeit vermehrte die Kühnheit der Flibustier, denn da sie keine Prisen mehr machen konnten, so wurden nun die reichsten und bevölkertesten Gegenden des festen Landes geplündert und verheert.

L'Olonois und Michel le Basque, die sich schon beyde durch verschiedene, theils grausame Unternehmungen fürchterlich gemacht hatten, begaben sich mit 440 Flibustiern nach der Bay von Venezuela, die 50 Meilen tief ins Land gehet; eroberten das Kastell, vernagelten das Geschütz, und hieben die aus 250 Mann bestehende Besatzung nieder. Darauf giengen sie wieder zu Schiff, und kamen zu Marakaibo an, aber die Einwohner hatten sich mit allen Habseligkeiten ans andere Ende des Sees begeben. Hätten die Flibustier mehr geeilt, so hätten sie zu Gibraltar alles gefunden, aber nun trafen sie bey ihrer Ankunft neue Verschanzungen an, die ihnen einen fruchtlosen Sieg und viel Blut kosteten. In ihrer Wuth steckten sie Gibraltar in Brand, und Marakaibo würde gleiches Schicksal erfahren haben, wenn es nicht wäre losgekauft worden.

Morgan,

Morgan, der berühmteste unter den englischen Flibustiern, nahm Portobelo ein, und bemächtigte sich der hier befindlichen Schätze, eroberte im Vorbeygehen St. Katharina, richtete darauf seine Fahrt nach dem Fluß Chagre, nahm, ohnerachtet des hartnäckigen Widerstandes, das Kastell weg, das die Mündung dieses Flusses beschützen sollte, ließ hier seine Schiffe mit der zur Wache nöthigen Mannschaft vor Anker, seegelte 43 Meilen auf seinen Booten den Fluß hinauf bis nach Cruces, und setzte hier seine Reise bis Panama zu Lande fort, welches nur fünf Meilen davon lag, zerstreute die vor der Stadt versammelten Truppen, und zog ohne viel Mühe in den verlaßnen Ort hinein. Unermeßliche Schätze wurden hier in Brunnen und Kellern versteckt gefunden, und nach Vollendung der abscheulichsten Grausamkeiten ward Panama verbrannt. Man begab sich mit einer großen Menge Gefangenen auf den Weg, deren Lösegeld man einige Tage nachher erhielt, und gelangte mit einer unermeßlichen Beute an die Mündung des Chagre. Vor Anbruch des zur Theilung bestimmten Tages, da alles im tiefsten Schlaf versunken lag, seegelte Morgan mit dem vornehmsten Flibustier seiner Nation nach Jamaika, auf einem Schiffe, worauf er die reichste Beute gebracht hatte. Dieser Betrug, davon man noch gar kein Beyspiel gehabt, erbitterte alle aufs äußerste; die Engländer verfolgten den Dieb, aber vergeblich.

Einige Zeit nachher, im Jahr 1683, seegelten 1200 Flibustier, unter Anführung des Vand-Horn, Lorenz Graf und anderer, nach Verakruz. Die Landung geschahe bey Nacht, und vor Anbruch des Tages war alles schon eingenommen. Alle Einwohner wurden in die Kirchen gesperrt, wohin sie geflüch-

geflüchtet waren, und vor die Thüre jeder Kirche waren Tonnen Pulver hingerollt, welche ein Flibustier mit brennender Lunte bewachte, um sie beym geringsten Zeichen des Aufruhrs in die Luft zu sprengen. Während der Zeit, daß man die Stadt so in Todesangst hielt, ward sie ruhig geplündert, und nachdem man das Reichste, was man darinn finden konnte, zu Schiffe gebracht hatte, so schlug man den Einwohnern vor, ihr Leben durch ein Lösegeld von drittehalb Millionen Thaler zu erkaufen. Diese Unglücklichen nahmen den Vorschlag mit Freuden an, und die Hälfte der Summe ward denselben Tag bezahlt. Man erwartete die andere Hälfte weiter vom Lande herein, als man auf den Anhöhen ein beträchtliches Korps Truppen erblickte, und im Hafen eine Flotte von 17 Schiffen, die aus Europa ankamen. Beym Anblick einer so großen Macht zogen die Flibustier sich ganz ruhig zurück, ohne in Schrecken zu gerathen, nahmen 1500 Sklaven, als eine Schadloshaltung der restirenden Summe, mit, begaben sich auf ihre Schiffe, und seegelten stolz mitten durch die spanische Flotte hindurch, die sich nicht unterstand einen Schuß zu thun. Sie fürchtete sich sogar, angegriffen und geschlagen zu werden, und vermuthlich wäre sie nicht mit der bloßen Furcht davon gekommen, wenn die Fahrzeuge der Flibustier nicht stark mit Gold beladen gewesen wären, oder wenn die feindliche Flotte andere Reichthümer am Bord gehabt hätte, als Waaren, die diese Seeräuber nicht sehr achteten.

Nachdem endlich die Flibustier noch viele dergleichen ähnliche Unternehmungen vorgenommen und lange Zeit die Plage der amerikanischen Meere gewesen waren, so endigte sich zuletzt der Flor dieser so sehr gefürchteten Gesellschaft, als sie am Ende des letzten

Jahrhunderts von der Plünderung von Karthagena, mit reicher Beute beladen, zurück kamen. Sie trafen auf eine Flotte von Engländern und Holländern, den damaligen Bundesgenossen der Spanier. Verschiedene dieser Seeräuber wurden mit ihrer Beute in den Grund gebohrt, oder gefangen; die übrigen flüchteten nach St. Domingo. Die Trennung der Engländer und Franzosen, die der Krieg wegen des Prinzen von Oranien unter diesen beyden Nationen verursachte; die glücklichen Bemühungen beyder Regierungen, den Landbau in ihren Kolonien durch die Arbeit dieser unternehmenden Menschen zu beschleunigen; die Unmöglichkeit, die Stelle so vieler außerordentlichen Menschen, die täglich ums Leben kamen, wieder zu besetzen; alle diese Ursachen und noch viele andre traten zusammen, um die seltsamste Gesellschaft, die je gewesen war, zu zernichten.

Nachdem endlich die Ruhe in Amerika durch die in Bürgern und Bauern verwandelten Flibustier wieder hergestellt, und in Europa der spanische Succeßionskrieg geendigt worden, der beyde Welten zittern machte, so schien allenthalben eine dauerhafte Ruhe und Thätigkeit zu herrschen; alle Völker schienen mit großem Eifer und mit neuen Einsichten auf die Vermehrung ihrer Bevölkerung, ihres Landbaues und ihrer Manufakturen bedacht. Diese auflebende Industrie zeigte sich vorzüglich auf den Antillen; je mehr diese Pflanzstädte durch den langen und schrecklichen Brand gelitten, der alles verzehrt hatte, je mehr eilten sie itzt die in ihrem Vermögen gemachten Lücken zu stopfen. Selbst die Hoffnung, die man geschöpft hatte, daß die allgemeine Entkräftung die Ruhe dauerhaft machen würde, ermunterte die mistrauischen Handelsleute, den Kolonisten Vorschüsse

zu thun, ohne welche, troz so vieler Bemühungen, der Fortgang nothwendig sehr langsam gewesen wäre. Dieser Beystand versicherte und vermehrte den Flor der Inseln, als man im Jahr 1739 ein Ungewitter losbrechen sah, das sich seit langer Zeit zusammenzog, und die Ruhe des Erdbodens störte.

Die englischen Pflanzstädte, zumal Jamaika, hatten mit den spanischen Besizungen in der neuen Welt einen Schleichhandel angelegt, den sie durch die Länge der Zeit gewohnt waren als erlaubt anzusehen. Der Hof zu Madrid, der mehr Einsichten in seinem Vortheil zeigte, ergriff Maaßregeln, um diesen Verkehr zu hemmen, oder wenigstens zu verringern. Das Vorhaben mochte wohl weise seyn, aber die Ausführung desselben hätte auch gerecht seyn müssen. Wenn die Schiffe, die dazu bestimmt waren, die Unterschleife zu verhindern, sich damit begnügt hätten, die Fahrzeuge anzuhalten, die ihn trieben, so hätten sie Lob verdient. Allein der Misbrauch, die Gierigkeit nach Gewinn, vielleicht auch der Geist der Rache, machten, daß man, unter dem Vorwande des Schleichhandels, fern von verdächtigen Küsten Schiffe anhielt, die einer rechtmäßigen Bestimmung nachgiengen.

Die amerikanischen Inseln veranlassen den Krieg von 1739.

Die englische Nation ward durch diese Drükkungen, die alle Gränzen des Völkerrechts überstiegen, aufs äußerste erbittert, und so sehr auch der großbritannische Minister, Lord Walpole, und der spanische Rath, Mittel zum Vertrage suchten, so brach doch das Kriegsfeuer zwischen beyden Nationen aus. England fieng den Krieg mit großer Ueberlegenheit an. Es hatte eine große Menge Matrosen, seine Zeughäuser waren mit Kriegsvorrath über und über angefüllt, und seine Werfte voll Leute. Die

ganz ausgerüsteten, und unter dem Befehl erfahrner Officiers stehenden Geschwader, erwarteten nur die Befehle, um das Schrecken und den Ruhm seiner Flagge ans Ende der Welt zu bringen. Allein Walpole verlohr in seinen Bestimmungen eine allzu kostbare Zeit, die zumal in Unternehmungen zur See entscheidend ist.

Vernons Flotte war, nachdem sie Portobelo zerstört hatte, vor Karthagena unglücklich, mehr wegen der ungesunden Himmelsluft, und des Misverständnisses und der Unfähigkeit der Anführer, als durch die Tapferkeit der Besatzung. Anson sah sein Geschwader beym Kap Horn zu Grunde gehen, wo er einige Monate zuvor ohne Gefahr würde vorübergeseegelt seyn; wenn man aus dem, was er mit einem Schiffe ausrichtete, auf das urtheilt, was er mit einem Geschwader hätte thun können, so läßt sich glauben, daß er das spanische Reich in der Südsee wenigstens erschüttert hätte. Die unternommene Anlegung einer Besitzung auf der Insel Kuba hatte einen traurigen Erfolg. Diejenigen, die eine Stadt daselbst anlegen wollten, fanden da ihren Kirchhof. Der Geneeal Oglethorpe ward gezwungen, 38 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, die Belagerung der Festung St. Augustin in Florida aufzuheben, welche Manuel Montiano, dem man Zeit gelassen hatte, sich zu bereiten, tapfer vertheidigte.

Obgleich die ersten Angriffe der Engländer gegen das spanische Amerika eitel gewesen waren, so lebte man dort doch nicht in Ruhe. Umsonst vereinigte der französische Hof seine Seemacht mit der spanischen, diese Verbindung verminderte die Kühnheit der Engländer nicht, und flößte den durch die Furcht gar zu niedergeschlagenen Gemüthern kein

Zu-

Zutrauen ein. Zum Glück für beyde Nationen, und für den Theil der neuen Welt, hatte der Tod Kaisers Karls VI einen lebhaften Krieg in Europa erregt, der die brittische Macht, um eines sehr zweifelhaften Vortheils willen, da zurück hielt. Die Feindseligkeiten, welche in entfernten Ländern mit so vielen Zurüstungen ihren Anfang genommen hatten, liefen nach und nach auf nichts als einige Kapereyen hinaus. Es trug sich keine andere merkwürdige Begebenheit zu, als die Einnahme der Königsinsel, welche die Fischerey, den Handel und die Kolonien von Frankreich in die größte Gefahr versetzte. Diese Macht erhielt eine so kostbare Besitzung bey dem Frieden wieder, aber der Friedensschluß, der sie ihm wieder schenkte, ward nichts desto weniger allgemein getadelt.

Als endlich die Ruhe eine Zeitlang wieder hergestellt war, erregte der Anbau der französischen Kolonien, dessen schleuniger Zuwachs alle Menschen in Verwunderung setzte, im Jahr 1755 den Neid der englischen Nation. Indessen verbarg sich diese Leidenschaft, die sich schämt öffentlich hervorzubrechen, eine Zeitlang im Schatten des Geheimnisses; nachdem aber England alle Kunstgriffe der Staatskunst gebraucht hatte, um Frankreich einzuschläfern, so fieng es die Feindseligkeiten an, ohne irgend einen derjenigen Gebräuche vorhergehen zu lassen, die unter gesittteten Völkern üblich sind. Allein der Anfang des Krieges fiel nicht so vortheilhaft aus, als man es vorher glaubte. Frankreich, ob es gleich überfallen ward, siegte doch in Canada, erhielt einen ansehnlichen Vortheil zur See, eroberte Minorka und bedrohete London selbst. Diese Veränderungen machten, daß England anfieng, sich gar zu sehr für eine Nation zu fürchten, die es bis dahin zu sehr ver-

Aus Amerika entspringt der Krieg von 1755.

verachtet hatte, und Muthlosigkeit kam an die Stelle des Uebermuths. Die Franzosen ließen sich ihrer Seits durch einige glückliche Begebenheiten blenden, die nichts entschieden. Sie hielten die Betäubung ihres Feindes für einen Beweis seiner Schwachheit, und ließen sich daher in die Unruhen Deutschlands tiefer ein, als es ihre Verfassung erlaubte.

Das englische Volk gieng inzwischen von der Muthlosigkeit zur Wuth über, verbannte einen mit Recht verrufenen Minister, und William Pitt, ein Mann, der schwache Entschließungen, die königlichen Vorrechte und Frankreich ebenmäßig haßte, kam an die Spitze der Geschäfte. Admiral Bings, der die Insel Minorka hatte wegnehmen lassen, ward in Banden geworfen, angeklagt und verurtheilt; nichts konnte ihn schützen, der Mast seines Schiffes diente ihm zum Blutgerüste. Sein Tod verkündigte auf eine schreckliche Art allen Dienern der Nation, was für ein Schicksal ihrer wartete, wenn sie das Vertrauen, das man auf sie setzte, hintergiengen. Alle sagten sich selbst im Herzen, wenn das Gefecht angehen sollte: „Hier mußt du lieber sterben, als durch „eine ehrlose Todesstrafe.“ So ward das Blut eines der Feigheit beschuldigten Menschen ein Keim von Heldenmuth.

So bald Herr Pitt das Ruder des Staats ergriffen hatte, so entstand eine Gesellschaft des Seewesens, die, weil sie nicht Eifer genug erblickte, auf der Flotte zu dienen, und den Gebrauch, die Menschen dazu zu zwingen, nicht billigte, die Kinder aus der dürftigen Klasse des Volks in allen dreyen Königreichen einlud, Schiffsjungen, und die Väter, Matrosen zu werden. Sie nahmen es über sich, ihnen ihre Reise zu bezahlen, sie kuriren zu lassen,

wenn

wenn sie krank würden, sie zu kleiden, und ihnen alles zu verschaffen, was nöthig wäre, um gesund zur See zu gehen. Der König, den dieser Zug des Patriotismus rührte, gab 6,000 Thaler, der Prinz von Wallis 2,400, seine Frau Mutter, die verwittwete Prinzeßinn von Wallis, 1,200 Thaler dazu her. Die Schauspieler auf den unterschiedlichen Bühnen spielten die besten Stücke, um diese ehrwürdigen Kapitalien zu vermehren.

Die Engländer bemächtigen sich der französischen und spanischen Eylande.

Dieser öffentliche Eifer für den Dienst des Vaterlandes erhitzte alle Gemüther. Die Engländer sahen sich für ganz andere Menschen an; sie verheerten die Küsten ihres Feindes, schlugen ihn auf allen Meeren und hemmten seine ganze Schifffahrt. Zehn Schiffe von der Linie nebst Bombardier-Galliotten und Fregatten, die mit 5,000 Mann Landtruppen aus England abgeseegelt waren, ließen sich den 22sten Jänner 1759 vor Guadalupe sehen, den andern Tag zerschmetterten sie die Stadt Basse Terre mit Bomben, und endlich unterwarf sich die ganze Insel den 21sten April nach einer drey Monat langen Vertheidigung.

Drey Jahre nachher, nämlich den 16ten Jänner 1762, erschienen 16 Bataillons, unter Anführung des General Monkton, und eben so viel Schiffe von der Linie, unter dem Admiral Rodney, letztere aus Europa, jene aus Nordamerika kommend, im Gesicht der Hauptstadt von Martiniko. Die den Tag darauf geschehene Landung war weder lang, noch schwer, noch blutig; der Ort kapitulirte den 9ten Februar, und die ganze Kolonie folgte diesem Beyspiel am 13ten. Granada und die andern, theils französischen, theils neutralen, aber mit Franzosen besetzten Windinseln, erwarteten nicht einen Kanonen-

nenschuß, um sich zu ergeben, und selbst St. Domingo, die einzige Besitzung, die Frankreich im großen amerikanischen Archipelagus noch übrig hatte, ward mit dem englischen Joche bedroht.

Der französische Hof war so erstaunt als bestürzt, über den Verlust, den er erlitten hatte, und über den, den er voraus sah. Spanien war ebenbenfalls in einer ganz besondern Verfassung. Das Feuer, das die französischen Kolonien verzehrte, konnte leicht auch die seinigen ergreifen. Diese Krone mochte die ihr drohende Gefahr nicht sehen, oder nicht sehen wollen, so bewies sie bey diesen Begebenheiten ihre gewöhnliche Schläfrigkeit. Endlich bekam sie einen andern Herrn, und mit diesem ein ander System. Don Carlos wollte den Brand löschen helfen, allein er kam zu spät; seine Schritte wurden mit verächtlichem Stolz aufgenommen. Herr Pitt, der das, was er vermochte, wohl überdacht hatte, antwortete auf alle Vorschläge, die man ihm that: Ich werde sie anhören, wenn sie den Tower in London, mit dem Degen in der Faust, werden eingenommen haben.

Nun glaubte der französische Hof, er müßte dem englischen Friedensvorschläge thun. An beyden Höfen fürchtete man sich vor dem Widerwillen des Herrn Pitts dagegen, und man hatte nicht Unrecht. Er willigte darein, Unterhandlungen anzufangen, aber der Ausgang bewies, daß es ohne Absicht, mit Ernst daran zu arbeiten, geschehen war. So bald er seine nöthigen Entdeckungen gemacht hatte, zerschlug er die Konferenzen und schlug vor, Spanien den Krieg anzukündigen. Die Nothwendigkeit, diesen Schritt zu thun, ward von Georgs III Rathe nicht so lebhaft eingesehen, als Herr Pitt es wünschte.

Der Geist der Mäßigung schien ihm eine Schwachheit oder eine Verblendung, vielleicht gar eine Verrätherey, und er gieng von der Verwaltung der Staatsgeschäfte ab, weil es ihm nicht vergönnt ward, Spaniens Feind zu werden.

Dem ohngeachtet war doch der erste Schritt des neuen Ministeriums nach den Grundsätzen des Herrn Pitt eingerichtet. Man kündigte Spanien den Krieg an, und Westindien war der Schauplatz dieser neuen Feindseligkeiten. Man richtete itzt seine Absichten auf Kuba, weil man sich versichert hielt, daß man im Besitz dieses Eylandes von der Rache der andern Kolonien nichts zu fürchten hätte, sich des Reichs auf dem mexikanischen Meerbusen versicherte, dem Feind alle Mittel abschneiden könnte, da ihn seine Zölle besonders bereicherten, und endlich, daß man sich dadurch des ganzen Handels mit dem festen Lande bemächtigte.

Nach dieser Ueberlegung ward eine aus 19 Schiffen von der Linie, 18 Fregatten, ungefähr 150 Transportschiffen, welche 10,000 Mann am Bord hatten, zu denen noch 4,000 Mann aus Nord-Amerika stoßen sollten, bestehende Flotte nach Havana geschickt. Man erwählte, um sich dahin zu begeben, die alte Straße von Bahama, die nicht so lang, aber gefährlicher ist, als die neue. Die Hindernisse, die sich bey dieser wenig bekannten Fahrt entgegen stellten, wurden mit einem Glücke überwunden, das des Rufes des Admiral Pocoks würdig war. Er gelangte den 6ten Julius 1762 an den Ort seiner Bestimmung, und die Landung geschah ohne Widerstand, sechs Meilen ostwärts von den schrecklichen Werken, die man einnehmen mußte. Nur der erstaunenden Trägheit der Spanier, die

sich im geringsten nicht zu dieser Begebenheit in Bereitschaft gesetzt hatten, und ihrer unverzeihlichen Nachläßigkeit, daß sie keine Schildwachen ausgestellt hatten, um die Bewegung des am Rande eines Grabens logierten Feindes zu beobachten, muß man es zuschreiben, daß es dem englischen General Albemarle, troz seiner ungeheuren Fehler, die er beym Angriff dieses Orts begieng, dennoch glückte, diese Festung zu erobern. Einige Tage nachher ward für die Stadt, für alle Oerter der Kolonie und für die ganze Insel kapitulirt. Ohne die Wichtigkeit der Eroberung an sich selbst zu rechnen, fand der Sieger in Havana für etwa 12 Millionen Thaler an baarem Gelde und andern Kostbarkeiten, die ihm reichlich die Unkosten seiner Unternehmung bezahlten.

Vortheile, die England auf den Inseln durch den Frieden erhalten hat.

Der Verlust von Kuba, dieser Angel der Größe Spaniens in der neuen Welt, machte den Frieden für den spanischen Hof so nothwendig, als er es nur immer für den französischen seyn konnte, dessen Unfälle den letzten Gipfel erreicht hatten. Die Staatsminister, die damals England beherrschten, wollten ihn wohl ertheilen, aber die Bedingungen schienen schwer zu bestimmen, da Großbritannien im nördlichen und südlichen Amerika ein so ungeheures Glück gehabt, und sein Ehrgeiz sich doch nicht schmeicheln konnte, alles das, was es erobert hatte, zu behalten. Endlich vereinigte man sich dahin, daß die Höfe zu Madrid und Versailles dem Londner alles abtraten, was sie vom St. Lorenzfluß bis an den Missisipi besessen hatten. Frankreich gab noch überdem Granada und Tabago weg, und war es zufrieden, daß die Engländer die bis dahin als neutral angesehenen Eylande, St. Vinzent und Dominiko, behalten sollten, wenn es sich nur seiner Seits St. Luzia zueignen dürfte.

Un-

Unter diesen Bedingungen gab der Sieger den beyden verbundenen Kronen alles wieder, was er ihnen in Amerika weggenommen hatte. Die Staatsschuld dieser Nation, der der Sieg immer zu Gebote stand, betrug im Anfange der Unruhen nicht über 72,289,673 Pf. Sterling, und itzt steigt sie auf 148,377,618 Pf. Sterling, wofür sie eine Zinse von 4,993,144 Pfund bezahlen muß *)

*) Hier ist das Verzeichniß, wie Englands Nationalschulden allmälig angewachsen sind, aus Cunninghams Tabellen. Ihr Betrag war

1701, den 31. Decemb.	6,748,768	Pf.	12	Schill.	3	Pf.
1714, — —	53,681,076	—	5	—	6½	—
1727, — —	52,092,234	—	=	—	4	—
1753, den 11. Januar	75,313,352	—	17	—	8	—
1761, — —	110,604,836	—	8	—	2	—
1770, den 5. Januar	128,999,036	—	8	—	2½	—

Die letztere Angabe ist aus öffentlichen Nachrichten.

Im Jahr 1774 hat man die Nationalschulden über 137 Millionen geschätzt, deren jährliche Zinsen 4,880,689 Pfund Sterling ausmachen. Nach dem Kriege in Nord-Amerika, sind diese Schulden dergestalt vermehrt worden, daß man sie in dem gegenwärtigen 1779sten Jahre schon auf 160 Millionen, und die jährlichen Zinsen davon über 5 Millionen rechnen will.

Zweyter Abschnitt.

Afrikanischer Handel der Europäer, zum Anbau der Antillen.

Die Europäer hohlen Ackerleute aus Afrika.

Um aus dem Besitz der antillischen Eylande Nuzzen zu ziehen, indem die köstlichen Metalle hier nicht in so großer Menge gefunden wurden, daß man sie mit Vortheil hätte hervorsuchen können, verfielen einige Spekulanten darauf, daß ein von dem unsrigen so unterschiedener Boden und Himmelsstrich uns Produkte liefern könnte, die unserm Glück mangelten, oder die wir zu theuer bezahlen mußten. Allein es fehlten Arbeiter, um sie hier anbauen zu können; denn die alten Einwohner lebten nicht mehr, und die neuen, unter einem gemäßigten Himmelsstrich gebohrnen Bewohner, konnten die schweren Arbeiten unter einer sengenden und ungesunden Luft nicht aushalten. Man beschloß also, Ackerleute aus Afrika zu hohlen, welches immer den unmenschlichen Gebrauch gehabt hat, seine Bewohner zu verkaufen.

Afrika ist ein unermeßliches Land, das mit Asien nur durch eine zwanzig Meilen breite Erdzunge zusammenhängt, die man die Landenge von Suez nennt; es bildet ein ungleichseitiges Dreyeck, dessen eine Seite nach Morgen, die andre nach Mitternacht, die dritte nach Abend hingekehrt ist.

Die

Die östliche Seite, die sich von Suez bis an das Vorgebürge der guten Hoffnung erstreckt, wird vom rothen und vom Weltmeere bespült. Das Innere des Landes ist sehr unbekannt; die Küsten sind größtentheils erschreckliche Felsen, die fruchtbarsten derselben sind unter den Landeseingebohrnen, den Arabern, den Portugiesen und den Holländern getheilt. Ihr Handel, der nur in ein wenig Helfenbein und Gold besteht, ist mit dem ostindischen verknüpft. Oestliche Seite von Afrika.

Die nördliche Seite, die von der Landenge von Suez bis an die Meerenge von Gibraltar geht, hat das mittelländische Meer zur Gränze. Sie ist 900 Meilen lang und faßt Egypten mit den Ländern, die man unter dem Namen Barbarey kennt, in sich. Nördliche Küste von Afrika.

Egypten treibt heut zu Tage nur durch die Häfen Damiat und Alexandrien einigen unbeträchtlichen Verkehr mit fremden Nationen.

Lybien, das heut zu Tage von den Barbaresken bewohnt wird, ward im siebenten Jahrhundert mit dem übrigen nördlichen Afrika von den Saracenen bezwungen; die Statthalter des Khalifen raubten nachher ihrem Herrn diese reiche Beute, und machten aus den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen unabhängige Staaten. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts riefen die Mahometaner zu Algier, aus Furcht, in spanische Bothmäßigkeit zu verfallen, die Türken zu Hülfe, von welchen sie hernach selbst unterjocht wurden. Die Städte Tunis und Tripolis, die in der Folge gleichfalls bezwungen wurden, befreyten sich nachher von dem Joche ihrer Tyrannen, und alle drey Staaten nahmen einerley Regierungsform, nämlich eine Art von Aristokratie, an. Das Oberhaupt, welches unter

dem Namen des Dey die Republik regiert, wird durch die Miliz erwählt, die allezeit türkisch ist. Selten werden diese Wahlen unter den Soldaten ohne Blutvergießen angestellt, und eben diesen Revolutionen ist das Kaiserthum Marokko, welches die Königreiche Fez, Taffilet und Suz nach einander verschlungen hat, ausgesetzt.

Das Innere der Barbarey ist mit Arabern angefüllt, die nichts anders sind, als unstäte und herumschweifende Hirten. Die Einwohner an der Küste und in den Städten hingegen sind Seeräuber. Anfangs begnügten sie sich, die weitläuftigen und fruchtbaren Gefilde Spaniens zu verheeren, nach der Zeit aber bauten sie große Schiffe, womit sie die Flagge aller Nationen angriffen. Diese Seeräuber haben die größten Mächte Europens zu der Schande genöthigt, ihnen jährliche Geschenke zu machen, die, man mag sie, unter welchen Namen man will, verbergen, doch nichts anders sind, als ein wahrer Tribut. Man hat sie bisweilen gezüchtigt, aber nie ihre Räubereyen gehemmt. Karl V verschmähte es, sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen, und faßte das edle Vorhaben, sie zu zerstören. Die Eifersucht Franz I hinderte diesen Vorsatz, und seit der Zeit hat kein Fürst ein so ruhmwürdiges Unternehmen wieder vorgenommen; dennoch wäre die Ausführung desselben sehr leicht.

Nur muß dieß keine Nation allein versuchen, weil sonst die Eifersucht aller übrigen ihr geheime Hindernisse in den Weg legen würde. Alle Seemächte müßten dazu das Ihrige thun, weil allen gleichviel daran gelegen ist, und es läßt sich muthmaaßen, daß dieser Krieg nicht langwierig seyn könnte, wenn man ihn mit der gehörigen Klugheit und Einigkeit führte. Die bezwungenen Länder blie-

blieben dann den Eroberern, und ein jeder Alliirte bekäme einen Antheil nach Verhältniß der Mittel, die er zur gemeinschaftlichen Sache hergeschafft hätte. Man würde dann ein so fruchtbares und so lange brach gelegenes Land mit tausend Arten von Korn und Früchten besäen, und diese Produkte gegen die Werke unsrer Manufakturen umtauschen können.

Man irrt, wenn man sich Hoffnung macht, die Afrikaner durch den langsamen und sichern Weg der Traktaten zum Handel zu gewöhnen. Um von dem Gegentheil überführt zu seyn, braucht man nur einen Blick auf das gegenwärtige Verhältniß der Europäer mit diesen Völkern zu werfen.

Die Franzosen haben mit Marokko nie gehandelt, und die Engländer, Holländer und Schweden, die der häufigen Verdrießlichkeiten, die sie dort haben aushalten müssen, überdrüßig sind, zeigen sich auch nur von Zeit zu Zeit daselbst. Fast alle Geschäfte sind in Dännemarks Händen und einer Gesellschaft übertragen, deren Kapital aus 500 Aktien, jede von 500 Thalern, besteht. Im Jahr 1755 ward sie auf 40 Jahr errichtet. Sie bringt englische Tücher, Gold- und Silberstoffe, einige Leinewand, Dielen, Eisen, Theer, Schwefel, dahin, wofür sie Kupfer, Gummi, Wolle, Wachs und Leder mitnimmt. Dieser Umsatz geschieht zu Salee, zu Tetuan, zu Mogador, zu Safy, zu St. Cruz. Man kann die Größe dieses Handels aus den Zolleinkünften beurtheilen, die zu 50,000 Thaler dänisch Geld verpachtet sind.

Der Handel mit Algier ist nicht so beträchtlich. Die Engländer, Franzosen und Juden aus Livorno wetteifern um denselben. Die Rückfrachten sind zwar um ein Viertheil stärker, als was man hinspe-

spedirt, sie betragen aber doch jährlich nicht mehr als etwa 260,000 Thaler: die Hälfte davon ist für Frankreich, dessen Nebenbuhler in das Uebrige ungefähr zu gleichen Theilen gehen.

Außer diesem Handel, der ganz allein der Hauptstadt zugehört, werden noch einige Geschäfte zu Calle, zu Bonne und zu Collu, drey der Republik auch zugehörige Häfen, getrieben. Dieser Handel hätte sich verstärkt, wenn er nicht dem fremden Monopol einer ausschließenden Gesellschaft zu Marseille unterworfen wäre. Ihre Kapitalien bestehen aus 1,200,000 Livres *), und ihr jährlicher Handel, der sich auf 8 bis 900,000 **) belaufen kann, beschäftigt 30 bis 40 Schiffe. Was sie an Korn, Wolle, Korallen und Leder einkauft, bezahlt sie mit baarem Gelde.

Tunis mag etwa für 500,000 Thaler an fremden Waaren empfangen, und für 600,000, oder etwas darüber, verkaufen. Die Franzosen haben zwey Drittheile von diesen Handlungsgeschäften in Händen, und das Uebrige kömmt an die Toskaner. Die Grundlage davon ist fast eben so beschaffen, als die von allem Verkehr, das man in den Staaten der Barbarey hat.

Am allerschwächsten sind die Geschäfte, die zu Tripoli getrieben werden; das Land ist so elend, daß man nur einige Nürnberger Waaren von geringem Werthe dahin bringen kann. Was man an Wolle, Senesblättern, an Asche, Wachs und Gemüse daher bekömmt, ist von gar keinem Belange.

Einen

*) 300,000 Thaler.

**) 200 bis 230,000 Thaler.

Einen ungleich größern Nutzen, als die vorige, schafft die westliche Küste von Afrika, durch den Vortheil, den die amerikanischen Pflanzörter von derselben haben. Diese Küste, die man die Küste von Guinea nennt, erstreckt sich von der Meerenge von Gibraltar bis an das Vorgebürge der guten Hoffnung. Von den Gränzen des marokkanischen Reichs, bis an den Senegal, ist der Boden ganz unfruchtbar. Einige Araber und Mauritanier irren elendiglich in den brennenden Sandebenen, die sich in den weitläuftigen Küsten von Sahara verlieren *). In Ansehung der innern Beschaffenheit von Amerika, kann man nichts als unbestimmte Muthmaaßungen wagen; so viel ist aber gewiß, daß an der ganzen Küste die Regierungsform unumschränkt ist; der Despot mag

Westliche Küste von Afrika oder Guinea.

*) Dieß hat man vor etwa 15 Jahren anders befunden. Um die Zeit rüstete Kapitain Glas, ein englischer erfahrner Seemann, mit einigen Kaufleuten ein Schiff von 250 Tonnen aus, und fand in diesen Gewässern einen sehr guten Hafen unter 30°30′ Nordl. Breite, den Kanarieneylanden beynahe gegen über; er nannte diesen unter einer gesunden Himmelsluft, in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend liegenden Hafen, Hillsborough-Hafen. Wegen eines Streits zwischen den dortigen Afrikanern und seinen Leuten wurden letztere von der Küste getrieben, und verloren den größten Theil dessen, was sie erhandelt hatten. Schon sollte dem Glas ein ausschließendes Privilegium, nach dortigen Gegenden zu handeln, ertheilt werden, als er zuerst auf den Kanarieninseln lange Zeit im Gefängniß bleiben mußte, und endlich auf seiner Fahrt von Irrland nach England mit sammt seiner Tochter vom Schiffsvolke ermordet ward. Dieß hinderte die Herausgabe seiner Reisebeschreibung, die er bekannt zu machen vorhatte, und folglich auch die Fortsetzung seines Projekts.

mag durch seine Geburt, oder durch Wahl, den Thron erhalten, so haben die Unterthanen kein ander Gesetz, als seinen Willen.

Ehemaliger Handel mit Guinea.

Der Handel auf der Küste von Guinea bestand ehedem bloß in einem Umtausch von etwas Salz und getrockneten Fischen, das die von der Küste entfernten Nationen verzehrten. Dagegen gaben sie Stükken Zeugs, die aus einem Faden gemacht waren, der weiter nichts ist, als ein holziges Wesen, das unter der Rinde eines den dortigen Gegenden eigenen Baums klebt, an der Luft hart und zu allerley Webereyen geschickt wird. Die ersten Europäer, die die östliche Küste von Afrika besuchten, gaben dem Wachse, dem Elfenbein, dem Gummi, welches alles vorher nicht geachtet wurde, einen Werth. Selbst dem Golde, von welchem sie höchstens jährlich 3000 Mark eintauschten, gaben sie einen Preis. Sie haben unzähliche Mittel angewandt, um mehr zu bekommen, und sie glauben nun nächstens auf folgende Art dazu zu gelangen.

Im Innern von Afrika, unter dem 12 oder 13 Grad nördlicher Breite, liegt ein ziemlich großes Land, das unter dem Namen Bambuk bekannt ist; der dortige Boden ist dürre und versengt, das Klima brennend heiß, voll Dünste und ungesund. Diesem schlechten Lande hat nichts einige Aufmerksamkeit zuwege gebracht, als sein Gold, welches daselbst so gemein ist, daß man fast überall welches findet. Man braucht zuweilen nur, um welches zu bekommen, die Oberfläche einer thonichten, leichten und mit Sande vermischten Erde aufzukratzen. Ist die Ader sehr reich, so wird sie einige Fuß tief gegraben, aber niemals weiter, ob man gleich bemerkt hat, daß sie ergiebiger würde, je tiefer man grübe. Die Bergleute sind zu faul, um eine Arbeit fortzusetzen,

die

die immer mühseliger wird, und zu unwissend, um den Hindernissen abzuhelfen, die sie unfehlbar nach sich ziehen würde. Ihre Nachläßigkeit und Unschicklichkeit geht so weit, daß sie nur die größten Stükken Gold behalten, wenn sie es waschen, um es von der Erde abzusondern; die leichtsten gehen mit dem Wasser fort, das von einer schrägen Fläche abläuft.

Die Einwohner zu Bambuk bearbeiten die Bergwerke nicht eher, als bis persönliche oder öffentliche Bedürfnisse die Farims bewegen, die Erlaubniß dazu zu ertheilen; ist diese angekündigt, so begeben sich alle diejenigen, die sie nutzen wollen, an den angegebenen Ort. Nach Endigung der Arbeit geschieht die Vertheilung. Die Hälfte des Goldes kömmt dem Herrn zu, und das Uebrige wird unter den Arbeitern zu gleichen Theilen getheilt. Diejenigen, die zu einer andern Zeit, als bey so einem allgemeinen Goldgraben, welches haben wollen, suchen es in den Flüssen, wo es gemein ist.

Die Franzosen und Engländer haben sich wechselsweise bemüht, zu diesen Reichthümern zu gelangen; aber man hat noch nicht einmal das Daseyn derselben recht gewiß ausmachen können, geschweige, daß man sich ihrer bemächtigt hätte. Durch die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen ist der Eifer der hitzigen Gemüther verdoppelt worden, aber vernünftigere Handelsleute haben sich an einen viel wichtigern Handel, nämlich den Sklavenhandel, gehalten.

Neuer Handel mit Guinea. Der Sklavenhandel.

Das Eigenthumsrecht, das einige Menschen in Guinea sich über andere erworben haben, ist eines sehr alten Ursprungs. Indessen hat kein Eigenthumsherr das Recht, einen Menschen, der im Sklavenstande gebohren ist, zu verkaufen. Er kann nur die

Sklaven veräußern, die er erwirbt, entweder im Kriege, wo jeder Gefangene, wenn er nicht ausgewechselt wird, ein Sklave ist, oder als eine Buße für ein ihm angethanes Unrecht, oder wenn er sie als ein Zeichen der Erkenntlichkeit empfangen hat. Doch wird dieß Gesetz heut zu Tage unzureichend, indem man ihm durch allerley abgeredte Streitigkeiten ausweicht, die zwey Eigenthümer anfangen, um wechselsweise einer gegen den andern zu einer Strafe verurtheilt zu werden, die man in gebohrnen Sklaven bezahlt, worüber man durch eben dasselbe Gesetz freye Verfügung zu treffen berechtigt wird.

Die Begierde, Sklaven zu machen, hat so gar Landesfürsten bewogen, häufigere Kriege mit einander anzufangen, und mit der Zeit ist die Sklaverey eine Strafe der geringsten Vergehung geworden. Man hat in diesen Ungerechtigkeiten weder Ziel noch Maaße gekannt. Fern von den Küsten finden sich Oberhäupter, die um die Dörfer herum alles wegnehmen lassen; werden diese Räuber durch eine stärkere Mannschaft ergriffen, so führt man sie zu dem Landesherrn, der den Auftrag, den er gegeben hat, immer verläugnet, und unter dem Vorwande, Recht darüber ergehen zu lassen, den Augenblick diese seine Abgeschickten an die Schiffe verkauft, mit welchen er einen Handel geschlossen.

Ohnerachtet dieser verhaßten Kunstgriffe, sind die Völker an der Küste außer Stand gewesen, der Nachfrage der Kaufleute ein Genüge zu thun, weil der Sklaven immer weniger werden. Auch wäre dieser Handel schon gesunken, wenn die Küstenbewohner nicht die Völker mitten im Lande hinein mit ihrer Ueppigkeit angesteckt hätten, von welchen sie fast alle Sklaven herbekommen, die sie uns liefern.

fern. Diese Erschöpfung ist Schuld daran, daß die Sklaven seit 20 Jahren fast auf einen viermal so hohen Preis gestiegen sind; dieß kömmt daher: Man bezahlt sie größtentheils mit ostindischen Waaren, die in Europa doppelt so theuer geworden sind, als ehemals, und in Afrika muß man doppelt so viel dieser Waaren geben. Ueberdieß steigen die Nebenkosten, als: Profite der Mittelsmänner, Abgaben u. s. f. noch täglich, wegen der Entfernung der Oerter, wo es noch Sklaven zu verkaufen giebt; je weiter dieser erste Markt entfernt seyn wird, je höher werden die Kosten steigen; diese werden endlich so hoch steigen, bis so wenig von dem, was der europäische Kaufmann geben kann, übrig bleiben wird, um den ersten Verkäufer zu bezahlen, daß dieser lieber seinen Sklaven wird behalten wollen.

Die Sklavenhändler treten in Gesellschaft zusammen und machen Arten von Karavanen aus, indem sie auf 2 bis 300 Meilen weit, verschiedene Kuppeln, von dreyßig bis vierzig Sklaven herführen, die alle das nöthige Wasser und Korn tragen, um in den dürren Wüsten, durch welche man reisen muß, fortzukommen. Die Art, sich ihrer zu versichern, ohne ihren Marsch gar mühsam zu machen, ist künstlich ausgedacht. Man hängt jedem Sklaven eine acht bis neun Schuh lange hölzerne Gabel an den Hals, die hinten mit einem vernieteten Nagel so zugemacht ist, daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, der von sehr schwerem Holze ist, fällt vorne her, und ist dem, der sie am Halse hat, so beschwerlich, daß, ob er gleich freye Arme und Beine hat, er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann. Wenn man sich in Marsch setzen will, stellt man alle Sklaven hinter einander, leget und befestigt das Ende einer jeden Gabel auf die

Schulter des Vordermanns, und das geht so von einem Sklaven zum andern, bis auf den allervordersten, dessen Gabel durch einen von den Führern getragen werden muß. Um auch die Ruhe des Schlafs ohne Sorgen genießen zu können, binden diese Kaufleute die Arme eines jeden Sklaven an dem Stiele der Gabel, die er trägt, fest. Auf diese Art kann er weder fliehen, noch das Geringste, um seine Freyheit zu erlangen, unternehmen. Diese Sorgfalt ist nothwendig, denn wenn ein Sklave einmal seine Ketten abwerfen kann, so ist er frey.

Die Sklaven kommen immer in großer Anzahl, zumal wenn sie von entfernten Gegenden kommen, weil dadurch die Unkosten des Transports vermindert werden. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, die wegen dieser Sparsamkeit schon lang ausfallen muß, währt oft aus besondern Ursachen noch länger; die gewöhnlichste derselben ist der Regen, nach welchem die Flüsse austreten, und der Handel also liegt. Die gute Jahrszeit, um im Innern von Afrika zu reisen, fällt zwischen dem Februar und September, und vom September bis im März findet man bey der Rückkehr der Kaufleute den größten Ueberfluß an dieser Waare.

Im Jahr 1768 sind aus Afrika gekommen 104,100 Sklaven. Die Engländer haben für ihre Inseln 53,100 mit fortgeschleppt; ihre Kolonisten in dem nördlichen festen Lande 6,300; die Franzosen 23,500; die Holländer 11,300; die Portugiesen 8,700; die Dänen 1,200. Diese Unglücklichen sind nicht alle nach dem Orte ihrer Bestimmung hingelangt, sondern nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge muß der achte Theil davon umgekommen seyn.

Man

Man würde irren, wenn man glaubte, daß Amerika jährlich eine gleiche Anzahl Schwarze bekomme. Ohne zu rechnen, daß sich die Speditionen nach Guinea gewaltig vermindert, so haben die Einrichtungen des letzten Friedens einen starken neuen Anbau veranlaßt, der einen außerordentlichen Zuschuß erforderte. Man muß die Zahl der Menschen, die sich Afrika jährlich rauben läßt, auf 60,000 einschränken *); wenn nun jeder Sklav auf der Stelle 300 Livres kostet, so empfängt Afrika für dieß abscheuliche Opfer 18 Millionen **).

Dem französischen Kaufmann kommen sie indessen noch theurer zu stehen, weil er nicht so, wie die übrigen Nationen, die Kosten der Kommission, Fracht und Assekuranz ersparen kann, um die hier unentbehrlichen Waaren aus fremden Häfen zu bekommen.

Sind zum Sklavenhandel Kastelle nöthig?

Die europäischen Nationen glaubten anfangs, es erfordere der Vortheil ihres Handels, daß sie Besitzungen auf der Küste von Afrika anlegten; besonders war Portugall so eifrig auf die dortige Herrschaft, daß es keiner andern Nation das Recht dahin zu seegeln erlauben wollte, und die Engländer mußten würklich im Jahr 1553 den Schimpf erfahren, daß ihre Schiffe angehalten wurden. Es mußte also zu einem Nationalkrieg geschritten werden, um sich von dieser Tyranney zu befreyen. Nach der Zeit errichteten die englischen ausschließenden Gesell-

*) Nach neuern und sichern Berechnungen kann man die jährliche Anzahl der Afrikaner, die wir Europäer kaufen, auf 75 bis 80,000 ansetzen.

**) Jeder Sklav kostet etwas über 79 Thaler, und die ganze Summe, die Afrika empfängt, thut 4,840,000 Thaler.

Gesellschaften, die in England diesen Handel unternahmen, nach und nach unzählige Faktoreyen, bis endlich das Parlement im Jahr 1752 diesem Monopol ein Ende machte, und den Interessenten alle diese befestigten Waarenhäuser, in welchen nur 120 Mann lagen, für 112,142 Pf. 3 Schill. 3 Pence abkaufte *); ihre Unterhaltung kostet jährlich 13,000 Pfund **).

England trieb den Handel mit Afrika fast ganz allein, als die Holländer im Jahr 1637 sich Theil daran zu verschaffen suchten, und zu dem Ende die mehresten portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Guinea wegnahmen, deren Besitz ihnen auch der im Jahr 1641 geschlossene Traktat versicherte. Auch den Franzosen gelang es, sich im Jahr 1672 hier festzusetzen; allein, seitdem es den Engländern Senegal in den letzten Traktaten hat aufopfern müssen, ist ihm nichts geblieben, als die Faktorey zu Juida, und die Insel Goree, wo weder Handel ist, noch jemals seyn wird.

Der Handel der Dänen, die sich kurz nach der Mitte des letztern Jahrhunderts in Afrika ansässig machten, indem sie die beyden Kastelle, Friedrichsburg und Christiansburg, die nicht weit von einander an der Goldküste liegen, vom Könige zu Aguambo kauften, hat wenig zu bedeuten. Er war so schwach, daß man nur alle zwey bis drey Jahre ein Schiff spedirte; diese Schifffahrt hat sich seit einiger Zeit vermehrt, allein sie ist noch eben nicht sehr beträchtlich. Ueberhaupt ist heut zu Tage der Nutzen aller hier befindlichen Besitzungen zugleich mit der Abnahme der Gegenstände ihres Handels verlohren gegan-

*) 672,853 Thaler.
**) 78,000 Thaler.

gegangen; auch bedient man sich itzt, da die Schwierigkeit, Sklaven zu bekommen, immer größer wird, nur kleiner Schiffe, die 2 bis 300 Negern führen können, anstatt daß man deren sonst 5 bis 600 auf großen Schiffen wegführte.

Kleine Schiffe schicken sich besser zum Sklavenhandel, als die großen.

Letzteres wird indessen nicht immer genau genug von den Unternehmern beobachtet; sie sehen mehr auf die Größe und auf den Gang ihrer Schiffe. Hierdurch, und durch die Regelmäßigkeit der Winde und Ströme in diesen Gewässern, wird die Fahrt oft sehr verzögert, und daher ist der Unterschied der großen und kleinen Fahrt entstanden. Die kleine Fahrt ist nur 1800 Meilen lang, welche man vom Anfange Septembers bis zu Ende Novembers in 35 bis 40 Tagen zurücklegen kann. Allein vom Anfange März bis Ende Augusts sind diese Gewässer gar nicht mehr schiffbar, weil man um diese Zeit gegen gewaltige Ströme und gegen einen beständigen Südostwind zu kämpfen hat. In dieser Jahrszeit also müssen die Schiffe, von den Küsten entfernt, in die offenbare See steuern, und zwischen Afrika und Brasilien bis gegen den 26 oder 28 Grad südlicher Breite seegeln, und sich dann der Küste von Guinea nähern. Diese Fahrt beträgt 2500 Meilen, und erfordert 90 bis 100 Tage.

Die Länge dieser Reise zieht für diejenigen, die sie unternehmen, viel Unbequemlichkeiten nach sich, weil die Schiffe dann von Windstillen befallen, durch ungünstige Winde aufgehalten, und durch Ströme fortgerissen werden. Das Wasser mangelt, Lebensmittel verderben, die Sklaven kriegen den Scharbock. Ueberdieß sind die nordwärts gebohrnen Negern noch den Pocken ausgesetzt, welche Krankheit zwar durch bekannte Mittel geheilt werden kann,

wenn sie in ein noch vor Anker liegendes Schiff dringt, aber beynah unheilbar wird, wenn ein nach Amerika seegelndes Schiff unterwegs damit befallen wird.

Die europäischen Nationen tragen nicht auf einerley Art für die Erhaltung ihrer Sklaven Sorge; zwar dienen ihnen alle Meerbohnen mit ein wenig Reiß vermischt zur Nahrung, allein dahingegen halten die Engländer, Holländer und Dänen sie immer strenge in Fesseln, und legen oft den Frauensleuten Handschellen an, die Franzosen hingegen nehmen drey oder vier Tage nach ihrer Abfahrt allen die Fesseln ab. Alle sind zu nachsichtig gegen den Umgang der Matrosen mit den Sklavinnen, und diese Unordnung ist Schuld an dem Tode von drey Viertheilen unter denjenigen, die die Fahrt nach Guinea jährlich austreibt.

Alle Nationen verkaufen ihre Sklaven nicht auf einerley Weise. Der Engländer schlägt seine Ladung im Ganzen los, die ein einziger Kaufmann ersteht, der sie nachher an die Landeigenthümern wieder vereinzelt. Die übrigen Nationen hingegen vereinzeln ihre Ladungen, so wie die Eigenthümer der Pflanzungen es verlangen.

Elender Zustand der Sklaven.

Der Zustand der Sklaven im ganzen amerikanischen Archipelagus ist höchst elend. Eine enge, ungesunde, aller Bequemlichkeit entblößte Hütte ist seine Wohnung, sein Bette eine elende Hürde; und etwas grobes Lein, das seine Blöße bedeckt, schützt ihn weder vor der unerträglichen Hitze des Tages, noch vor der gefährlichen Kühle der Nacht. Sein sparsam gereichter Unterhalt ist kaum hinreichend sein trauriges Leben zu erhalten, und unter der immer

aufge-

aufgehabenen Peitsche eines unmenschlichen Verwalters ist er zu beständigen Arbeiten verdammt.

Außer den Plagen einer abscheulichen Sklaverey, sind die Negern nach zwoen besondern Arten von Krankheiten unterworfen, die ihnen nur allein eigen sind, nämlich: dem Pian und dem Magenweh. Bey der letztern fängt die Haut und Gesichtsfarbe an olivenfarbig zu werden, die Zunge wird weiß, ein unüberwindlicher Schlaf übermannt sie, sie sind ohnmächtig und zur geringsten Thätigkeit unfähig; die Beine schwellen, die Brust tritt voll Schleim. Wenige kommen davon; die mehresten ersticken, nachdem sie sich mehrere Monate unter vielen Schmerzen abgezehrt haben.

Der Pian zeigt sich durch einen trocknen, harten, zirkelförmigen Ausschlag, den die Haut manchmal bedeckt, der aber gemeiniglich geschwürartig und mit einem weißlichen, ins Gelbe fallendem Mehle gleichsam überstreut ist. Alle Negern bekommen diese Krankheit einmal in ihrem Leben, und es ist unerhört, daß ein einziger sie zum zweytenmal bekommen hätte, wenn er aus dem Grunde geheilt worden ist. Die Europäer bekommen diese Krankheit, ohnerachtet des täglichen Umgangs mit schwarzen Frauensleuten, fast niemals, allein es ist durch richtige Berechnungen ausgemacht, daß jährlich in Amerika der siebente Theil der dorthin gebrachten Negern davon stirbt; 1,400,000 Unglückselige, die man heut zu Tage in den Pflanzörtern der Europäer in der neuen Welt erblickt, sind der bejammernswürdige Ueberrest von 9 Millionen Sklaven, die sie empfangen haben. Diese erschreckliche Verwüstung kann durch das Klima, das dem afrikanischen sehr nahe kömmt, nicht bewirkt werden, und noch weni-

ger

ger durch Krankheiten, die nach dem Geständniß aller Beobachter wenige Schlachtopfer hinreißt. Ihre Quelle muß in Behandlung der Sklaven liegen; ließe sich die wohl nicht verbessern?

Wie man den Zustand der Sklaven erträglicher machen könnte.

Der erste Schritt zu dieser Verbesserung würde darinn bestehen, daß die Eigenthümer der Pflanzungen sich ihrer Sklaven mit mehrerer Sorgfalt annähmen, und ihnen ihre Sklaverey dadurch erleichterten, daß sie sie auf eine schicklichere Art ernährten, kleideten und unter Dach brächten. Sie würden nach und nach dadurch zu jener politischen Mäßigung kommen, die darinn besteht, die Arbeiten zu sparen, und die Strafen zu lindern. Dadurch würde eine große Menge Sklaven erhalten werden, die eine Menge durch Verdruß oder Betrübniß verursachte Krankheiten wegrafft. Ferner müßte man suchen, einen natürlichen Geschmack zu begünstigen, der den Negern eigen zu seyn scheint. Ihre Organe sind ganz besonders für die Macht der Musik reizbar, diese belebt bey ihnen den Muth, erweckt ihre Trägheit, und man sieht an allen Muskeln ihres immer nackenden Körpers den Ausdruck dieser außerordentlichen Empfindsamkeit gegen die Musik. Eine so lebhafte Neigung könnte in geschickten Händen ein großes Triebrad werden. Man würde sich desselben bedienen, um Feyerlichkeiten, Spiele und Preise anzustellen, und diese mit Einsicht vertheilten Belustigungen würden ihre gewöhnliche Dummheit verhindern, ihre Arbeiten erleichtern, und sie vor dem verzehrenden Gram verwahren, der sie aufreibt und ihr Leben abkürzt.

Nachdem man für die Erhaltung der aus Afrika gebrachten Schwarzen gesorgt hätte, müßte man sich mit den auf den Eylanden selbst Gebohrnen beschäftigen. Man müßte sich entschließen, den

Müttern,

Müttern, die bis ins sechste Jahr eine ansehnliche Anzahl Kinder erzogen hätten, die Fesseln abzunehmen; dadurch würde man der Abscheulichkeit vorbeugen, mit welcher sie oft ihre Kinder in ihren Armen ersticken, damit sie grausamen Herren nicht in die Hände fallen, vielmehr würden sie nun mit einander wetteifern, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen, deren Anzahl und Erhaltung ihnen eine so große Erleichterung ihres Zustandes verschaffen sollte.

Unter allen Ländereyen auf den amerikanischen Eylanden giebt es keine einzige, bey der die Masse von Arbeit nicht unaufhörlich wüchse. Diese Länder verlangen also immer eine größere Anzahl Arbeiter, und Afrika liefert deren immer wenigere, schwächere, und verkauft sie dabey theurer. Nothwendig müßten Ackerleute, die in den Eylanden von Amerika selbst gebohren wären, den verkauften, aus ihrem Vaterlande verpflanzten und immer gezwungenen Sklaven vorzuziehen seyn. Dieß Mittel, die in der Kolonie gebohrnen Schwarzen an die Stelle der ausländischen zu brauchen, bietet sich von selbst dar, man braucht nur die schwarzen Kinder zu verpflegen, die auf den Inseln gebohren werden, und von den Seefahrern, die nach den Küsten von Afrika hinseegeln, zu verlangen, daß sie in ihren Ladungen eine gleiche Anzahl Manns- und Weibsleute zusammen bringen, oder so gar etliche Jahre hindurch mehr Frauensleute, um desto eher dem Mangel des Verhältnisses zwischen beyden Geschlechtern abzuhelfen. Letztere Vorsicht würde allen Schwarzen den Genuß der Liebesfreuden verschaffen, und sie auf die Art trösten und vermehren; sie würden die Last ihrer Ketten vergessen und wieder neu gebohren werden.

Arbeiten der Sklaven.

Die Arbeit der Sklaven auf den amerikanischen Eylanden besteht hauptsächlich in Bearbeitung des Bodens, der von dem unsrigen sehr verschieden ist, daher auch seine Produkte verschieden sind, und die Art ihn zu bauen. Außer einigen Gemüsearten wird da nichts gesäet, sondern alles gepflanzt.

Der Tabak war das erste Produkt, auf dessen Bau man sich legte. Als man nachher die Kultur andrer Gewächse anfieng, bediente man sich einer Hacke, um die Erde umzugraben und die Pflanzen zu behacken. Aber man wühlte nicht den ganzen Raum damit um, der benutzt werden sollte, sondern man machte nur an der Stelle ein Loch damit, wo man Pflanzen hinsetzen wollte. Einige Kolonisten haben sich nachher des Pfluges bedient, und wahrscheinlicher Weise wird dieß Verfahren überall, wo es sich thun läßt, eingeführt werden.

Alle Ländereyen auf diesen Eylanden, waren noch nie berührt worden, ehe die Europäer es unternahmen sie urbar zu machen; ihre Fruchtbarkeit nimmt aber immer mehr ab, und bald werden sie aufhören, die Arbeiten der Landbauleute zu belohnen, wenn nicht die Kunst der Natur durch häufiges Umackern und Düngen zu Hülfe kömmt. Man bedient sich schon einer Art von Dünger, den man **Varech** nennt, ein Seegewächs, welches sich, wenn es reif ist, aus dem Wasser losreißt und durch die Wellen ans Ufer geworfen wird. Ob er gleich eine große Fruchtbarkeit besitzt, so kann man ihn doch nicht ohne Zubereitung gebrauchen, weil er dem Zucker eine unangenehme Herbe mittheilt.

Alle vierfüßige Hausthiere sind durch die Spanier nach Amerika gebracht worden, und aus ihren Besitzungen haben sie die Pflanzörter der andern Nationen

ciomen bekommen, allein sie sind alle, außer den Schweinen, aus der Art geschlagen. Man findet hier sehr kleine Arten, und die zur Nahrung bestimmten Thiere liefern hier nur ein sehr zähes und saftloses Fleisch. Diejenigen, die man zu verschiedenen Arbeiten gebraucht, leisten nur mit Mühe sehr schwache Dienste. Die Ochsen schleppen nur leichte Lasten, und die Kraft der Pferde entspricht ihrem Feuer und der Schnelligkeit ihres Ganges nicht. Man hat Versuche gemacht, das Kameel hier einzuführen, allein nicht mit glücklichem Erfolg. Besser wäre es gewesen, den Büffel dazu zu nehmen, der ursprünglich aus einer heißen Zone stammt, und folglich auf den Antillen sehr nützlich seyn würde, welches auch schon durch Versuche, die man damit auf Guiana angestellt hat, ist bestätigt worden.

Trägheit und Schlendrian sind ebenfalls dem Fortpflanzen unserer Gewächse daselbst entgegen gewesen. Die verschiedenen Arten von Obstbäumen, die man dahin gebracht, sind ausgestorben, einige Holzarten ausgenommen, deren Früchte weder schön noch gut sind. Man beschäftigt sich bloß mit Bearbeitung einträglicherer Produkte.

Vor allen Dingen hat man sich Nahrungsmittel verschaffen müssen, die zur Erhaltung der Negern dienen. Afrika hat den Eylanden ein Gesträuch geliefert, das unter dem Namen des angolischen Erbsenbaums bekannt ist. Es trägt Hülsen, die fünf bis sechs sehr nahrhafte Erbsen enthalten; seine Blumen sind gut für die Brust, die abgekochten Blätter sind, auf Wunden gelegt, heilsam, und aus seinem zu Asche gebrannten Holz macht man eine Lauge, welche alle Geschwüre reinigt, und die äußern Entzündungen der Haut zertheilt.

Ein

Ein anderes Geschenk, das diese Inseln aus Afrika erhalten haben, ist der Maniok oder die Kassawastaude, deren Frucht an ihrer Wurzel hängt, die achtzehn Monat zu ihrem Wachsthum und Reife braucht. Diese Frucht muß erst von der äußersten Haut gereinigt, dann gewaschen, gerieben und ausgepreßt werden, um die wässerigen Theile heraus zu bringen, die ein kalter Gift sind, für welchen man noch kein Gegenmittel weiß. Das Backen macht, daß alles, was von der tödtlichen Materie, die sie enthielt, etwa noch darinn seyn möchte, heraus dünstet. Die Spanier genießen dieses zubereitete Gewächs durchgängig zu ihrer Nahrung, der Franzose ernährt damit seine Sklaven. Die andern europäischen Völker, die Besitzungen auf diesen Inseln angelegt haben, wissen nicht viel von der Kassawa. Diese Kolonien empfangen ihren Unterhalt aus dem nördlichen Amerika, so, daß wenn ihr Verkehr mit dieser fruchtbaren Landschaft nur vier Monate lang unterbrochen wäre, sie nothwendig Hungers sterben müßten. Die mehresten dieser Kolonisten finden einen größern Vortheil dabey, den ganzen Fleiß ihrer Sklaven auf diejenigen Produkte zu wenden, die ein Gegenstand des Handels sind. Die hauptsächlichsten sind der Kakao, die Rokustaude, die Baumwolle, der Indig und Kaffee; am wichtigsten aber ist den Kolonisten das Einkommen aus dem Zucker.

Das Rohr, aus dem er kömmt, ist etwa 8 bis 9 Schuh hoch, und 2 bis 4 Zoll dick; es verlangt ein lockres, leichtes und tiefes Erdreich zu seinem Wachsthum. Man verpflanzt es in Furchen, die 3 Fuß von einander entfernt, 18 Zoll lang, 12 Zoll breit, und 6 Zoll tief sind; diese Pflanzen müssen aufs sorgfältigste von allem Unkraut gereinigt werden, nach

andert-

anderthalb Jahren kommen sie zu ihrer Reife. Der Saft wird aus den Röhren durch besonders dazu eingerichtete Maschinen herausgepreßt, durch eine viermal wiederhohlte Operation bey einem mäßigen Feuer von den wässerichten und unreinen Theilen gereinigt und alsdann in kegelförmige irrdene Gefäße gegossen. Außer dem Zucker liefert dieß Rohr noch Syrup, welcher den zwölften Theil so viel als Zukker werth ist; er ist noch einträglicher geworden, seitdem man die Kunst erfunden hat, ihn in einen Brandewein zu verwandeln, den die Engländer Rum, die Franzosen aber Taffia nennen.

In einer auf gutem Boden belegenen, und mit Negern, Vieh und allen übrigen Dingen wohl versehenen Pflanzung, bauen zween Menschen hundert geometrische Quadratschuh Ackerlandes zu Zukkerröhren. Ein solches Stück Acker giebt gewöhnlich 60 Zentner Zucker, dessen Mittelpreis in Europa etwa 5 Thaler beträgt, folglich bringt die Arbeit eines jeden Mannes 150 Thaler. Vierzig Thaler sind für die Baukosten, Unterhalt der Sklaven u. s. f. hinlänglich, also bleibt der reine Ertrag eines Ackerlandes 110 Thaler. Schwerlich würde man einen einträglichern Bau finden.

Mit dem Zucker verschaffen sich die Inseln das, was ihre Bewohner gebrauchen, oder wozu sie Lust haben. Sie bekommen aus Europa Mehl, Getränke, gesalzen Fleisch, seidene Zeuge, Leinewand, nürnberger Waare, kurz, alles, was zu ihrer Kleidung, Nahrung, Möblirung, Putz, Bequemlichkeit, ja sogar zu ihren Grillen erforderlich ist. Sie verbrauchen eine ungeheure Menge aller möglichen Waaren, und dieser Verbrauch muß nothwendig einen Einfluß auf die Sitten der Einwohner

haben, die gemeiniglich reich genug sind, um sich ihn gestatten zu können.

Vortheile der Nationen, die die antillischen Eylande besitzen.

So wie die Kolonien ihren Landbau ausgedehnt haben, so haben sie auch mehr zu verzehren gehabt, und mit der Arbeit hat auch die Zahl der Menschen zugenommen. Die Fremden selbst sind haufenweise in die Länder gezogen, die ihrem Ehrgeize und Arbeitstriebe ein weites Feld öffneten.

Nicht nur hat sich die Anzahl der Menschen in den Staaten, welche Eylande besitzen, vermehrt; sondern sie sind auch glücklich geworden. Sie haben aus diesen fruchtbaren Gegenden angenehme Produkte bekommen, deren Verbrauch ihr Vergnügen vermehrt hat. Einige derselben haben sie gegen die Waaren ihrer Nachbarn vertauscht, wodurch sie der Annehmlichkeiten anderer Gegenden theilhaftig wurden, und auf die Weise sind diese Staaten der Aufenthalt der Künste und aller Vergnügungen des Lebens geworden, die eine natürliche und nothwendige Folge eines großen Ueberflusses sind.

Dieß ist nicht alles. Diese Kolonien haben die Nationen, von welchen sie gestiftet worden, zu einem überlegenen Einfluß in die politische Welt erhoben; und zwar auf folgende Art. Das Gold und Silber, welches den allgemeinen Umlauf von Europa macht, kömmt aus Meriko, Peru und Brasilien. Es gehört nicht den Spaniern und Portugiesen, sondern den Völkern, die ihre Waaren gegen diese Metalle vertauschen. Diese Völker haben unter einander Rechnungen, die zuletzt in Lissabon und Kadix berichtiget werden, wo gleichsam die gemeinschaftliche und allgemeine Kasse ist. Dort muß man von dem Wachsthum oder Verfall der Handlung jeder Nation urtheilen. Diejenige, die mit

den andern im Gleichgewicht von Verkauf oder Einkauf ist, zieht ihren Vortheil ganz. Die mehr gekauft als verkauft hat, zieht weniger als ihren Vortheil, weil sie einen Theil desselben zu Bezahlung der Nationen überlassen hat, deren Schuldnerinn sie war. Diejenige, die den andern Nationen mehr verkauft hat, als sie von ihnen gekauft, zieht nicht nur, was Spanien und Portugall, sondern noch, was die andern Nationen ihr schuldig sind, mit welchen sie Umsätze gemacht hat. Dieser letzte Vortheil ist für die Völker insbesondee, die die Inseln besitzen. Ihre klingende Münze wird alle Jahr durch den Verkauf der reichen Produkte dieser Länder vermehret; und dieß Zunehmen der klingenden Münze sichert ihr Uebergewicht, giebt Krieg und Frieden in ihre Gewalt. Aber in welchem Verhältnisse hat jede Nation ihre Macht durch den Besitz der Inseln vermehrt? Dieß soll in den folgenden Abschnitten entwickelt werden.

Dritter Abschnitt.

Besitzungen der Spanier, Holländer und Dänen auf den amerikanischen Eylanden.

Kolonie der Spanier am Oronoko.

Spanien hat den Ruhm, das große Inselnmeer der Antillen entdeckt, und die ersten Pflanzörter dort angelegt zu haben. Kolombo landete zuerst auf Trinidad, als er im Jahr 1492 den Oronokofluß rekognoscirte, aber andre Absichten machten,

daß man damals weder auf die Insel, noch auf das feste Land weiter dachte. Unterdessen lockte das Gold die Nation, die es entdeckt hatte, wieder hin, und man entschloß sich zur Eroberung dieser unermeßlichen Gegenden, die einer der größten und reichsten Flüsse auf der Welt benetzt. Das Eyland Trinidad, das an der Mündung des Oronoko liegt, ward zu dem Ende mit Menschen besetzt, um die Ausführung eines so großen Unternehmens zu befördern.

Dieser Fluß, der, wie man glaubt, aus den Kordilleras entspringt, wird erstlich in einem 575 Meilen langen Laufe durch eine Menge von Flüssen angeschwellt, und ergießt sich nachher durch mehr als funfzig Mündungen in den Ocean. Indessen ist dieser Fluß nicht so schiffbar, als man aus der Masse seines Wassers urtheilen sollte. Sein Bett ist mit einer großen Menge Felsen besetzt, die den Schiffer hie und da nöthigen, seine Kähne und die darauf befindlichen Sachen zu tragen.

Die Völker, die diesen Fluß befahren, kennen weder den Zwang der Kleider, noch die Fesseln des gesitteten Zustandes, noch die Last der Regierungen. Frey unter dem Joche der Armuth, leben sie größtentheils von der Jagd, von der Fischerey und von wildwachsenden Früchten. Die Unterdrückung, worinn man die Frauensleute in der neuen Welt hält, ist ohne Zweifel der Hauptgrund der wenigen Menschen dieses Theils der Erdkugel. Diese Tyranney ist allgemein, aber am ärgsten an den Ufern des Oronoko. Man zählt daher in diesen Gegenden, so sehr sie auch die Natur begünstigt hat, wenig Einwohner. Die Mütter haben die Gewohnheit angenommen, die Mädchen, die sie gebähren, umzubringen, indem sie ihnen die Nabelschnur ganz kurz abschneiden, so, daß die Kinder an einem Blut-

fluß sterben; diese abscheuliche Gewohnheit hat selbst das Christenthum nicht abschaffen können.

Die Spanier unternahmen es erst im Jahr 1535 den Oronoko herauf zu fahren. Da sie keine Bergwerke fanden, so achteten sie den Fluß so geringe, daß sie nur den ganz kleinen Pflanzort St. Thomas an demselben angelegt haben, der unten am Flusse liegt. Die ersten Kolonisten legten sich mit solchem Eifer auf den Bau des Tabaks, daß sie den Holländern jährlich zehn Schiffsladungen lieferten. Da dieser Handel von Seiten der Regierung untersagt ward, so sank die Stadt, die ohnehin zweymal von den Seeräubern geplündert worden ist, auf nichts herab. Heut zu Tage ziehen sie nur bloß einige Heerden, die durch einen, im Innern des Landes angelegten Weg, nach Kumana getrieben werden.

Diese weitläuftigen und fruchtbaren Gegenden würden sich bald aus der Vergessenheit erheben, wenn die Spanier sich den Ehrgeiz der Jesuiten zu Nutze zu machen wüßten, um die Wilden am Ufer des Oronoko ansäßig zu machen, und ihnen einige Grundsätze von gesellschaftlicher Verbindung, und etwas Lust zu den nothwendigsten Künsten, besonders zum Landbau, einzuflößen. Es würde nicht unmöglich seyn, die Indier durch den Reiz des Umtauschens dazu zu bewegen, den Zucker, die Baumwolle, den Tabak und den Kakao, den sie schon für ihren eigenen Gebrauch bauen, in größerer Menge anzuziehen. Das, was die Arbeiten dieser neuen Völkerschaften hervorbringen würde, brächte ihnen selbst Bequemlichkeiten, den Spaniern aber Reichthümer zuwege. Diese würden nach Trinidad gebracht, welches auf die Art seine erste Bestimmung wieder erhielte.

Die Spanier lassen sich auf Trinidad und Margaretha nieder.

Diese Insel ist im Stande verschiedene sehr reiche Produkte hervor zu bringen, ob sie gleich nie etwas anders gezogen, als Kakao. Aber er war so vortrefflich, daß man ihn dem von Karaqua selbst vorzog, und daß die spanischen Handelsleute ihn in die Wette vorausbezahlten, um sich desselben zu versichern, allein seit 1727 findet man gar keinen mehr auf diesem Eylande.

Kolombo hatte im Jahr 1498 die kleine Insel Kubagua, die man nachher die Perleninsel nannte, vier Meilen weit vom festen Lande entdeckt. Der Ueberfluß der Perlen lockte im Jahr 1509 die Spanier dahin, und man sah in kurzer Zeit viele Leute ein sehr großes Vermögen erwerben. Die Bänke wurden endlich erschöpft, und die Kolonie ward im Jahr 1524 nach der Margaretheninsel geschafft, wo man auch welche entdeckt hatte, und wo sie noch geschwinder verschwanden. Von der Zeit an ward diese Besitzung, die 15 Meilen lang und 6 breit ist, für Spanien noch gleichgültiger als Trinidad.

Die Einwohner dieser beyden Eylande sind Abkömmlinge von Spaniern und Indiern, die von ihrer Fischerey und Paradiesfeigen leben. Auch ziehen sie mageres und unschmackhaftes Vieh, das sie im Schleichhandel in den französischen Kolonien gegen Kamelotten, schwarze Schleyer, Leinewand, seidene Strümpfe, weiße Hüthe und nürnberger Waaren vertauschen. Auch giebt es in den dortigen Wäldern wild gewordenes Hornvieh, dessen Fleisch in drey Zoll breite und ein Zoll dicke Striemen geschnitten wird, die man, nachdem das Fett heraus geschmolzen, trocknen läßt, so, daß sie sich drey bis vier Monate halten. Der Centner von solchem Fleisch, welches man Tassau nennt, wird

in den französischen Kolonien etwa um 5 Thaler verkauft.

Die Befehlshaber, die Kriegs- und Civilbedienten und die Mönche ziehen alles Gold, das die Regierung nach den beyden Inseln schickt, an sich; die Uebrigen, die nicht über 600 Menschen ausmachen, leben in entsetzlichster Dürftigkeit. In Kriegszeiten liefern sie ungefähr 200 Mann, die der Raubgeist ohne Unterschied nach den Kolonien lockt, wo man Kaperschiffe ausrüstet.

Die Spanier lassen sich auf Porto-Rico nieder.

Porto-Rico, welches 40 Meilen, lang und zwanzig an den breitsten Stellen breit ist, ward schon im Jahr 1493 durch Kolombo entdeckt; allein es zog die Aufmerksamkeit der Spanier doch nicht eher, als im Jahr 1509, auf sich. Der Reiz des Goldes bewog sie, unter Anführung des Ponce de Leon, sich von San Domingo dahin zu begeben.

Die Bewohner dieses Eylandes glaubten anfangs, daß die Spanier unsterblich wären, als sie aber vom Gegentheil überzeugt waren, so fielen sie über ihre Unterdrücker her, und hundert derselben wurden ermordet. Ponce de Leon versammlete alsobald alle übrig gebliebenen Spanier, stürzte über die Wilden her, beugte sie wieder unters Joch und verdammte sie zu Bergwerksarbeiten, wo sie in kurzer Zeit in sklavischen Arbeiten umkamen.

Diese Wilden waren den Spaniern besonders gefährlich, weil sie sich der vergifteten Waffen bedienten. Sie bereiteten diesen Gift aus Saalweyden, die man in Stücken zerschnitt und so lange kochen ließ, bis das Dekokt so zähe als ein Syrup ward; alsdann tauchte man die Pfeile hinein, die einen tödtlichen Saft einsogen. Jedes Thier, dessen Haut nur mit einem von diesen vergifteten Pfeilen auf-

aufgeritzt worden ist, stirbt eine Minute nachher, ohne irgend ein Anzeichen von Zuckung oder Schmerz. Noch gefährlicher aber ist das Gift des Manzenillenbaums *), dessen flüßigen Saft man in Muscheln sammelt, die um die im Stamme gemachten Einschnitte gestellt worden. Wenn dieser Saft ein wenig dick geworden ist, so taucht man die Spitzen der Pfeile hinein, die dadurch die Eigenschaft erhalten, jedem lebendigen Geschöpfe einen schleunigen Tod zu geben, so bald es nur aufs allerleichteste davon verletzt wird. Die Erfahrung lehrt, daß dieß Gift seine Kraft über ein Jahrhundert lang behält.

Man rechnet, daß auf diesem, den mehrsten Völkern unbekannten Eylande, itzt kaum 1,500 Spanier, Mestizen oder Mulatten wohnen, die etwa 3,000 Negern besitzen, die allerseits von Mays, Kartoffeln und Kassawa leben. Zucker, Tabak und Kakao bauen sie nur so viel, als sie brauchen. Alles, was sie verfahren, besteht in 2,000 Häuten, die sie dem spanischen Handel järlich liefern, und in einer ziemlich großen Anzahl guter aber kleiner Maulthiere, die durch den Schleichhandel nach Santa-Cruz, Jamaika und St. Domingo kommen. Es ist hier eine Besatzung von 200 Mann, die, mit den Priestern und der Obrigkeit, der Regierung 66,000 Thaler kosten. Dieß Geld ist, nebst dem Werth des Viehes, hinreichend, den Engländern, Holländern, Franzosen und Dänen, die Leinewand und die andern Waaren zu bezahlen, die sie liefern. Der ganze Nutzen, den das Hauptland von seiner Kolonie zieht, besteht bloß darinn, daß die Flotten, die es nach der neuen Welt schickt, Wasser und andere Erfrischungen dort einnehmen können.

Das

*) Hippomane Mancinella Linn.

Das Schicksal dieser Kolonisten könnte erträglicher gemacht werden, wenn Spanien ihnen nur den freyen Verkauf ihrer Heerden gestattete. Sie würden, wegen der Größe ihrer Weiden, die Bedürfnisse aller antillischen Eylande damit befriedigen können, und ein ununterbrochener Verkehr mit thätigen und einsichtsvollen Völkern würde Kolonisten, die das nicht sind, zu mehrerer Thätigkeit ermuntern.

Besitzungen der Spanier auf St. Domingo.

St. Domingo, welches deswegen in der Geschichte berühmt ist, weil es der erste Pflegeort der Spanier in der neuen Welt gewesen, zeigte sich anfangs im größten Flor, wegen des daher kommenden Goldes. Als aber diese Schätze durch die Ergiebigkeit der Bergwerke auf dem festen Lande nicht mehr einträglich genug schienen, so brauchte man die zur Bearbeitung dieser Bergwerke aus Afrika gehohlten Negern zum Landbau, der in der Folge mit einigermaaßen gutem Fortgange getrieben ward. Kurz nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, bekam das Hauptland jährlich von seiner Kolonie 100,000 Zentner Zucker, viel Färbereyholz, Tabak, Kakao, Kassia, Ingwer, Baumwolle und eine große Menge Häute. Man hätte denken sollen, daß dieser angehende Flor Lust einflößen und Mittel angeben würde, dessen Fortgang zu erweitern, allein allerley Ursachen richteten diese Hoffnung zu Grunde.

Das erste Unglück entsprang aus der Entvölkerung von St. Domingo. Bey dem Anblick des ungeheuren Vermögens, das sich viele Leute in Mexiko und an andern Orten erworben hatten, verachteten die reichsten Einwohner von St. Domingo ihre Besitzungen, um sich Gold aufzusuchen, und so sehr auch die Regierung diesem Auswandern Einhalt zu thun suchte, so wurden doch immer diese Gesetze heimlich oder öffentlich übertreten. Diese

auf die Art entvölkerten und wehrlosen Küsten wurden nun von den Feinden Spaniens verheert, und Seeräuber kaperten die nach diesen Gewässern bestimmten Fahrzeuge weg. Der Handel, den die Kolonie mit Fremden trieb, hätte ihren Untergang verhindern können, allein er ward verboten, und da er dennoch heimlich fortdauerte, so ließ der Hof die mehrsten Oerter an der See schleifen, um die unglücklichen Einwohner derselben tiefer ins Land hinein zu treiben. Dieses gewaltsame Verfahren verursachte in den Gemüthern eine Muthlosigkeit, die durch die Streifereyen und Niederlassung der Franzosen auf den höchsten Punkt getrieben ward.

Diese Kolonie, nach welcher das Hauptland nur alle drey Jahr ein sehr mäßiges Schiff schickte, hatte im Jahr 1717 an Spaniern, Mestizen, Negern und Mulatten, zusammen gerechnet 18,410 Einwohner, die, in Faulheit versenkt, von Früchten und Wurzeln lebten, in Hütten wohnten, keinen Hausrath und größtentheils auch keine Kleidung hatten. Die geringe Anzahl derer, bey denen die Trägheit nicht das Vorurtheil des Anständigen und die Lust zur Bequemlichkeit erstickt hatte, empfiengen Kleider von ihren Nachbarn, den Franzosen, denen sie dafür ihre zahlreichen Heerden lieferten, sammt dem Gelde, das man ihnen für 200 Soldaten, für die Priester und die Obrigkeit schickte.

Es scheint nicht, als wenn die im Jahr 1757 zu Barcellona deshalb errichtete ausschließende Gesellschaft, um St. Domingo aus seiner Asche zu erwecken, großen Fortgang gehabt habe. Ihre jährlichen Speditionen bestehen bloß in zwey kleinen Fahrzeugen, die, mit 6,000 Häuten und einigen andern Waaren von geringem Werthe beladen,

den, nach Europa zurück kehren. Der Umsatz geschieht zu St. Domingo, der Hauptstadt der Kolonie, die an der südlichen Küste liegt. Sie liegt in einer so vortrefflichen Ebene, die einem fleißigen Volke für 5 Millionen Thaler Waaren liefern könnte, itzt aber mit Wäldern und Buschwerk bedeckt ist, zwischen welchen sich hie und da Weiden befinden, worauf ziemlich zahlreiche Heerden gehalten werden. Der Pflanzort, den die Spanier an der nördlichen Küste inne haben, heißt Monte Christo.

Dieser See- und Handelsplatz hat nie den geringsten Verkehr mit Spanien gehabt, sondern verdankt seine Thätigkeit bloß der Nachbarschaft der französischen Kolonien. Wenn Spanien nicht mit in Englands und Frankreichs Kriegen verwickelt ist, so wird dieser Ort ein sehr ansehnlicher Markt, aber dieser Verkehr hört gleich auf, so bald Spanien glaubt verbunden zu seyn, bey den Händeln der beyden mitverbundenen Nationen Parthey zu nehmen.

Auf der westlichen Seite der Insel haben die Spanier gar keine Besitzungen, sondern hier gehört alles den Franzosen.

Auf der Ostseite stellten sich vielerley Schwierigkeiten entgegen, bis man sich endlich entschloß, auf der Halbinsel Sanama, die fünf Meilen breit, 16 Meilen lang ist, und mit der Hauptstadt nur durch eine enge und sehr morastige Erdzunge zusammenhängt, eine Besitzung anzulegen. Diese Halbinsel hat einen sehr fruchtbaren, obgleich nicht ganz ebnen Boden, und die vortheilhafteste Lage zum Handel und zum Anlanden der europäischen Schiffe. Dieß bewog die ersten französischen Abentheurer, die St. Domingo verheerten, sich zu Sanama nieder-

zu-

zulassen, und sie hielten sich hier auch ziemlich lange, aber als man endlich merkte, daß sie hier in zu großer Gefahr waren, rief man sie zurück. Die Spanier freuten sich über ihre Abreise, aber besetzten den erledigten Ort nicht. Zwar haben sie in neuern Zeiten Menschen aus den kanarischen Eylanden dahin geschickt, die aber wegen der vielen Drückungen, die sie ausstehen müssen, in einem erbärmlichen Zustande leben.

Kolonie der Spanier auf Kuba. Wichtigkeit dieser Insel.

Die Insel Kuba, welche nur durch einen engen Kanal von St. Domingo getrennt wird, ist allein so viel werth, als ein Königreich. Sie ist 250 Meilen lang, und 15, 20, auch 30 Meilen breit, Kolombo hatte sie zwar im Jahr 1492 schon entdeckt, aber im Jahr 1511 ward sie erst durch Diego Velasquez eingenommen, ohne daß den Spaniern die Eroberung dieses großen Eylandes einen einzigen Mann gekostet hätte.

Diese Kolonie hat einen beträchtlichen Landbau. Sie dient einem großen Handel zur Niederlage. Man betrachtet sie als das Bollwerk der neuen Welt. Unter diesen dreyen Rücksichten verdient sie ernstliche Aufmerksamkeit.

Das Gesträuch, worauf die Baumwolle wächst, war zur Zeit der Eroberung sehr gemein, und seine Erhaltung erforderte wenig Vorschuß, wenig Hände und wenig Fleiß. So viel Ursache Spanien auch hätte, den Anbau dieses Produkts zu befördern, so ist es doch itzt so selten, daß zuweilen verschiedene Jahre vergehen, ohne daß etwas davon nach Europa spedirt wird.

Die Spanier haben hier auch den Kaffeebau eingeführt, allein er ist lange nicht in dem Flor, worein er durch bessere Industrie gebracht werden könnte. Man erndtet hier kaum 30 bis 35,000

Pfund

Pfund, wovon der dritte Theil nach Verakruz, der übrige nach dem Hauptlande geschickt wird. Der Zucker wäre allein hinreichend, um Kuba zum höchsten Flor zu erheben, wozu die Natur hier alle Quellen scheint geöffnet zu haben. Allein man hat bis itzt nur noch eine geringe Anzahl Pflanzungen, wo die schönsten Röhre mit vielen Kosten nur eine geringe Menge Zucker von mäßiger Güte liefern. Zum Theil wird Mexiko, zum Theil das Hauptland damit versorgt, und letzteres, für welches der Zucker eine Goldgrube seyn sollte, kauft für mehr als 1,200,000 Thaler von den Fremden.

Dieses Eyland liefert einen so großen Vorrath von Tabak, daß nicht nur Mexiko und Peru, sondern auch ganz Spanien damit versorgt wird, außer dem Wenigen, was dieß Land von Karaqua und Buenos Ayres erhält. Der größte Theil wird in Blättern dahin geschickt. Derjenige, der im Lande selbst durch den Pedro Alonzo bereitet wird, stehet noch im größten Rufe. Dieser Spanier, vielleicht der einzige, der sich durch einen wahrhaftig nützlichen Fleiß bereichert hat, ist durch diesen Handel zu einem Vermögen von drey bis vier Millionen Thaler gekommen. Wäre die Regierung diesem thätigen Bürger gefolgt, so hätte sie das Staatsvermögen durch den erweiterten Anbau dieser Pflanze um vieles vermehrt. Der geringe Eifer, den der Hof zu Madrid hat blicken lassen, den Geschmack, welchen Europa an dem Tabak von Havana fand, zu befördern, hat dem Verkauf desselben allein Schranken gesetzt.

Die Häute, die die spanischen Kolonien hergeben, finden überall ihre Käufer, und Kuba allein liefert jährlich 10 bis 12,000. Diese Anzahl könnte noch sehr leicht höher steigen, da das Land voll wilder

Ochsen

Ochsen steckt, und unermeßliche Distrikte, die aus Mangel an Menschen wüste liegen, zu Vermehrung der Heerden genutzt werden könnten.

Kaum der hundertste Theil dieser Insel ist urbar gemacht worden, nur zu St. Jago und zu Malanza sieht man einige Spuren vom Landbau. Der wahre Ackerbau erstreckt sich gar nicht über die schönen Gefilde von Havana, und ist auch da nicht einmal, was er seyn sollte.

Dieser sämmtliche Ackerbau beschäftigt etwa 25,000 Sklaven, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet. Die Anzahl der Weißen, Mestizen, Mulatten und freyen Negern, die sich auf der ganzen Insel zerstreut befinden, beträgt etwa 30,000. Vortreffliches Schweine- und abscheuliches Rindfleisch, welches beydes sehr gemein und sehr wohlfeil ist, machen nebst Maniek die Nahrung der verschiedenen Menschen aus. Selbst die Soldaten kennen kein ander Brodt, als die Kassawa. Uebrigens sind die Einwohner dieses Eylandes, wegen des häufigen Verkehrs mit den Europäern, thätiger und anständiger in Kleidungen, als in den andern Besitzungen.

Der Zustand dieser Kolonie würde noch blühender seyn, wenn ihre Produkte nicht einer Gesellschaft wären überlassen worden, deren ausschließendes Handlungsrecht ein beständiger unveränderlicher Grund zur Muthlosigkeit ist. Wenn für Kuba etwas die Stelle der Freyheit ersetzen, und es für die Tyranney des Monopols schadlos halten könnte, so wäre es der Vortheil, den diese Insel immer gehabt hat, alle spanischen Fahrzeuge aufzunehmen, die nach der neuen Welt seegeln. Dieser Gebrauch ist fast so alt, als die Kolonie selbst. Als Ponce de Leon

im

im Jahr 1512 eine Unternehmung auf Florida wagte, so verschaffte er sich eine ziemlich genaue Kenntniß von der neuen Durchfahrt von Bahama. Man sah bald ein, daß dieß der vortheilhafteste Weg sey, für alle Schiffe, die von Mexiko nach Europa seegeln wollten, und man legte deshalb Havana an, welches nur zwo kleine Tagereisen von besagter Durchfahrt liegt. Der Vortheil dieses Hafens erstreckte sich nachher auf alle Schiffe, die von Karthagena und Portobelo spedirt wurden, und die alle diesen Weg nahmen. Die einen sowohl als die andern ankerten und erwarteten sich einander da, um zusammen mit mehr Gepränge in das Hauptland zu gelangen. Das ungeheure Geld, welches diese Seefahrer während ihres Aufenthalts hier verzehrten, brachte dessen unermeßlich viel in die Stadt. Die Menschenzahl, die im Jahr 1561 nur aus 300 Familien bestand, war im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts doppelt so stark, und beläuft sich gegenwärtig auf 10,000 Menschen.

Ein Theil derselben arbeitet auf den, seit sehr langer Zeit, von der Regierung zum Bau der Kriegsschiffe angelegten Werften. Es werden aus Europa, Maste, Eisen und Thauwerk dahin gebracht; alles Uebrige trifft man auf der Insel im Ueberflusse an. Das Köstlichste, was sie besitzt, ist ihr Holz, welches ganze Jahrhunderte dauert, indeß die europäischen Schiffe unter der hiesigen Zone vertrocknen und platzen. Spanien hat um so mehr Ursache seine Werfte zu vermehren, da die Meere, welche von seinen Geschwadern befahren werden, alle zwischen den Wendezirkeln liegen, und da es heut zu Tage darauf bedacht ist, Havana, diesen Schlüssel seiner Pflanzorte, unüberwindlich zu machen.

Der Hafen von Havana ist der sicherste auf dem ganzen Erdboden; die Flotten der ganzen Welt könnten alle auf einmal darinn ankern, und man hohlet darinn sehr leicht Wasser, welches von vortrefflicher Beschaffenheit ist. Sein Eingang wird von Felsen bewahrt, woran man Gefahr läuft zu scheitern, wenn man sich nur ein wenig von der Durchfahrt entfernt, und überdieß wird er von dem Fort Moro und de la Punta vertheidigt. Das erste dieser Kastelle ist dermaaßen über die See erhaben, daß es selbst den Schiffen vom ersten Range unmöglich fiele, es zu beschießen; das andre liegt zwar nicht so vortheilhaft, allein man kann es doch nur in einem so engen Kanal kanoniren, daß die tapfersten Feinde das furchtbare Feuer aus den zahlreichen Stücken des Moro unmöglich aushalten könnten.

Havana kann also nicht von der Seeseite angegriffen werden, und eine fast eben so große Schwierigkeit würde eine Nation, die eine Belagerung dieses Orts unternehmen wollte, von der Landseite zu überwinden haben. Funfzehn bis sechzehn tausend Mann würden nicht im Stande seyn, alle Werke, die sich erstaunlich weit erstrecken, einzuschließen. Diese würden überdieß nicht nur gegen eine zahlreiche Besatzung zu fechten haben, sondern es würden ihnen auch Truppen ins freye Feld entgegen gestellt werden, die allen ihren Arbeiten Hindernisse in den Weg legen könnten. Diese kleine Armee würde aus zwo Schwadronen europäischer wohl berittener und geübter Dragoner und aus einer Kompagnie von 100 Mikelets bestehen. Man könnte alle Bewohner der Insel, 10,000 Mann an der Zahl, die in Regimenter vertheilt sind, noch dazu schlagen, allein da die allermehrsten keinen Begriff von der Kriegszucht haben,

haben, so würden sie nur Verwirrung anrichten. Vier Schwadronen Reuterey, und sieben Bataillon Miliz, die man seit dem Frieden auf eine bewundernswürdige Art im Manövriren geübt hat, werden mehr Nutzen stiften. Diese auf Kosten der Regierung bewaffnete Korps, haben zu Anführern Ober- und Unterofficiere, die man ihnen von Europa aus geschickt, und aus den besten Regimentern genommen hat. Die Errichtung dieser Miliz kostet unermeßliches Geld. Aber das Verfahren der Regierung ist dennoch, politisch betrachtet, unverzeihlich, weil alle Kolonisten auf Kuba zu Soldaten gemacht sind. Dadurch ist dem Landbau Eintrag geschehen, und er ward gehemmt, als er allmälig empor zu kommen schien. Er wird mit der Zeit ganz zu Grunde gehen, wenn Spanien diesem fehlerhaften System ferner nachhängt.

Obgleich Spanien den größten und fruchtbarsten Theil des amerikanischen Inselmeers besitzt, der in thätigen Händen die Quelle eines unbegränzten Flors hätte werden können, so trägt er doch so wenig zur Macht und Größe der spanischen Monarchie bey, daß vielmehr das Hauptland durch die Kosten, die seine Erhaltung erfordert, immer mehr zu Grunde gerichtet wird. Hätte Spanien den politischen Gang anderer Völker gehörig studiert, so hätte es gelernt, daß die Stiftung von Pflanzörtern, zumal von solchen, die keine Bergwerke haben, keinen andern vernünftigen Zweck haben können, als Ackerbau daselbst anzulegen.

Man verläumdet die Spanier, wenn man behauptet, daß sie ihrer Gemüthsart nach unfähig wären, Mühe und Arbeit erfordernde Dinge auszuführen. Die übermäßigen Strapazen, welche die- jeni-

Die Spanier sind nicht so unfähig, als man

glaubt, Kolonien in großen Flor zu bringen.

jenigen, die sich auf den Schleichhandel legen, mit so vieler Geduld ausstehen, bezeugen das Gegentheil. Wenn sie sich nicht durch den Landbau bereichern wollen, so liegt die Schuld an der Regierung, die ihre Kolonisten unter tausendfachen Drükkungen der Monopolien und Abgaben seufzen läßt. Sie gebe ihnen nur aus den Schätzen Mexiko's und Peru's Beystand, so wird ihre Freygebigkeit Ueberfluß auf ihren Eylanden hervorbringen. Aller Landbau in der neuen Welt erfordert Vorschüsse; der Bau des Zuckers verlangt die größten Kapitalien, wegen der Gewißheit des größten Gewinnsts. Auf Trinidad, Margaretha, Porto-Rico und St. Domingo ist nicht ein einziger Kolonist im Stande ihn zu unternehmen, und auf Kuba sind keine dreyßig, die dieß können. Alle diese Menschen strecken bittende Hände gegen das Hauptland aus, um von demselben Mittel zu erhalten, aus ihrer Schläfrigkeit zu erwachen. Holland, dieser Freystaat, der lange Zeit den größten Königen zur Seite gegangen ist, hat seinen Ruhm zum Theil seinen Kolonien zu danken. Es verlohnt sich der Mühe, die Mittel zu untersuchen, wodurch sie empor gekommen sind.

Besitzungen der Holländer zu Kurazao, St. Eustachius, Saba und St. Martin.

Als die Portugiesen im Jahr 1661 Brasilien wieder von den Holländern erobert hatten, wären diese gänzlich aus der neuen Welt verjagt worden, wenn ihnen nicht noch einige kleine Inseln geblieben wären; unter andern Kurazao, das sie im Jahr 1634 den Spaniern, die daselbst seit 1527 im Besitz waren, weggenommen hatten.

Dieser Fels, der nur drey Meilen an der Küste von Venezuela liegt, mag etwa 10 Meilen lang und 5 Meilen breit seyn. Er hat einen vortrefflichen Hafen, dessen Zugang aber schwer ist. Wenn man

aber einmal hinein ist, so trifft man in seinem weiten Becken alle Bequemlichkeiten an. Eine mit Einsicht angelegte, und immer wohl unterhaltene Festung, dient zu seiner Vertheidigung.

Ludewig XIV suchte diese Insel von den Holländern zu erobern, allein das erstemal wurden die Franzosen schlecht empfangen, und das zweytemal scheiterte fast die ganze Flotte des Admiral d'Etrees an der Insel Dares. Er brachte die Trümmer seines Schiffbruchs, so gut er konnte, wieder zusammen, und langte in ziemlicher Unordnung wieder in dem Hafen zu Brest an.

Seit dieser Zeit ist weder Kurazao, noch die darunter stehenden Inseln Aruba und Bonaira beunruhigt worden. Keine Nation hat darauf gedacht, einen unfruchtbaren Boden zu erobern, der nichts hat, als einiges Vieh, etwas Maniok, und etwas zur Nahrung der Sklaven geschicktes Gemüse, der aber gar kein zum Handel taugliches Produkt liefert. Die St. Eustachinsinsel ist nicht viel besser.

Dieses Eyland, das etwa fünf Meilen im Umfange hält, ist eigentlich weiter nichts, als ein sehr schroffer Berg, der sich in Gestalt eines Kegels aus dem Meere zu erheben scheint. Es fehlt ihm an einem Hafen, und er hat bloß eine offene Rhede. Die Holländer waren hier schon im Jahr 1639 ansässig, und wurden nachher durch die Engländer daraus verjagt, denen es Ludwig XIV wieder abnahm, und aus einer Art von Großmuth den Holländern wieder abtrat.

St. Eustachius bringt etwas Tabak und etwa sechs tausend Zentner Zucker hervor; 120 Weiße und 1200 Schwarze betreiben hier den Landbau. Rechnet man aber die mit, die der Handel dorthin bringt,

so beläuft sich die Zahl der Weißen auf 500; auch wohl auf 12 bis 1500, wenn es das Glück hat, in Kriegszeiten neutral zu seyn.

Trotz der geringen Anzahl Menschen, hat man nicht unterlassen, einige von den dortigen Einwohnern auf ein nahe dabey liegendes Eyland, Namens Saba, zu schicken. Man muß fast bis auf den Gipfel dieses schroffen Felsens hinan klettern, um ein wenig Erdreich zu finden. Es ist zum Gartenwerk sehr geschickt. Häufiger Regen, davon das Wasser aber nicht stehen bleibt, macht, daß vortrefflich schmeckende Gewächse, und ganz wunderbar große Kohlköpfe darauf wachsen. Etwa 50 europäische Familien mit ohngefähr 150 Negern bauen daselbst Baumwolle, die sie spinnen, und nachher Strümpfe daraus verfertigen, welche man an die andern Kolonien verkauft, und wovon das Paar oft mit zehn Thalern bezahlt wird. Nirgends in ganz Amerika ist das Frauenzimmer so schön, als auf Saba; sie behalten da ein frisches Ansehen, das man auf keiner andern Insel der Antillen an ihnen findet.

Unter eben dem Himmelsstrich liegt die Insel St. Martin, deren ungefähr 15 bis 16 Meilen betragender Umfang eine ziemliche Menge Berge enthält, die weiter nichts sind, als mit Haide bedeckte Felsen. Die Luft ist hier sehr gesund, die Küste fischreich, das Meer selten unruhig, und der Ackergrund um die ganze Insel herum sicher. Die Holländer und Franzosen, die sich im Jahr 1638 darauf niedergelassen hatten, lebten daselbst ruhig, aber getrennt, als die Spanier sie vertrieben, und sich an ihrer Stelle festsetzten. Sie wurden einer Besitzung, die ihnen jährlich 100,000 Thaler kostete, bald überdrüßig, und verließen sie im Jahr 1648, nachdem

nachdem alles war zerstört worden, was man unmöglich mit fortschleppen konnte. Beyde vertriebene Nationen begaben sich nun wieder dahin, und lebten mit einander in Frieden bis im Jahr 1757, da die Franzosen von einem englischen Kaper, Namens Cook, daraus verjagt wurden; aber nach dem Schluß des Krieges sind sie wieder dahin zurückgekehrt.

Von ungefähr 50,000 Ackern Landes, welches die ganze Insel enthalten mag, besitzen die Franzosen etwa 35,000. Diese große Strecke könnte 10,000 Menschen ernähren, allein im Jahr 1753 waren daselbst nur 102 Weiße, und 185 Schwarze. Ihre Heerden bestanden aus 37 Pferden, 91 Ochsen und Kühen, 315 Schaafen, 458 Ziegen. Zu ihrem Unterhalt hatten sie 17,500 Paradiesfeigenbäume, 84 Quadrate Ignamen oder Kartoffeln, 82,000 Maniokgruben. Das Einkommen von 425,600 Fuß Baumwollpflanzungen war alles, was sie zum Handel lieferten.

Die von Osten nach Westen gezogene Scheidungslinie, die den Holländern einen geringern Antheil gegeben hat, hält sie dafür durch den Besitz des einzigen auf dem Eylande befindlichen Hafens und eines großen Teiches, der jährlich für 200,000 Thaler Salz liefert, schadlos. Auch haben sie Zukkerpflanzungen angelegt, welche 3000 Sklaven erfordern, deren Arbeit aber in den trocknen Jahren gänzlich verlohren ist. Beyde Pflanzstädte haben angefangen, den Kaffee mit gutem Erfolg zu bauen.

Die Besitzungen der Holländer in den Antillen sind in Absicht ihres Landbaues so unwichtig, daß sie in ewige Vergessenheit sinken würden, wenn nicht einige derselben in Absicht des Handels so vor-

züglich berühmt wären; diese sind St. Eustachius und Kurazao.

Kurazao ward eigentlich nur in der Absicht erobert, um einen Schleichhandel mit dem spanischen festen Lande anzulegen; mit der Zeit aber ward es selbst eine unermeßliche Handlungsniederlage, wo die Spanier auf ihren Fahrzeugen hinkamen, um Gold, Silber, Wanillie, Kakao, Kochenille, Fieberrinde, Häute, Maulthiere, gegen Negersklaven, Leinewand, seidne Waaren, ostindische Zeuge, Gewürze, Spitzen, Bänder, Quecksilber, Eisen- und Stahlarbeit zu vertauschen. Ohngeachtet dieser beständigen Reisen, seegelte überdieß noch eine Menge holländischer Schaluppen von ihrer Insel in die Buchten der Küste. Die Streitigkeiten der Engländer und Franzosen eröffnen immer eine neue Bahn für Kurazao, weil es alsdann die ganze südliche Küste von St. Domingo versorgt, und alle dortige Produkte bekömmt. Alles, was zu Kurazao einkömmt, bezahlt ohne Unterschied ein Prozent Hafengeld. Die von Holland kommenden Waaren bezahlen nie mehr, aber die aus den andern europäischen Häfen kommen, müssen noch überdem 9 Prozent bezahlen. Der Kaffee trägt eben diese Auflage; alle übrige amerikanische Waaren aber bezahlen nur 3 Prozent, unter der Bedingung, daß sie geradezu nach einer von den Rheden der Republik geschafft werden müssen.

St. Eustachius war ehedem eben den Auflagen unterworfen, aber beym Anfange des letzten Krieges hat man es davon befreyt, wegen der Nachbarschaft der St. Thomasinsel, deren Freyhafen eine große Menge Geschäffte an sich zog. In Friedenszeiten besteht der Schleichhandel von St. Eustachius größtentheils darinn, den englischen Stockfisch

fisch gegen den Syrup und Rum der französischen Eylande zu vertauschen. Aber in Kriegszeiten bereichert es sich durch die Fehden der Engländer und Franzosen. Während des letzten Krieges ist es die Niederlage fast aller Waaren der französischen Kolonien und das allgemeine Vorrathshaus ihrer mehrsten Bedürfnisse gewesen. Engländer und Franzosen kamen in der Rhede dieser Insel zusammen, um unter dem Schutz ihrer Neutralität dauerhafte Handlungsverbindungen anzulegen. Ein holländischer Paß, der etwa 24 Dukaten kostete, deckte diesen Verkehr, und man theilte ihn aus, ohne einmal zu fragen, von welcher Nation derjenige sey, der ihn verlangte. Aus dieser großen Freyheit entstanden Geschäfte sonder Zahl, die ganz sonderbar angelegt waren.

Besitzungen der Holländer zu Surinam, Berbice und Essequebo.

Außer diesen kleinen Eylanden besitzt Holland noch auf dem festen Lande ein großes Gebiet, das der Fluß Maroni von dem französischen, und der Fluß Pumaron von dem spanischen Guyana trennt; es ist unter dem Namen Surinam, dem ältsten und wichtigsten Ort der ganzen Kolonie, bekannt. Im Jahr 1640 setzten sich die Franzosen hier fest, wenig Jahre hernach verließen sie diesen Ort, und ihre Stelle ward durch die Engländer ersetzt, die aber im Jahr 1667 wieder von den Holländern vertrieben wurden.

Im Anfange hatten die hiesigen Kolonisten keine sonderliche Neigung zum Landbau, aber in der Folge ließ die holländische Gesellschaft, der dieß Land gehört, Holzungen abschlagen, vertheilte einen Theil des Bodens an die Einwohner und versah sie mit Sklaven. Alle diejenigen, die diese Ländereyen besetzen wollten, erhielten das Eigenthum derselben unter der Bedingung, daß sie von ihrem Einkom-

men nach und nach den Preis, um welchen jede Besitzung war gekauft worden, bezahlen wollten. Sie konnten sogar das Eigenthum an jeden veräußern, der den noch zu bezahlenden Theil der Schuld übernehmen wollte.

Der gute Fortgang dieser ersten Pflanzungen veranlaßte die Anlegung von vielen andern, und es sind nach und nach an den Ufern des Surinam, oder nicht weit von diesem Flusse, 425 Pflanzungen *) angelegt worden, welche im Jahr 1762 durch 84,500 Negersklaven unter der Anweisung von 4000 Weissen bebauet wurden. Man findet unter diesen leztern französische Religionsflüchtlinge, mährische Brüder und Juden, die alle hier ihren Gottesdienst halten, Ländereyen eigenthümlich besitzen, und zur Wahl der Obrigkeit ihre Stimmen geben.

Paramaribo, der Hauptort der Kolonie Surinam, ist eine kleine angenehm gelegene Stadt. Der 5 Meilen von der See liegende Hafen ist unverbesserlich. Er nimmt alle vom Hauptlande zur Abholung der Waaren aus der Kolonie kommenden Fahrzeuge ein.

Der Flor dieser Besitzung machte, daß man im Jahr 1732 noch eine andere an dem Fluß Berbice, der sich 19 Meilen westwärts von Surinam ins Meer ergießt, anlegte; und mit gleichem Glück versuchte es eine andere Gesellschaft an dem Demerary und Essequebo, die sich in derselben Bay zwanzig Meilen weit von Berbice ergießen; wie auch an dem Pumaron, der 15 Meilen von dem Essequebo,

*) Nach dem Verzeichniß und der Charte in Fermins Beschreibung von der Kolonie Surinam, befinden sich daselbst 581 Pflanzungen.

quebo, und 25 von der großen Mündung des Oronoko liegt. Diese beyden letzten Besitzungen werden sich vielleicht zu eben dem Flor als Surinam erheben, aber gegenwärtig zählt man etwa nur 1200 freye Menschen daselbst, die 28 bis 30,000 Sklaven unter ihrer Gewalt haben.

Alle drey Besitzungen treiben gerade einerley Landbau; sie erndten Baumwolle, Kakao und Zukker, und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat auch der Kaffeebaum sich der Industrie dieser Kolonisten dargeboten. Die einzige Kolonie Surinam hat im Jahr 1768 tausend Zentner Baumwolle, 2000 Zentner Kakao, 14 Millionen Pfund Kaffee, 28,600,000 Pfund Zucker gezogen; 70 Schiffe haben diese Waaren nach den Häfen des Hauptlandes gebracht. Das Einbringen der andern Kolonien läßt sich nicht mit eben der Genauigkeit bestimmen, allein man kann sie ziemlich sicher auf den vierten Theil ansetzen.

Die Küste, die 76 Meilen lang ist, zeigt zwar keine einzige Stelle, die urbar gemacht werden könnte, weil das Land überall niedrig ist und beständig unter Wasser steht, allein die großen Flüsse, von welchen der geringste 30 Meilen hinauf schiffbar ist, locken die Menschen an, nach ihren Ufern zu kommen und sich zu bereichern. Nur das Klima ist ein Hinderniß des größern Flors, weil unaufhörlicher Regen, übermäßige Hitze und eine Menge ekelhaften Gewürms die Einwohner plagt. Daher leben auch die größten Ländereyeigenthümer im holländischen Guyana in Europa, und lassen ihre Pflanzungen durch Verwalter besorgen. Weil solche Einwohner nicht viel Beträchtliches verbrauchen, so bringen die Seefahrer, die dahin kommen, um die

Produkte der Kolonie zu hohlen, nur Dinge mit, die zu den ersten Bedürfnissen gehören; selten bringen sie Sachen zur Pracht. Die holländischen Kaufleute sind überdieß genöthigt, ihren Profit mit den Engländern im nördlichen Amerika zu theilen, die anfangs nur Pferde dahin brachten, welche ihnen zwar, vermöge eines eigenen Gesetzes, nur mit Syrup und abgezogenen Zuckerwassern bezahlt werden sollten; allein sie bringen demohngeachtet die kostbarsten Waaren der Kolonie heraus, und lassen sich überdieß noch Geld oder Wechselbriefe auf Europa geben.

Welchen Gefahren die holländischen Kolonien ausgesetzt sind.

Man ist über die Gefahren, denen das holländische Guyana ausgesetzt ist, nicht einig, indessen ist so viel gewiß, daß der nördliche Theil desselben kaum im Stande ist, einem unternehmenden Seeräuber zu widerstehen, und beym Anblick des schwächsten Geschwaders müßte es kapituliren. Der östliche Theil ist besser vertheidigt, und die Kolonie hat zur Erhaltung der Sicherheit ihre Miliz, und 1200 regulirte Truppen, deren Sold die Einwohner und die Gesellschaft zu gleichen Theilen bezahlen. Diese Macht wäre überflüssig, wenn man bloß gegen die Landeseingebohrnen Vorkehrungen zu treffen brauchte, denn die geringe Anzahl dieser Wilden sind bey Annäherung der Europäer immer tiefer ins Land gerückt, und leben ruhig in Wäldern. Aber von Seiten der Negern ist die Kolonie nicht so ruhig.

Wenn diese aus Afrika gekommenen Unglücklichen zum Verkauf aufgestellt werden, läßt man sie nach einander auf einen Tisch steigen, wo ein von der Regierung besoldeter Wundarzt sie mit der größten Sorgfalt bis auf die geringsten Umstände untersucht. Sein Bericht entscheidet ihren Preis, der gewöhnlich nach drey Wochen entrichtet wird, indessen

dessen hat der Käufer 24 Stunden Zeit sich zu bedenken, da er dann diejenigen zurück geben kann, die ihm nicht gefallen, wenn er nur nicht sein Siegel aufgedrückt hat. Dieß ist ein Stempel von Silberblech, worinn die Anfangsbuchstaben der Namen des Eigenthümers eingegraben sind. Dieser wird heiß gemacht und auf die Arme oder Brüste der Sklaven gedrückt, wo er ein unauslöschliches Zeichen macht.

In den holländischen Kolonien kann kein Sklave frey werden, ohne ein Christ zu seyn, und ein dazu erforderlicher Freybrief kostet 200 Gulden. Ueberdieß muß man ihm auf immer seinen Unterhalt versichern, damit er nicht der Gesellschaft zur Last falle. Zudem wird hier die Tyranney gegen die Sklaven viel weiter getrieben, als sie auf den andern Inseln jemals ist getrieben worden. Das Mutterland setzt sich durch diese niederträchtige Nachsicht der Gefahr aus, einen nützlichen Pflanzort zu verlieren. Diese Gefahr war nie so groß und so nahe, als im Jahr 1763.

Im Februar dieses Jahrs brach eine Empörung aus, deren Beyspiel und Folgen für ganz Amerika schrecklich werden konnte. Auf einmal ermorden 73 Schwarze aus einer Pflanzung zu Berbice ihren Tyrannen, und fast in dem Augenblick laufen 9000 dieser Rebellen zusammen, fallen in der ersten Wuth des Aufruhrs über alle Weiße her, die sie antreffen, und zwingen sie, sich mit dem Oberhaupt der Pflanzstadt den Fluß hinunter auf ein Fahrzeug zu retten. Unterdessen kommen 500 Mann von Surinam den Kolonisten zu Hülfe; man versucht zu landen, und befestigt sich in einem guten Posten bis zur Ankunft der Truppen aus Europa. Endlich wurden sie durch den Zusammenfluß vieler uner-

warteten Umstände gezwungen, Bedingungen mit ihren Herren einzugehen, und ihre Fesseln wieder anzunehmen. Doch ist diese Ruhe immer nur anscheinend; der Keim der Revolution liegt und reift im Stillen in den Wäldern von Aufa und Samaka *).

Aber es kömmt Republikanern zu, die die Last der Sklaverey auf den Nacken der Negern schwer gemacht haben, durch ihre Weisheit und Mäßigung einen allgemeinen Umsturz zu verhüten, dessen erste Schlachtopfer sie selbst seyn würden. Holland hat schon große Fehler begangen. Es hat auf seine Besitzungen in Amerika nicht die Aufmerksamkeit verwandt, die sie verdienten, und seit dem Verlust von Brasilien ist eine Lücke in der Masse ihrer Reichthümer entstanden, deren Stelle noch durch nichts ist ersetzt worden. Die Folgen der Schifffahrtsakte, welche England abfaßte, waren für Holland nicht minder nachtheilig, und hätten alle andere Nationen die englische Staatsklugheit angenommen, so war Holland seinem Untergange nahe. Dadurch, daß Holland eine Hauptrolle in den Unruhen zu spielen suchte, mit welchen Europa so oft ist geplagt worden, hat es zu übermäßigem Aufborgen seine Zuflucht nehmen müssen. Man kann die ganze Masse dieser Staatsschulden auf 1000 Millionen Gulden rechnen, deren Zinsen die Auflagen so unerhört vermehrt haben, daß sie den Verfall der Manufakturen haben

*) Die Erfahrung hat die Richtigkeit dieser Prophezeihung gelehrt. Im Jahr 1772 brach zu Surinam eine so schreckliche Empörung aus, daß die Einwohner sich gar nicht mehr zu helfen wußten, bis endlich Truppen aus Holland kommen mußten, die dem Uebel ein Ende machten.

haben nach sich ziehen müssen. Die Heringsfischerey hat über die Hälfte abgenommen, und der Profit aus derselben, wie auch aus dem Wallfischfang, ist fast auf nichts herabgesunken. Das Seewesen ist in Verfall gekommen, und die Holländer sind gezwungen, die Fracht in Europa mit den Schweden, Dänen und zumal mit den Hamburgern zu theilen, bey welchen alle Triebfedern der Schifffahrt nicht mit solchen Lasten belegt sind. Mit der Fracht haben zugleich die Kommissarien abgenommen, und der Assekurationshandel, den Holland ehedem so zu sagen ausschlußweise trieb, ist ihm ebenfalls aus den Händen gerissen; was die andern Völker hierinn gewonnen haben, das hat Holland unstreitig verlohren.

Aus diesen Betrachtungen folgt, daß alle Handlungszweige der Republik ungeheure Abnahmen erlitten haben. Vielleicht wäre sie so gar zu Grunde gegangen, wenn die Masse ihres baaren Geldes und ihre außerordentliche Sparsamkeit sie nicht in den Stand gesetzt hätte große Kapitalien auf Zinsen an fremde Nationen zu leihen. Man kann diese Summen auf 800 Millionen Gulden rechnen. Zwar empfängt Holland noch immer hiervon seine Zinsen, allein es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß viele Regierungen, die das abscheuliche System des Borgens angenommen haben, über lang oder über kurz Banquerott machen müssen, und dann wird die Republik gezwungen seyn, sich durch den Ackerbau zu helfen. Dieser Ackerbau kann zwar in den Gegenden von Breda, Herzogenbusch, Zütphen und Geldern weiter getrieben werden, als gegenwärtig, allein er kann doch niemals so beträchtlich werden, daß die dadurch gewonnenen Produkte die zwey Millionen Menschen ernähren könnten, die itzt seine

Bewohner ausmachen. Holland kann also seine Erhaltung nicht von seinen europäischen Besitzungen erwarten, sondern es ist berechtigt, sie von den amerikanischen zu verlangen.

Diese stehen alle unter dem Joche ausschliessender Privilegien. Ihre Inseln und Faktoreyen in Afrika hängen von der westindischen Gesellschaft ab, die seit dem Verlust von Brasilien so herab gesunken ist, daß ihre Aktien sich nur ungefähr um 40 Prozent ihres ursprünglichen Werths verkaufen lassen.

Surinam ward ebenfalls an die westindische Gesellschaft abgetreten, aber diese fühlte bald, daß die erforderlichen Kosten ihre Kräfte überstiegen. Sie trat ein Drittheil ihrer Rechte der Stadt Amsterdam, und ein Drittheil einem reichen Privatmann, Namens Daarssens, ab. Die beyden andern Gesellschaften auf dem festen Lande sind ebenfalls den Gesellschaften unterworfen, die sie errichtet haben. Keine von allen diesen Gesellschaften hat ein einziges Schiff, oder treibt den geringsten Handel, sondern die Schiffahrt nach den amerikanischen Besitzungen steht allen Holländern ohne Unterschied offen; nur unter der tyrannischen Bedingung, daß alle Schiffe nach Surinam und Berbice von Amsterdam, die nach Essequebo von Seeland aus abgehen müssen, und daß die Schiffe in den Häfen wieder einlaufen, aus welchen sie abgeschickt sind. Die Verrichtungen der Gesellschaften bestehen darinn, das ihren Privilegien unterworfene Gebiet zu regieren und zu vertheidigen. Um sie in den Stand zu setzen, die Kosten hierzu zu bestreiten, so hat sie die Republik berechtigt, verschiedene Arten von Auflagen festzusetzen, die zur größten Drückung der Unterthanen erhoben werden.

Alle

Alle erleuchtete Regierungen haben Nachtheil darinn erblickt, ihre amerikanischen Besitzungen in den Händen der ausschließenden Gesellschaften zu lassen, nur Holland allein hat ein so vernünftiges System nicht angenommen, ob es ihm gleich nothwendiger wäre, als allen übrigen Völkern. Seine Besitzungen sind gegen die Feinde, die Ehrgeiz oder Rache wider dasselbe erregen könnten, wehrlos. Die himmelschreyende Unmenschlichkeit, womit die Sklaven behandelt werden, droht einen Aufruhr. Die Mittel, dort eine Verbesserung vorzunehmen, übersteigen die Gewalt einer Privatgesellschaft, sie können nur durch die unmittelbare Bemühung der Regierung hervorgebracht werden. Ergreift die Republik die Parthey, die ihr ihr wichtiges Interesse vorschreibt, so wird sie aufhören, zur einzigen Grundlage ihres Daseyns einen erbettelten Fleiß zu haben, davon ihr täglich einige Zweige abgehen, und den sie über lang oder kurz verlieren wird. Sie muß in ihren Kolonien den Landbau befördern, so wird sie in Amerika den Bestand finden, den Europa ihr nicht geben kann. Es ist itzt Zeit zu untersuchen, ob Dännemark, die einzige nordische Macht, die ihren Handel bis in die neue Welt verbreitet hat, gegründete Hoffnung zu einer Erweiterung desselben fassen kann.

Besitzungen der Dänen zu St. Thomas, St. Johann und St. Krux.

Diese Nation setzte sich im Jahr 1671 auf einer kleinen, zu äußerst nach Westen hinliegenden Insel der Antillen, Namens St. Thomas, fest. Die Kolonie legte hier nach und nach Zuckerpflanzungen an, so gut es ein sandiges Erdreich, das nur 5 Meilen lang, und etwa drittehalb breit war, gestattete. Mit diesem schwachen Ackerbau wäre St. Thomas nie bekannt geworden, allein das Meer hatte dort einen vortrefflichen Hafen angelegt, der

funfzig Schiffe bergen kann. Dieser ward von Flibustiern und andern Seeräubern häufig besucht, die theils sich hier den Abgaben entziehen wollten, theils ihre Prisen da verkauften, und dadurch ward St. Thomas ein wichtiger Handlungsplatz.

Allein Dännemark hatte von diesem Verkehr keinen Vortheil. Fremde wurden dadurch reich, die nachher wegzogen. Ein alle Jahr nach Afrika spedirtes Schiff, das nach Amerika seegelte, seine Sklaven da verkaufte, und mit einer dagegen empfangenen Ladung nach Europa zurück kehrte, war die einzige Art von Verkehr, den das Hauptland mit seiner Pflanzstadt hatte. Er vermehrte sich durch die Urbarmachung der St. Johannisinsel, die nicht weit von St. Thomas liegt, aber nur halb so groß ist.

Zwey Jahr nachher hatte man versucht, sich auf der Krabben- oder Borriqueninsel niederzulassen, die etwa acht bis zehn Meilen im Umfange haben mag, und anfangs von den Spaniern bewohnt, nachher aber wieder verlassen worden. Die Engländer fiengen darauf an, sich auf diese wüste Insel niederzulassen, wurden aber von den Spaniern wieder vertrieben. Die Dänen wollten darauf diese abermal wüste gelassene Insel im Jahr 1717 besetzen, aber einige Engländer kamen und gründeten sich auf ihr altes Recht, wurden aber aufs neue von den Spaniern vertrieben. Seit der Zeit ist das Eyland immer wüste geblieben, und im Jahr 1733 kaufte Dännemark von den Franzosen die Insel St. Croix für 195,000 Thaler. Diese Insel ist 18 Meilen lang, und drey bis vier Meilen breit. Im Jahr 1643 ward sie durch Holländer und Engländer besetzt, aber unter beyden Nationen entstand

eine Zwietracht, und erstere wurden im Jahr 1646 vertrieben. Ein Gleiches mußten bald nachher die Engländer von den Spaniern erfahren, und diese traten sie nachher ohne Widerstand wieder an 160 Franzosen ab, die aus St. Christoph abgeseegelt waren, um sich hier festzusetzen.

Nun schien es, als wenn Dännemark tiefe Wurzeln in Amerika schlagen wollte, aber zum Unglück ließ es seinen dortigen Landbau unter der Tyranney eines ausschließenden Privilegiums seufzen. Endlich kaufte die Regierung der Gesellschaft im Jahr 1754 ihre Rechte und ihre Effekten für 2,612,500 Thaler ab, wovon ein Theil baar, und das Uebrige mit Verschreibungen an die königliche Schatzkammer bezahlt wurde. Darauf ward die Schifffahrt nach den Inseln allen Unterthanen des dänischen Reichs frey gegeben.

Die Habsucht des Fiskus setzte sich dem Guten, das aus dieser Einrichtung entstehen wollte, zur Unzeit entgegen. Zwar sollten die Nationalwaaren, wie auch diejenigen, die mit dänischen Schiffen von der ersten Hand hergeholt würden, im Hauptlande, ohne etwas zu bezahlen, eingeschifft werden können, aber man verlangte 4 Prozent von allen fabrizirten Dingen, die nicht in einer von diesen Bedingungen begriffen seyn würden. Alles, was in den Kolonien ankam, bezahlte 5 Prozent Einfuhr, und was heraus gieng, 6 Prozent Ausfuhr *). Von den amerikanischen Produkten gab alles, was im Hauptlande verbraucht ward, anderthalb, und was in die Fremde gieng, ein Prozent.

Zu

*) Dieser Zoll besteht auch nur in 5 Prozent.

Zu eben der Zeit, da der Handel nach Indien unter diesen Einschränkungen seine Freyheit erhielt, gab man auch den Handel nach Afrika, der die Grundlage von jenem ist, frey. Es ist allen Unterthanen erlaubt, nach Afrika zu seegeln, um Sklaven zu kaufen; sie bezahlen nur 4 Thaler dänisch Geld für jeden Negerkopf, den sie nach Amerika bringen. Die Pflanzungen auf ihren Kolonien beschäftigen schon 30,000 Sklaven von verschiedenem Alter und Geschlecht, wovon jeder jährlich einen Thaler Kopfgeld zahlen muß. Die Pflanzungen, die jährlich 2 Thaler für jede tausend Quadratschuh an den Fiskus bezahlen müssen, liefern der Nation ein wenig Kaffee und Ingwer, einiges Holz zu Tischlerarbeiten, 800 Ballen Baumwolle, die größtentheils in die Fremde gehen, 14 Millionen Pfund rohen Zucker *), davon vier Fünftheile im Hauptlande verzehrt, und das Uebrige in dem baltischen Meere, oder durch Altona nach Deutschland verkauft wird. St. Croix ist zwar die kleinste unter den Besitzungen der Dänen, liefert aber fünf Siebentheile von allen diesen Produkten.

Diese Insel ist durch Linien, die sich rechtwinklicht schneiden, in 350 Pflanzungen eingetheilt. Jede Pflanzung schließt 150 Morgen, jeden zu 40,000 Quadratfuß, ein, so, daß sie einen Raum von 1200 gemeinen Schritten in der Länge und 800 in der Breite einnehmen kann; zwey Drittel dieses Bodens tragen Zucker, und der Eigner kann 80 Morgen zugleich dazu brauchen, deren jeder in gemeinen Jahren 16 Zentner giebt, ohne den Syrup zu rechnen. Das Uebrige kann auf eine minder einträgliche

*) Es giebt Jahre, da alle 3 Inseln 20 Millionen Pfund rohen Zucker bringen.

liche Weise genutzt werden. Mit der Zeit wird man hier einige Städte anlegen können; gegenwärtig ist hier nur der Flecken Christiansstadt, der neben der Festung, die den Haupthafen vertheidigt, angelegt worden *).

Dännemark kann nicht läugnen, daß die Reichthümer, die aus seinen Kolonien zu kommen anfangen, ihm nicht ganz zugehören. Eine genaue Berechnung würde vielleicht beweisen, daß dasjenige, was außer der Kommission, Fracht, Abgaben und Rafinaderie-Unkosten dem Staat übrig bleibt, sehr wenig sagen will. Die Lage, worinn sich diese Macht befindet, erlaubt ihr nicht, diesen Nachtheil mit gleichgültigen Augen zu betrachten, sie muß vielmehr alles anwenden, sich die ganze Masse ihrer amerikanischen Produkte zuzueignen.

Die Menschenzahl in diesem Reiche ist der Größe desselben nicht angemessen, der doppelte Despotismus des Fürsten über den Adel und des Adels über ein knechtisches Volk geben auch zu einer grössern Bevölkerung wenig Hoffnung. Die vereinigten Listen aller dänischen Staaten, außer Island, setzten die im Jahr 1771 Gestorbenen nur auf 55,125, so, daß nach der Rechnung von 32 Lebenden gegen einen Todten nur 1,764,000 Menschen heraus kämen **). Vieler andern Ursachen ungerechnet, widersetzt sich auch die Last der vielerley schweren Abgaben der Glückseligkeit der Unterthanen.

Nach der gegenwärtigen Lage sind die Ausfuhren ziemlich eingeschränkt: sie belaufen sich in den

*) Die Insel St. Croix ist von der Krone Dännemark dem Freyherrn von Schimmelmann ertheilt worden.

**) Durch eine im Jahr 1769 angestellte Zählung ist die Menschenzahl 2,017,018 stark gefunden.

Provinzen des festen Landes von Deutschland auf 5 oder 6,000 Ochsen, auf 3 oder 4,000 Pferde *) und etwas Rocken, der an die Schweden und Holländer verkauft wird. Seit einigen Jahren verbraucht Dännemark auch Weizen, den Fühnen und Laland sonst in die Fremde schickte. Beyde Inseln, so wie Seeland, verkaufen nichts als schöne Pferde. Norwegen liefert zum Heringshandel Holz, Masten, Theer und Eisen. Aus Lappland und Grönland kommen Pelzwerke. Man zieht aus Island **) Stockfisch, Wallfisch- Seehunds- und Seekälberthran, Schwefel und Pflaumfedern, die unter den Namen Eiderdaunen bekannt sind.

Vierter Abschnitt.

Besitzungen der Franzosen auf den amerikanischen Eylanden.

Die französischen Inseln schmachten unter dem Joche ausschliessender Privilegien.

Als einige französische Seefahrer sich nach den Antillen wendeten, um sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen, die die dortigen Meere besuchten, suchten sie einen Schutzort, um ihre Schiffe zu kalfatern. Sie fanden ihn zu St. Christoph, und wünschten zugleich, an diesem Orte eine Besitzung anlegen

*) Es werden 10 bis 15,000 Ochsen und 6 bis 8,000 Pferde ausgeführt.

**) Der König hat im Jahr 1774 die isländische Kompagnie für 1,200,000 Livres, oder 533.333 Thaler Dänisch, an sich gekauft, um diesen Handel für die Unterthanen frey zu geben.

legen zu können. Ihr Anführer, Denambuc, erhielt nicht nur diese Freyheit, sondern auch die, sich, so weit er wollte, in dem amerikanischen Inselmeere auszubreiten; dafür aber sollte der zwanzigste Theil der Waaren, die aus allen Kolonien, die man anlegen würde, kämen, an die Regierung bezahlt werden.

Eine Gesellschaft erbot sich im Jahr 1626, dieß Privilegium in Erfüllung zu bringen. Sie erhielt das Eigenthum aller Inseln, die sie urbar machen würde, und die Erlaubniß, sich 100 Pfund Tabak oder 50 Pfund Baumwolle von jedem Einwohner, von 16 bis 60 Jahren, geben zu lassen, und überdieß erhielt sie das Recht, ausschlußweise daselbst zu kaufen und zu verkaufen. Obgleich ihr erstes Kapital nur 45,000 Livres betrug, so hätte sie doch immer dem Staat nützlich seyn können, wenn sie nicht, wie alle Monopolien, aus Gierigkeit zum Gewinn, ihre Waaren in übermäßigen Preisen gehalten hätte. Die Holländer brachten darauf den Kolonisten für weit billigere Bedingungen Lebensmittel und Waaren, und daher verkauften sie auch die Produkte der französischen Inseln viel wohlfeiler auf den europäischen Märkten, als die Gesellschaft. Durch diese Mitwerbung ward sie so weit gebracht, daß sie, um nicht unter der Last ihrer Schulden zu erliegen, ihre Besitzungen öffentlich verkaufte.

Boisseret erhielt im Jahr 1649 für 73,000 Livres Guadalupe, Marie-Galante und die Heiligeninseln, mit allen der Gesellschaft auf diesen Inseln gehörigen Effekten; er trat die Hälfte seines Kaufs an Houel, seinen Schwager, ab. Düparquet bezahlte im Jahr 1650 für Martiniko, St. Lucia, Granada und die Granadinen nur 60,000 Livres: sieben Jahr nachher verkaufte er Granada und die

Granadinen an den Grafen von Cerillac wieder für 80,000 Livres. Der Johanniterorden brachte im Jahr 1651 St. Christoph, St. Martin, St. Bartholomäus, St. Croix, und die Schildkröteninsel für 40,000 käuflich an sich.

Dieser zweyte Zustand war für die Nation noch nicht besser, indem die Holländer immer ihren Schleichhandel fortsetzten. Colbert ergriff zwar im Jahr 1664 ganz richtige Maaßregeln, indem er alle veräußerte Besitzungen für 845,000 Livres wieder ankaufte, allein er begieng auch sogleich wieder den Fehler, daß er sie abermal unter das Joch einer ausschließenden Gesellschaft gab. Ohngeachtet unendlich vieler Begünstigungen, stand diese Gesellschaft auf den Punkt Bankerott zu machen, als der Hof ihre Schuld von 3,523,000 Livres bezahlte, und ihr ihr Kapital, das 1,287,185 Livres betrug, ersetzte. Dadurch wurden also diese Besitzungen wieder zur Masse des Staats geschlagen, die ihm bis dahin wie fremd gewesen waren.

Die französischen Inseln erhalten ihre Freyheit wieder; Hindernisse in ihrem Fortkommen.

Nun schien die Geschicklichkeit und der Fleiß der Kolonisten aufs neue zu erwachen, als die Vorurtheile des Hauptlandes ihnen unglücklicher Weise aufs neue unübersteigliche Hindernisse entgegen setzten. Kolonisten, welchen man durch Prämien hätte beyspringen sollen, ward eine Auflage von 100 Pfund rohen Zucker auferlegt, die jede freye Mannsperson, und jeder Sklave beyderley Geschlechts, jährlich bezahlen sollte. Ihre übrigen Waaren wurden dadurch im Preise herabgesetzt, daß das Privilegium, ihnen dieselben abzuhohlen, auf eine geringe Anzahl Häfen eingeschränkt ward. Um den Schleichhandel zu verhüten, sahen sich überdieß noch alle Fahrzeuge gezwungen, ihren Rückweg nach dem Hauptlande,

und

und sogar nach den Häfen zu nehmen, woraus sie abgeseegelt waren.

Nicht lange darauf bekam der Zucker, das wichtigste Produkt der Kolonien, einen neuen Stoß. Auf Anhalten der Raffinadeurs, ward die Ausfuhr des rohen Zuckers im Jahr 1682 verbothen, dadurch blieb ihre Kunst so theuer und unvollkommen, daß er von den kaufenden Nationen nicht mehr gesucht ward. Der französische Zuckerbau nahm ab, und bey den mitwerbenden Nationen erhielt er einen merklichen Vorzug. Die Kolonien erhielten zwar die Erlaubniß, ihren Zucker selbst zu raffiniren, allein eine Abgabe von 8 Livres auf den Centner machte, daß dieser Handlungszweig dennoch nicht empor kommen konnte. Die Kolonien, die 27 Millionen Pfund Zucker erndteten und an das Hauptland nur 20 Millionen absetzen konnten, waren nicht im Stande, ihren Ueberfluß los zu werden, und die Waare fiel auf einen Spottpreis herunter. Ueberdieß war der Negerhandel einer ausschließenden Gesellschaft anvertraut, die nur immer sehr wenig kaufte, um sie gewiß und desto theurer zu verkaufen; dadurch wurden die Kolonisten noch mehr außer Stand gesetzt, die Zahl ihrer landbauenden Sklaven zu vermehren.

Unter der Last so vieler Fesseln seufzten die französischen Inseln bis im Jahr 1716. Um diese Zeit wurden die nach den Kolonien bestimmten Waaren, von allen Auflagen freygesprochen; man setzte die Auflagen der amerikanischen Waaren, die im Königreiche verbraucht wurden, sehr herab. Diejenigen, die den andern Nationen zugebracht werden konnten, sollten bey der Ein- und Ausfuhr ganz frey seyn, wenn sie 3 Prozent zahlten. Die

auf den fremden Zucker aufgelegten Abgaben sollten überall aufgehoben werden, außer in den Häfen von Bayonne und Marseille, wenn er von da wieder herausgienge. Dahingegen sollten alle Waaren, deren Verkauf im Hauptlande verboten war, den Kolonien auch verboten seyn; und um den einheimischen Manufakturen den Vorzug zu geben, so sollten auch die nicht verbotenen Waaren ihre Auflagen, beym Eingang ins Königreich, bezahlen, wenn sie schon für die Kolonien bestimmt wären. Nur das gesalzene Rindfleisch, welches Frankreich gar nicht lieferte, ward davon frey gesprochen.

Diese Einrichtung wäre noch besser gewesen, wenn die nach Amerika seegelnden Schiffe von der Verbindlichkeit befreyt worden wären, wieder dahin zurück zu kehren, wo sie ausgelaufen waren. Indessen nahm, ohnerachtet dieser Schwachheit, der Flor der Kolonien unglaublich zu. Hätte die Regierung bey Ankunft der Franzosen in der neuen Welt, durch Vorhersehungskraft, alle die Kenntnisse gehabt, die sie 100 Jahr nachher durch die Erfahrung erhielt, so hätte der Staat früher einen Landbau und Reichthum genossen, der für ihn besser war als Eroberungen. Man hätte nicht 1696 St. Croix verlassen und St. Christoph dem Uetrechter Frieden aufgeopfert; auch würde man nicht gezwungen gewesen seyn, 1763 Granada an die Engländer abzutreten. Indessen hat Frankreich noch wichtige Kolonien, deren Werth eine Betrachtung verdient.

Niederlassung der Franzosen in Guyana

Guyana hat gegen Morgen den Ocean, gegen Mitternacht den Oronoko, gegen Mittag den Amazonenfluß und gegen Abend Rio Negro, welcher diese beyden Flüsse, die beyden größten im südlichen Amerika, mit einander verbindet; und in dieser Absicht ist

ist Guyana gleichsam eine Insel, die von Norden nach Süden wenigstens 200 Meilen, und von Osten nach Westen über 300 Meilen hält.

Zuerst gelangten im Jahr 1499 Alfonso Ojeda, Amerikus Vesputius und Johann de la Cosa dahin. Indessen erhielt man damals nur eine sehr seichte Kenntniß dieses Landes, und verschiedene nachher angestellte Reisen hatten keinen bessern Erfolg. Auch die Franzosen fiengen an, am Ufer des Amazonenflusses Entdeckungen zu machen, aber die Fruchtlosigkeit ihrer Reise bewog sie endlich, sich im Jahr 1635 auf Cayenne niederzulassen. Einige Handelsleute in Rouen glaubten, es ließe sich von diesem Pflanzorte Nutzen ziehen, und schossen zu dem Ende im Jahr 1643 ihre Kapitalien zusammen. Aber die Unternehmung lief so unglücklich ab, daß der Rest der dahin geschickten Menschen, die nur mit Mühe dem Hunger, Elende und der Wuth der Wilden entgangen waren, sich in einem Boote und zween Kähnen nach den Windinseln retteten. Im Jahr 1663 entstand zwar eine neue Gesellschaft, allein im Jahr 1667 ward Cayenne durch die Engländer, und 1676 durch die Holländer erobert; seitdem aber ist es nie angegriffen worden.

Diese so oft zerrüttete Besitzung genoß kaum einen Anfang von Ruhe, als man günstige Hoffnungen von ihrem Flor schöpfte. Einige Flibustier, die, mit Beute beladen, aus dem Südmeer zurück kamen, ließen sich da nieder, und fiengen sogar an, den Landbau zu treiben. Aber ihre alte Neigung wachte im Jahr 1688 wieder auf, als sie mit den mehrsten Einwohnern hingiengen, um Surinam zu plündern; die Unternehmung lief unglücklich ab, ein Theil fiel im Angriff, die übrigen wurden gefangen

genommen und nach den Antillen geschickt. Die Kolonie hat sich nie wieder von diesem Verlust erhohlen können.

Cayenne hat etwa sechzehn Meilen im Umfange, und wird von so vielen Morästen durchschnitten, daß nur die kleinen Hügel angebaut werden können. Das erste Produkt, das man hier baute, war Roku. Dieß ist eine rothe Farbe, die die Spanier Achiote nennen, worein man alle weiße Wolle taucht, man mag ihr, welche Farbe man will, zu geben gedenken. Der Baum, der diese Frucht trägt, ist so groß als der Pflaumenbaum; die Frucht selbst sitzt in Hülsen, die so stachlicht sind, als der Kastanienbaum; diese Hülsen enthalten kleine, mit einem karmosinenen Häutchen überzogene Körner, und in diesen Häutchen besteht der Roku.

Vom Rokubau erhob sich Cayenne bis zum Baumwollen-, Indigo- und Zuckerbau. Sie war die erste unter den französischen Kolonien, die Kaffee zog, den sie im Jahr 1721 von einigen ihrer Ueberläufer aus Surinam erhielt. Zehn bis zwölf Jahr nachher pflanzte man Kakao. Im Jahr 1752 kamen aus der Kolonie 260,541 Pfund Roku, 80,363 Pfund Zucker, 17,919 Pfund Baumwolle, 26,881 Pfund Kaffee, 91,916 Pfund Kakao, 618 Schuh Holz und 104 Bretter. Alle diese Produkte waren die Früchte der Arbeiten von 90 französischen Familien, von 125 Indiern und 1,500 Negern, die die ganze Kolonie ausmachten.

So und noch schwächer war der Zustand von Cayenne beschaffen, als der französische Hof im Jahr 1763 ihm einen großen Glanz zu geben suchte, und seine Blicke auf Guyana richtete, welches den Verlust

lust aller andern Kolonien wieder gut machen sollte. Diesen großen Strich Landes hatten an der nördlichen Seite die Holländer, und an der südlichen die Portugiesen im Besitz: die Gränzen beyder Nationen, die zwischen den Marony- und Vinzent-Pinzenfluß eingeschränkt waren, sind gleich weit von Cayenne entfernt, und der Strich, den sie einschliessen, beträgt nicht weniger als 100 Meilen längst der Küste hin. Die Schifffahrt ist da wegen der Gewalt der Ströme sehr beschwerlich, es findet sich da kein Hafen, und man findet wenig Stellen, wo die Schiffe landen können; ja oft können es die leichtesten Boote nicht bewerkstelligen. Die großen und zahlreichen Flüsse in diesem Lande lassen sich eben so wenig befahren, und die fast überall niebrige Küste ist wegen der hohen Fluthen fast beständig überschwemmt. Im Lande hinein werden die mehrsten Ebenen und Thäler, während der Regenzeit, ebenfalls zu Morästen, und man findet dann nur in den ein wenig erhaben liegenden Ländereyen Sicherheit. Ueber die Anzahl der, in den vom Meer entfernten Gegenden wohnenden Menschen, kann man nur unbestimmte Muthmaaßungen anstellen. An der Küste mögen etwa 9 bis 10,000 wohnen, die durch die Bemühungen der Missionarien sind ansässig gemacht worden.

So wie es itzt beschrieben worden, schien Guyana den französischen Ministern eine mächtige Hülfe zu seyn, den Verlust der andern Kolonien zu ersetzen; allein der Entwurf dazu ward nicht mit der Vorsicht ausgeführt, daß er den großen Erwartungen entsprechen konnte. Nach einer sehr langen Fahrt wurden 12,000 Mann auf diesen wüsten und unbewohnbaren Ufern ans Land gesetzt. Diese neuen Kolonisten kamen gerade in der Regenzeit, die vom

An-

Anfange Novembers, bis zu Ende des Mays, so heftig einfällt, daß die Länder überschwemmt und gar nicht im Stande sind, gebaut zu werden. Man wußte also mit dieser großen Menge Menschen nicht zu bleiben. Die Insel Cayenne hätte den neu Ankommenden zum einstweiligen Aufenthalt und Erquickung dienen können, allein der absurde Gedanke, daß man die neuen Kolonisten nicht mit den alten vermengen müßte, machte, daß man diese Hülfe verwarf. Man setzte diese Unglücklichen am Ufer des Kuru, auf einer Sandenge, zwischen ungesunden Scheeren, unter einem schlechten Schoppen, ans Land. Die mehrsten endigten dort in der traurigsten Verzweifelung ihr Schicksal, und 1,500 Menschen, die dem Elende entkommen waren, kamen durch eine Ueberschwemmung um, ohne den geringsten Keim zu einer Nachkommenschaft, noch eine Spur ihres Andenkens zu hinterlassen.

Durch diese unglückliche Katastrophe ist Guyana, als das elendeste Land, in welchem es nicht möglich wäre, eine Kolonie in blühenden Zustand zu setzen, verrufen worden. Man gründet sich auf die Dürre des Bodens; auf die übermäßige Feuchtigkeit der Himmelsluft; auf die ungeheuren Schwärme von Ameisen, womit dieß Land geplagt wird, und auf die leichten Mittel, die die Sklaven darinn haben werden, davon zu laufen. Es ist zwar in diesen Klagen viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes.

Zwar läßt sich aus der Unfruchtbarkeit der Insel Cayenne mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß das benachbarte feste Land nicht fruchtbarer seyn werde, allein Beobachter, die tiefer hineingedrungen sind, denken ganz anders davon, und die wenigen Erfahrungen, die man schon angestellt hat, wider-

spre-

sprechen diesem Vorurtheil. Auch ist glaublich, daß die Ueberschwemmungen abnehmen werden, so wie man diese unermeßlichen Hölzungen umhauen wird. Die Plage von den Ameisen haben alle Pflanzörter in Amerika aushalten müssen, und sind mit der Zeit davon befreyt worden; eben so wird es in Guyana besser damit werden, so wie man mehrere Länder urbar machen wird. Die Gefahr, wegen Entläufung der Negersklaven, ist die Schuld der Tyranney ihrer Herren; diese Furcht muß ihnen in Guyana Mäßigung vorschreiben, die die Menschlichkeit überall einflößen sollte.

Das wichtigste Hinderniß besteht in der Schwierigkeit, an den Küsten von Guyana einen wichtigen Landbau anzulegen. Die der Insel Cayenne nach Süden liegende Küste zeigt in einem Raum von zwanzig Meilen nichts als einen Kloak, der monatlich zweymal durch die Fluthen, im Voll- und Neumonde, überschwemmt, und jedesmal in der Zwischenzeit wieder ausgetrocknet wird. Die nach Norden liegende Küste ist ordentlich 6 Monat im Jahr mit Wasser bedeckt, und kann also nur eine ungewisse Fruchtbarkeit haben. Ueberdem ist dieser Theil erstaunend ungesund.

Dahingegen haben die Flüsse Cayenne, Apruock, Oyapoko, Kuru und Marony diese Unbequemlichkeiten in ihrem Laufe nicht. Man findet 5 bis 600 dem Unglücke der Kolonie entgangene Menschen an dem Sinemary. Sie genießen die beste Gesundheit, ihr kleiner Anbau gelingt ihnen so gut als möglich, und das Vieh vermehrt sich erstaunlich. Die höchsten Ufer der andern Flüsse bieten dieselben Vortheile dar, ja einige sogar eine leichtere Schifffahrt für Boote und für Schiffe.

Alle diese Untersuchungen beweisen, daß Frankreich die Besetzung von Guyana nicht aufgeben muß. Sowohl der Landbau, als auch der Verkehr mit den übrigen Kolonien und mit dem Hauptlande, wird von den Ermunterungen abhängen, die der französische Hof dieser Besitzung ertheilen wird; alles, was nöthig ist, um sich die Vortheile, welche sie darbietet, zu versichern, muß noch erst gethan werden, und ist für die Zukunft aufbehalten.

Am ersten Jänner 1769 befanden sich daselbst nur erst 1291 freye Menschen und 8047 Sklaven. Die Heerden stiegen nicht über 1923 Stück groß Vieh, und 1077 klein Vieh. Die Produkte dieser Kolonie waren noch geringer, als sie nach diesen schwachen Mitteln hätten seyn können, weil sich in den Werkstätten nichts als weiße Menschen ohne Einsicht, und Negern ohne Gehorsam, befanden; nur der Zeit kömmt es zu, Einsichten und Disciplin einzuführen.

Man streitet sich um St. Lucie; endlich bleibt es den Franzosen.

Im Anfange des Jahrs 1639 bemächtigten die Engländer sich der Insel St. Lucie ohne Widerstand. Sie lebten etwa anderthalb Jahr dort ruhig, als sie im Jahr 1640 von den Wilden wieder fortgejagt wurden. Im Jahr 1650 schickten die Franzosen 40 Einwohner, unter Anführung eines klugen, tapfern und bey den Wilden, deswegen, weil er eine Frau aus ihren Mitteln genommen hatte, ganz besonders beliebten Mannes, mit Namen Rousselan, dahin. Sein vier Jahr nachher erfolgter Tod vernichtete alle das Gute wieder, was er angefangen hatte. Drey von seinen Nachfolgern wurden von den Karaiben, die mit ihrer Aufführung nicht zufrieden waren, ermordet, und die Kolonie lag darnieder, als sie 1664 von den Engländern eingenommen, und 1666 auch wieder geräumt ward.

Kaum

Kaum waren sie abgeseegelt, so ließen die Franzosen sich hier wieder sehen, wurden aber 20 Jahre nachher abermal wieder verjagt. Einige von ihnen, die in die Wälder geflohen waren, sammelten sich zwar wieder nach der Abreise der Engländer, und nahmen ihre Arbeiten wieder vor, aber weil sie wegen des Krieges immer in Furcht waren, ein Raub des ersten Kapers zu werden, so begaben sie sich nach den Besitzungen ihrer Landsleute, wo sie sich mehr Schutz versprechen konnten. Nun ward St. Lucie nur von den Einwohnern aus Martiniko besucht, die Holz daselbst fällten, Kähne daselbst machten und ziemlich beträchtliche Werfte darauf hielten.

Nach der Zeit konnten sich die Engländer und Franzosen noch immer nicht um das Eigenthum dieses Eylandes vereinigen, bis im Jahr 1731 fest gesetzt ward, daß die Insel von beyden Nationen geräumt werden, beyde aber die Freyheit behalten sollten, Wasser und Holz daher zu hohlen. Endlich erhielt Frankreich im Jahr 1763 den völligsten Besitz von St. Lucie.

Das französische Ministerium beschäftigte sich nun vorzüglich mit der Sorge, hier den Ackerbau anzulegen. Es schickte im Jahr 1763 sieben bis 800 Menschen dahin, deren trauriges Schicksal aber mehr Mitleiden als Bewunderung erregt hat. Nach der Zeit begaben sich von den benachbarten Besitzungen aus Granada, Martiniko und St. Vinzent, Kolonisten hieher, und man gab jedem unter ihnen unentgeldlich ein ihrem Vermögen angemessenes Stück Land.

Schon sind in dieser Kolonie neun Kirchspiele entstanden; acht unter dem Winde, und eine windwärts;

wärts; dieser leztere Strich wird mit der Zeit auch mehr besezt werden, weil man täglich Buchten entdeckt, wo man alle Arten von Produkten auf Booten wird fortschaffen können. Ein Weg, der um die Insel herum geht, und zwey, die von Osten nach Westen gehen, geben alle erwünschte Gelegenheit, um die Waaren von den Pflanzungen an die Einschiffungsplätze zu schaffen.

Den ersten Jänner 1772 waren auf der Insel 2,018 Weiße, 663 freye Negern, und 12,795 Sklaven. Die Heerden bestunden in 928 Maulthieren oder Pferden; 2,070 Stück Hornvieh und 3,184 Schaafen oder Ziegen. Der dortige Landbau bestand in 38 Zuckerpflanzungen, welche 978 Quadrate Land erforderten, ferner in 5,395,889 Kaffeestämmen, 1,321,600 Kakaostämmen und 387 Quadraten Baumwolle. Die ganze Insel war in 706 Pflanzungen getheilt. Das gegenwärtige Einkommen beträgt eine Million Thaler, welches sich einige Zeit jährlich um ein Achttheil vermehren kann.

Der Boden dieses Eylandes wird immer besser, je tiefer man ins Land hinein kömmt; zwar findet man hier keine große Ebenen, aber doch viel kleine, worauf man 15 Millionen Pfund Zucker ziehen könnte. Die Luft ist nicht anders, als sie auf den übrigen Inseln war, ehe man sie bewohnt hatte, anfänglich nämlich unrein und ungesund; aber so wie die Wälder umgehauen werden, und die Erde kahler wird, verliert sich auch ihre Schädlichkeit.

Die Denkungsart und die Einsichten des Herrn Grafen von Ennery, des Stifters der Kolonie, geben Hoffnung, daß, wenn diese Insel, die ungefähr 45 Meilen im Umfange hat, den vollen Ackerbau treiben wird, dessen sie fähig ist, so wird sie

50,000

50,000 Sklaven beschäftigen, und für 10 Millionen Livres Waaren zum Handel liefern. Dieser Flor kann nicht weit mehr entfernt seyn, da die Thätigkeit der Ackerleute ganz von allen Fesseln befreyt ist. Diese Insel bezahlt weder mittelbar noch unmittelbar die geringsten Auflagen; in ihren Rheden werden die Schiffe von allen Nationen ohne Unterschied und ohne Ein- und Ausfuhrzoll aufgenommen. So vorzüglich gut ist noch keine Kolonie behandelt worden, so lange Europa Besitzungen in der neuen Welt angelegt hat.

Die Franzosen lassen sich auf Martiniko nieder.

Im Jahr 1635 seegelte Denambuc von St. Christoph nach Martiniko ab, um seine Nation dort ansäßig zu machen. Diese Insel ist 16 Meilen lang, und hält 45 im Umkreise. Denambuc nahm hundert Mann, die seit langer Zeit in seiner Statthalterschaft zu St. Christoph wohnten, und mit allen Arbeiten des Ackerbaues bekannt waren, mit sich. Ihre erste Niederlassung geschah ganz ruhig. Allein diese Ruhe dauerte nicht lange, indem die Kolonisten lange Zeit heimlich und öffentlich von den Karaiben beunruhigt wurden, bis endlich die Franzosen mit vereinigter Macht auf diese Wilden losgiengen, was sie erhaschen konnten, todt schlugen, und den Rest im Jahr 1658 gänzlich von Martiniko verjagten.

Die nun ruhig gewordenen Franzosen beschäftigten sich anfänglich mit dem Tabaks- und Baumwollenbau. Bald darauf kam noch Roku und Indigo hinzu, und im Jahr 1650 auch der Zuckerbau. Zehn Jahre nachher pflanzte ein Jude, Namens Benjamin Akosta, Kakaobäume, und ums Jahr 1684 ward dieser Bau die Hülfe der mehrsten Kolonisten, die nicht Kapitalien genug hatten, um den Zuckerbau zu übernehmen. Im Jahr 1718 starben alle Kakaobäume aus, und die Einwohner auf

Martiniko waren schon ganz trostlos über dieß Unglück, als ihnen der Kaffeebaum, als ein Brett im Schiffbruche, dargeboten ward. Das französische Ministerium schickte zwey Schößlinge dahin, die durch die außerordentliche Fürsorge des Herrn Desclieux mühselig auf der Reise erhalten wurden; Der Kaffeebau nahm darauf mit außerordentlicher Geschwindigkeit und gutem Erfolge zu.

Martiniko hat unter allen französischen Besitzungen die glücklichste Lage, in Ansehung der in den dortigen Meeren herrschenden Winde. Seine Häfen haben die unschätzbare Bequemlichkeit, einen sichern Zufluchtsort gegen die Orkane, womit diese Gewässer geplagt sind, darzubieten. Im Jahr 1700 hatte diese Insel in allem nur 6597 Weiße. Die Anzahl der Wilden, der Mulatten und freyen Negern betrug in allem nur 507, und der Sklaven 14,566. Die Heerden bestunden aus 3668 Pferden oder Maulthieren, und 9217 Stück Hornvieh. Man baute eine große Menge Kakao, Tabak, Baumwolle, und außerdem waren da neun Indigo- und 93 schwache Zuckerpflanzungen.

Martiniko's Flor.

Als die langwierigen und grausamen Kriege gedämpft waren, erhob sich Martiniko aus der Art von Ermattung, worein es durch alle diese Unglücksfälle war versetzt worden. In kurzer Zeit ward diese Insel der allgemeine Markt aller französischen Windinseln, und sie wußte die Spekulanten, als landbauende Kolonie, als eine Agentinn der andern, und als eine mit dem spanischen und mit dem nördlichen Amerika handelnde Besitzung, zu beschäftigen.

Als landbauende Kolonie hatte sie im Jahr 1737 447 Zuckerpflanzungen, 119,532,232 Kaffeestämme, 193,870 Kakaostämme, 2,068,480 Baumwollen-

wollenstämme, 39,400 Stück Tabakstauden, 6,750 Kokusstämme. Ihre Lebensmittel bestanden in 4,806,142 Paradiesfeigenbäumen, 34,483,000 Kassawagruben, 247 Quadrate Kartoffeln und Ignamen. Es lebten daselbst in allem 72,000 Negern. Ihre Arbeit hatte den Landbau in solchen Zustand gesetzt, daß die Ausfuhr jährlich über 4 Millionen Thaler betrug.

Der Verkehr, den Martiniko mit den andern Inseln hatte, brachte ihr die Kommission und die Transportkosten ein, denn sie allein hatte Fuhrwerk. Dieser Profit konnte auf den zehnten Theil der Produkte dieser Eylande angeschlagen werden, welche, zusammen genommen, etwa 4 bis 4½ Millionen Thaler ausmachen mochten. Dieses Schuldenkapital, das selten eingezogen wurde, ließ man ihnen, um ihren Landbau zu vermehren. Es ward noch durch Vorschüsse an Geld, Sklaven und an andern Nothwendigkeiten vermehrt, wodurch die andern Kolonien um so mehr von Martiniko abhängig wurden, jemehr sie sich zu Schuldnern dieser Insel machten, ohne daß es ihnen doch zum Schaden gereicht wäre. Sie wurden alle durch ihre Hülfe reich, und der andern ihr Gewinn gedeihte Martiniko wieder zum Vortheil.

Ihr Verkehr mit der Königsinsel, mit Kanada, mit Louisiana, verschaffte ihr den Abgang des gemeinen Zuckers, des schlechten Kaffees, und des Sirups und Rums, den Frankreich nicht haben wollte. Martiniko erhielt dagegen Stockfisch, trokkene Gemüse, Tannenholz und etwas Mehl. Bey dem Schleichhandel auf den spanischen Küsten, der ganz aus französischen Fabrikwaaren bestund, gewann diese Insel den Belang des Risiko, den der französische Kaufmann nicht tragen wollte. Dieser

Handel, der, seinem Gegenstande nach, nicht so einträglich war, als der erstere, brachte seinen Wirkungen nach viel mehr ein. Er warf der Insel einen Profit von 90 Prozent auf eine Million Thaler werth an Waaren ab, die man jährlich nach Caraqua und den benachbarten Kolonien brachte.

So viel glückliche Geschäfte hatten ein unermeßliches Geld nach Martiniko gebracht. Fünftehalb Millionen Thaler waren gewöhnlich da im lebhaftesten Umsatz. Es ist vielleicht das einzige Land auf der Erde, wo sich das Geld in so großer Menge befunden hat, daß es vollkommen einerley gewesen, ob man Geld oder Waaren hatte.

Die Größe der dortigen Geschäfte brachten jährlich 200 Fahrzeuge aus Frankreich, 14 bis 15, die dieß Land nach Guinea schickte, 30 aus Kanada, 10 bis 12 aus der Margaretheninsel und Trinidad, in ihre Häfen; ohne die englischen und holländischen Schiffe zu rechnen, die heimlich hinkamen. Die besondere Schifffahrt nach den nördlichen Kolonien, nach dem spanischen festen Lande, nach den Windinseln, beschäftigte 130 Boote von 20 bis zu 60 Tonnen, die durch 600 europäische Matrosen von allen Nationen, und 15,000 von langer Zeit her zur Schifffahrt angelernete Sklaven, geführt wurden.

In den ersten Zeiten landeten die Seefahrer, welche Martiniko besuchten, in den Gegenden, wo die Waaren geerndtet wurden. Allein die Unbequemlichkeit wegen der häufigen Nord- und Nordostwinde, die Schwierigkeit für den Kaufmann, daß er immer nur seine Waaren einzeln verkaufen konnte, die ungleiche Konkurrenz der Waaren an verschiedenen Orten, und unzähliche andere Ungelegenheiten,

ten, machten, daß alle Seefahrer und Einwohner wünschten, es möchte irgendwo eine Niederlage entstehen, da alle Waaren, die die Kolonie mit dem Hauptlande vertauschte, zusammen flössen. Die Natur schien Fort Royal zu diesem Endzwecke bestimmt zu haben, weil es einen vollkommen sichern Hafen hatte, allein außer noch andern Hindernissen war das Erdreich in dieser Gegend morastig und ungesund, und man wandte sich also nach St. Pierre.

Dieser Flecken enthält, ohnerachtet der Feuersbrünste, die ihn viermal in die Asche gelegt haben, 748 Häuser. Er liegt an der westlichen Küste der Insel; ein Theil desselben ist längs dem Meere gleich am Ufer her gebaut, man nennt ihn den Ankerplatz und hier sind die Schiffe und die Waarenlager; der andere Theil liegt auf einem nicht gar hohen Hügel und heißt das Fort; es ward im Jahr 1665 angelegt, um den Empörungen der Einwohner Einhalt zu thun, heutiges Tages aber schützt es die Rhede gegen fremde Feinde.

St. Pierre empfieng anfangs die Waaren aus gewissen Gegenden, deren an stürmischen und beständig unzugänglichen Küsten lebende Bewohner, ihre Einkäufe und Verkäufe, ohne in andere Reviere zu ziehen, nicht bequem verrichten konnten; allein mit der Zeit ward der Verkehr hier immer größer und wichtiger. Der Krieg von 1744 hemmte den Lauf dieses Glücks. Die Schifffahrt der Kolonie nach Kanada und nach den spanischen Küsten ward gänzlich unterbrochen; die wenigen Schiffe, die aus Frankreich ankamen, verkauften sehr theuer und kauften sehr wohlfeil ein, um sich wegen des Verlusts, welchen sie zu leiden Gefahr liefen, schadlos zu halten. Folglich fielen die Produkte in Unwerth;

 die

die Ländereyen wurden schlecht gebaut, und die Unterhaltung der Werkstätte vernachlässigt; die Sklaven kamen aus Mangel der Nahrung um; alles lag darnieder, alles gieng zu Grunde. Endlich brachte der Friede zugleich mit der Handlungsfreyheit die Hoffnung, den alten Flor wieder zu erlangen, zurück. Aber der Erfolg entsprach diesen Hoffnungen nicht.

Verfall der Insel Martiniko.

Kaum hatten die Feindseligkeiten seit beynahe zwey Jahren aufgehört, als die Kolonie den Schleichhandel mit den amerikanischen Spaniern durch Einführung der Registerschiffe verlor. Der Verkehr mit dem ganzen nördlichen Amerika kam so weit herunter, daß Martiniko im Jahr 1755 nur 4 Boote nach Kanada schickte. Sie war während des Friedens noch nicht wieder zu ihrem Schaden gekommen, auch hatte sie die Schulden, die sie während der Menge auf einander folgender Unfälle zu machen gezwungen worden, noch nicht bezahlt, da sie endlich unter das Joch der Engländer gerieth, die sie zwar im Julius 1763 wieder gaben, aber sie war von allen Nebenmitteln zum Flor entblößt.

Gegenwärtiger Zustand von Martiniko.

Die nunmehr, so zu sagen, ganz nakte und sich allein überlassene Kolonie enthält doch noch nach der Schatzung vom ersten Jänner 1770 in einem Bezirk von 28 Kirchsprengeln 12,450 weiße Menschen; 1814 freye Negern, oder Mulatten; 70,553 Sklaven; 443 Maronen, oder entflohene Negern.

Die Heerden der Kolonien bestehen aus 8283 Pferden oder Maulthieren; 12376 Stück Hornvieh; 975 Schweinen; 13,544 Schaafen oder Ziegen.

An Lebensmitteln hat sie 17,930,596 Manlockgruben; 3,509,048 Paradiesfeigenbäume; 400 Quadrate von Ignamen und Kartoffeln.

11,444

11,444 Quadrate mit Zuckerröhren besetzt; 6,638,757 Kaffeestämme; 871,043 Kakaostämme; 1,764,807 Baumwollenstämme; 59,966 Kaßiastämme; 61 Rokusstämme: dieß zusammen macht ihren Landbau aus.

Die Wiesen, oder, wie sie dort heißen, Savanes, nehmen 10,972 Quadrat-Ländereyen *) ein; 11,966 sind mit Holz besetzt, und 8448 unbebauet und brach liegend.

Die Anzahl der Pflanzungen, wo man Kaffee, Kakao, Baumwolle und andere minder wichtige Artikel erndtet, macht 1515 aus. Es giebt ihrer nur 286, wo Zucker gezogen wird. Diese gebrauchen 116 Wassermühlen, 12 Windmühlen, und 184, die mit Ochsen getrieben werden. Vor dem Orkan vom 13ten August 1766 zählte man noch 302 kleine Wohnungen und 15 Zuckerpflanzungen mehr.

Im Jahr 1769 hat Frankreich von Martiniko auf 102 Schiffen empfangen: 177,116 Zentner weissen, und 12,579 Zentner rohen Zucker; 68,518 Zentner Kaffee; 11,731 Zentner Kakao; 6048 Zentner Baumwolle; 2518 Zentner Kaßia; 783 Oxhöfte Rum; 307 Oxhöfte Sirup; 150 Pfund Indig; 2147 Pfund eingemachtes Obst; 47 Pfund Kakaokuchen; 282 Pfund Rappeetabak; 494 Pfund Schildpatt; 3273 Pfund Saamen von Basdaine (oder Sternanies); 234 Kisten gebrannte Wasser; 234 Fustagen geläuterten Sirup; 451 Zentner Färbereyholz; 12,108 unbereitete Felle. Diese Produkte zusammengenommen, sind in der Kolonie selbst zu 12,265,862 Livres, 14 Sous **) bezahlt worden. Zwar hat

*) Was der Verfasser ein Quadrat nennet, ist vermuthlich eine Million Quadratschuhe.

**) 3,237,000 Thaler.

hat sie vom Hauptlande 13,449,436 Livres Waaren *) erhalten; aber ein Theil derselben ist nach den spanischen Küsten geschickt worden, und ein Theil nach den englischen Besitzungen gegangen.

Wahre Patrioten sehen mit Betrübniß, daß aus einer so schönen Kolonie, als Martiniko ist, so wenig Waaren kommen. Zwar ist das Innere der Insel voll von solchen Stellen, die zum Bau des Zuckers und Kaffees nicht geschickt sind, aber es giebt Stellen, wo man vortreffliche Wiesen anlegen könnte. An andern Orten hingegen ist der Boden so steinigt, daß es nicht der Mühe lohnt ihn zu bebauen.

Ueberdieß ward Martiniko im Jahr 1763 mit einer fürchterlichen Plage heimgesucht. Die Ameisen richteten hier eine so abscheuliche Verheerung an, daß alle brauchbare Gewächse verdarben, die vierfüßigen Thiere keine Nahrung finden konnten, und mit der größten Sorgfalt mußte man verhindern, daß die Kinder nicht aufgefressen wurden, man mußte Vorkehrungen treffen, daß die Frauen gebähren, und daß die Menschen leben konnten. Zum Glück hörte diese Verwüstung auf, aber die von diesem Gifte einmal getränkten Ländereyen taugen nicht mehr zum Zuckerbau, und bringen nur Kaffee hervor.

Ehe dieß Unglück kam, glaubte man, daß der Landbau sich hier noch ungefähr um ein Viertheil vermehren könnte, aber itzt sind diese Hoffnungen noch sehr weit entfernt; denn wenn Martiniko den darnieder liegenden Landbau wieder empor bringen wollte, so müßte es jährlich noch 3000 Negern zukaufen. Aber es ist außer Stand, diese Auslage

zu

*) 3,550,000 Thaler.

zu machen, weil verschiedene Unglücksfälle es genöthigt haben, über 5 Millionen Livres *) Schuld zu machen. Diese traurige Lage gestattet dieser Insel weder die Mittel zu einer schleunigen Wiederherstellung, noch den Eifer, sich in der ihr offen stehenden Glücksbahn so weit auszubreiten, als sie sonst könnte.

Elender Zustand der ersten Franzosen auf Guadalupe.

Im Jahr 1635 begaben sich 150 Franzosen nach Guadalupe. Diese Insel mag etwa 80 Meilen im Umfange halten; sie wird durch einen kleinen Arm der See in zwey Theile durchschnitten, wovon der eine der ganzen Insel den Namen giebt, der andere aber Grand-Terre genannt wird. Die ersten Eroberer hatten ihre Zubereitungen mit so weniger Klugheit gewählt, daß sie gar bald Mangel an allen Lebensmitteln litten; sie faßten also den Entschluß, die Einwohner auszuplündern. Die Karaiben glaubten nicht im Stande zu seyn, ihrem Feinde offenbar widerstehen zu können, also zerstörten sie ihre Lebensmittel und Wohnsitze, und begaben sich nach Grand-Terre oder nach den benachbarten Eylanden. Sie verbargen sich in den dicksten Wäldern und schlugen alle Franzosen, die sich von den andern absonderten, mit Keulen todt, oder erschossen sie mit vergifteten Pfeilen. Dadurch entstand eine so erschreckliche Hungersnoth, daß die Kolonisten Gras, ihre eigene Exkremente und die Leichname ihrer Gefährten fressen mußten, bis endlich im Jahr 1640 Aubert zur Statthalterschaft kam, und mit den Wilden Frieden schloß. Nun fieng man an, die höchstnothwendigen Dinge zu bauen, und die kleine Anzahl Einwohner, die dem Jammer entgangen war, ward bald durch andere ersetzt.

*) 1,310,000 Thale.

Schlechter Fortgang der Kolonie auf Guadalupe.

Indessen konnte diese Kolonie doch im Anfange noch nicht recht in Flor kommen. Im Jahr 1700 bestand hier die Menschenzahl in allem aus 3825 Weißen, 325 Wilden und freyen Negern oder Mulatten, und 6725 Sklaven. Der Landbau bestand in 60 kleinen Zuckerpflanzungen, 66 Indigopflanzungen, in etwas Kakao und viel Baumwolle; ferner in 1620 Stück klein Vieh, und 3699 Stück Hornvieh. Das war die Frucht von sechzigjährigen Bemühungen. Aber so langsam und eingeschränkt ihre ersten Versuche waren, so schleunig und groß war nachher ihr Fortgang.

Am Ende des Jahrs 1755 wohnten hier 9643 Weiße, und 41,140 Sklaven. Die Handlungsprodukte bestanden in 334 Zuckerpflanzungen, 15 Quadrate Indig; 46,840 Kakaoſtämmen; 1700 Tabakstauden; 2,257,725 Kaffeestämmen; 12,748,447 Baumwollenstämmen. An Lebensmitteln waren hier: 19 Quadrate Reis oder Mays, und 1219 an Kartoffeln und Ignamen; 2,028,520 Paradiesfeigenbäume; 32,577,950 Kassawagruben. Die Heerden bestanden in 4946 Pferden, 2924 Maulthieren; 125 Eseln; 13,716 Stück Hornvieh; 11,162 Schaafen oder Ziegen; 2444 Stück Schweinen. So war Guadalupe beschaffen, als es 1759 im Monat April von den Engländern erobert ward.

Die Engländer erobern Guadalupe und erheben es zu einem hohen Grad von Flor.

Frankreich bedauerte diesen Verlust, aber die Kolonie hatte Ursache sich über ihr Unglück zu trösten. Wäre der Feind nach einer Verheerung, die eine drey Monat lange Belagerung verursacht hatte, gezwungen worden abzuziehen, so wäre für dieß Eyland keine Rettung gewesen, weil es, der Hülfe des Hauptlandes beraubt, nicht bis zur nächsten Erndte zu leben gehabt hätte. Aber die Engländer

spedirten

spedirten geschwinde so viel Schiffe dahin, daß, da die Konkurrenz um ein Großes die Nachfrage überstieg, alle europäische Waaren in erstaunlich schlechtem Preise fielen. Der Kolonist bekam sie so zu sagen umsonst, und erhielt, diesem Ueberflusse zu Folge, langen Aufschub zur Bezahlung. Die siegende Nation hatte nun die gegründetste Hoffnung, von dieser Eroberung großen Nutzen zu ziehen; aber ihr Ehrgeiz flößte ihr falsche Hoffnung ein, denn die Kolonie ward ihrem alten Besitzer im Jahr 1763 zurück gegeben.

Man muß unter dem, was von Guadalupe abhieng, noch verschiedene kleine Inseln rechnen, die zugleich mit unter das Joch der Engländer fielen. Dergleichen ist Desiderade, deren kleine Besitzung ziemlich neu ist, und wo man nur Baumwolle bauen kann.

Die Heiligeninseln, drey Meilen von Guadalupe, wo seit 1652 ein dauerhafter Ackerbau angelegt worden, der heut zu Tage 50,000 Pfund Kaffee und 80,000 Pfund Baumwolle einbringt.

St. Bartholomäus ward im Jahr 1648 durch 50 Franzosen besetzt, die im Jahr 1656 durch eine zusammengekommene Armee von Karaiben ermordet wurden; ihre Stelle ward erst lange nachher wieder besetzt. Im Jahr 1753 bestanden die Kolonisten nur aus 170 Menschen, und ihr ganzes Vermögen aus 54 Sklaven und 64,000 Kakaobäumen. Seit dem letzten Frieden ist die Zahl der Weißen auf 400 und der Negern auf 500 gestiegen. Der Landbau hat nach eben dem Verhältnisse zugenommen.

Maria Galante ward im Jahr 1648 erobert. Diese nicht so große als fruchtbare Insel enthält

21 Zuckerfabriken; 7000 Kakaostämme; 562,700 Kaffeestämme; 4,621,700 Baumwollenstämme.

Nach der Schatzung von 1767 enthält Guadalupe, die kleinen itzt erwähnten Besitzungen mitgerechnet, in allem 11,863 Weiße; 752 freye Negern oder Mulatten; 72,761 Sklaven.

Ihre Heerden bestehen in 5060 Pferden; 4854 Maulthieren; 111 Eseln; 17,378 Stück Hornvieh; 14,895 Schaafen oder Ziegen; 2669 Schweinen.

An Lebensmitteln besitzt sie 30,476,218 Kassawagruben; 2,819,262 Paradiesfeigenbäume; 2118 Quadrate mit Ignamen und Kartoffeln besetzt.

Zu ihrem Ackerbau rechnet man 72 Kokustämme; 327 Kassiastämme; 134,292 Kakaostämme; 5,881,176 Kaffeestämme; 12,156,769 Baumwollenstämme; 21,474 Quadrate mit Zuckerröhren besetzt.

Die Holzungen begreifen 22,097 Quadrate Ländereyn; 20,247 zum Wiesewachs, und 6405 liegen brach.

1582 Plantagen bauen Baumwolle, Kaffee, Kakao und Lebensmittel; es giebt ihrer 401, wo man Zucker bauet. Diese Zuckerfabriken haben 104 Wasser-, 11 Windmühlen, und 263, die mit Ochsen getrieben werden.

Die Produkte von Guadalupe, sammt denen, welche die kleinen ihr unterworfenen Inseln dazu bringen, müßten etwas sehr ansehnliches ausmachen. Indeß ist nach dem Hauptlande im Jahr 1768 nicht mehr gebracht worden, als 140,418 Zentner weißer Zucker; 23,603 Zentner roher Zucker; 34,205 Zentner Kaffeebohnen; 11,955 Zentner Baumwolle;

wolle; 456 Zentner Kakao; 1884 Zentner Ingwer; 2529 Zentner Kampeschholz; 24 Kisten eingemachtes Obst; 165 Kisten gebranntes Getränk; 34 Oxhoft Rum und 1202 unbereitete Felle. Alle diese Waaren haben in der Kolonie nur 7,103,832 Livres *) gekostet; und sie hat für die Waaren, die sie aus Frankreich erhalten hat, nicht mehr als 4,523,884 Livres **) bezahlt. Man kann daraus urtheilen, wie viel Produkte durch den Schleichhandel heraus gebracht worden sind, da es bewiesen ist, daß Guadalupe mehr Produkte zieht, als Martiniko.

Wenn man einigen Beobachtern trauen darf, so muß die Kolonie gewärtig seyn, daß ihr Landbau abnehmen wird, weil der dortige dürre Boden schon durch einen gezwungenen Anbau verarmt, und der brennenden Hitze um so mehr ausgesetzt ist, weil sich in vielen Gegenden fast kein Baum mehr befindet. Indessen meynen doch andere, daß Guadalupe seine Einkünfte noch um ein Sechstheil vermehren kann, und daß dieser Zeitpunkt nicht sehr weit entfernt sey. Diese Kolonie hat keine beträchtliche Schulden, und kann mehr, als die übrigen Inseln, auf den Fortgang ihres Ackerbaues verwenden. Ihre Lage, mitten unter den englischen und holländischen Besitzungen, giebt ihr leichte Mittel an die Hand, ihnen die Hälfte ihres Zuckers und ihrer Baumwolle um einen höhern Preis zu liefern, als sie von den Schiffen des Hauptlandes erhält, und Sklaven und andere Waaren dagegen zu empfangen, die sie wohlfeiler kauft. Alle diese Umstände geben die Hoffnung,

*) 1,875,000 Thaler.
**) 1,195,000 Thaler.

nung, daß Guadalupe bald von selbst, und ohngeachtet der Fesseln der Regierung, das äußerste Ziel ihres Flors erreichen werde.

Veränderungen in der Verwaltung von Guadalupe.

Der blühende Zustand, worinn Guadalupe von den Engländern war versetzt worden, erregte das Erstaunen der ganzen Welt, und das Hauptland betrachtete sie mit einer Art von Ehrfurcht. Bis dahin war sie, so wie alle Windinseln, der Insel Martiniko untergeordnet gewesen, aber nun ernannte man einen eigenen Statthalter und Intendanten für sie. Diese neuen Befehlshaber machten gleich bey ihrer Ankunft den Entwurf, die Waaren gerade nach Europa zu schicken. Dieß System gefiel den Einwohnern, die 500,000 Thaler an Martiniko schuldig waren, und keinen sonderlichen Trieb zum Bezahlen hatten, recht wohl; beyden Kolonien ward also aller Verkehr verboten, und sie wurden einander so fremd, als wenn sie zwo feindlichen Mächten gehört hätten.

Bis dahin hatte der direkte Verkehr zwischen Guadalupe und Frankreich nur jährlich aus 6 bis 7 Schiffen bestanden. Diese Anzahl vermehrte sich, aber doch nicht so, daß dadurch die Kolonie alle ihre Produkte losgeworden wäre. Man beschleunigte ein Projekt, das mit vieler Behutsamkeit und Vorsicht hätte ausgeführt werden sollen. Man hätte bewürken müssen, daß die französischen Fahrzeuge kämen, um die martinikischen zu entfernen, und nicht die martinikischen entfernen müssen, um nachher die französischen kommen zu lassen, die auch ausbleiben konnten.

Aber Frankreich hat nicht nur in Absicht des Handelsinteresse, sondern auch der politischen Vortheile, einen Fehler begangen, daß es zwischen beyden Kolo-

Kolonien eine Scheidewand gezogen. Frankreich kann seine Kolonien nicht würksam genug beschützen, sondern sie müssen sich, während des Krieges, so zu sagen, selbst genug seyn. Dieß konnten sie, als Martiniko noch der Mittelpunkt aller Windinseln, und der Zusammenfluß aller See- und Handelsleute der französischen Inseln war. Itzt aber hat Martiniko diese Vortheile, wovon Guadalupe Nebenantheil hatte, verlohren; es werden dort weder Handelsleute, noch Matrosen, noch Schiffe, die da einheimisch wären, zu finden seyn, und wenn Feindseligkeiten entstehen sollten, wird man nicht das geringste Schiff ausrüsten können.

Niederlassung der Franzosen auf St. Domingo.

Noch hat Frankreich eine ansehnliche Besitzung auf St. Domingo, von der es itzt Zeit seyn wird zu reden.

Dieses ganze Eyland ist 160 Meilen lang, die mittlere Breite beträgt etwa 30 und der Umfang 350 Meilen. Spanien besaß es, ungenutzt und ungetheilt, als Engländer und Franzosen, die von St. Christoph waren verjagt worden, im Jahr 1630 dahin flüchteten; sie besetzten zugleich die Schildkröteninsel, ein kleines, zwey Meilen von dem großen liegendes Eyland, um im Nothfall einen sichern Zufluchtsort zu haben. Die glückliche Lage und der vortreffliche Boden dieser kleinen Insel lockte bald eine Menge solcher Menschen dahin, die dort Glück oder Freyheit suchten. Die mäßigst gesinnten legten sich auf den Tabacksbau, die übrigen waren Bukanier und Flibustier.

Der Hof zu Madrit, wegen dieser Niederlassung besorgt, befahl, daß man diese Kolonie zerstören sollte, welches denn auch von dem General der Gallionen auf das grausamste bewerkstelligt ward,

indem

indem er den Augenblick abpaßte, da die mehrsten Einwohner der Schildkröteninsel in See oder auf der Jagd waren; beyde vertriebene Nationen wählten sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt, eroberten sie wieder im Jahr 1638, und befestigten sie, um nicht wieder daraus vertrieben zu werden. Die Partheylichkeit des Nationalgeistes machte, daß die Engländer und Franzosen sich unter einander entzweyten, und da die Parthey der letztern durch Ankömmlinge aus St. Christoph und Domingo verstärkt ward, so wurden die Engländer vertrieben. Nach der Zeit fielen noch viele Streitigkeiten zwischen den Spaniern und Franzosen vor, aber endlich ist diese Besitzung seit 1659 den Franzosen geblieben.

Der Fortgang dieser Kolonie war indessen sehr langsam, und zog nicht eher als im Jahr 1665 die Aufmerksamkeit des Hauptlandes auf sich. Die Anzahl der Ackerleute überstieg nicht 400; man fühlte die Nothwendigkeit sie zu vermehren, und die Besorgung einer so schweren Angelegenheit ward einem Edelmann aus Anjou, Namens Bertram Dogeron, aufgetragen.

Dieser, in aller Absicht vortreffliche Mann, gab sich alle Mühe, den Flor dieser Kolonie vollkommen zu machen. Durch seine Fürsorge war die Anzahl der Ackerleute in dem kurzen Zeitraum von 4 Jahren von 400 auf 1,500 gestiegen. Er starb im Jahr 1675 mitten unter seinen väterlichen Bemühungen, und Pouancy, sein Neffe, kam an seine Stelle. Beyde hatten den Ruhm und das Glück, der Kolonie ohne Gesetze und ohne Soldaten eine Gestalt und eine Festigkeit zu geben. Sie schlichteten zu eines jeden Zufriedenheit die Streitigkeiten, die sich unter den dortigen Leuten erhoben, und die öffent-

liche

liche Ruhe ward durch das Ansehen erhalten, welches das persönliche Verdienst von Natur erwirbt.

Es gehörte zu viel Tugend dazu, um eine so weise Verfassung immer zu erhalten, und man schickte zu dem Ende im Jahr 1684 von Martiniko aus zween Aufseher, mit dem Auftrage, Ordnung und Gehorsam in St. Domingo einzuführen. Diese Gesetzgeber errichteten Gerichtshöfe in verschiedenen Gegenden unter der Revision eines höchsten Tribunals, das zu Petit-Goave angelegt wurde. Da diese Gerichtsbarkeit sich mit der Zeit zu weit erstreckte, so errichtete man im Jahr 1702 ein ähnliches Tribunal zu Kap François für den nördlichen Theil der Insel.

Die ersten Ausfuhrsartikel von St. Domingo waren die Felle, nachher kam der Tabak hinzu, der bey allen Nationen guten Abgang fand. Allein dieser gerieth bald unter den Zwang einer ausschließenden Gesellschaft, und ob diese gleich in der Folge aufgehoben ward, so ward doch der Verkauf des Tabaks verpachtet. Zwar erboten sich die Einwohner, dem Könige den vierten Theil des Tabaks, den sie nach Frankreich schicken würden, kostenfrey und frachtfrey zu liefern, wenn sie nur mit den drey übrigen Theilen nach Gutdünken schalten könnten, allein ob sie gleich bewiesen, daß die königliche Kammer dadurch mehr gewönne, als 40 Prozent, die sie von dem Pachter bekäme, so ward dennoch dieser Vorschlag nicht bewilligt. Darüber ward der Tabaksbau vernachläßigt, und man legte sich auf den Bau des Indigo und Kakao; auch fieng man mit der Baumwolle an, aber in kurzer Zeit ward dieser Anbau dermaaßen vernachläßigt, daß man einige Jahre darauf keinen einzigen Baum dieser Art mehr fand.

Bis dahin waren die Arbeiten nur durch die ärmsten Einwohner verrichtet worden, allein durch einige glückliche Unternehmungen im spanischen und englischen Gebiete, und durch einen Transport im Jahr 1688 von 3 französischen Schiffen, erhielt man eine hinlängliche Anzahl Negern, um auch den Zukkerbau anfangen zu können.

Ob nun gleich die Kolonie nach Norden und Westen hin einigermaaßen Zuwachs gewonnen hatte, so war doch nach Süden hin gar nichts. Diese Seite, welche eine 50 Meilen lange Küste ausmacht, enthielt kaum hundert der armseligsten Einwohner. Die Regierung glaubte diesen schönen Strich Landes am besten dadurch zu nutzen, wenn sie das Eigenthum desselben einer ausschließenden Gesellschaft ertheilte; sie führte den Namen der St. Louis-Gesellschaft, und erhielt ihr Privilegium im Jahr 1698 auf 30 Jahr. Allein diese Gesellschaft ward durch die Betrügereyen ihrer Bedienten zu Grunde gerichtet, ohne daß das ihrer Fürsorge anvertraute Gebiet, aus dem vielen Schaden, den sie gelitten hatte, einigen Nutzen gezogen hätte. Was an Landbau und an Menschen vorhanden war, als sie im Jahr 1720 ihre Rechte der Regierung übertrug, war größtentheils ein Werk des Schleichhandels.

Unglücksfälle, die die Kolonie betreffen.

Dieser gute Anfang war während des langen und blutigen, um die spanische Erbfolge erhobenen Krieges entstanden. Er schien einen schleunigen Fortgang zu bekommen, als eine unerwartete Plage diese schönen Hoffnungen entfernte. Alle Kakaobäume starben im Jahr 1715 in der ganzen Kolonie aus. Dogeron hatte die ersten im Jahr 1665 gepflanzt, und sie hatten sich mit der Zeit so vermehrt, daß man in einigen Pflanzungen über 20,000 fand;

da-

dadurch war der Kakao, ob er gleich das Pfund nur um 1½ Groschen verkauft ward, doch eine ergiebige Quelle von Reichthümern geworden.

Wichtigere Produkte ersetzten schon diesen Verlust mit Gewinnst, als die Kolonie mit einem gänzlichen Umsturz bedroht ward. Eine ziemliche Anzahl der dortigen Einwohner hatten sich hier ein ansehnliches Vermögen gesammlet, und giengen nun nach dem Hauptlande zurück, um dort ihre Schulden zu bezahlen und Güter zu kaufen. Ihre Waaren wurden mit Bankzetteln bezahlt, die in ihren Händen verlohren giengen, und sie waren gezwungen, armselig nach dem Eylande zurück zu kehren, das sie reich verlassen hatten, und in einem hohen Alter Verwalterstellen bey eben den Leuten zu suchen, die ehedem in ihren Diensten gestanden hatten. Der Anblick so vieler Unglückseligen machte, daß man das lawische System mit sammt der ostindischen Gesellschaft verwünschte. Ueberdieß kamen die Bedienten der ostindischen Gesellschaft im Jahr 1722, die den ausschließenden Handel der Neger, unter der Bedingung, jährlich 2,000 Stück zu liefern, erhalten hatten. Die Kolonisten hatten also nun nur den fünften Theil der ihnen nöthigen Sklaven zu erwarten, und sahen vorher, daß man sie ihnen übermäßig theuer anrechnen würde. Alle diese Umstände verursachten eine gefährliche Empörung, die endlich noch mit Mühe in Güte beygelegt ward.

Seit dieser Epoche hat sich nie eine Kolonie schneller empor geholfen, als St. Domingo. Die beyden unglücklichen Kriege, die ihre Gewässer beunruhigten, haben nur ihre Kraft verstärkt, und diese Besitzung hat besonders erfahren, was sein glücklicher Boden und eine vortheilhafte Lage in den Händen der Franzosen vermögen.

Gegenwärtiger Zustand der Kolonie.

Es enthält diese Kolonie einen Strich von 180 Meilen längs der Küste, nach Norden, Westen und Süden hinliegend. Der südliche Theil erstreckt sich vom Kap Tiburon bis an die Spitze des Kaps der Beate, etwa funfzig Meilen längs einer Küste von verschiedener Breite. Dieser entfernte Theil der Kolonie ist erst seit 1740 von den Handelsleuten im Hauptlande besucht worden.

Der Pflanzort, der allen übrigen windwärts liegt, heißt Jagmel. Dieser Ort kann die Truppen und Kriegsbedürfnisse empfangen, die das Hauptland etwa in Kriegszeiten der Kolonie zuschicken möchte, und die zu viel Gefahr laufen würden, wenn sie nach Norden zu seegelten, wo der beständige Stand der feindlichen Geschwader ist; überdieß ist die kleine Insel Kurazao für diesen Ort, während der Feindseligkeiten, ein unerschöpfliches Vorrathshaus von Lebensmitteln. Die Niederlage dieses Hafens kann den westlichen Theil von St. Domingo, vermittelst eines acht Meilen langen Weges, der nach Leogane und nach Port-au Prince führt, wie auch den südlichen Theil durch kleine Boote, die leicht an der Küste wegseegeln könnten, mit Lebensmitteln versorgen.

Indeß Jagmel daselbst den Ueberfluß unterhält, dient ihm St. Louis zur Sicherheit. Dieser Ort ist der Sitz der Regierung und empfängt die wenigen Kriegsschiffe, die in diese Gewässer kommen; dadurch beschützt er den Handel und die Schätze, die sich zu Kayes, das zehn Meilen hinunterwärts liegt, befinden.

Letztere Stadt ist gleichsam ohne alles Nachdenken in dem Grunde einer Rhede hingeworfen, die nur drey Pässe hat, deren an sich unzulängliche

Tiefe

Tiefe noch täglich abnimmt. Kriegsschiffe, die in diesen schlechten Hafen gezwungen wären einzulaufen, könnten durch ein geringes feindliches Geschwader in den Grund gebohrt werden. Die Stadt selbst ist dieses Hafens würdig; sie liegt an einem so morastigen und ungesunden Ort, daß man oft gewünscht hat, der Handel des Hauptlandes mit der Kolonie möchte sich nach St. Louis ziehen. Allein die desfalls angestellten Bemühungen sind fruchtlos geblieben, weil Kayes in einer sechs Meilen langen, vier Meilen breiten und außerordentlich fruchtbaren Ebene liegt, die durchgängig zum Zuckerbau geschickt ist; dadurch werden die Menschen, die nur um reich zu werden die See umschiffen, geradezu nach Kayes gelockt. Wollte man also diesem Verfahren Hindernisse in den Weg legen, so würde man ganz umsonst den Fortgang einer guten Besitzung hemmen. Alles, was das französische Ministerium vernünftiger Weise thun kann, ist, diesen Ort zu befestigen, zu reinigen und hier einen künstlichen Hafen zu bauen.

Eine gesundere, aber nur für die kleinen Fahrzeuge schickliche Ankerstelle, ist der Flecken Coteaux. Nächst Kayes werden hier die mehrsten Geschäfte getrieben, und die benachbarten Ländereyen, deren Produkte es alle an sich zieht, bringen vorzüglich einen Ueberfluß von Indigo hervor.

Der südliche Theil endigt sich bey Kap Tiburon. Der kleine Pflanzort, den man da angelegt hat, besitzt statt des Hafens nur eine Rhede, indessen beschützen die hier angelegten Festungswerke die Kauffarthenschiffe, die gezwungen sind, um das Kap herum zu seegeln.

Obgleich diese Küste unter den dreyen, die die französische Kolonie von St. Domingo ausmachen,

die geringste ist, und man im Jahr 1766 nur 33,663 Sklaven darauf zählte, so ist sie doch beträchtlich genug, um dem Hauptlande einst eben so viel Produkte zu versprechen, als die reichste seiner Windinseln. Die Nachbarschaft, in der sie sich von Jamaika befindet, setzet sie gegenwärtig großen Gefahren aus. Allein wenn ihr urbar gemachtes Land, ihr genugsam mit Menschen besetztes Gebiet, wenn befestigte und besetzte Häfen ihr die Festigkeit gegeben haben, die sie durch eine gute Verwaltung erhalten muß, so wird sie dieß große Bollwerk der Engländer auch einst bedrohen können.

Wenn man von Süden nach Osten geht, so ist der erste Pflanzort, auf den man stößt, der Kap Dane Marie. Er ist noch so schwach, daß man in einer zwanzig Meilen langen Küste nur 50 wehrhafte Europäer zählt.

Das, unter dem Namen die große Bucht, oder Jeremias bekannte, nahe daran stoßende Revier giebt große Hoffnungen; die Menge seiner Baumwolle, und seines Kakao, hat schon einige Handelsleute dahin gelockt.

Der kleine Goave scheint nicht zu einem gleichen Schicksale bestimmt zu seyn; als Hafen könnte er noch besucht werden, wenn die Goave nicht in seiner Nachbarschaft läge, und das faule Wasser des Flusses Abaret nicht die dortige dicke Luft ungesund machte.

Leogane liegt fünf Meilen vom kleinen Goave und eine halbe vom Meere, in einer schmalen, aber fruchtbaren, wohlangebauten und von einer Menge von Bächen gewässerten Ebene. Wenn es rathsam wäre, an der westlichen Küste eine Festung anzulegen, so verdiente Leogane dazu erwählt zu werden, weil es

in

in einer ebenen Gegend liegt, kein kommandirend Feuer zu fürchten hat, und die Schiffe ihm auch nichts anhaben können.

Port-au Prince ward im Jahr 1750 der Sitz eines obersten Raths, des Generalkommandanten und des Intendanten. Der hiesige Hafen war der Bewegungsgrund zum Bau dieser Stadt, allein er hat die Aufmerksamkeit der Regierung vielmehr auf sich gezogen, als er verdient, weil eine einzige feindliche Fregatte im Stande seyn kann, alle Kauffartheyschiffe, die ohne Eskortirung seegeln, beym Ein- und Auslaufen wegzunehmen. Es muß also die eigentliche Bestimmung dieses Hafens bloß darinn bestehen, daß die Produkte, die die benachbarten Gefilde und die reiche Ebene von Cul de Sac hervorbringen, da zu Schiffe gebracht werden. Es würde alsdann weiter kein Schutz nöthig seyn, als nur so viel, um einen Ueberfall zu verhüten, und den Rückzug der Einwohner sicher zu stellen, die immer bereit seyn werden, einen Ort zu verlassen, der sich beym ersten Angriff ergeben muß.

St. Markus hat viel Handlung. Von einer Seite bekömmt es die Waaren, die nicht nach Port-au Prince gehen, und von der andern alles, was von seinen Mauern bis an der Wehr St. Niklas geerndtet wird. Sein Flor würde sich vermehren, wenn man die von Natur zu trockene Ebene von Artibonite wässern könnte, die nur diese Hülfe braucht, um die besten Ländereyen an Fruchtbarkeit zu übertreffen. Diese Ebene bekömmt ihren Namen von einem kleinen Flusse, der sie fast nach ihrer ganzen Länge in zwey Theile theilt. Die Ländereybesitzer haben schon lange gewünscht, ihn zu vertheilen, und mathematische Untersuchungen haben dargethan, daß es möglich sey; aber da das Vermögen der Koloni-

lonisten zu diesen Kosten nicht hinreichend ist, so sollte ihnen die Regierung hierinn zu Hülfe kommen, die durch die Vermehrung der Produkte der Kolonie, um ein Sechstheil, sattsam entschädigt seyn würde. Dieser Zuwachs würde noch beträchtlicher werden, wenn es möglich wäre, den Theil der Küste, der durch das Wasser der Artibonite überschwemmt ist, auszutrocknen.

Der westliche Theil der Kolonie, der im Jahr 1766 allein 83,080 Sklaven enthielt, wird von dem nördlichen Theil durch die Wehr St. Nikolas, die beyden Küsten gehört, abgesondert. Am Ende dieses Vorgebürges liegt ein sicherer und bequemer Hafen, dessen Anfuhrt von Natur zum Kalfatern gemacht zu seyn scheint; er steht den West- und Nordwinden offen, doch so, daß ihre Gewalt keine der innern Arbeiten stören kann.

Die Wehr St. Nikolas ward anfangs von den Einwohnern wegen seines armseligen Bodens vernachläßigt; heut zu Tage ist Baumwolle die einzige für Europa anständige Waare, die sie hervorbringt.

Nach der Wehr St. Nikolas ist der nächste Pflanzort an der nördlichen Küste, Port-de-Paix. Dieß Revier ist, weil es schon seit langer Zeit urbar gemacht worden, das gesundeste auf St. Domingo. Zucker wächst hier nicht viel; Indigo, Kaffee und Baumwolle sind die Hauptgegenstände des dortigen Landbaues. Die Schwierigkeit, die man von allen Seiten findet, nach Port-de-Paix hinzukommen, hat es, so zu sagen, von der übrigen Kolonie abgesondert. Der nächste Wohnplatz von hier ist Kap François.

Diese Stadt liegt in einer großen, zwanzig Meilen langen und gegen 4 Meilen breiten Ebene, deren Fruchtbarkeit alle Vorstellung übersteigt. Die Franzosen fiengen erst im Jahr 1670 an, diesen Ort zu bebauen, zu welcher Zeit sie aufhörten, die Einbrüche der in der Nachbarschaft wohnenden Spanier zu fürchten. Es herrscht hier fast ein immerwährender Frühling, und die größte Menge Zucker auf der Welt wird hier gebaut. Die erste Pflanzstadt in dieser Gegend ward von einem aus seinem Vaterlande vertriebenen Kalvinisten, Namens Gobin, angelegt; als sie aber zu sehr zunahm, so erregte sie den Neid der Engländer, die im Jahr 1695 ihre Macht mit der spanischen vereinigten, den Ort ausplünderten und in die Asche legten. Die Stadt ward nach der Zeit an einem andern, aber nicht zu bequemen und gesunden Ort wieder erbauet, indeß ist sie von den Reichthümern der benachbarten Felder immer durch neue Gebäude verschönert worden. Am merkwürdigsten sind hier zwey Gebäude, die man Providenzhäuser nennt. Die mehrsten Franzosen, die in der Kolonie ankommen, besitzen weder Mittel noch Fähigkeiten. Ehe sie genug Geschicklichkeit erlangt haben, um sich Lebensunterhalt zu verdienen, sind sie oft tödtlichen Krankheiten ausgesetzt. In Kap François werden diese Unglücklichen, die weder Vermögen noch Bekanntschaften haben, in zwey Häuser aufgenommen, wo Manns- und Frauensleute, jede für sich, alle Hülfe finden, deren sie in ihrer Verfassung benöthigt sind, bis man ihnen Konditionen ausmacht. Es ist recht schändlich, daß eine so vortreffliche Stiftung nirgends Nachahmer erweckt hat.

Vierzehn Meilen windwärts vom Kap liegt Fort-Dauphin. Seine Festungswerke sind hinreichend, um ein Geschwader zwey bis drey Tage auf-

zuhalten; aber die Nachbarschaft einiger Moräste, macht die dortige Luft ungesund. Ohngeachtet der Sicherheit und Schönheit dieses Hafens, geht doch der größte Theil der Produkte, aus dieser Ebene, nach Kap Francois.

Produkte und Bevölkerung der Kolonie.

Alle Produkte von St. Domingo machten im Jahr 1720 nicht mehr aus, als 1,200,000 Pfund Indigo, 1,400,000 Pfund weißen Zucker, 21,000,000 Pfund rohen Zucker. Der Landbau dieser Insel wuchs, und im Jahr 1737 ward noch überdem Baumwolle und Kaffee gezogen. Im Jahr 1754 wurden die Waaren der Kolonie auf der Stelle für 28,833,581 Livres *) verkauft. Zwar empfieng sie von dem Hauptlande für 40,628,780 Livres **) an Waaren, aber wenn sie Schulden machte, so geschah es bloß, um ihren Flor zu vermehren. Damals bestand die Menschenzahl aus 7,758 wehrhaften Männern, aus 2,525 verheyratheten Frauen oder Wittwen, aus 781 jungen mannbaren Frauenspersonen, aus 1,691 Knaben und 1,503 Mädchen unter zwölf Jahren. An freyen Negern oder Mulatten zählte sie 1,362 wehrhafte Mannspersonen, 1,626 Frauen oder Wittwen, 1,009 Knaben und 864 Mädchen unter zwölf Jahren. Im Landbau steckten 79,785 Negermänner, 53,817 Negerfrauen, 20,518 Negerknaben, 18,428 Negermädchen. Man verarbeitete rohen Zucker in 344, und weißen in 255 Siedereyen. Der Indigpflanzungen gab es 3,379, und man zog 98,946 Kakaostämme, 6,300,367 Baumwollenstämme, 21,053,842 Kaffeestämme. Die Lebensmittel der Kolonie bestunden in 5,520,503 Bananenbäumen, 1,201,849 Kartoffeläckern, 226,098 Aeckern

*) 7,609,000 Thaler.

**) 10,900,000 Thaler.

Aeckern Ignamen, 2,830,586 Kassawagruben. Die Heerden überstiegen nicht 63,450 Stück klein Vieh und 92,946 Stück Hornvieh.

Im Jahr 1764 hatte St. Domingo 8,786 wehrhafte Weiße. 4,306 bewohnten die nördliche Küste, 3,470 die westliche und nur 1,010 die südliche. 4,117 freye, aber in Regimenter vertheilte Negern, oder Mulatten, vermehrten diese Macht; 497 wohnten in Süden, 2,250 in Westen und 1,370 in Norden. Die Anzahl der Sklaven war 206,000, alt und jung von beyden Geschlechtern. Seit dieser Schatzung sind jährlich ungefähr 15,000 Negern nach der Kolonie gebracht worden, die man alle beym Landbau angestellt hat. Dieser ist zwar in gewissen Stücken auf andre Gegenstände gelenkt worden, wobey er aber im Ganzen nichts verlohren. Statt des Indigo, den ein erschöpftes Erdreich nicht mehr in solchem Ueberflusse lieferte, sind 40 neue Zuckerpflanzungen angelegt worden. Man zählt ihrer itzt 260 in Norden, 197 in Westen und 84 in Süden. Die Raffinerien haben sich nach Verhältniß noch stärker vermehrt, und die Menge des weißen Zuckers ist fast aufs Doppelte gestiegen. Die Baumwolle hat in den westlichen Thälern einen großen Fortgang gehabt, und der Kaffee einen ganz erstaunlichen in den nördlichen. Es sind sogar Kakaopflanzungen in den Wäldern der großen Bucht angelegt worden.

Aus sehr zuverläßigen Nachrichten kann man versichern, daß im Jahr 1767 aus der Kolonie folgende Produkte gegangen sind: 72,718,781 Pfund roher Zucker, 51,562,013 Pfund weißer Zucker, 1,769,562 Pfund Indigo, 150,000 Pfund Kakao, 12,197,977 Pfund Kaffee, 2,965,920 Pfund Baumwolle, 8,470 Bund ungegerbtes Leder, 10,350 Packte gegerbtes Leder, 4,108 Fässer Taffia, 21,104 Fässer Syrop.

Dieß

Dieß ist die Masse der in den Zollbüchern von St. Domingo im Jahr 1767 eingeschriebenen Produkte, die auf 347 aus Frankreich angekommenen Schiffen fortgeschafft worden sind. Das, was auf die Schiffe geladen worden ist, nachdem sie schon unter Seegel gegangen; der Ueberschuß über das angegebene Gewicht; die Bezahlung der durch den Schleichhandel eingebrachten Schwarzen muß wenigstens den vierten Theil der Produkte der Kolonie betragen haben, die man zu der bekannten Rechnung ihrer Schätze noch hinzufügen muß. Seit dieser Epoche sind alle Produkte der Kolonie gestiegen, und der Kaffee hat sich dreyfach vermehrt.

Man ist darüber, wie hoch die Vermehrung dieser Produkte noch steigen könne, nicht einig. Einige meynen, man könnte noch einmal so viel ziehen, andere, sie könnten nur um den dritten Theil vermehrt werden; alle aber gestehen, daß der Landbau noch eines großen Zuwachses fähig sey. Aber es fragt sich: ob Frankreich hoffen kann, die Früchte davon einzuerndten, und ob es versichert ist, sie immer zu behalten; diese beyden Fragen verdienen eine Untersuchung.

Handel der Franzosen auf St. Domingo, mit den auf eben diesem Eylande wohnenden Spaniern.

Der Handel, den die Franzosen auf St. Domingo mit ihrem schläfrigen Nachbar unterhalten, ist wichtiger, als man glaubt. Sie liefern ihm Strümpfe, Hüthe, Leinewand, Flinten, nürnberger Waare, einige Kleidungsstücke; dagegen empfangen sie Pferde und Hornvieh, geräuchert Rind- und Schweinefleisch, und 3 bis 4000 Thaler, die der Hof zu Madrid jährlich zur Besoldung der Regierung, der Klerisey und der Truppen verwendet. Es ist nicht zu fürchten, daß dieser Verkehr aufhören werde, weil das gegenseitige Bedürfniß allen Keim zur Zwietracht erstickt.

Es

Es wäre zu wünschen, daß die französischen Kolonisten eben so gewiß wären, ihren Verkehr mit Europa zu behalten. Dieß ist die Sorge des Ministeriums, welches zuerst die Küste des Kap François, wo die aus Frankreich kommenden Schiffe mehrentheils einlaufen, durch zwey starke Schiffe decken muß. Eins von diesen Kriegsschiffen müßte die Kauffarthenschiffe beym Auslaufen eskortiren, und käme höchstens in 3 bis 4 Tagen zurück.

Wie die Kolonie ihren Verkehr mit Europa sicher stellen kann.

Der Theil des Geschwaders, der die übrigen Küsten der Kolonie beschützte, müßte seinen Aufenthalt zu Port-au-Prince haben. Zwey von diesen Schiffen müßten nach dem Vorgebürge St. Nikolas seegeln, und das übrige Geschwader müßte sich von Zeit zu Zeit an der südlichen Küste der Insel sehen lassen, und jenseits des Sundes alle Schiffe, die nach Frankreich gehen wollten, eskortiren. Es könnte sogar, wenn es ihm die Umstände erlaubten, gegen Jamaika kreuzen.

Wenn nun die Produkte der Kolonie auf diese Art wären in Sicherheit gestellt worden, so müßte das Hauptland auf die Erhaltung eines so fruchtbaren Gebiets denken.

Die Spanier, die heut zu Tage noch die Hälfte der Insel inne haben, waren zwar ehedem ziemlich furchtbare Feinde, und es setzte anfangs zwischen beyden Nationen heftige Streitigkeiten, allein heutiges Tages erlauben die gegenwärtigen politischen Verbindungen von Europa nicht, daß Spanien und Frankreich Krieg gegen einander führen. Wenn auch würklich beyde Nationen gegen einander zögen, so wäre das vermuthlich ein vergängliches Feuer, das weder Zeit noch Verlangen nach solchen Eroberungen geben würde, die man doch am Ende wieder heraus

Die Gränzen der Spanier und Franzosen auf St. Domingo müssen festgesetzt werden.

aus geben müßte. Es wäre also eine sehr wünschenswürdige Einrichtung, die Gränzen der beyden Nationen, die sich in St. Domingo getheilt haben, zu bestimmen. Zwar schien es, daß Philipps V Thronbesteigung dieß bewürken würde, allein andere Angelegenheiten haben diese Untersuchung aufgeschoben, und sie ist nie wieder vorgenommen. Wegen dieser Nachlässigkeit haben schon oft Privatpersonen die Waffen gegen einander ergriffen, einander ermordet, oder meuchelmörderisch hingerichtet. Im Jahr 1730 waren beyde Nationen so auf einander erbittert, daß sie die Waffen ergriffen, um sich einander auszurotten. Die Befehlshaber beyder Kolonien brachten es durch vorläufige Konvention so weit, daß sich die Gemüther besänftigten. Allein da ihre Nachfolger nicht immer gleiches Ansehen und gleiches Glück haben möchten, so muß man diesen innerlichen Krieg auf immer zu dämpfen suchen, indem man das gegenseitige Eigenthum auf eine gesetzmässige Art feststellt.

Um hierbey mit der gehörigen Ordnung und Billigkeit zu verfahren, muß man bis auf 1700 zurückgehen, denn zu der Zeit blieben beyde Völker von Rechtswegen im Besitz aller Ländereyen, die sie inne hatten. Die nachmaligen Eingriffe der Unterthanen der einen Krone, sind Unternehmungen von Privatpersonen, die nie recht geheißen worden, ob man sie gleich geduldet. Unwidersprechliche Thatsätze beweisen, daß sich die französischen Besizzungen, die heut zu Tage nur an den Fluß Massacre reichen, im Jahr 1700 sich bis an den Fluß Yaque erstreckten; und die an der südlichen Küste, welche man an der Spitze des Kap Beate ausgedehnt hatte, sind mit der Zeit bis zur Bucht Pitre eingeschränkt worden. Die Gränzen der Franzosen

im

im Innern des Landes sind noch schwerer zu bestimmen; sie besitzen, die Spitzen der Wehr St. Niklas und vom Kap Tiburon ungerechnet, weiter nichts, als einen Streif Landes, der nirgends mehr als neun und eine halbe Meile, an vielen Stellen aber nur sechs Meilen breit ist. Diese Gränzen können unmöglich bestehen, weil die französischen nördlichen Besitzungen von den westlichen und südlichen, so durch ungangbare Gebürge getrennt sind, daß die Unmöglichkeit, sich einander beyzuspringen, sie dem Anfall einer mit beyden Nationen Krieg führenden Macht aussetzt. Spanien müßte also, wegen eines gemeinschaftlichen Interesse, ein bergigtes Gebiet, das von mittelmäßiger Beschaffenheit und von der See weit entfernt ist, aufopfern, und Frankreich dagegen eine solche Vergütung geben, daß kein Schatten von Mistrauen zwischen beyden Nationen übrig bleiben könnte.

Maaßregeln, um die französische Kolonie für auswärtige Angriffe zu schützen.

Wenn nun alle Besitzungen dieser Kolonie unter einander verbunden und im Stande seyn werden, sich durch ununterbrochene Kommunikation zu unterstützen, so muß man sie gegen die Angriffe ihres einzigen furchtbaren Feindes, des Engländers, befestigen. Will er St. Domingo von der West- oder Südseite angreifen, so wird er seine Macht zu Jamaika versammeln; richtet er aber seinen Angriff auf Norden, so wird er seine Anstalten zu Barbados oder auf irgend einer andern Windinsel machen, von welcher er in 7 bis 8 Tagen nach Kap François kommen kann, statt 5 bis 6 Wochen die man braucht, um von Jamaika nach diesem Hafen herauf zu seegeln. Es wird also die Sorge der Regierung seyn, die unermeßlichen Küsten durch wohl angelegte Batterien, und das Innere des Landes durch Festungen zu vertheidigen.

End-

Untersuchung der Regierungsverfassung auf den französischen Eylanden.

Endlich ist noch die wichtige Frage zu untersuchen übrig: Ob Frankreich seine Besitzungen in der neuen Welt nach den Grundsätzen einer erleuchteten und wohl eingerichteten Staatskunst regiere?

Die brittische Regierung hat um einen sehr mäßigen Preis das Land, was sie auf ihren Eylanden urbar machen lassen wollte, verkauft. Dieß Verfahren hat ihr am sichersten geschienen, um den Bau der Ländereyen zu beschleunigen, und den Neid zu verhüten, der aus einer nach Gunst angegebenen Vertheilung entspringen müßte. Frankreich hat ein dem Anschein nach edleres, im Grunde aber nicht so weises Betragen befolgt, indem es Ländereyen denen, die darum anhielten, umsonst austheilte, mit der hinzugefügten Bedingung, daß die Urbarmachung bey Strafe der Konfiskation noch in dem Jahre der Schenkung ihren Anfang nehmen sollte. Allein das Ansehen der Gönner entschied allein das Maaß und die Größe der ausgetheilten Ländereyen; die Unbemittelten fielen in Strafe, und andere, die sich durch Empfehlungen Schutz zu verschaffen wußten, konnten ihre Ländereyen ungestraft brach liegen lassen.

Dazu kam noch der große ökonomische Fehler, daß alle Kolonisten verpflichtet wurden, für jeden Sklaven, den sie in ihrer Plantage hatten, 500 Kassawagruben anzulegen. Durch diesen Befehl waren die Kolonisten gezwungen, ein schlechtes Produkt auf einen Boden zu pflanzen, der reichere tragen konnte, und zugleich wurden dadurch die dürren Ländereyen unnütz, die nur zu dieser Art von Produkten tauglich sind. Durch diesen doppelten Fehler mußte nothwendig der Bau aller Produkte verringert werden, und noch mehr ward der Zwang der

Acker-

Ackergesetze durch das Gewicht der Frohndienste erschwert. Aber noch größer, als die Last der Frohndienste, war die Last der Auflagen.

Man hat jeden Negerkopf mit einer Schatzung belegt. Diese Kopfsteuer ist in einigen Besitzungen auf die arbeitenden Waaren eingeschränkt, in einigen andern aber auf alle Sklaven ohne Unterschied erstreckt worden. Nun machen aber die Kinder, die Kranken und die Alten etwa den dritten Theil der Sklaven aus, der dem Landmann nicht nur unnütz, sondern sogar eine beschwerliche Last wird, die er bloß aus Menschlichkeit trägt; der Kolonist muß also eine Abgabe von Sachen geben, die Kosten verursachen, anstatt daß sie etwas abwerfen sollten. Ja, die Kopfsteuer des Negern erstreckt sich so gar noch jenseit des Grabes; ein Sklav mag nach geschehener Schatzung sterben oder nicht, so muß der Kolonist die beschwerliche Auflage dennoch immerfort tragen.

Selbst die arbeitenden Sklaven sind kein richtiges Maaß zur Schätzung des Einkommens, weil man mit wenigen Negern auf einem vortrefflichen Boden mehr Produkte bekömmt, als eine größere Anzahl auf einem mittelmäßigen und schlechten Boden erzielet. Die Produkte, woran die mit gleicher Steuer belegten Menschen arbeiten, haben nicht alle einen gleichen Werth. Der Uebergang von einem Anbau zum andern, den der Boden zuweilen erfordert, bringt Zeiten, wo die Arbeiten nichts abwerfen. Die Dürre, die Ueberschwemmungen, die Feuersbrünste, die verzehrenden Insekten machen dieselben oft fruchtlos. Bey übrigens gleichen Umständen verfertigt eine geringere Anzahl Arbeiter eine verhältnißmäßig geringere Menge Zucker,

theils wegen des Vortheils an Zeit, wenn viel auf einmal gemacht wird, theils weil die Arbeiten nur alsdann recht einträglich sind, wenn man einen günstigen Augenblick dazu ergreifen kann.

Endlich ist auch diese Auflage schwer zu erheben. Es muß jeder Eigenthümer, der Sklaven hält, nothwendig alle Jahr ihre Zahl angeben. Die nicht angegebenen Negern werden konfiscirt; eine thörichte Gewohnheit, da der landbauende Neger ein Kapital ist, und der Landbau durch seine Konfiskation verringert, ja der Gegenstand selbst, weswegen die Auflage gesetzt worden, vernichtet wird. Dadurch entsteht ein zerstörender Krieg zwischen der Kammer und dem Landmann; die Prozesse häufen sich, die Absetzungen von den Gütern werden häufig, die strengen Mittel nothwendig, die Kosten beträchtlich und verderblich.

Ist die auf den Negerköpfen ruhende Auflage in ihrem Umfange ungerecht, ungleich in ihrer Vertheilung, verwickelt in ihrer Hebung, so ist die, auf die aus den Kolonien gehenden Waaren gelegte Auflage nicht minder zu tadeln. Die Regierung hat sie in der Ueberzeugung angeordnet, daß diese neue Auflage gänzlich durch den Konsumenten oder durch den Kaufmann würde getragen werden. Allein dieser Irrthum ist gefährlich. Der Konsument wird diese Auflage nicht übernehmen, sondern die Konsumirung des theuer gewordenen Produkts wird abnehmen, und, wenn das geschieht, ihr Preis wieder fallen. Eben so wenig wird es der Kaufmann thun, der, wenn er an der mit einer Taxe belegten Waare nicht den nothwendigen Profit mehr hat, bald aufhören wird damit zu handeln. Anstatt daß man den Landbau der Kolonien durch Auflagen erschwerte,

müßte

müßte man ihn vielmehr durch Freygebigkeit ermuntern.

Wenn indessen der Zustand eines Staats nicht erlaubte Beystand zu geben, und Lasten zu erleichtern, so könnte man sich den bessern Regierungsanstalten dadurch nähern, wenn man zum wenigsten die Bezahlung der Auflagen in den Kolonien abschaffte, um das Einkommen derselben im Hauptlande zu erheben. Dieß würde den landbauenden Amerikaner in seiner Thätigkeit ermuntern, der Seefahrer wird Vortheil dabey haben, nur dann Auflagen von der Waare zu bezahlen, wenn sie ohne Risiko, in vollem Werthe an den Ort ihrer Bestimmung angelangt ist, und er nicht nöthig gehabt hat, beym Einladen die Waaren zu versteuren, die er unterwegs durch Unfälle verlohren; der Konsument wird dabey gewinnen, wenn nach Abschaffung aller beschwerlichen Formalitäten alle Auflagen auf eine einzige gesetzt worden, und folglich die Waare wohlfeiler gegeben werden kann.

Das Gesetz, das von der Natur selbst gegeben zu seyn scheint, nämlich das Gesetz der Gleichtheilung unter Kindern oder Miterben, will ebenfalls in Amerika abgeschafft seyn. Als bey Entstehung der Kolonien noch unermeßliche Gegenden urbar zu machen waren, war diese Theilung nothwendig; aber seitdem die anfänglich gar zu weit ausgedehnten Güter durch eine Folge von Erbschaften und unterabgetheilten Theilungen auf das rechte Maaß gesetzt worden, so würde eine fernere Theilung sie auf ihr erstes Nichts zurück setzen. In Europa zieht ein Bürger, der nur einige Aecker hat, oft mehr Nutzen aus diesem kleinen Stück Landes, als ein reicher Mann von seinem unermeßlichen Gebiete. In Amerika aber verlangt die Beschaffenheit der Pro-

dukte, die einen großen Werth haben, die Ungewißheit der in ihrer Art nicht sehr mannichfaltigen Erndten, die Menge von Sklaven, Vieh und Geräthschaft, die zu einer Pflanzung erfordert werden, beträchtliche Reichthümer, die man in einigen Kolonien nicht mehr hat, und die man bald in keiner mehr haben wird, wenn die Theilung der Erbschaften fortfährt die Ländereyen in kleine Bißchen zu zerstücken. Statt dessen muß die Regierung diejenigen Menschen, die in einer Besitzung überflüßig zu werden beginnen, nach andern Ländereyen versetzen, die noch daran Mangel haben.

Die ersten Bewohner der französischen Eylande waren genöthigt, sich Ackerleute zu kaufen. Da sie keine Kapitalien hatten, so kauften sie auf Kredit, und dieß war die Ursache einer Menge von Schulden, die, so wie mehr Land urbar gemacht worden ist, höher gestiegen sind.

Aus der Theilung unter mehrere Erben, sind sowohl im Innern der Kolonien als auswärts Schulden entstanden. So wie sie reicher wurden, wuchsen auch ihre Schulden nach Maaßgabe der häufigen Theilungen, und als sie auf den Punkt kamen, daß mehr Kolonisten als anzulegende Pflanzungen da waren, so ward die überflüßige Menschenzahl, als Gläubiger der Erbtheile, dem Landbau unnütz und lästig. Diese innern Schulden können durch das vorgeschlagene Mittel, die Kolonisten zu versetzen, gänzlich getilgt werden. Etwas schwerer ist es freylich mit den außerhalb gemachten Schulden.

Man sagt zwar, die Kolonisten sollten, um sich frey zu machen, nur einen Theil ihres Einkommens verzehren, und das Uebrige zur Bezahlung ihrer Schulden anwenden; allein man sieht bald ein,

ein, daß diejenigen, die durch den Ueberschuß ihrer Reichthümer eine solche Ersparung anstellen könnten, gerade die sind, die keine Schulden haben, indeß die Schuldner wegen ihres geringen Einkommens nichts auf ihre Ausgaben ersparen können. Ueberdieß liegt den Handelsleuten an der Fortdauer der Schulden eben so viel, als der Regierung. Die Kolonien sind durch den Kredit entstanden; nachdem die ersten Anbauer sich frey gezahlt haben, ist er für die Nachfolger erneuert worden, und die gegenwärtigen Besitzer genießen eben den Vortheil. Der Kredit ist die Grundlage des einträglichen Verkehrs der französischen Handelsleute, und wenn man ihnen ihre Kapitalien wieder geben wollte, so nähme man ihnen ihren Profit.

Indessen werden allerdings dadurch die Privatpersonen nicht von der Pflicht befreyt, ihre Schulden zu bezahlen. Das Uebel, das oft eine Folge oder Würkung des Guten ist, rechtfertigt niemals den, der es begeht. Die amerikanischen Schulden müssen abgetragen werden, aber unvermerkt, und nicht durch heftige Erschütterung. Durch gerichtliche Wege muß man die Gläubiger beym Handel mit den Eylanden befriedigen. Wenn aber die Ausführung der Gerechtigkeit, wie bisher in den Kolonien, nach dem willkührlichen Gefallen dererjenigen, die die Gewalt in Händen haben, aufgehalten wird, so artet sie nothwendig in eine Tyranney aus; sie drückt die Schuldner, und ist immer selbst für die Gläubiger ungerecht.

Die Einziehung der Pflanzungen, persönliche Haft, Wegnehmung und Verkaufung der Negern, alle diese Mittel sind nur anscheinend, und nicht hinreichend den Gläubiger zu befriedigen, ja, sie ziehen

hen unausbleiblich das Verderben des Kolonisten und den Ruin der ganzen Pflanzung nach sich. Man hat also noch kein Mittel ersonnen, den Stand der Gläubiger sicher zu stellen, ohne dem Flor der Kolonien und folglich des Reichs zu schaden. Indessen muß doch diese Vereinigung des öffentlichen Wohls mit dem Wohl der Privatpersonen in der Macht der Staatskunst liegen, und es kömmt den Staatsmännern zu, sie darinn zu finden. Diese müssen den Kolonisten einsehen lehren, daß die Leichtigkeit, nicht zu bezahlen, ihm, wegen der Unmöglichkeit Kredit zu finden, zur Last wird; es sey denn, daß er denselben so theuer kaufe, daß die Gefahr ihm zu leihen dadurch ein Gegengewicht bekomme. Er mag Kredit haben wollen, um sein Kapital zu vermehren oder zu erhalten, so wird er ihn immer nur zu seinem Verderb bekommen.

Wenn es aber nicht genug ist, dem Kolonisten die Augen zu öffnen; wenn es gefährlich ist, die Gewalt zu gebrauchen, um ihn zu zwingen, seine Versprechungen zu vollziehen, warum sollte der Gesetzgeber nicht die Ehre zu Hülfe nehmen können? Es muß dann der Straffällige mit allen Formalitäten, die zur Heiligung aller Gesetze nothwendig sind, verurtheilt und gerichtet werden. Der Kolonist opfert einen Theil seines Lebens nur deswegen harten Arbeiten auf, um sich mit dem Vermögen Vergnügen zu schaffen; aber es giebt kein Vergnügen für einen mit Schimpf belegten Menschen.

Die Regierungen, wodurch die Kolonien in Amerika gestiftet worden sind, haben verlangt, daß ihre dortigen Unterthanen nichts als die Waaren verzehren sollten, die ihnen das Hauptland liefern würde, und daß sie die Produkte der Ländereyen, die

die man ihnen ertheilte, nur an das Hauptland verkaufen sollten. Von diesem System war Frankreich niemals abgewichen, als ein Mann von Genie diesen Grundsatz mäßigen wollte. Er behauptete: „wenn man die Waaren, die das Hauptland nicht anders als schwer und übertrieben theuer liefern kann, von Ausländern empfängt, so vermehrt man in den Kolonien einen Flor, der früh oder spät wieder auf das Hauptland kömmt, weil sie demselben mehr Waaren schicken, und ihm einen größern Absatz für seine Produkte anbieten werden.“

Dieser Streit hat die Gemüther sehr beschäftigt, allein man hat ihn nicht unter dem wichtigsten Gesichtspunkte angesehen. Man liefe gewiß Gefahr, die Erhaltung der Kolonien zu verlieren, wenn man fremde Schiffe in ihre Häfen einließe, allein desto zuträglicher würde es den Inselbewohnern seyn, ihnen den Weg zum Absatz aller ihrer Produkte zu eröffnen. Die Kolonien bieten dem Hauptlande jährlich für 1,300,000 Thaler Werth Syrup und Taffia an; aus einem übelverstandenen Eigennutz hat es seinen Kolonisten und sich selbst dieses Vortheils beraubt, in der Besorgniß, es möchte dem Absatz der einländischen abgezogenen Getränke schaden. Es würde diesem Verkaufe nichts beförderlicher seyn, als den französischen Seefahrern zu erlauben, diese Produkte geradezu nach fremden Märkten hinzuschaffen. Diese Vergünstigung müßte sich zugleich auf alle Produkte der Kolonie erstrecken. Diese Meynung, die viele Menschen vor den Kopf stoßen möchte, kann durch Gründe gerechtfertigt werden.

Die französischen Eylande liefern ihrem Hauptlande Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, andre Waaren, wovon es einen Theil verzehrt, und das Uebrige dem Fremden überläßt, der ihm dafür Geld oder andere Waaren giebt, die es braucht. Eben diese Eylande empfangen hingegen vom Hauptlande Kleidungsstücke, Lebensmittel, Landbaugeräthe. So ist die doppelte Bestimmung der Kolonie beschaffen. Um sie erfüllen zu können, müssen sie reich seyn. Um reich zu seyn, müssen sie eine große Menge Produkte ziehen und sie um den bestmöglichsten Preis los werden. Damit aber ihr Absatz diese Produkte auf den höchsten Preis setze, so muß er so groß seyn als möglich. Um so groß zu seyn als möglich, muß er die größte mögliche Freyheit genießen. Um die größte mögliche Freyheit zu genießen, muß er mit gar keinen unnöthigen Formalien, Kosten, Arbeiten, Lasten beschwert seyn. Diese durch ihren genauen Zusammenhang erwiesene Wahrheiten, müssen entscheiden, ob es zuträglich sey, daß die Produkte der Kolonie den Verzögerungen und Kosten einer Niederlage in Frankreich unterworfen bleiben.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Besitzungen der Engländer in den amerikanischen Eylanden.

Damals, als der blutigste und hartnäckigste Nationalkrieg unter Karls I Regierung England verwüstete, suchten minder hitzige Gemüther eine ruhige Freystatt auf den amerikanischen Inseln, deren sich die englische Nation jüngst bemächtigt hatte. Die Ruhe, die sie dort fanden, vermehrte das Auswandern, und so wie der Brand im Hauptlande weiter um sich griff, erweiterten und bevölkerten sie die Kolonien. Bald flohen auch dahin die unterdrückten Royalisten, deren Fußstapfen noch in der Folge unruhige Wagehälse, unglücklich gewordene Handelsleute und rohe junge Menschen, die eine unordentliche Lebensart ins Elend gestürzt hatte, folgten. Allen diesen verschiedenen Kolonisten übergab man, ihre Länder urbar zu machen, alle Missethäter aus den dreyen Königreichen, die wegen Kapitalverbrechen das Leben verwirkt hatten, welche man aber, aus wohl überlegter Staatsklugheit, zum Besten der Nation arbeiten ließ. Wenn sie nach den Inseln gebracht wurden, so mußten sie eine gewisse Anzahl Jahre in der Knechtschaft zubringen; diese Missethäter nahmen in den Fesseln die Lust zur Arbeit und Gewohnheiten wieder an, wodurch sie wieder auf den Weg zum Glück gebracht wurden.

Erste Kolonisten auf den englischen Eylanden.

Anfängliche Staatsverfassung auf den englischen Inseln.

Indessen wurden die englischen Eylande bald glücklich, aber nicht reich. Ihr Landbau bestand bloß in Tabak, Baumwolle, Ingwer und Indigo Einige unternehmende Kolonisten hohlten Zuckerrohr aus Brasilien, aber weil man die Kunst noch nicht kannte, dieß kostbare Gewächs zu nutzen, so zog man daraus nur ein schwaches und schlechtes Produkt, das Europa verwarf und nur um den geringsten Preis annahm. Mehrere nach Fernambuk unternommene Reisen lehrten den Schatz bauen, den man daher gehohlt hatte; und die Portugiesen, die bis dahin den Zucker allein geliefert hatten, bekamen 1650 an einem Bundsgenossen, dessen Fleiß ihnen auf schwachen Gründen zu stehen schien, einen Mitbuhler, der sich einstens alle ihre Reichthümer zueignen sollte.

Unterdessen hatte das Hauptland nur einen sehr schwachen Antheil an dem Flor seiner Kolonien. Sie schickten selbst ihre Waaren geradezu nach allen Gegenden der Welt, wo sie hofften, sie am besten zu verkaufen, und empfiengen ohne Unterschied in ihren Häfen die Schiffe von allen Nationen. Diese uneingeschränkte Freyheit brachte fast den ganzen Handel in die Hände der Holländer; man sah in den englischen Eylanden zehn von ihren Schiffen gegen ein englisches.

Diese Unordnung hatte die Nation während der Zeit, da sie durch die bürgerlichen Kriege zerrüttet ward, wenig bekümmert; aber sobald diese Unruhen aufgehört hatten, ward durch die berühmte Schiffahrtsakte vom Jahr 1651 der Eingang in die englischen Inseln nur englischen Schiffen gestattet. Eine Art von Nachlässigkeit in der Ausführung derselben ließ indessen den Kolonisten Zeit, ihre Zukkerpflanzungen, durch die leichten Mittel den Zucker

los

los zu werden, zu vermehren. Man sah sie sich merklich auf den Untergang des portugiesischen Anbaues erheben. Sie thaten in der Zeit von neun Jahren so große Schritte, daß die Engländer im Jahr 1660 Herren des Zuckerhandels durch ganz Europa waren. Das einzige Unglück, das sie in einer langen Reihe von Jahren auszuhalten hatten, war, daß eine Menge ihrer Ladungen von französischen Kapern weggenommen, und um einen geringen Preis verkauft wurden. Dieß verursachte dem Landmannn den doppelten Schaden, daß er einen Theil seines Zuckers verlohr, und den andern unter dem Werth verkaufen mußte.

Abnahme des Flors der englischen Kolonien.

Ohnerachtet dieser übergänglichen Kapereyen, welchen die Ruhe des Friedens immer ein Ende machte, vermehrte sich der Landbau immer mehr und mehr auf den Eylanden. Genaue Register bezeugen, daß sie im Jahr 1680 jährlich nur 30,000 Oxhöfte Zucker, jedes zu 1200 Pfund schwer, nach Europa schickten. Die Speditionen von 1708 bis 1718 betrugen jährlich 53,439 Oxhöfte. Von 1718 bis 1727 stiegen sie auf 68,931; aber von 1733 bis 1737 fielen sie auf 75,625, und setzten sich in den folgenden Jahren auf 70,000 Oxhöfte herab.

An diesem Verfall war Frankreich Schuld. Dieß Königreich empfieng anfänglich seinen Zucker von England, so wie es nachher seine Einsichten daher bekommen hat; nachher zog es welchen zu seiner eigenen Konsumtion, und im Jahr 1716 fieng es an, den Fremden welchen zu bringen. Die vorzügliche Beschaffenheit seiner neuen Ländereyen, die gezwungene Sparsamkeit seiner noch armen Landleute, und mehrere Umstände vereinigten sich, daß es seine Produkte wohlfeiler geben konnte, als seine Konkurrenten. Dieser Vortheil schaffte ihm auf

allen

allen Märkten einen Vorzug, und so wie Frankreichs Zucker sich vermehrte, erlebte England, daß man seinen nicht haben wollte, weil er theurer war. Der Verfall war so schleunig, daß ein Volk, welches den größten Theil von Europa mit Zucker versehen, und noch im Jahr 1719 den Fremden 19,202 Oxhöfte verkauft hatte, im Jahr 1733 nur 7,715, im Jahr 1737 nur 5,211 und im Jahr 1740 nicht ein einziges Oxhoft verkaufte.

Die englischen Inseln hatten sich schon im Jahr 1731 an den brittischen Senat gewendet, daß es den Verlust eines schon verlohrnen Handels verhüten sollte, allein die Größe der Ausgaben und die Masse der Nationalschuld erlaubten England nicht, die im Jahr 1663 auf allen aus den Kolonien kommenden Zucker gelegte Auflage von 4½ Prozent aufzuheben, und die Regierung glaubte genug zu thun, daß sie im Jahr 1739 den Kolonisten die Erlaubniß gab, ihren Zucker geradezu nach allen europäischen Häfen zu schicken. Diese Aufhebung der Schifffahrtsakte war ohne Nutzen, weil die Franzosen auf allen Märkten die Oberhand behielten. Die englischen Kolonien mußten sich begnügen, dem brittischen Reiche das Nöthige zu liefern, welches im Anfange dieses Jahrhunderts nicht mehr als 12,000, im Jahr 1755 70,000 Oxhöfte verbrauchte.

Kolonie der Engländer auf Barbados.

Im Jahr 1629 ließen sich einige von St. Christoph abgereisete Engländer auf Barbados nieder. Ihnen folgten täglich mehrere, die nebst Kapitalien Lust zur Arbeit, Muth, Thätigkeit und Ehrgeiz dahin brachten, und dadurch ward dieß Eyland, das nicht mehr als 8 Meilen lang und gegen 4 breit ist, mit 100,000 Menschen besetzt, und erhielt einen Handel, der 400 Schiffe, jedes von 150 Tonnen, beschäftigte. So war der Zustand seines größten

Flors

Flors im Jahr 1676. Die durch die Europäer geleiteten Arbeiten wurden durch Sklaven verrichtet, die man aus Afrika gekauft, oder auch wohl aus Amerika genommen hatte. Diese letztere Art von Barbarey war eine zerbrechliche Stütze für ein neues Gebäude, die auch beynah den Untergang desselben erzeugt hätte.

Engländer, die an den Küsten des festen Landes gelandet hatten, um da Sklaven zu bekommen, wurden durch die Karaiben, die ihren Streifereyen zur Beute dienten, entdeckt. Diese Wilden fielen über den friedlichen Haufen her, den sie theils tödteten, theils in die Flucht schlugen. Ein junger Mensch, dem man lange Zeit nachsetzte, flüchtete in einen Wald. Eine Indierinn, die ihm begegnete, rettete sein Leben, ernährte ihn insgeheim, und brachte ihn einige Zeit nachher an das Ufer des Meers. Seine Gefährten erwarteten daselbst, vor Anker liegend, diejenigen, die sich verlaufen hatten; die Schaluppe kam also, ihn abzuholen. Seine Befreyerinn entschloß sich, mit ihm auf das Schiff zu gehen. So bald sie zu Barbados angelangt waren, verkaufte dieß Ungeheuer diejenige, die ihm das Leben erhalten, die ihm ihr Herz mit allen Empfindungen und Schätzen der Liebe geschenkt hatte. Um die Ehre der englischen Nation wieder herzustellen, hat einer ihrer Dichter selbst dieß schändliche Denkmal von Geiz und Treulosigkeit dem ganzen Abscheu der Nachwelt geweiht; es ist in verschiedenen Sprachen dem Fluche mehrerer Nationen übergeben worden.

Die Indier, die nicht kühn genug waren, um sich zu rächen, brachten ihren Groll den Negern bey. Diese schwuren einmüthig den Tod ihrer Tyrannen, aber zum Glück ward diese fürchterliche Verschwö-

rung

rung durch einen der Rädelsführer entdeckt. Seitdem ist dergleichen Unruhe nie wieder entstanden, und dennoch hat die Ausfuhr der Kolonie um die Hälfte abgenommen. Barbados hat gegenwärtig nur 30,000 Sklaven, die das itzt schon sehr ausgemergelte Erdreich mit Varech düngen; 15,000 Oxhöfte rohen Zuckers machen das ganze Einbringen dieses mühsamen Landbaues aus, die in England für etwa 300,000 Pfund Sterling verkauft werden. Die abgezogenen Getränke, die etwa einen Werth von 40,000 Pfund ausmachen, gehen nach dem nördlichen Amerika.

Die Kolonie zu Barbados ist die einzige handelnde Kolonie, die die Engländer auf den Windinseln haben. Fast alle Negerschiffe landen daselbst, und selten geschieht es, daß sie hier ihre Ladung nicht los werden sollten. Der gewöhnliche Preis der Sklaven ist von 35 bis 40 Pfund, nach der Nation oder Art, von der sie sind. Bey diesem Kauf ist kein Unterschied des Alters oder Geschlechts. Diese Negern, die von den Handelsleuten im Ganzen gekauft werden, werden nachher einzeln, entweder auf ihrer Insel selbst, oder auf den andern englischen Inseln, verkauft. Der nach diesem Verkauf übrig bleibende Ausschuß geht durch den Schleichhandel in die spanischen oder französischen Eylande, und durch diesen Verkehr waren ehemals 12 bis 15,000 Thaler zu Barbados im Umlauf.

Natur und Kunst haben sich vereinigt, um dieses Eyland zu befestigen. Gefährliche Klippen machen, daß man zwey Drittheilen von seinem Umfange nicht beykommen kann, und an dem übrigen Theil der Küste hat man Verschanzungen gezogen, die in gehöriger Weite durch Kastelle vertheidigt werden, die mit einer furchtbaren Artillerie versehen

sind.

sind. Barbados bietet also mehr Einkünfte, Bewohner, Handlung und Macht dar, als man von seiner unbeträchtlichen Größe erwarten sollte. Antigoa hat weder dieselben Mittel, noch gleiche Wichtigkeit.

Englische Kolonie auf Antigoa.

Diese Insel, die etwa 7 Meilen lang, aber ansehnlich breit ist, ward von einer geringen Anzahl Franzosen, die im Jahr 1629 von den Spaniern aus St. Christoph verjagt wurden, ganz wüste gefunden. Der Mangel an Quellen zwang sie, sich wieder wegzubegeben; nach der Zeit setzten sich einige Engländer darauf fest. Im Jahr 1640 waren etwa 30 Familien auf diesem Eylande. Im Jahr 1666 schickte Lord Willoughby, dem diese Insel von Karl II war geschenkt worden, auf seine Kosten eine ziemliche Anzahl Einwohner dahin. Tabak, Indigo und Ingwer, womit sie sich allein beschäftigen, hätte sie wahrscheinlich nicht reich gemacht, wenn nicht der Oberste Codrington im Jahr 1680, als dieß Eyland wieder zum Domän der Nation war geschlagen worden, den Zuckerbau hinzugefügt hätte. Anfänglich war er schwarz, herb und grob, aber mit der Zeit brachte man ihn zur gehörigen Vollkommenheit. Diese Insel liefert 8,000 Orhöfte, welches das Einkommen von 15 bis 16,000 Schwarzen ist.

Im Jahr 1710 entstand hier eine fürchterliche Empörung gegen den damaligen Statthalter, Obersten Park, worinn er auch das Leben verlohr. Weil er durch seine eigene Grausamkeit dazu Anlaß gegeben hatte, so war das Hauptland so weise, diesen Erzeß nicht zu rächen, sondern alles ward in Güte beygelegt.

Englische Besitzung auf Montferrat.

Montferrat ist fast rund, und hält etwa 9 Meilen im Umfange. Die Engländer, die im Jahr 1632 hier anlangten, vertrieben die darauf befindlichen

zahl-

zahlreichen Wilden, indessen war der Fortgang der Kolonie bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nur sehr langsam. Zu der Zeit trat an die Stelle des kleinern unbedeutenden Landbaues auf einmal der Bau des Zuckers, und es werden jährlich 5,000 Oxhöfte von 10,000 Sklaven gezogen. Weil diese Insel keine einzige gute Rhede hat, so sind die Schiffe an der Küste vieler Gefahr ausgesetzt; daher müssen die Befehlshaber derselben sich bey herannahenden Stürmen auf die hohe See oder in die nächsten Häfen begeben. Newis ist derselben Unbequemlichkeit ausgesetzt.

Newis. Diese Insel soll im Jahr 1628 durch die Engländer besetzt worden seyn. Die hiesige Kolonie ist ein Muster von Tugend, Ordnung und Frömmigkeit, und diese exemplarischen Sitten dankt sie ihrem ersten Befehlshaber. Der Fortgang dieser Pflanzung war so beträchtlich, daß sich in dieser kleinen Strecke von 6 Meilen bald 10,000 Weiße und 20,000 Negern befanden. Allein ein erschreckliches Sterben raffte im Jahr 1689 die Hälfte dieser glücklichen Völkerschaft weg; im Jahr 1706 verheerte sie ein französisches Geschwader, und raubte den Kolonisten 3 bis 4,000 Sklaven; im folgenden Jahr ward der Ruin dieses Eylandes durch den wütendsten Orkan, dessen man sich zu erinnern wußte, vollendet. Seit diesen nach einander folgenden Unfällen hat es sich ein wenig wieder erhohlt; man zählt daselbst itzt 8,000 Negern, die 4,000 Oxhöfte Zukker liefern.

Barbuda, Anguilla und die Jungferninseln. Aus Barbuda, Anguilla und den Jungferninseln erhält England gar keine Produkte; 4,000 Einwohner, halb Freye, halb Sklaven, ziehen, in diesen elenden Besitzungen zerstreut, einiges Vieh auf, und bauen einige eßbare Produkte. Der Befehlshaber

haber auf diesen Eylanden ist, sowohl als die zu Antigoa, Montferrat und Newis, nur Unterbefehlshaber des Generalkapitains zu St. Christoph.

Diese Insel ist die Mutter aller englischen und französischen Kolonien, die in der neuen Welt gewesen. Beyde Nationen gelangten an einem Tage im Jahr 1625 dahin. Ob sie gleich anfangs diese Insel friedlich unter sich theilten, so entstanden doch bald Privatzänkereyen, und im Kriege von 1666 ward dieß Eyland bald ein Schauplatz des Mordens, der sich endlich im Jahr 1702 mit Vertreibung der Franzosen endigte, welchen der utrechter Friede alle Hoffnung zur Rückkehr benahm. St. Christoph.

Dieß Opfer war damals für die französische Nation nicht sehr groß. Ihre ganze Menschenzahl auf dieser Insel bestand aus 667 Weißen, 29 freyen Negern, 659 Sklaven; 157 Pferde und 265 Stück Hornvieh machten ihre ganze Viehzucht aus. Man zog hier nur ein wenig Indigo und Baumwolle und wenig Zucker. England hatte schon längst bessere Vortheile aus seinem Antheil gezogen, und nachher ließ das Parlement die französischen Ländereyen an den Meistbietenden verkaufen, wodurch diese in eben den Flor kamen, als die alten. Dieß Eyland mag etwa 24 Meilen im Umfange haben; die englischen Einwohner leben hier einsam, aber zufrieden, mitten unter ihren Feldern und Sklaven, die sie ohne Zweifel als Väter regieren, da sie ihnen edelmüthige und zuweilen heroische Empfindungen einflößen. Zu St. Christoph haben sich Liebe und Freundschaft, wovon weder Fabel noch Geschichte irgend ein Beyspiel aufgestellt hat, in einer traurigen Begebenheit ausgezeichnet.

Zween junge, wohlgebildete, starke und muthige Negern, mit einem seltenen Herzen gebohren,

liebten einander von Kindheit auf. Sie arbeiteten in einer Pflanzung zusammen, und hatten sich durch ihre Leiden verbunden, die zärtliche Herzen genauer vereinigen, als Vergnügen. Waren sie nicht glücklich, so trösteten sie sich doch in ihrem Unglück. Die Liebe, durch welche man dasselbe sonst ganz zu vergessen pflegt, trieb das ihrige aufs höchste. Eine Schwarze, eine Sklavinn wie sie, mit Blicken, die unstreitig durch ihre schwarze Farbe lebhafter und feuriger glänzten, als unter einer alabasternen Stirn, entzündete in beyden Freunden eine gleiche Wuth. Ihre Liebhaberinn, die geschickter war, eine große Leidenschaft zu erregen, als zu empfinden, hätte jeden von beyden zu ihrem Gatten erwählt; aber keiner wollte sie dem andern rauben, noch sie ihm abtreten. Die Zeit vermehrte nur die Quaalen, die ihre Seele nagten, ohne weder ihre Freundschaft noch ihre Liebe zu schwächen. Oft flossen bittere und sengende Thränen, unter ihrem häufigen Umarmungen, wenn sie den gar zu theuren Gegenstand, der sie in Verzweiflung setzte, erblickten. Sie schwuren oft, sie nicht mehr zu lieben, dem Leben lieber, als ihrer Freundschaft, zu entsagen. Die ganze Pflanzung war durch das Schauspiel dieser schrecklichen Kämpfe gerührt. Man sprach von nichts als von der Liebe der beyden Freunde gegen die schöne Negerinn.

Eines Tages folgten sie ihr in ein Holz. Da umarmt sie jeder in die Wette, drückt sie tausendmal an sein Herz, thut ihr alle Schwüre, überhäuft sie mit allen Namen, die die Zärtlichkeit erfand, und auf einmal, ohne einander etwas zu sagen, ohne einander anzusehen, stoßen sie ihr den Dolch ins Herz. Sie stirbt, und ihre Thränen, ihr Schluchzen vermischt sich mit ihrem letzten Athem. Sie brüllen. Das ganze Holz erschallt von ihrem wüten-

den

den Geschrey. Ein Sklav kömmt herzugelaufen. Er sieht sie von fern, wie sie das Schlachtopfer ihrer sonderbaren Liebe mit Küssen bedecken. Er ruft Leute herbey, sie kommen, und man findet die beyden Freunde, wie sie, den Dolch in der Hand, sich über dem Leichnam ihrer unglücklichen Geliebten umarmend, in ihrem Blute badend, selbst in den Strömen von Blut, die aus ihren eigenen Wunden flossen, den Geist aufgaben.

Diese Liebhaber, diese Freunde, befanden sich daselbst unter einer Heerde von 25,000 Negern, welche, 12 bis 13,000 Oxhöfte Zucker an Europa zu liefern, bestimmt sind. Mitten unter diesen friedlichen Arbeiten, in diesem erniedrigenden Stande entstehen Handlungen, die würdig sind, die Welt in Erstaunen zu setzen. Wehe dem, den die Gewalt dieser wilden Liebe nicht mit Entsetzen und Mitleiden erschüttert. Die Natur hat ihn erschaffen, nicht zur Sklaverey der Negern, sondern zur Tyranney ihrer Herren. Er wird ohne Mitleiden leben, ohne Bedauern sterben; er hat nie geweint, und wird nie beweint werden.

Die Engländer vertreiben die Spanier aus Jamaika, und lassen sich daselbst nieder.

Die Insel Jamaika, die von den Erdbeschreibern mit unter die Zahl der Antillen gesetzt worden, hält in ihrer größten Breite etwa 57, in der kleinern aber gegen 24 Meilen. Kolombo entdeckte sie im Jahr 1494, aber sein Sohn, Don Diego, legte erst einen Pflanzort darauf an. Er schickte im Jahr 1509, von St. Domingo aus, 70 Mann unter Anführung des Juan de Esquimel dahin, denen bald andere folgten. Aber alle Pflanzungen, die diese Verwüster hier anlegten, nachdem sie die Landeseingebohrnen ausgerottet, hatten kein Gedeihen, nur die einzige zu St. Jago de la Vela behielt Bestand. Die ganze Bevölkerung der Kolonien belief sich auf

1,500 Sklaven, die von eben so viel Tyrannen regiert wurden, als die Engländer sich im Jahr 1655 dieser Stadt bemächtigten und sich daselbst niederließen.

Aber diese brachten den schrecklichen Keim zur Zwietracht mit. Anfangs hatte die Kolonie nur 3,000 Mann von der republikanischen Miliz, und bald darauf kamen eine Menge Royalisten hinzu; dadurch wurden die blutvollen Auftritte in der neuen Welt erneuert, die man in der alten so oft gesehen hatte. Endlich ward unter Karl II hier eine bürgerliche Regierung eingeführt, und im Jahr 1682 entstand das Gesetzbuch, das heut zu Tage die Kolonie bey Kräften erhält. Drey weise Gesetze aus demselben sind merkwürdig.

Das erste gebietet: daß jeder durch den Feind geschehener Schade augenblicklich durch den Staat, und, wenn der Fiskus nicht dazu im Stande ist, auf Kosten aller Einwohner soll bezahlt werden.

Ein andres Gesetz verordnet, daß jeder Schiffer, der in die Kolonie einen Menschen gebracht hat, der nicht im Stande ist, seine Fahrt zu bezahlen, eine allgemeine Belohnung von ein Pfund Sterling erhalte. Die besondre Belohnung beträgt für jede aus England oder Schottland gebrachte Person sieben und ein halb Pfund, für eine aus Irrland sechs Pfund, für jede aus dem amerikanischen festen Lande drey und ein halb Pfund, und zwey Pfund für jeden aus den andern Eylanden herübergebrachten Menschen.

Nach dem dritten Gesetze wird festgesetzt: wenn ein Ländereybesitzer nicht das Vermögen hat, die Zinsen oder das Kapital seiner Schulden zu bezahlen, so wird seine Pflanzung durch zwölf Besitzer

taxirt,

tarirt, die mit ihm von gleichem Stande sind. Der Gläubiger ist verbunden, dieses Grundstück zur Bezahlung des Ganzen, nach dem Werth der Schätzung anzunehmen, wenn es sich auch nicht so hoch beliefe, als die Schuld; sollte aber die Pflanzung diese übersteigen, so muß er den Ueberschuß herausgeben.

Jamaika bereichert sich durch den Schleichhandel nach dem spanischen Amerika.

Ehe so weise Gesetze den Flor der Kolonie sicher gemacht hatten, war sie schon durch Seeräuber von allerley Nationen in Ruf gekommen. Diese plünderten und verheerten die Küsten der neuen Welt, und immer ward von den Engländern, und oft von den Fremden, der Raub Meriko's und Peru's nach Jamaika gebracht. Sie fanden hier mehr Bequemlichkeit, sowohl zum Landen, als auch ihre Beute zu verzehren, und die Kolonie ward reich durch die Laster und Verschwendungen dieser Räuber.

Als dieß verwüstende Geschlecht aufgehört hatte, so wurden ihre zurück gelassenen Reichthümer dazu angewandt, um einen Schleichhandel mit den spanischen Besitzungen anzulegen. Diese Quelle von Reichthümern nahm immer zu, besonders gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahr 1696 hatten sich Portugiesen anheischig gemacht, den Spaniern 5 Jahre hindurch jährlich 5,000 Negern zu liefern. Diese Gesellschaft hohlte einen großen Theil seiner Sklaven aus Jamaika, und von Stund an hatten diese Insulaner einen ununterbrochenen Verkehr mit Meriko und Peru, doch ließ dieser Verkehr in dem spanischen Erbfolgskrieg etwas nach. Der bey diesem Frieden errichtete Assiento-Traktat gab in der Folge dem alten Schleichhandel einen neuen Antrieb, und man meynte im Jahr 1759, daß Jamaika aus dem spanischen Indien 400 Millionen Thaler gezogen hätte.

Dieser Schleichhandel geschah durch einen sehr einfachen Betrug. Ein englisches Fahrzeug stellte sich, als habe es Mangel an Proviant, oder sein Schiff sey schadhaft. Der Statthalter erlaubte nun, das Schiff im Hafen zu kalfatern. Um sich aber vor allen Anklagen bey Hofe sicher zu setzen, ließ er die Thüren der Niederlage, wo man das Schiff hingebracht hatte, versiegeln, indeß eine andre Thüre unversiegelt blieb, durch welche man die Dinge, die bey diesem geheimen Handel umgesetzt wurden, aus- und eintrug. Wenn er geschlossen war, so verlangte der Fremde, dem es immer an Geld mangeln mußte, die Erlaubniß, so viel zu verkaufen, als nöthig wäre, um seine Unkosten zu bezahlen, eine Erlaubniß, die immer, aber dem Schein nach mit großer Schwierigkeit, ertheilt wurde. Auf die Art wurden die stärksten Ladungen losgeschlagen.

Der spanische Hof verbot zwar, kein fremdes Schiff unter keinerley Verwand in dem Hafen zu lassen, aber die Jamaiker ließen sich bey Fortsetzung des Handels durch englische Kriegsschiffe beschützen, deren Kapitain 5 Prozent von allen unerlaubten Artikeln in dem Schleichhandel erhielt, den er, gegen den Vertrag beyder Kronen, unter ihren Unterthanen vermittelte.

Indeß ist an die Stelle dieser offenbaren Verletzung des Völkerrechts eine unmerklichere entstanden. Die Schiffe aus Jamaika begeben sich auf die unbesuchten Rheden der spanischen Küste, und zumal in zween ganz öde Häfen, nämlich nach Brew, 5 Meilen von Karthagena, und nach Grout, 4 Meilen von Portobelo. Ein Mensch, der die Landessprache versteht, wird geschwind ans Land geschickt, um die benachbarten Gegenden von der Ankunft dts Schiffes zu benachrichtigen. Diese Nach-

richt

richt geht aufs geschwindeste bis zu den entferntsten Gegenden. Eben so geschwind kommen die Kaufleute, und so bald die Geschäfte abgethan sind, eilt der Engländer mit seinen Kapitalien, die er gemeiniglich um das Doppelte vermehrt hat, wieder nach seiner Insel, und der Spanier mit seinem Einkauf, aus dem er gleichen, auch wohl noch stärkern Profit zu bekommen gedenkt, wieder nach seiner Heimath.

Seit der Einführung der Registerschiffe hat dieser Handel nach und nach abgenommen, und in den letzten Zeiten belief er sich jährlich nur auf etwa 400,000 Thaler. Das englische Ministerium, um ihm wieder aufzuhelfen, erklärte im Jahr 1766 Jamaika für einen Freyhafen, und alsbald kamen die spanischen Fahrzeuge aus der neuen Welt von allen Seiten dahin, um ihre Metalle und ihre Waaren gegen englische Manufakturarbeit zu vertauschen. Im Jahre vor dieser Einrichtung hatte die Ausfuhr von Großbritannien nach dieser Insel nicht über 415,624 Pfund Sterling [*]) betragen; allein dieser neue Ausweg muß sie ansehnlich vermehren.

Ohne die Einschränkung, welche alle Produkte verbannt, die mit denen aus Jamaika von einerley Art sind, hätten vermuthlich die Waaren aus St. Domingo eben den Weg genommen, den die von Mexiko und Peru genommen haben. Allein vielleicht befürchtete die Regierung, daß ihre Unterthanen von einem Nebenbuhler, der zu glücklich ist, als daß er alles aufs theuerste verkaufen dürfte, die Waaren nehmen möchten, die ihren Handel mit den spanischen Kolonien unterhalten sollten.

*) 2,493,744 Thaler.

Auch hatten ehmals englische Handelsleute auf Jamaika Faktoreyen in der Honduras-Bay und am Rio Negro ganz nahe bey den Mosquiten angelegt. Unbekannte Ursachen hatten sie bewogen, daß sie dieselben verließen. Sie haben sie im Anfange von 1766 wieder hergestellt, in der Hoffnung, dadurch die innern Provinzen von Mexiko zu versorgen, und wenn die davon gemachten Erzählungen wahr sind, so übersteigt der Erfolg bey weitem ihre Hoffnungen.

Jamaika bereichert sich durch seinen Landbau.

Indeß ist dieser verbotene Handel immer etwas geringes gegen die unermeßlichen Reichthümer, die Jamaika aus seinem Landbau erhalten hat. Das erste Produkt, das man zog, war der Kakao, dessen Bau man durch die Spanier schon völlig eingerichtet gefunden hatte. Aber man ward, weil die neuen Pflanzungen nicht so wie die alten gedeihen wollten, dieses Anbaues überdrüßig, und erwählte statt dessen den Anbau des Indigo.

Dieß Produkt gewann einen ansehnlichen Fortgang, als das Parlement eine Abgabe von viertehalb Schilling *) auf das Pfund Indigo legte, welches zu 10 Schilling **) verkauft wurde. Diese Auflage ward unerträglich, als die Konkurrenz der Franzosen diese Waare auf 4 Schilling ***) herab setzte. Da fielen die Indigopflanzungen in allen englischen Eylanden. Die Regierung erließ zwar nicht nur die Auflage, sondern bewilligte auch überdieß noch eine Prämie von einem Schilling für jedes Pfund Indigo, das auf ihren Besitzungen gezogen würde, allein dieß erzeugte nur den Misbrauch, daß die Jamaiker, um

*) Etwas mehr als ein Thaler.

**) 3 Thaler.

***) 1 Thaler 2½ Groschen.

um diese Prämie zu bekommen, den Indig aus St. Domingo hohlten, und ihn, als wenn er von ihren Pflanzungen käme, nach England brachten. Dieser betrügliche Handel kann jährlich über 300,000 Thaler betragen.

Der Indigbau war auf Jamaika noch nicht ganz gefallen, als man daselbst den Baumwollenbau unternahm. Er kam zwar hier mehr empor, als auf den andern englischen Eylanden, aber man kann prophezeyen, daß er abnehmen wird. Weil die Baumwolle aus den englischen Kolonien nicht zureichte, die Manufakturen des Hauptlandes zu versorgen, so hat man im Jahr 1766 die bis dahin auf der fremden Baumwolle liegenden Abgaben aufgehoben.

Der Anbau des Ingwers ist leicht, daß ihn ein einzelner Mensch unternehmen kann. Die Wurzel, die man allein von dieser Pflanze braucht, hat den doppelten Vortheil, daß sie verschiedene Jahre in der Erde liegen kann, ohne zu faulen, und daß sie, so lange man will, nachdem sie geerndtet worden, aufgehoben wird, ohne, daß ihre Kraft darunter litte. Dahingegen mergelt dieß Produkt das Land dermaaßen aus, daß an den Orten, wo diese Pflanze drey- bis viermal geerndtet worden, nichts wachsen kann. Wenn man die letzten 13 Jahre nimmt, so hat dieß Eyland jährlich 649,865 Pfund Ingwer auswärts geschickt. Der größte Theil davon ist in den brittischen Landen verzehrt worden, das Uebrige ist nach Norden hin um einen geringen Preis verkauft.

Auch liefert Jamaika eine ziemliche Menge spanischen Pfeffer, und im Jahr 1668 fieng man an, den Zucker zu bauen; indessen kam dieß Produkt

erst im Jahr 1670 hier recht in Flor, als 1200 Unglückliche aus Surinam, das man vor kurzem den Holländern abgetreten hatte, ankamen, und sich mit vorzüglichem Eifer auf den Anbau desselben legten.

Der Kaffeebau ist hier so sehr empor gekommen, daß Jamaika bald so viel liefern wird, als zum Gebrauch des ganzen brittischen Reichs nöthig ist. Das Hauptland hat diesen Anbau dadurch ermuntert, daß es verordnet, daß der fremde Kaffee 6 Pfund †) für den Zentner mehr bezahlen sollte, als der, welcher aus seinen Kolonien kömmt.

Die Kommissarien der Pflanzungen sagten im Jahr 1734 in dem Oberhause, daß die im vorigen Jahre nach England gebrachten Produkte aus Jamaika nur 539,499 Pf. 18 Schill. 3½ Pence *) betrügen. Ihr Werth ist anjetzt auf 680,000 Pf. Sterl. **) gestiegen. Dieß Einkommen entspringt aus 25,000 Orhöften Zucker; 2,000 Ballen Baumwolle; 3 Millionen Pfund Kaffee; aus Leder, Ingwer, Färberenholz und andern minder wichtigen Artikeln. Das ist die Frucht der Arbeit von 20,000 Weißen und 90,000 Negern, die in einer geringen Anzahl von Städten und in 19 Kirchspiele vertheilt leben. Die jährliche Verwaltung und Vertheidigung der Kolonie kostet 100,000 Pf. Sterlinge, und bey manchen Gelegenheiten noch viel mehr. Ihr ganz Kapital an Ländereyen, Sklaven, Häusern, beweglichen Gütern von allen Arten, ist auf 22 Millionen Pfund Sterling geschätzt worden.

Indessen gehört von allen diesen Reichthümern den Einwohnern der Pflanzungen nur wenig zu.

†) Nach andern Nachrichten 6 Livres.
*) 3,237,000 Thaler.
**) 4,080,000 Thaler. Allein dieß ist zu gering angegeben.

zu. Einige Unglücksfälle, eine unmäßige Ueppigkeit und die leichten Mittel Kredit zu finden, haben gemacht, daß sie sich bey den auf dem Eylande wohnenden Handelsleuten, und zumal bey den Juden, in ganz ungeheure Schulden gesetzt haben. Durch die große Menge Obligationen, die man von ihnen hat, ist zwey Drittel ihrer liegenden Gründe verpfändet, und diese Unordnung wird immer zunehmen, wenn sie nicht durch eine schleunige und beträchtliche Vermehrung des Landbaues gehemmt wird. Ob aber dieß Glück wahrscheinlich und möglich sey, verdient eine Untersuchung.

Ist es möglich die Produkte von Jamaika zu vermehren?

Diejenigen, die Jamaika's Größe am geringsten schätzen, geben ihm 4 Millionen Acker, jeden zu 51,840 pariser Quadratschuh. Man hat geglaubt, der dritte Theil dieser großen Strecke Landes sey bewohnt und bebaut, allein der dortige Zustand der Bevölkerung und des Landbaues widerspricht dieser Behauptung. Das ganze Innere des Landes ist eine brachliegende Wüste; nur an der Küste sind Pflanzungen angelegt, und selbst die Küsten sind noch nicht ganz urbar gemacht. Der größte Theil der Kolonisten besitzt daselbst eine unermeßliche Strecke Landes, davon kaum der vierte Theil angebaut worden: höchstens sind es 200,000 Morgen Landes, womit sich ihre ganze Sorgfalt beschäftigt.

Wenn man bedenkt, daß Seeräuber und der Schleichhandel immer unermeßliche Reichthümer nach Jamaika ergossen, daß dieser Insel nie das geringste Mittel zum Landbau gemangelt habe, und daß demohngeachtet die Ländereyen daselbst um den dritten Theil dessen verkauft werden, was sie auf den andern Eylanden kosten, so scheint es, daß der Boden auf Jamaika entweder ziemlich schlecht oder doch sehr mittelmäßig seyn müsse.

Die

Die Ufer des Meers, die durch die Bequemlichkeit des Transports vorzüglich den Zuckerbau zu verlangen scheinen, müssen beynah den vollkommensten Grad der Kultur erreicht haben; die kühle Luft der Berge ist allen Produkten schädlich, und den Sklaven tödtlich; die zwischen den Bergen liegenden Ländereyen sind größtentheils dürre, doch giebt es hie und da Strecken, die Baumwolle, Indig, Kaffee und Kakao in Ueberfluß geben würden; aber diese Reichthümer können die Kolonien nicht mehr auf den höchsten Glanz erheben, allein der Zucker macht heut zu Tage die amerikanischen Eylande blühend.

Dieser Bau wird vorzüglich an der südlichen Küste getrieben, wegen einer vortrefflichen Rhede, die 1000 Kriegsschiffe fassen kann. Man legte, um dieses Vortheils willen, hier die Stadt Port Royal an, die innerhalb 30 Jahren ein überaus berühmter Ort ward.

Unglücksfälle die Jamaika befallen, und Folgen derselben.

Den 7ten Junius 1692 ward Jamaika durch ein fürchterliches Erdbeben verwüstet, worinn 13,000 Menschen umkamen und 3,000 an einer Seuche sturben, die auf diese Plage folgte. Port Royal ward zerstört, und alle Schiffe, die in der Rhede lagen, wurden zerschmettert oder weit ins Land hinein geschleudert. Man fieng an, die Stadt wieder aufzubauen, aber ein nochmaliger Orkan warf aufs neue alle Arbeiten über den Haufen; nur die einzigen Häuser, die auf einer kleinen, mehrere Meilen weit in die See hineinragenden Erdzunge gebaut waren, blieben stehen.

Die Einwohner von Port Royal flüchteten muthlos nach Kingston, das in eben der Bay liegt, und bald machte ihr Fleiß und ihre Thätigkeit diesen Flecken

Flecken zu einer angenehmen Stadt; auch ist sie vor kurzem mit Werken umgeben, die sie vor einem Ueberfall sicher stellen.

Allein ohngeachtet seines Flors ward Kingston doch nicht die Hauptstadt der Insel, sondern dieser Titel blieb der Stadt St. Jago de la Vega, welche die Engländer spanish-town nennen. Der Admiral Knowles gab im Jahr 1756 den Vorschlag, die Regierung nach Kingston zu verlegen, der auch von dem gesetzgebenden Korps der Insel angenommen und vollzogen ward. Allein Privatabsichten und andere Ursachen flößten andern wiederum eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Entwurf ein, und aus solchen entgegengesetzten Meynungen entstanden zwo Partheyen, deren Erbitterung noch täglich wächst, und die mit der Zeit in der Kolonie einen allgemeinen Brand erregen kann. Aber noch weit mehr hat sie von einem Volk wilder Feinde zu fürchten, das ihr unaufhörlich mitten auf der Insel droht.

Als die Spanier Jamaika an England überlassen mußten, hinterließen sie eine Menge Negern und Mulatten, die in den Gebirgen ihre Freyheit suchten. Sie pflanzten an den unzugänglichsten Orten Mays und Kakao, aber die Unmöglichkeit, bis zur nächsten Erndte zu leben, zwang sie, in die Ebene herunter zu kommen und Lebensmittel zu rauben. Verschiedene von ihnen wurden von den Engländern ermordet, die mehresten unterwarfen sich, und etwa 50 bis 60 fanden nur noch Felsen, um darauf zu leben oder zu sterben.

Jamaika muß immer wegen einer Republik unabhängiger Negern in Furcht seyn.

Diese Handvoll Flüchtlinge ward alle Tage mit entlaufenen Sklaven vermehrt, und ihre Anzahl wuchs täglich. Sie liefen schaarenweise davon, nach-

nachdem sie ihre Herren ermordet, und die Pflanzungen in Brand gesteckt und geplündert hatten. Umsonst gebrauchte man thätige Partheygänger, denen man 40 Pfund für jeden Kopf eines ermordeten Negern zahlte, das Ausreißen ward immer ärger.

Bis 1690 hatten sich diese Rebellen nur mit Fliehen begnügt, aber itzt sah man sie in abgesonderte Haufen über die englischen Pflanzungen herfallen, wo sie erschreckliche Verwüstungen anrichteten. Dieß dauerte fort, bis im Jahr 1735, da man beschloß, die Macht der ganzen Kolonie anzuwenden, um diesen Feind auszurotten; allein nach einem neunmonatlichen Gefecht und Streifereyen mußte man endlich das Vorhaben, sie zu bezwingen, fahren lassen.

Die Engländer wurden endlich der fruchtlosen Streifereyen überdrüßig, und verfielen in eine solche Muthlosigkeit, daß die Aermsten unter ihnen es nicht wagen wollten, Ländereyen anzunehmen, die die Regierung ihnen in der Nähe der Gebirge anbot. In dieser Verfassung ward dem Trelaunay die Regierung der Kolonie übertragen. Dieser weise Statthalter nahm seine Zuflucht zu friedlichen Mitteln. Man bot ihnen nicht nur Ländereyen zu bauen, sondern auch Freyheit und Unabhängigkeit an; sie sollten sich ihre eigene Anführer wählen, die aber ihre Bestallung vom Statthalter auf der Insel, nach dessen Maaßregeln sie allein verfahren müßten, erhalten sollten. Dieser Entwurf ward angenommen, und der Vertrag im Jahr 1738 mit wechselseitiger Freude geschlossen. Er schien eine unveränderliche Ruhe zu versprechen, aber es hat sich ein Saame zu Unruhen damit vermischt.

Die

Die Generalversammlung hatte den unabhängigen Negern noch vorgeschlagen, die flüchtigen Sklaven gegen eine gewisse Summe wieder auszuliefern. Diese Bedingung mag wohl nicht zu heilig beobachtet worden seyn; man hat sich wechselseitig des Betruges beschuldigt, und die Negern, die nicht richtig bezahlt wurden, haben mehrmalen ihre Verwüstungen wieder angefangen.

Auch unter den in der Sklaverey lebenden Negern entstand im Jahr 1760 eine entsetzliche Empörung. Sie hatten beschlossen, alle an einem Tage die Waffen zu ergreifen und ihre Herren zu ermorden. Allein einige der Verschwornen steckten vor der bestimmten Zeit die Pflanzungen in Brand, und da sie durch dieß voreilige Unternehmen die ganze Macht des Eylandes wieder sich zusammengebracht hatten, so retteten sie sich in undurchdringliche Gebirge. Die Engländer versprachen den unabhängigen Negern eine bestimmte Summe für den Kopf jedes getödteten Sklaven; diese fielen über ihre Brüder her und tödteten eine große Menge derselben; und der Rest blieb lange in der Stille und Unthätigkeit.

Durch den Zuwachs von neuen Flüchtlingen verstärkt, ließen sich die Verschwornen abermal mit neuer Wuth sehen. Man bekämpfte und besiegte sie bey verschiedenen Gelegenheiten, die übrigen zerstreuten sich in Felsen und Wälder. Seit dieser Zeit sind die schärfsten Maaßregeln vorgeschrieben, um neue Empörungen zu verhüten. Ein Sklav wird durch die Straßen gepeitscht, wenn er irgend ein Spiel spielt; wenn er sich untersteht auf die Jagd zu gehen, oder etwas anders verkauft, als Milch und Fische. Er darf aus der Pflanzung, wo er dient, nicht anders, als unter Begleitung eines Weis-

sen,

sen, oder mit einer schriftlichen Erlaubniß, gehen. Wenn er die Trommel schlägt, oder irgend ein lärm machendes Instrument gebraucht, so muß sein Herr 60 Thaler Strafe bezahlen.

Vortheile, die Jamaika in Ansehung des Krieges, und Nachtheile, die es in Rücksicht auf die Schifffahrt besitzt.

Jamaika wäre indeß immer für England ein empfindlicher Verlust. Weil es am Eingange des mexikanischen Meerbusens liegt, so dient es gleichsam zum Schlüssel dieses reichen Landes. Die Schiffe, die von Karthagena nach Havana wollen, sind gezwungen, vor seinen Küsten vorbey zu seegeln. Dieses Eyland liegt allen Handelsplätzen des festen Landes näher, als irgend ein anderes. Die Menge und Vortrefflichkeit seiner Rheden geben ihm leicht Mittel an die Hand, aus allen Punkten seines Umfanges Kriegsschiffe auszuschicken; doch sind so viel Vortheile mit einigen Ungelegenheiten verknüpft.

Ob man zwar mit Passatwinden leicht nach Jamaika kömmt, indem man vor den kleinen Antillen vorbeyseegelt; so ist es doch nicht eben so leicht, wieder heraus zu kommen, man mag nun durch die Meerenge von Bahama wollen, oder sich zur Fahrt unter dem Winde entschließen.

Der erste dieser Wege hat 200 Meilen weit den besten Wind, aber so bald man Kap St. Anton vorbey ist, so bekömmt man eben den Wind entgegen, den man die ganze Zeit im Rücken gehabt hatte. Auf die Art verliert man mehr Zeit, als man gewonnen hatte, und läuft dabey Gefahr, von den Wachtschiffen auf Havana weggenommen zu werden. Aus dieser Gefahr verfällt man in die Klippen von Florida, wo die Winde und die Ströme einen mit der größten Gewalt hintreiben.

Der andere Weg ist nicht mit wenigern Schwierigkeiten verknüpft. Er reicht bis an eine

kleine

kleine Insel, welche die Engelländer Crooked nennen, und die 80 Meilen von Jamaika liegt. Gemeiniglich muß man während dieser ganzen Fahrt gegen den Ostwind streiten, sehr nahe an der Küste von St. Domingo wegschiffen, aus Furcht, auf die Untiefen von Kuba getrieben zu werden, und durch den engen Paß seegeln, den die Spitzen dieser beyden großen Inseln bilden, wo es sehr beschwerlich ist, nicht durch ihre Kaper oder Kriegsschiffe aufgefangen zu werden. Diese Schwierigkeiten haben die Seefahrer, die von den Lukayen abseegeln, nicht zu überwinden.

Kolonie der Engländer auf den lukayischen Inseln.

Dieser Eylande, die zuerst vom Kolombo entdeckt wurden, sind 4 bis 500 an der Zahl. Die mehrsten sind nichts als Felsen, die über das Wasser hervorragen. Das eine derselben, das Providenz heißt, ward im Jahr 1672 von einigen Engländern besetzt, die 8 Jahre nachher von den Spaniern ausgerottet wurden. Im Jahr 1690 reisten wieder einige Engländer dahin, die im Jahr 1703 von den Franzosen und Spaniern abermal vertrieben wurden. Seit dieser Zeit setzten sich hier Seeräuber fest, die endlich im Jahr 1719 von den Engländern bezwungen wurden, und auf die Art die Kolonie vermehrten, die Wood Rogers aus Europa dahin führte.

Heut zu Tage beträgt ihre Anzahl etwa 300 Seelen, wovon die Hälfte auf Providenz, die übrigen auf den andern Eylanden wohnen. Da diese Inseln wenig hervorbringen, so können sie England nur bloß wegen ihrer Lage nützlich seyn, weil alle Schiffe, die von St. Domingo seegeln, nothwendig in die Hände der Engländer fallen müssen. Die Bermudas versprechen nicht so große Vortheile.

Die Bermudas-Inseln.

Diese Inseln, die etwa 300 Meilen von den Antillen liegen, wurden im Jahr 1527 durch den Spanier Johann Bermudas entdeckt, der ihnen seinen Namen gab, ohne darauf zu landen. Im Jahr 1612 seegelten einige Engländer dahin, deren Anzahl durch andere vermehrt wurde, die daselbst Kromwells Tod erwarteten, der sie unterdrückt hatte. Heut zu Tage haben diese Insulaner ihren ganzen Fleiß auf die Verfertigung von Seegeltüchern eingeschränkt. Diese, mäßig gesinnten Menschen so angemessene Manufaktur wird täglich blühender. Man baut auch da, seit mehr als 100 Jahren, mit einem Cedernholz, das die Franzosen Acajou nennen, Schiffe, die weder am Gange noch an Dauer ihres gleichen haben, und besonders von den Seekapern sehr gesucht werden. Man hat versucht, sie auf Jamaika und den Lukayen, wo man eben die Materialien hat, nachzumachen, allein diese Schiffe sind immer schlechter geblieben als diejenigen, die ihnen zum Muster dienten.

Die vornehmsten Einwohner auf Bermudas haben im Jahr 1765 eine Gesellschaft angelegt, deren Gesetze der Menschheit Ehre machen. Sie haben sich vorgesetzt, eine Bibliothek von allen ökonomischen Schriften aus allen Sprachen zu machen; tauglichen Personen von beyderley Geschlechtern eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihren Denkungsarten angemessen ist; jeden Menschen, der eine neue Kunst nach der Kolonie bringen, oder eine schon da bekannte vollkommen machen würde, zu belohnen; jedem Tagelöhner, der bey 40jähriger Arbeit und bey untadelhaftem Rufe nicht im Stande gewesen wäre, sich so viel zu sammlen, um seine letzten Tage sorgenlos zuzubringen, einen Gehalt zu geben; und endlich jeden Einwohner auf den Bermudas, den die

Obrigkeit oder das Ministerium unterdrücken würde, schadlos zu halten.

Unter Englands neuen Eroberungen gebührt der Insel Tabago der erste Rang; sie hat etwa 30 Meilen im Umfange, der Boden ist fruchtbar, und der nördliche und westliche Theil der Insel wird von sichern und bequemen Häfen begränzt. Im Jahr 1632 landeten hier 200 Holländer an, die aber von den Spaniern und benachbarten Wilden bald vertrieben wurden. Im Jahr 1654 schickte man neue Leute dahin, die im Jahr 1666 von den Engländern wieder verjagt wurden; aber auch diesen ward diese Eroberung wieder von den Franzosen weggenommen. Ludwig XIV war so großmüthig, sie den Holländern wieder zu geben, allein diese Besitzung florirte nicht besser, als alle übrige landbauende Kolonien dieser Nation; sie enthielt nie mehr als 1200 Menschen, die ein wenig Tabak, Baumwolle und Indigo bauten und sechs Zuckerplantagen verarbeiteten.

Die Engländer nehmen von der Insel Tabago Besitz.

Im Jahr 1677 ward diese Insel zu zweyen wiederhohlten Malen von den Franzosen angegriffen, und endlich, mit großem Verlust von beyden Theilen, erobert. Im folgenden Frieden ward der Besitz derselben an Frankreich versichert, und im letzten Frieden von 1763 trat Frankreich diese Besitzung an England wieder ab.

Diese Kolonie, die unmittelbar nach dem Frieden angelegt werden sollte, ist sehr zurückgehalten worden, weil die in England angenommene Gewohnheit, das Land in den Inseln zu verkaufen, unzählige Formalien nach sich gezogen hat, die den Anbau verhindert haben. Erst im Jahr 1766 sind 14,000 Aecker in Portionen, jede von 500 Aeckern, ausgetheilt worden. Nachher hat man auch einen

öffentlichen Verkauf gehalten, aber weder bey dem ersten noch bey dem andern hat einer mehr als eine Portion erstehen dürfen. Dieß Gesetz hat sich auch auf St. Vinzent und Dominika erstreckt, nur mit dem Unterschied, daß in letzterm Eylande die Portion nur 300 Aecker hielt. Auf allen dreyen hat der Acker nur 20 bis 25 Schillinge gekostet. Das Fünftel dieser Summe ist baar bezahlt worden. In den ersten beyden Jahren sind nur 10 Prozent, und nachher bis zur völligen Bezahlung jährlich 20 Prozent bezahlt worden. Ueberdem ist jeder Kolonist verbunden, eine weiße Manns- und zwey weiße Frauenspersonen auf jede 100 Acker, die er urbar machen wird, in seine Wohnung aufzunehmen. Für jede ihm fehlende weibliche Person bezahlt er 20 Pf. und für jede männliche doppelt so viel.

Ohngeachtet dieses Zwanges läßt sich nicht zweifeln, daß Tabago in den Händen der Engländer sich nicht von der tiefen Unthätigkeit, worinn es unter der Herrschaft der Franzosen war, auf den Gipfel des reichsten Landbaues erheben sollte. Es wird mit der Zeit Jamaika verdunkeln, und die Reichthümer von Granada vermehren.

Frankreich tritt Granada an England ab.

Diese Insel, die Tabago unter dem Winde liegt, ist nur 9 bis 10 Meilen lang, 7 an den breitsten Stellen breit, und 20 bis 22 im Umkreise. Sie hat unter dem Winde einen so großen Hafen, daß 60 Kriegsschiffe so sicher darinn liegen, daß sie kaum nöthig hätten, die Anker zu werfen. Die Franzosen faßten zwar schon im Jahr 1638 das Vorhaben, sich hier festzusetzen, allein es ward im Jahr 1651 erst ausgeführt, nachdem sie alle Karaiben hier ausgerottet hatten. Nach der Zeit entstanden unter den Kolonisten selbst viele Unruhen, wozu die Grausam-

samkeit des damaligen Befehlshabers Anlaß gab, der in dieser Empörung förmlich von den Einwohnern zum Tode verurtheilt ward. Viele begaben sich nach dieser That von Granada weg, und die Schatzung von 1700 bezeugt, daß sich hier damals nur 251 Weiße, 53 freye Wilde oder Mulatten und 525 Sklaven befanden. Die einträglichen Thiere bestanden nur aus 64 Pferden und 569 Stück Hornvieh. Den ganzen Landbau machten 3 Zucker- und 52 Indigopflanzungen aus.

Alles veränderte um 1714 seine Gestalt; um diese Zeit legte Martiniko den Grund zu ihrem höchsten Flor. Ihre, nach Spanien und Frankreich bestimmten Fahrzeuge legten unterwegs vor Granada an, um da Erfrischungen einzunehmen. Dadurch kam bey den Kolonisten der Landbau empor, unter beyden Kolonien entstand eine Rechnung, und Granada machte sich schon nach und nach durch seine reichen Produkte frey, als der Krieg von 1744 den Verkehr der beyden Inseln unterbrach. In demselben Augenblick stockte der Fortgang des Zuckerbaus, den man durch den Kaffeebau ersetzte, der während den Feindseligkeiten mit allem möglichen Eifer und Stärke getrieben wurde.

Der Friede von 1748 belebte alle Hülfsmittel und alle Arbeiten. Im Jahr 1753 enthielt Granada 1,262 Weiße; 175 freye Negern; 11,991 Sklaven; ferner 2,298 Pferde oder Maulthiere; 2,456 Stück Hornvieh; 3,278 Schaafe, 902 Ziegen, 331 Schweine. Es hatte 83 Zuckerpflanzungen, 2,725,600 Kaffeestämme, 150,300 Kakao- und 800 Baumwollenbäume. Die Lebensmittel bestunden in 5,740,450 Kassawagruben, 933,596 Bananen, 143 Quadraten mit Ignamen und Kartoffeln besetzt. Die

Kolonie gewann einen schleunigen Fortgang, bis endlich Granada im Jahr 1763 in die Hände der Engländer kam.

Indessen hatte diese Kolonie anfangs nicht den erwünschten Fortgang. Die neuen Eigenthümer fiengen an, vieles von den alten Einrichtungen zu ändern; dadurch fieng der Landbau an zu sinken, die Sklaven empörten sich, und eine Menge alter Kolonisten verließen die Insel. Endlich ward die Ruhe wieder hergestellt; die Zahl der Sklaven ist auf 40,000 gesetzt, und die Produkte haben sich, gegen das, was sie unter französischer Botmäßigkeit waren, dreyfach vermehrt.

Der Landbau wird noch durch die Nachbarschaft von zwölf Inseln, die zu der Kolonie gehören und die Granadinen heißen, wachsen. Die kleinste hält ohngefähr drey, die größte acht Meilen im Umkreise. Kariaku, die größte derselben, baut Baumwolle, und auf den übrigen hat man angefangen Zucker zu bauen, der zu Bekuya vortrefflich geräth. Diese Insel liegt nur 2 Meilen von St. Vinzent.

Die Engländer nehmen St. Vinzent in Besitz.

Als die Engländer und Franzosen im Jahr 1660 darauf dachten, ihren Besitzungen auf den Windinseln Bestand zu geben, so wurden sie einig, daß Dominika und St. Vinzent den Karaiben zu eigen gehören sollte. Einige dieser sanftmüthigen Wilden suchten also eine Zuflucht in dem erstern, die mehrsten aber in dem andern Eylande. Sie lebten hier ungestört, als ihre Anzahl auf einmal mit einem afrikanischen Geschlechte, dessen Ursprung man nicht genau hat erfahren können, vermehrt wurde. Einige meynen, es sey hier einst ein mit Negern beladenes Schiff gescheitert; andere, daß diese

diese Schwarzen entronnene Flüchtlinge aus den benachbarten Kolonien wären, und endlich noch andere glauben, daß dieß fremde Blut aus Negern entspringt, die die Karaiben den Spaniern in den ersten Kriegen weggenommen.

Dem sey wie ihm wolle, genug, diese Fremdlinge wurden von den Karaiben friedlich aufgenommen, und sie gaben ihnen noch überdieß ihre Töchter zur Ehe. Die aus dieser Vermischung erzeugte Gattung, machte ein besonderes Geschlecht aus, das man schwarze Karaiben hieß. Die rothen Karaiben sind kleinerer Statur, die schwarzen sind groß und stark.

Indeß entstanden mit der Zeit Uneinigkeiten zwischen beyden Nationen, welches man von Martiniko aus bemerkte. Man beschloß dieß Misverständniß zu nutzen, und griff die schwarzen Karaiben an, allein man ward nach vielem Verlust gezwungen, sich wieder zu Schiffe zu begeben. Aber obgleich die Wilden gesiegt hatten, so baten sie dennoch um Frieden, und luden sogar die Franzosen ein, unter ihnen zu leben; sie schwuren ihnen eine aufrichtige Freundschaft, und gleich im folgenden 1719 Jahre zogen viele Einwohner von Martiniko nach St. Vinzent.

Die ersten ließen sich ganz friedlich, mit Einwilligung und unter dem Beystand der rothen Karaiben, dort nieder. Dieß Glück lockte andere Kolonisten dahin, die den Wilden ihre Ländereyen abkauften. Dieß war ein Geheimniß, welches die Wilden vorher noch nie gekannt hatten, weil sie glaubten, die Erde gehöre allen Menschen zu. Diese Theilung der Ländereyen brachte Zwietracht der Nationen mit sich.

Als die schwarzen Karaiben bey Ankunft der Franzosen auf St. Vinzent die Negern ansichtig wurden, erschracken sie und besorgten, man möchte einst ihre Farbe misbrauchen, um sie in dasselbe Joch zu spannen, und flohen in die dicksten Wälder. Dort drückten sie ihren Kindern, so wie sie auf die Welt kamen, die Stirne platt, und nach einiger Zeit kamen diese, mit dem unauslöschlichen Kennzeichen der Freyheit bezeichneten Karaiben an die Küste, und verlangten von den rothen ihren Antheil von dem Werth der Ländereyen aus dem schon geschehenen Verkauf. Darüber entstand unter beyden Nationen ein Krieg, in welchen die schwarzen Karaiben siegten, und endlich verglichen sich beyde Theile, den unter dem Winde liegenden Theil der Insel, der ihnen am mehrsten Geschenke von den Franzosen verschaffte, mit einander zu theilen. Indessen gewannen die schwarzen Karaiben bey diesem Vertrage nichts, indem die neuen Kolonisten alle in das Revier ihres Gegners zogen, wo der Küste am leichtesten anzukommen war. Dadurch ward der vorige Haß wieder rege, und die immer unterliegenden rothen begaben sich auf die Windseite des Eylandes; verschiedene flüchteten auf ihre Schiffe, um sich nach dem festen Lande zu wenden, oder nach Tabago zu fliehen. Die wenigen, die noch blieben, lebten von den schwarzen abgesondert.

Nun verlangten diese von den Europäern, daß sie die Ländereyen, die sie schon bezahlt hatten, aufs neue kaufen sollten, allein endlich machte die Zeit diesen Drückungen ein Ende. Die Franzosen erhohlten sich wieder, und in weniger als 20 Jahren waren 800 Weiße und 3,000 Schwarze mit dem Landbau beschäftigt. Der jährliche Verkauf der neuen Früchte belief sich auf 400,000 Thaler. In dieser

Lage

Lage war St. Vinzent, als es im Jahr 1763 in englische Botmäßigkeit fiel.

Die Härte dieser neuen Regierung vertrieb viele von den alten Kolonisten, weil von ihnen verlangt ward, daß sie ihre schon urbar gemachten Ländereyen aufs neue der Regierung abkaufen sollten; indessen blieben doch einige von den Franzosen da, und wahrscheinlich wird sich ihr Vermögen unter dem Schutz der englischen Regierung vergrößern. Diese Insel verspricht zwar wenig Baumwolle, aber dem Roku und Kakao ist sie sehr günstig. Man erndtete daselbst vordem 3 Millionen Pfund Kaffee, dessen Bau leicht vermehrt werden könnte, wenn die Engländer nicht ihre ganze Gewinnsucht auf den Zucker wendeten. Der Theil der Insel, auf welchem sie sich niedergelassen hatten, trug dessen nur wenig, darum wollten sie die windwärts liegende Ebene besetzen, wohin die Karaiben geflüchtet waren; allein diese weigerten sich sie zu verlassen, und man hat die Waffen ergriffen, um sie zu bezwingen. Ueber kurz oder über lang werden sie der europäischen Tyranney unterliegen müssen, nur gebe der Himmel, daß das Kriegsfeuer sich nicht nach Dominika erstreckt *).

*) Die Prophezeihung des V. ist eingetroffen; nachdem die Unruhen etwa drey Jahre gedauert, unterwarfen sich die Karaiben und erkannten der Krone Englands Oberherrschaft über die ganze Insel; sie leisteten den Eid der Treue und versprachen, sich den Gesetzen der Insel in allem, was ihre Angelegenheiten mit den Engländern beträfe, zu unterwerfen, aber unter sich sollten sie sich nach ihren eignen Gebräuchen regieren. Auch müssen sie alle zu ihnen laufende Sklaven und Deserteurs wieder heraus geben.

Die Engländer lassen sich auf Dominika nieder.

Diese Insel ist etwa 13 Meilen lang und höchstens gegen 9 breit; im Jahr 1732 fand man hier 938 Karaiben und 349 Franzosen besaßen einen Theil der Küste, den ihnen die Wilden überlassen hatten; diese hatten zu ihrem Landbau 23 Mulatten und 338 Sklaven. Sie waren alle damit beschäftigt, für Martiniko Federvieh aufzuziehen, eßbare Sachen hervorzubringen und 72,200 Baumwollenbäume zu bauen. In der Folge machte noch der Kaffee die Masse dieser geringen Produkte einträglicher. Endlich zählte die Insel 600 Weiße und 2,000 Schwarze, als der Friede von 1763 sie zu einer englischen Besizzung machte.

England verlangte diese Insel nicht so sehr wegen ihrer Produkte, sondern es wollte die Waaren der französischen Kolonien nach Dominika hinziehen, um selbst Handel damit zu treiben. Die Regierung hat zwar alle Häfen dieser Insel frey gegeben, allein dabey jeden dahin gebrachten Neger einer Abgabe von anderthalb Pfund Sterl. unterworfen, wovon sogar ein Theil schon vor dem Verkauf bezahlt werden muß. Dadurch sind die aus Guinea kommenden Schiffe gezwungen, Geld nach Dominika zu bringen, oder es um einen unmäßig hohen Preis zu borgen.

Der größte Vortheil dieser Insel für die Engländer besteht darinn, daß sie zwischen Guadalupe und Martiniko, gar nicht weit von beyden entfernt liegt, und beyde bedroht. Ihre sichern und bequemen Rheden setzen die Kaper und die Geschwader des Hauptlandes in den Stand, die Schifffahrt der Franzosen nach ihren Kolonien, ja sogar den Verkehr beyder Inseln unter sich, zu unterbrechen.

Die

Gegenwärtiger Zustand der englischen Inseln.

Die Anzahl der Sklaven, welche den Ackerbau auf den englischen Eylanden treiben, beläuft sich ohngefähr auf 230,000; aber ihre Arbeit bringt weniger Produkte hervor, als eine gleiche Anzahl in den französischen Kolonien. Dieser Unterschied kann drey Ursachen zum Grunde haben. Der Boden der brittischen Besitzungen, der seiner Beschaffenheit nach schlechter ist, ist auch durch den alten Anbau desselben abgenutzter. Die Sorge für die Pflanzungen ist gemeiniglich Miethlingen überlassen, die nicht so thätig, gewitzt und ökonomisch sind, als die Eigenthümer. Der Anbau der Ländereyen und die Mittel, die Fruchtbarkeit zu befördern, sind auch zu der gehörigen Vollkommenheit nicht gediehen.

Die Zahl der Weißen, die sich in den französischen Kolonien gegen die Schwarzen verhält, wie eins zu sechs, ist in den englischen nur ungefähr wie eins zu eilf. Dieß kömmt daher, weil die englischen Kolonien bloß den Landbau, die französischen aber Landbau und Handlung treiben. In dieser doppelten Rücksicht muß Barbados, das den Sklavenhandel treibt, und Jamaika, das sich einen verbotenen Verkehr mit der spanischen Küste zugelegt hat, eine verhältnißmäßig größere Anzahl Weiße haben, als die andern Besitzungen dieser Nation. Ehedem waren hier mehr Europäer, aber diese haben abgenommen, seitdem der kleinere Landbau abgenommen hat, und der Raum, den sie einnahmen, durch die Zuckerpflanzungen, die einen sehr weitläuftigen Strich Landes verlangen, besetzt worden ist. Sie haben sich nach und nach in andere Eylande, oder in das nördliche Amerika begeben, oder sind wieder in das Hauptland zurückgekehrt. Alle diejenigen, die auf den englischen Eylanden wohnen, sind in Regimenter getheilt. Ob diese Miliz in Ansehung der Kriegszucht

gleich

gleich schlechter ist, als die europäischen Soldaten, so übertrifft sie diese doch weit in ihrem Muth; indessen reicht sie doch kaum zu, die Schwarzen im Zaum zu halten, welche sehr geneigt sind, sich gegen das englische Joch zu empören.

Obgleich Großbritannien nie eine direkte Auflage in seinen Kolonien errichtet hat, so sind sie doch mehr mit Auflagen beschwert, als in irgend einer nicht so gemäßigten Regierung. Da man sie ihren eignen Kräften überließ, so mußten sie in sich selbst Hülfsmittel gegen die Unglücksfälle finden, die auf die großen Naturbegebenheiten gefolgt sind; sie mußten selbst die Unfälle des Krieges heilen, und für ihre Vertheidigung sorgen. Die Festungswerke, die sie aufgerichtet haben, zögen ihnen zwar freywillige Auflagen zu, die aber sehr häufig, und wegen der Schulden, welche sie machen mußten, sehr schädlich waren. Allein ohngeachtet der großen Abgaben, werden doch die Ländereyen in den englischen Kolonien um einen sehr hohen Preis verkauft. Europäer und Amerikaner drängen sich zu diesem Kauf, und durch diese Konkurrenz wird der Preis erhöht. Sie werden dazu durch die leichten und sichern Mittel angelockt, mit welchen sie in ihrem Vaterlande Gelegenheit finden, ihre Waaren abzusetzen, und zwar mit größerm Vortheil, als andere Nationen anderwärts haben können. Ueberdieß sind die englischen Inseln den feindlichen Einfällen und Verheerungen nicht so ausgesetzt, als die Inseln anderer Mächte, die reich an Produkten und schwach an Schiffen sind.

Dieß Volk unterläßt auch nicht, seinen Inseln einen neuen Werth zu schaffen. Im Jahr 1766 hat es die Abgabe von fünftehalb Prozent,

welche

welche der Zucker beym Ausgange bezahlen mußte, so wie auch alle übrigen Abgaben, die auf den andern Waaren lagen, aufgehoben. Diese Freyheit ist auch auf die Produkte ausgedehnt, welche fremde Inseln in die ihrigen bringen würden. Auch hat die Regierung die Unkosten für die Besatzungen übernommen, welche die neuen Eroberungen schützen sollen; Unkosten, die 9,752 Pfund 6 Schilling sechs und einen halben Pence Sterling ausmachen.

Auswärtiger Verkehr dieser Inseln.

Die Handlungsverbindungen der engländischen Eylande sind sehr eingeschränkt. Es darf daselbst, außer zu Jamaika und Dominika, kein fremdes Schiff einlaufen, und mit den verschiedenen europäischen Nationen ist ihnen sogar aller Verkehr auf immer untersagt. Als man ihnen im Jahr 1739 erlaubte, ihren Zucker jenen gradezu hinzubringen, so geschah es mit solchen Einschränkungen, die sie daran verhinderten. Die Vertheilung der Waaren der englischen Eylande geschieht auf folgende Weise.

Diese Kolonien haben niemals Lebensmittel für ihre Einwohner hervorgebracht; es fehlt ihnen an Holz, Vieh und gesalzenen Fischen. Diese Bedürfnisse hat ihnen Neuengland verschafft, welches wechselsweise von ihnen Brandewein, Zucker, spanischen Pfeffer und wenig andere Waaren, aber viel Syrup bekömmt, den es statt des Zuckers braucht. Dieß letztere Produkt hat es sich niemals gerades Weges hohlen dürfen, weil man befürchtete, daß der wohlfeile Preis des Zuckers den Syrup verdrängen möchte, und die Inseln dann genöthigt wären, andere Waaren statt der Bezahlung für die zu geben, welche sie aus den nordischen Provinzen zogen. Das Hauptland wollte nämlich durch diese Maaßregeln den Verbrauch seines Syrups sicher stellen, und sich dadurch alle reichen Produkte der Insel zu eigen

ma-

machen, allein sie wurden ihm durch Frankreich vereitelt.

Frankreich hatte nicht daran gedacht, seinen Syrup und Zuckerbrandewein, in die nördlichen Kolonien zu schicken; diese schlechte Staatskunst zog die Einwohner von Neuengland nach den französischen Inseln. Für Mehl, Hülsenfrüchte, Holz, Stockfisch, Thiere, selbst für Geld holten sie daselbst Indigo, Baumwolle und Zucker, welches sie selbst an England heimlich wieder zu verkaufen wußten, und besonders Syrup, den sie völlig konsumirten. Man kann beweisen, daß sie 20,000 Fässer seit 1719 davon ausgeführt haben, und daß im Jahr 1733 diese Schifffahrt 300 Schiffe und beynahe 30,000 Mann Schiffsvolk beschäftigte. Dieser Verkehr der Kolonien des festen Landes erweckte bey den Kolonien auf den Inseln Klagen. Das Parlement, um alle Wünsche der amerikanischen Kolonisten zu vereinigen, schützte die Bewohner des festen Landes in der Freyheit ihres Handels mit den Franzosen, aber zum Besten der Inseln belegte es den fremden Syrup mit einer Auflage, welche den einheimischen den stärksten Vertrieb verschaffen sollte. Diese Auflage ist oft verändert worden, bis sie endlich bis auf einen Pence für das Maaß herabgesetzt ward, den sowohl der einheimische als fremde Syrup bezahlen muß. Zum Glück für die englischen Inseln, ist der Verbrauch des Syrups und Zuckerbrandeweins so weit in Nordamerika ausgebreitet, und der Vertrieb des Zuckerbrandeweins selbst in England so hoch angewachsen, daß es niemals an Gelegenheit gefehlt hat, diese Produkte abzusetzen. So weit geht der Verkehr der englischen Inseln mit den nördlichen Kolonien; noch beträchtlicher ist er mit dem Hauptlande.

Dieß liefert seinen Inseln Kleidung, Hausgeräthe und Sklaven. Dieß alles beträgt etwa den zwanzigsten Theil von dem, was es aus den Kolonien zieht. Die Ursache dieser Ungleichheit beruht darauf, daß der größte Theil der Eigenthümer dieser ansehnlichen Wohnplätze allezeit in England wohnt, und daß ihre Agenten weder viel Vertrieb anrichten noch anrichten können. Ihre Geschäfte werden fast eben so betrieben, wie die Geschäfte der großen Herren in Europa. Ein Handelsmann, auf den man sich verlassen kann, giebt eine Art von Haushofmeister ab, der alles, was zur Kultur der Kolonien nöthig ist, beordert und besorgt. Er empfängt alle Produkte daher, er bezahlt alle Wechsel, die wegen eingekaufter Sklaven trassirt werden. Diese Besorgung versichert ihm die Fracht, die Zinsen und die Bezahlung seines Vorschusses, ohne noch den Profit von Besorgung des Kaufs und Verkaufs zu rechnen. Er steht sich besser, als der Eigenthümer selbst.

Eben diese Art von Verkehr wird selbst in England in Absicht auf die Provinzen der Hauptstadt ausgeübt. In London kommen fast allein die Produkte der Kolonien an; hier wohnen fast alle diejenigen, denen diese Produkte gehören, und hier wird der Werth dieser Produkte verzehrt. Der übrige Staat hat dabey nur ein sehr entferntes Interesse.

Rekapitulation der Reichthümer, die Europa aus den amerikanischen Eylanden erhält.

Die Geschichte der Kolonie in dem amerikanischen Inselmeere kann nicht besser beschlossen werden, als durch eine Rekapitulation der Reichthümer, die sie an Europa liefern. Die Reichthümer der spanischen Kolonien lassen sich mit keiner gewissen Genauigkeit schätzen, indessen wird man doch die Wahrheit nicht weit verfehlen, wenn man die Produkte, die das Hauptland jährlich aus den Eylanden zieht, auf 2,640,000 Thaler ansetzt.

Die

Die Produkte der dänischen Kolonien übersteigen nicht 1,850,000 Thaler; 70 Schiffe und 1,500 Matrosen werden gebraucht, um sie heraus zu schaffen. Diese Besitzungen erhalten an Sklaven und Matrosen für 400,000 Thaler. Die Kosten für die Aus- und Einfuhr lassen sich auf 240,000 Thaler, und die Abgaben und Assekuranz auf 10 Prozent ansetzen. Nach Abrechnung aller Kosten müssen die dänischen Inseln ein reines Einkommen von ungefähr 9 bis 10,000 Thaler bekommen.

Holland bekömmt von seinen Pflanzörtern etwa für 6,300,000 Thaler an Waaren; sie werden auf 150 Schiffen mit 4,000 Matrosen dahin gebracht. Die Kosten dieser Schifffahrt müssen 925,000 Thaler betragen; die Abgaben, die Kommission und die Assekuranz 660,000 Thaler, und die gelieferten Waaren und Sklaven 1,580,000 Thaler. Bleibt also rein für die Eigenthümer, 3,135,000 Thaler.

Das Einkommen der englischen Inseln, das 600 Schiffe und 12,000 Matrosen beschäftigt, kann auf 17,400,000 Thaler angeschlagen werden. Ohne das zu rechnen, was das Hauptland nach Jamaika schickt, um seinen verbotenen Verkehr mit dem festen Lande zu treiben, liefert es zum Gebrauch seiner Kolonien für 4,500,000 Thaler an Sklaven und an Waaren. Der Profit der Agenten dieses Handels, die Schifffahrtskosten, die Abgaben und Kommissionsgebühren, zusammen genommen, betragen nicht viel weniger als 4,000,000 Thaler. Nach dieser Rechnung wird man einen Ueberschuß von 8,900,000 Thaler für die Besitzer der Pflanzungen finden.

Es wird nicht zu viel seyn, wenn man die Produkte der französischen Inseln auf 26½ Millionen Tha-

Thaler ansetzt, mit deren Transport sich 600 Schiffe und 18,000 Matrosen beschäftigen. Frankreich verkauft an diese Besitzungen, an Sklaven, an Produkten seines Bodens oder seines Fleißes, und an portugiesischem Golde, für 15,850,000 Thaler. Der Profit seiner Handelsleute muß, bloß zu 10 Prozent gerechnet, 1,585,000 Thaler betragen. Die Schifffahrtskosten belaufen sich auf 4 Millionen, und die Abgaben nebst der Assekuranz und Kommission auf 1,850,000 Thaler; mithin ist der reine Ertrag der Eigenthümer nur 3,215,000 Thaler. Dieser schwache Ueberrest ist zwar gegen den, der sich bey den Inseln anderer Nationen findet, etwas auffallend; aber man muß bemerken, daß in den andern Kolonien $\frac{4}{5}$ von den Eigenthümern nicht selbst wohnen, dahingegen in den französischen Kolonien beständig $\frac{9}{10}$ von ihren Eigenthümern sich aufhalten.

Nach dieser Berechnung beträgt also der Werth aller Produkte der amerikanischen Eylande 54,690,000 Thaler. Die Nation, die dieses wichtige Einbringen der Arbeit ihrer Unterthanen, die sich in der andern Halbkugel niedergelassen haben, erhalten, liefern dagegen mit augenscheinlichem Vortheil alles, was ihr Boden oder ihre Werkstätte kostbares hervorbringen. Einige konsumiren das ganz, was sie aus ihren Inseln ziehen, die andern, und zumal Frankreich, machen ihren Ueberfluß zur Grundlage eines blühenden Handels mit ihren Nachbarn. Mithin gewinnt jede Nation, welche Länder in Amerika besitzt, wenn sie in der That emsig ist, nicht so viel durch die Anzahl der Unterthanen, die sie in der Entfernung ohne alle Unkosten erhält, als durch die inländische Bevölkerung, welche ihr die auswärtige verschafft. Um eine Kolonie in Amerika zu ernähren, muß man eine Provinz in Europa an-

 bauen,

bauen, und dieser Anwuchs der Kultur vermehrt ihre innerliche Stärke, ihren reellen Reichthum. Der Handel der ganzen Welt hängt heut zu Tage von dem Handel der Kolonien ab; man kann diese Besitzungen als die vornehmste Ursache von der schnellen Bewegung ansehen, die unsere Erdkugel forttreibt. Diese Thätigkeit muß sich noch vermehren, je mehr die Kultur der Inseln, die noch nicht die Hälfte ihres Ziels erreicht hat, sich ihrer Vollkommenheit nähern wird. Nichts könnte mehr dazu beytragen, diese glückliche Periode näher zu bringen, als wenn man das ausschließende Kommerz, das sich alle Nationen vorbehalten haben, aufopferte, und zwar jede Nation in den Kolonien, die sie angelegt hat.

Künftiges Schicksal dieser Inseln.

Allein, werden diese Pflanzörter den Nationen bleiben, die sie angelegt haben, oder werden sie ihren Herrn ändern? Wenn eine Revolution erfolgen sollte, welchem Volke zum Besten wird sie erfolgen, und durch welche Mittel? Ein großes Feld zu Muthmaaßungen; aber man muß sich durch einige Betrachtungen vorbereiten.

Diese Inseln sind in gänzlicher Abhänglichkeit von der alten Welt in Ansehung aller ihrer Bedürfnisse; der geringste Verzug in Herbeyschaffung der Lebensmittel erregt eine Art von Angst, welche macht, daß man die Annäherung des Feindes mehr wünscht, als fürchtet. Wollte man die Einwohner nöthigen, ihren Unterhalt selbst zu bauen, so würde das Hauptland sich dadurch eines großen Theils seiner reichen Produkte berauben, die es aus den Kolonien zieht, und dieß würde sie doch gegen Ueberfall nicht schützen. Vergeblich würde man hoffen, eine Landung mit Hülfe der Negern abzuweisen, weil sie durch die Knechtschaft feigherzig geworden, und gar

kein

kein Interesse bey der Wahl ihrer Tyrannen haben. Die Weißen sind so sehr in weitläuftige Wohnplätze zerstreut, daß ihre ohnehin geringe Anzahl nichts würde ausrichten können. Eben so wenig hat man sich auf die Festungen zu verlassen, weil sie sich doch allemal zuletzt ergeben müßten, wenn man keine Hülfe erhielte.

Es ist gar kein ander Mittel, die Inseln zu behaupten, als eine furchtbare Seemacht, und in dieser Rücksicht kann England alles unternehmen und sich alles versprechen. Frankreich muß sich zuerst zur Vertheidigung der neuen Welt rüsten, denn dieß Reich allein ist im Stande dieselbe zu vertheidigen, wenn es möglich ist, weil die Holländer fast nichts mehr sind, und Spanien alle seine Gewalt, die es von der Natur erhalten, einschlafen lassen, und das Mark seiner Macht andern Nationen in den Händen gelassen hat. Frankreich vereinigt durch seine Lage und Größe alle Vortheile einer Seemacht mit der Stärke einer Landmacht. Kein Volk, das Schifffahrt treibt, genießt einer so leichten und bequemen Kommunikation mit seinen Häfen durch sein Land, und mit seinem Lande durch seine Häfen. Es mangelt ihm nicht an Gegenständen und Materialien zur Ausfuhr; die neue Welt und das nördliche Europa theilt sich in seine Weine und Brandeweine, man verlangt die Produkte seiner Kolonien in die Wette, und noch mehr hat es durch seine Manufakturen und Moden den Geschmack der Nationen besiegt. Wie stark müßte nicht die Schifffahrt eines Volks seyn, das im Besitz ist, vielen andern Nationen zu liefern, was zur Nahrung ihrer Eitelkeit, ihres Luxus und ihrer Wollust dient?

Europa wird seine Freyheit nicht eher für gesichert halten, bis es auf dem Ozean eine Flagge sieht,

 die

die sich nicht vor der brittischen fürchtet. Frankreichs Flagge ist in diesem Augenblick die einzige, die ihr mit der Zeit die Wage halten könnte, und der Wunsch der Nationen erklärt sich heut zu Tage für den Flor derjenigen, die sie gegen den Anspruch eines einzigen Volks auf die Universalmonarchie zur See wird vertheidigen können. Das System des Gleichgewichts will, daß Frankreich seine Seemacht vermehre, um so mehr, da es das nicht anders kann, als indem es seine Landmacht vermindert. Aber wenn die höchste Gewalt den Wohlstand und die Fähigkeiten des Nationalfleißes immer mehr durch Zwang, Fesseln und Auflagen einschränkt, wenn ein irgend schon großer und mächtiger Minister seinen Namen nicht dadurch unsterblich machen will, daß er die Kolonien vom Joche einer militärischen Verwaltung befreye; kurz, wenn sich nicht alles verändert: so ist alles verlohren!

Frankreich hat unersetzliche Fehler begangen, bittre Opfer gethan. Was es an Reichthümern in den Inseln Amerika's behalten hat, entschädigt es vielleicht nicht für das, was es an Kräften in dem festen Lande dieses Welttheils verlohren hat. In dem nördlichen Theile der neuen Welt gährt eine Veränderung. Dort ist der Schauplatz unserer Kriege. Laßt uns im voraus dort das Geheimniß unsers künftigen Schicksals aufsuchen.

Nach-

Nachtrag
zum fünften Abschnitt.

Ueber Jamaika.

Die Einwohner von Jamaika sind immer angesehen worden, als ob sie den Partheyen und Kabalen sehr ergeben wären. Allein sie werden dessen mit Unrecht beschuldigt, sie haben nur diejenige Neigung, ihre Rechte zu vertheidigen, die jedem Britten natürlich ist. Die englische Regierung hat immer die Menschen durch allerhand Anerbieten von Gunst und Vorrechten anzulocken gesucht, sich in den Kolonien niederzulassen, und hernach ist sie gar zu bereit gewesen, sich diese Begünstigungen gereuen zu lassen, und zu suchen, sie wieder zurück zu nehmen. Unter Karl II versuchte man die Staatsverfassung von Irrland in Jamaika einzuführen. Oft hat man gesucht, ihre gesetzgebende Vorrechte einzuschränken. Oft schickt man armselige Anhänger des Ministeriums dahin, um ihre ausgeleerten Beutel wieder zu spicken, und die machen sich durch den Mangel an Einsichten so verächtlich, als durch die Bosheit ihres Herzens verhaßt. Dann entstehen Zwistigkeiten. In England

hört man nichts als die Würkungen davon, die wahren Ursachen kann man da aber nicht erfahren. Der Statthalter wird bis an den Himmel erhoben, die Einwohner getadelt; was soll man da anders denken, als daß letztere unruhige Köpfe sind? Auf die Art entstehen so ungerechte Beschuldigungen gegen die Einwohner der Kolonie, die den Keim zu wechselseitigem Haß und Zwietracht abgeben.

Das Salarium des Gouverneurs wird von der Kolonie bezahlt, und ist auf 2,500 Pfund Kurrentgeld festgesetzt. Die Kolonie schießt gemeiniglich noch 2,500 Pfund Kurrentgeld dazu. Sein ganzes Einkommen kann in Friedenszeiten, ein Jahr ins andere, 5,000 Pfund Sterling gerechnet werden. Im Kriege steigt es noch höher, weil ihm Kaperbriefe und Friedensflaggen, die er auszutheilen hat, nicht wenig abwerfen. Will er die Aemter verkaufen, wozu er ernennen kann, so beträgt es noch weit mehr. Das Kurrentgeld in Jamaika verhält sich zu dem englischen Sterlinggelde, wie 7 : 5; also hätte der Gouverneur jährlich 7,000 Pfund Kurrentgeld einzunehmen.

Dependenzien des Gouvernements von Jamaika.

Die Kaymanas.

Dieß sind drey Inseln, die etwa 30 bis 40 Seemeilen von dem westlichen Ende von Jamaika liegen. Ihr einziges Produkt sind Schildkröten, woran es den Einwohnern dieser Inseln niemals fehlt. Sie verkaufen sie als ein herrliches Nahrungsmittel zu

Jamaika, und es findet sich auch eine Gattung, deren Schale sich verarbeiten läßt, und also im Handel gebraucht werden kann. Groß-Kayman, die größte dieser Inseln, ist allein beständig bewohnt; sie hält eine und eine halbe englische Meile in die Länge und eine in die Breite. Ihre ganze Menschenzahl beläuft sich auf 160 Weiße, welche Abkömmlinge von den englischen Bukaniers seyn sollen. Sie leben fast ganz ohne bürgerliche Verfassung, aber dennoch höchst einig und glücklich. Die Insel ist sehr gesund, das Innere derselben trägt Korn und Gemüse im Ueberfluß, auch wächst der wenig hier gepflanzte Zucker schön, und man hat Fische und Schildkröten in Menge.

Mosquito-Küste.

Das Gebiet der eigentlichen Mosquitos auf dem festen Lande von Süd-Amerika, geht vom St. Juansfluß bis zum Kap Honduras an die hundert deutsche Meilen fort, ohne von einem einzigen spanischen Pflanzorte unterbrochen zu werden. Das Land ist in dieser Gegend fruchtbar und sehr gesund, es hat vortreffliche Viehweiden, auch sind an der Küste gute Häfen und an den dabey liegenden Inseln gute Ankerstellen für kleine Schiffe. Es sind hier etwa 30 englische Familien angesessen, die mit etwa 100 Negern das Land bauen. Es seegeln itzt nur wenig Kauffahrtheyschiffe dahin, um dort einige brittische Manufakturwaren, zu Kleidung und Geräthschaft, und einige amerikanische Produkte, zu verkaufen. Ihre Rückladungen bestehen in Häuten, Tieger- und Rehfellen, Mahogany-, Ceder-, Kampesch- und andern Holzarten, Kakao, Kaffee, Baum-

wolle, Sassaparille, Seidenkraut, Indigo, Chinarinde, Gummi und Balsam, Kochenille, Schildpatt und etwas baar Geld. Ein Theil dieser Waaren wird offenbar durch den Schleichhandel mit den Spaniern erhalten, dem aber diese Nation alle mögliche Hinderniß in den Weg zu legen gesucht hat.

Vor einigen Jahren entschlossen sich Kapitain Blair und Doctor Irwin hier eine Besitzung anzulegen, und reisten zu dem Ende im Jahr 1776 mit einem Schiffe, und einer Ausrüstung von 36,000 Thalern am Werth, hin. Indem sie nun dort Anstalt zu ihrem Vorhaben machen, kommen zwey spanische Guarda-Costaschiffe, nehmen das englische Schiff weg und führen es nach Portobelo. Die Eigenthümer wandten sich an den Gouverneur zu Jamaika und auch an das Parlement, und baten um Entschädigung, allein die Sache ist bis diese Stunde noch nicht ausgemacht.

Die vollständigste Charte von der Mosquito-Küste, hat Kapitain Speers zu London im Jahr 1771 herausgegeben.

Blak-River oder der schwarze Fluß.

Dieß ist ein Ort auf dem Gebiete der Mosquitos, unter dem 16° nördlicher Breite. Als die Holzhauer aus der Hondurasbay von den Spaniern vertrieben wurden, begaben sich verschiedene dahin. Der nachmalige erlaubte und unerlaubte Handel, hat dieser Anlage mehr Bestand gegeben. Die Einwohner bauen verschiedene Lebensmittel, auch etwas

etwas Zucker, woraus sie Rum distilliren. Im Jahr 1742 hatte ein Kaufmann das Vorhaben, einen Weg von Blak-River nach der Provinz Kamyagua zu bahnen, dadurch man einen freyen Zug nach der Südsee haben, und dem Handel der Holländer nach Truxillobay, den sie so lange allein in Händen gehabt haben, ein Ende machen würde.

Honduras.

Die dortige englische Besitzung, die auch aus solchen Kampeschholzhauern, die von den Spaniern zerstreut wurden, entsprungen ist, soll, Schwarze und Weiße zusammengerechnet, 3,000 Menschen betragen. Das Hauen dieses Holzes, wovon die Tonne um 5 Pf. jamaikanisches Kurrentgeld verkauft wird, ist noch ihre Hauptbeschäftigung. England wendet zu wenig Aufmerksamkeit auf diese Besitzung, daher ist auch der ganze Handel fast in den Händen der Holländer, die ihn von Kurazao aus treiben. Es werden dort jährlich 20,000 Tonnen Holz gefällt, wovon die Holländer 15,000 des besten erhalten, und woran sie 68,062 Pfund Sterling gewinnen sollen. Dieser Gewinn könnte durch Bestellung eines Statthalters, der dort die Schifffahrtsakte beobachten ließe, wieder in brittische Hände kommen.

Kampeschbay.

Die Engländer haben ihre Besitzung dort ganz verlassen, ob sie gleich durch den versailler Frieden ein Recht dazu haben, Holz da zu fällen,

 aber

aber keine Festungswerke anzulegen. Ob dieß nun eine Folge der von Raynal angerathenen Anstalten der Spanier, oder andrer Ursachen ist, läßt sich nicht bestimmen.

Bevölkerung und Zustand von Jamaika im Jahr 1768.

Man zählte hier damals 3,500,000 Acker Landes, die von 166,904 Negern gebaut wurden; unter denselben waren 651 Zuckerplantagen, die 68,160 Oxhöfte Zucker und 27,200 Oxhöfte Rum einbrachten. Die Zahl der Heerden betrug 135,753 Stück groß Vieh. Ferner zählte man hier 1,460 andre Plantagen, 11 Städte und 17 Dörfer und Vorwerke mit weißen Einwohnern, 5 Flecken der freyen Negern, die von 273 Männern, 211 Weibern, 88 Knaben und 92 Mädchen bewohnt wurden. Die Zahl der Mulatten und freyen Schwarzen betrug 3,408, und die Zahl der weißen Einwohner muthmaaßlich 17,949. Noch waren hier 12 Kastelle, 20 Kirchspiele und 2 Synagogen. Auf der ganzen Insel sind nur 4 Schulen, worinn zusammen nur 41 Knaben unterrichtet werden, also ist der Zustand der Insel in dieser Absicht erbärmlich. Wer seinen Kindern die geringste Erziehung geben will, muß sie nach England schicken.

Lan-

Handel von Jamaika.

Ausfuhr an Produkten -	1,310,919 Pf. Sterl.
Einfuhr - - -	1,054,290 —
Ueberschuß an Ausfuhr	256,629 Pf. Sterl.
Hievon müssen folgende Artikel abgezogen werden:	
Die Eigenthümer der Zuckerplantagen, die in England und Irrland leben, bekommen - - - -	200,000 Pf. Sterl.
Zinse von geborgtem Gelde zu 5 Prozent; das Kapital beträgt etwa 700,000 Pf. St.	35,000 Pf. Sterl.
Also Balance für Jamaika	21,692 Pf. Sterl.
Hiezu kömmt noch Gewinn an baarem Gelde durch den fremden Handel - -	25,000 Pf. Sterl.
Summa des Gewinns -	46,629 Pf. Sterl.
Davon geht ab, was Jamaika jährlich an Nordamerika als Handlungsbalance in baarem Gelde oder Wechsel auf Großbritannien zahlen muß - - -	45,321 Pf. Sterl.
Summa des reinen Gewinns *)	1,308 Pf. Sterl.

Allge-

*) So weit ist diese Nachricht aus der in London 1774 herausgekommenen Geschichte von Jamaika; folgende aber aus Campbell's Surrey of Great-Britain genommen.

Allgemeines Einkommen der englischen Inseln vom Jahr 1770.

	Nach Europa.		Nach Nordamerika.		Ueberhaupt.	
	Pf. Sterl.	Sl.	Pf. Sterl.	Sl.	Pf. Sterl.	Sl.
Barbados	311,012	5	121,001	—	432,013	5
Antigoa =	430,210	—	35,780	17	465,990	17
Montferrat	89,907	—	12,633	—	102,540	—
Newis =	43,827	10	14,155	—	57,982	10
Anguilla =	3,800	—	2,057	10	5,857	10
Tortola und die übrigen Jungfern-Inseln =	61,696	6	10,132	10	71,828	16
St. Christoph	367,074	12	60,380	10	427,455	2
Jamaika =	1,391,208	—	146,919	—	1,538,127	—
Granada =	451,650	8	55,059	7	506,709	15
St. Vinzent	97,126	8	13,375	—	110,501	8
Dominika =	46,365	5	16,496	10	62,861	15
Summe =	3,293,877	14	487,990	4	3,781,867	18

In Ansehung der dänischen Inseln zeigen die neuesten Berichte, daß Raynal ihr Einkommen zu hoch berechnet hat, oder es muß sich etwa in leztern Zeiten durch gewisse Ursachen eine Verminderung bey diesem Handel ergeben haben. Es sind im Jahr 1775 folgende Produkte aus Westindien nach Dänemark auf 45, und nicht, wie Raynal sagt, auf 70 Schiffen gebracht worden: nämlich 45 Ballen Baumwolle, 18,416 Fässer Zucker, 1,315 Fässer Rum, 2,135 Fässer und Säcke Kaffeebohnen, 24,970 Rollen Tabak, 192 Fässer Reis. Diese Produkte dürften schwerlich mehr als anderthalb Millionen Thaler ausmachen.

Vierte Abtheilung.

Europens Handel

mit

Nord-Amerika.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Besitzungen der Franzosen in Nord-Amerika.

Zweyter Abschnitt.

Besitzungen der Engländer in Nord-Amerika.

Europens Handel mit Nord-Amerika.

Erster Abschnitt.

Besitzungen der Franzosen in Nord-Amerika.

Spanien besaß die reichen Landschaften, Mexiko und Peru, das Gold der neuen Welt und fast das ganze südliche Amerika. Die Portugiesen hatten nach vielen Siegen und Niederlagen die schönsten Kolonien in Afrika, in Indien und in Brasilien für sich behalten. Nur Frankreich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß man in diesen entfernten Gegenden Besitzungen anlegen könnte, sondern alte Ansprüche auf Mayland und Sicilien hatten dieß Reich in verderbliche Kriege verwickelt. Endlich eröffnete ihm der Admiral Coligny die Augen. Dieser große Staatsmann schickte im Jahr 1562 den Johann Ribaud nach Florida. Dieses unermeßliche Gebiete des mitternächtlichen Amerika

Erste Züge der Franzosen nach Nordamerika.

rika erstreckte sich damals von Meriko an bis an das Land, das die Engländer nachher unter dem Namen von Karolina angebauet haben. Die Spanier hatten es im Jahr 1712 durchwandert, ohne sich darauf niederzulassen. Der Bewegungsgrund, der sie zu dieser Entdeckung antrieb, rührte von einer alten Tradition her, indem alle Indier auf den Antillen glaubten, es sey irgendwo auf dem festen Lande eine Quelle verborgen, deren Wasser die Kraft hätte, alle alte Leute, die davon trinken würden, zu verjüngen.

Ponce de Leon war der berühmteste unter den Seefahrern, die sich von diesem Mährchen bethören ließen; er richtete also seine Fahrt nach jenen Gegenden, wo die Fabel den Jugendquell hingesetzt hatte, und fand Florida, von dannen er wieder nach Porto Rico, merklich älter, als er abgereist, zurückkehrte.

Die Spanier hatten Florida verachtet, weil sie daselbst weder den Quell, der sie verjüngen sollte, noch das Gold, das uns geschwind alt macht, fanden. Die Franzosen fanden da einen kostbaren Schatz, nämlich einen heitern Himmel, ein fruchtbares Land, eine gemäßigte Luft, Wilde, welche den Frieden und die Gastfreyheit liebten, aber sie kannten selbst den Werth dieses Schatzes nicht. Hätte man Coligny's Befehl gefolgt, die Ländereyen angebauet, Subordination unter den Europäern aufrecht erhalten; wären die Rechte der Landeseingebohrnen nicht verletzt worden: so hätte man eine Kolonie anlegen können, deren Glanz und Flor die Zeit vermehrt und befestigt hätte. Aber so viel Weisheit gestattete der französische Leichtsinn nicht, es geschah nichts von allem, was hätte geschehen sollen.

Als

Als Philipp II von den Unternehmungen einiger Franzosen in Amerika Nachricht erhalten hatte, so sandte er eine Flotte von Kadix aus, um sie auszurotten. Mennendez, unter dessen Anführung sie auslief, eroberte alle Verschanzungen mit dem Degen in der Faust, und richtete ein entsetzliches Blutbad an. Alle, die dem Metzeln entgangen waren, wurden mit der Aufschrift: **Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer,** aufgeknüpft.

Karls IX Minister dachten so wenig darauf, diesen Schimpf zu rächen, daß sie sich vielmehr heimlich über die Vernichtung eines Vorhabens freuten, dessen Ausführung sie nicht wünschten, weil es von dem Haupte der Hugonotten war ersonnen worden. Es war einem Privatmann vorbehalten, das auszuführen, was der Staat hätte thun sollen.

Dominikus von Gourgue, ein geschickter und kühner Seefahrer und Feind der Spanier, verkaufte sein Vermögen, baute Schiffe, wählte sich Gefährten, die seiner würdig waren, seegelte hin, um die Mörder in Florida anzugreifen, trieb sie mit unglaublichem Muth von einem Posten zum andern, schlug sie überall, und um Hohn mit Hohn zu erwiedern, ließ er sie an Bäume henken, auf welchen geschrieben war: **nicht als Spanier, sondern als Meuchelmörder.**

Indessen hatte diese Unternehmung des tapfern Gourgue keine weitere Folgen; er ließ die Kastelle, die er erobert hatte, sprengen, und seegelte wieder nach seinem Vaterlande, wo er von allen seinen Mitbürgern mit der ihm schuldigen Bewunderung, vom Hofe aber sehr schlecht empfangen ward. Seit dieser Zeit vergaßen die Franzosen die neue Welt ganz, bis endlich eine ruhige und freye Nation unter dem

edelmüthigen Heinrich nützliche Dinge unternahm. Man dachte auf Anlegung der Kolonien; die ersten Gedanken mußten nothwendig auf Florida gehen. Außer dem Kastell St. Augustin, das die Spanier ehemals 10 bis 12 Meilen von der französischen Kolonie erbaut hatten, besaßen die Europäer nicht einen einzigen Pflanzort in diesem großen und schönen Lande. Man fürchtete sich vor den Einwohnern desselben nicht. Alles verkündigte seine Fruchtbarkeit. Indessen ist es wahrscheinlich, daß man sich scheute Spanien zu beleidigen, das gar nicht geneigt war, nur den kleinsten Pflanzort in dem Meerbusen von Mexiko, oder auch nur in der Nähe desselben zu dulden. Die Gefahr, in welcher man sich sah, ein in der neuen Welt so mächtiges Volk zu reizen, gab ihnen also den Entschluß ein, sich von demselben so weit als möglich zu entfernen. Aus dieser Ursache behielten die mitternächtlichen Gegenden von Amerika den Vorzug, wohin der Weg nun schon gebahnt war.

Die Franzosen richten ihr Augenmerk auf Kanada.

Franz I hatte im Jahr 1523 den Florentiner Verazzani dahin geschickt, der die Insel Terre-Neuve und einige Küsten des festen Landes nur beobachtete, ohne sich da aufzuhalten. Eilf Jahre nachher nahm Jakob Cartier, ein geschickter Seefahrer aus St. Malo, des Verazzani Unternehmungen wieder vor. Cartier gieng weiter, als seine Vorgänger. Er seegelte in den Fluß St. Laurent hinein, aber nachdem er einiges Pelzwerk von den Wilden gegen europäische Waaren eingetauscht hatte, kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wo man aus Leichtsinn ein Vornehmen vergaß, das man bloß aus Nachahmung gefaßt zu haben schien.

Die

Die Normänner, Britten und Biskayer setzten ihren Stockfischfang auf der großen Sandbank, längs der Küste von Terre-Neuve, und in allen Seestrichen umher, glücklich fort. Diese unerschrokkenen Menschen dienten den Abentheurern zu Steuerleuten, welche seit 1598 in diesen verlassenen Gegenden Kolonien anzulegen suchten. Keiner von diesen ersten Pflanzorten war glücklich, weil sie alle von geschlossenen Gesellschaften regiert wurden, die weder nöthige Talente, die besten Leute zu wählen, noch auch hinreichendes Vermögen hatten, um den Ertrag von ihrem angelegten Gelde zu erwarten. Alle diese verschiedenen Gesellschaften ruinirten sich nach einander, ohne daß der Staat bey ihrem Verderben etwas gewann. Alle diese Expeditionen hatten so viel Menschen, Geld und Schiffe gekostet, als andern Mächten die Gründung großer Reiche nicht zu stehen kam. Endlich stieg Samuel de Champlain vor dem St. Lorenzflusse wieder ans Land und legte im Jahre 1668 an den Ufern dieses Stroms den Grund zu Quebek, welches hernach die Niederlage und die Hauptstadt von Neufrankreich oder Kanada ward.

Dieser unbegränzte Raum faßte große und dicke Wälder, und unzähliche Flüsse wässerten diese unermeßlichen Länder. Der Raum, der sich zwischen ihnen befand, ward von einer Menge Seen durchschnitten, unter welchen man vier zählte, die 200 bis 500 Meilen im Umkreise hielten. Alle diese Gegenden athmeten den Anschein eines langen Lebens. Die Luftbeschaffenheit verlohr nichts durch die dort herrschende lange und heftige Kälte.

Indessen hatten die Einwohner dieser rauhen Gegenden doch wenig Kleidung an. Ein Mantel von Büffel- oder Biberfell, der mit einem ledernen

Gürtel befestigt wurde; Fußwerk von Rehhäuten gemacht: dieß machte ihre ganze Kleidung aus, ehe sie Handlung mit uns trieben. Was sie in der Folge hinzu gethan haben, hat große Klagen über den Verfall der Sitten erweckt. Wenige von diesen Wilden kannten den Ackerbau; ihr Leben und Ruhm war die Jagd. Zwey der zahlreichsten Nationen in Kanada, nämlich die Algonquinen und Irokesen, hatten unter sich eine Art von Konföderation errichtet. Letztere, die das Land bauten, theilten ihre Produkte ihren Landsgenossen mit, die, ihrer Seits, das Einbringen der Jagd mit ihnen theilten. Während der Jahrszeit, wo der Schnee alle Arten des Landbaues unterbrach, lebten sie zusammen. Die Algonquinen jagten, und die Irokesen begnügten sich damit, die Thiere abzudecken, das Fleisch trocknen zu lassen und die Häute zu bereiten.

In einem gewissen Jahre geschah es, daß eine Parthey Algonquinen einen schlechten Fang that. Die Irokesen, die mit ihnen zogen, baten um die Erlaubniß, zu versuchen, ob sie glücklicher seyn würden. Diese Gefälligkeit, die man ihnen zuweilen verstattet hatte, ward ihnen abgeschlagen. Diese Härte erbitterte sie; sie machten sich des Nachts heimlich weg, und kamen mit einer reichlichen Jagd zurück. Die Algonquinen fühlten sich hierüber außerordentlich beschämt, warteten, bis die irokesischen Jäger eingeschlafen waren, und schlugen ihnen allen die Köpfe entzwey. Die beleidigte Nation forderte Genugthuung, allein diese ward ihr übermüthig abgeschlagen, und nun fiengen die Irokesen an, ihre Feinde mit einer ihrer Rachbegierde angemessenen Grausamkeit zu bekriegen.

Gerade zu der Zeit, als das Feuer dieses Grolls über ganz Kanada brannte, langten die Franzosen dort an. Die Montagnez, die den untern Theil des Flusses St. Laurent bewohnten; die Algonquinen, die an dessen Ufern von Quebek bis nach Montreal hin lebten; die Huronen, nebst einigen in den dazwischen liegenden Gegenden herumstreifenden minder beträchtlichen Völkern, begünstigten die Niederlassung dieser Fremdlinge. Diese verschiedenen Nationen, die ein Bündniß gegen die Irokesen hatten, und ihnen nicht widerstehen konnten, sahen in diesen neuen Ankömmlingen einen unverhofften Beystand, indem sie sich schmeichelten, daß sie dieselben zur Theilnehmung an ihrem Streit bewegen würden, und sie betrogen sich darinn nicht. Champlain, der die höhern Einsichten, welche die Europäer vor den Amerikanern voraus haben, hätte nutzen sollen, um Mittel der Versöhnung aufzusuchen, machte nicht einmal einen Versuch, sie mit einander zu vergleichen. Er nahm sich eifrig der Angelegenheiten seiner Nachbaren an, und suchte mit ihnen ihren Feind auf.

Die Franzosen nehmen zur Unzeit Antheil an den Kriegen der Wilden.

Das Land der Irokesen erstreckte sich beynahe auf 80 Meilen in der Länge, und etwas über 40 Meilen in der Breite. Seine Gränzen waren der See Erie, der See Ontario, der St. Lorenzfluß und die Gegenden, die hernach unter dem Namen von Neuyork und Pensilvanien berühmt worden sind. Man sah daselbst fünf Nationen, die in unsern Tagen kaum 1500 Krieger ausmachen, aber damals wohl 20,000 derselben in sich faßten. Diese machten unter sich eine Art von Bund, etwa wie die Schweizer und Holländer. Ihre Deputirten versammelten sich alle Jahre, um das Fest der Vereinigung zu feyern, und über das Beste der Republik sich zu berathschlagen.

Der Streit fieng sich nun auf beyden Seiten mit gleich großem Zutrauen an, allein kaum waren die beyden Anführer der Irokesen durch Flintenschüsse getödtet, und der dritte tödtlich verwundet, so nahm die ganze Armee voll Bestürzung die Flucht. In dem folgenden Feldzuge glaubten sie, sich durch Verschanzungen wider solche Waffen, die sie nicht kannten, beschützen zu müssen, allein diese wurden, ohngeachtet des hartnäckigsten Widerstandes, eingenommen, fast alle Irokesen getödtet oder gefangen genommen, und die noch im Treffen davon gekommen waren, wurden in einem Flusse, worein sie sich gestürzt hatten, erschossen.

Vermuthlich wäre diese Nation völlig ausgerottet, oder gezwungen worden ruhig zu seyn, wenn ihnen nicht die Holländer, die im Jahr 1610 in ihrer Nachbarschaft die Kolonie Neuholland angelegt hatten, Gewehr und Munition zugeführt hätten, und dadurch wurden beyde Partheyen einander wieder an Stärke gleich. Man that einander wechselsweise großen Schaden, ohne daß eine andre Folge daraus entstund, als daß ein Theil den andern schwächte. Diese beständige Ebbe und Fluth von Glück und Unglück vermehrte die Erbitterung zwischen einer unendlichen Menge kleiner Völkerschaften, welche keinen andern Endzweck hatten, als einander aufzureiben. Die schwächsten Nationen verschwanden auch würklich von der Erde, und die andern verzehrten sich nach und nach.

Die französische Kolonie gewinnt keinen sonder-

Indeß kamen die Franzosen auf so viel Trümmern doch nicht empor. Im Jahr 1626 hatten sie noch nichts weiter, als drey elende mit bloßen Palisaden umpflanzte Besitzungen, wovon die größte 50 Einwohner enthielt, Männer, Weiber und Kinder

der zusammen gerechnet. An diesem langsamen Fortgange war das Klima nicht Schuld, denn das war strenge, aber gesund; sondern diese Ohnmacht ward durch das System einer ausschließenden Gesellschaft veranlaßt, die nicht so wohl die Absicht hatte, eine Nationalmacht in Kanada zu errichten, als vielmehr sich daselbst durch den Pelzhandel zu bereichern. Um dieß Uebel zu heilen, hätte man nur den Freyhandel an die Stelle dieses Monopols einführen dürfen, allein die Zeit einer so einfachen Theorie war noch nicht erschienen; die Regierung begnügte sich damit, aus dieser Gesellschaft eine andere zu machen, die aus noch reichern Leuten bestand. lichen Fortgang. Ursachen dieser Langsamkeit.

Man übertrug ihr die Verwaltung der schon angelegten und noch anzulegenden Besitzungen; das Recht sie zu befestigen und zu regieren; Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Den Stockfisch- und Wallfischfang ausgenommen, den man allen Unterthanen freygab, ward ihr aller Handel, der zu Wasser und Lande getrieben werden konnte, auf 15 Jahre abgetreten. Der Handel mit Biberfellen und Pelzwerk ward ihr auf immer ertheilt.

Der König schenkte noch überdieß der Gesellschaft, die aus 700 Interessenten bestand, zwey große Schiffe. Zwölf der vornehmsten Mitglieder wurden in den Adelstand erhoben, und man ermunterte noch den Adel und die Klerisey, daß sie Theil an diesem Handel nehmen möchten. Die Gesellschaft konnte alle Arten von Waaren aus- und einführen, ohne der geringsten Abgabe unterworfen zu seyn. Wer sechs Jahre lang irgend ein Handwerk in der Kolonie getrieben hatte, konnte es nachher frey in Frankreich treiben. Endlich konnten alle, in diesen entfernten Gegenden verfertigte Waaren frey

nach Frankreich gebracht werden. Dieß seltsame Vorrecht gab den Handwerkern in Neufrankreich ungleich größere Vortheile über die in Altfrankreich, welche in eine Menge von Zöllen, Meisterbriefen, Stempelkosten und in alle die Hindernisse verwickelt waren, welche Unwissenheit und Geiz bis ins Unendliche vermehrt haben.

Dagegen machte sich die Gesellschaft, die ein Kapital von 100,000 Thalern hatte, anheischig, gleich im ersten Jahre ihres Privilegiums, nämlich 1628, zwey bis dreyhundert Handwerker, von den ihnen zuträglichsten Professionen, und noch vor 1643 an die 16,000 Menschen nach der neuen Kolonie hinzuschaffen.

Das Glück unterstützte indessen diese Vortheile nicht. Die ersten Schiffe, die die Gesellschaft abschickte, wurden von den Engländern weggenommen, und im Jahr 1629 verlohren sogar die Franzosen Kanada, welches ihnen indessen im Jahr 1631 wieder abgetreten ward.

Alle diese Widerwärtigkeiten machten sie nicht klüger, sondern es blieb nach Erhaltung der Kolonie noch immer bey der alten Unwissenheit und Nachlässigkeit. Das Monopol erfüllte keine einzige von den versprochenen Verbindlichkeiten, und dieser Betrug ward noch, statt bestraft zu werden, durch Verlängerung des Privilegiums belohnt. Die Irokesen gewannen ihre Uebermacht wieder, und die Franzosen, da sie sich von ihrem Vaterlande vergessen sahen, und außer Stand waren, ihre schwachen Einkünfte ohne Lebensgefahr zu behaupten, entschlossen sich, eine so schlecht unterstützte Besitzung zu verlassen. Das Elend und der Verfall dieser Kolonie war so groß, daß sie nur noch von den Almosen

lebte,

lebte, die die Missionarien aus Europa empfiengen.

Endlich ward das Ministerium aus seiner Schläfrigkeit herausgezogen, und schickte im Jahr 1662 nach Kanada 400 Mann guter Truppen; zwey Jahre nachher ward dieß Korps durch das Regiment von Carignan verstärkt. Man gewann allmälig wieder ein Uebergewicht über die Irokesen, und im Jahr 1668 genoß die Kolonie abermal wieder eine vollkommene Ruhe. Dieser erste Keim zum Flor entwickelte sich nachher durch die Handlungsfreyheit noch weiter, nur die einzigen Biberfelle blieben dem Monopol unterworfen. Diese Veränderung belebte aufs neue den Arbeitstrieb; die alten Kolonisten gaben ihren Pflanzungen einen größern Umfang, und da, wo es der Vortheil und die Sicherheit derselben erforderte, wurden neue angelegt. Auf einer Strecke von vier- bis fünfhundert Meilen ward keine einzige Feindseligkeit begangen, und alles genoß eine völlige Ruhe. Die Franzosen erheben sich aus der Unthätigkeit.

Indessen schien diese Eintracht mit den Irokesen nicht so ganz sicher zu seyn, daher ward ihnen angedeutet, entweder die Waffen niederzulegen, oder gewärtig zu seyn, daß man ihr ganzes Land verheerte. Dieß reizte zwar ihren Stolz, indessen wurden sie doch durch den gebietrischen Ton, den man angenommen hatte, wankend gemacht, und bewilligten zum Theil, was man verlangte.

Allein die Engländer, welche im Jahr 1664 die Holländer aus Neubelgien, das sie nachher Neuyork nannten, vertrieben, machte sich die Gesinnungen der Irokesen zu Nutze, und ermunterten sie durch Geschenke noch mehr zum Abfall. Eben dieß versuchten sie auch bey andern Bundsgenossen der

Franzosen, und diejenigen, die der Verführung widerstanden, wurden angegriffen. Alle wurden eingeladen, und einige gezwungen, ihre Bieberfelle und ihr Pelzwerk nach Neuyork zu bringen, wo sie viel besser verkauft wurden, als in der französischen Kolonie.

Denonville, der seit kurzem nach Kanada war geschickt worden, um hier Frankreichs Ansehen zu behaupten, beschloß, so lange in einer anscheinenden Unthätigkeit zu bleiben, bis er aus Europa eine ansehnliche Verstärkung erhalten hätte, womit er im Stande seyn würde, die ganze Nation aufzureiben. Dieser Beystand kam im Jahr 1687 an, und die Kolonie hatte damals 11,249 Menschen, wovon der dritte Theil das Gewehr tragen konnte.

Die Franzosen brachten anfänglich Schrecken über die am großen See wohnenden Irokesen, allein Denonville hatte nicht Thätigkeit genug, um aus diesem ersten Glück Vortheil zu ziehen. Dadurch wuchs den Irokesen der Muth, und sie richteten zu verschiedenen Malen die abscheulichsten Verwüstungen an. Die Franzosen mußten endlich Friedensvorschläge thun, und sie wurden angehört.

Fast zu eben der Zeit, nämlich im Jahr 1690, kam eine englische Flotte aus Europa vor Quebek an, um es zu belagern. Diese Seemacht sollte von einer Landmacht unterstützt werden, die unter dem Beystand der Irokesen schon durchs Land marschirten, um mit der Flotte zugleich auf den Kriegsschauplatz zu gelangen. Aber kaum waren sie da angelangt, so sahen die Irokesen die Gefahr ein, die ihnen zuwachsen würde, wenn sie ihre Alliirten zu der Eroberung von Quebek führten. „Da wir,“ sagten sie in ihrem Rathe, „zwischen zweyen euro„päischen

„päischen Völkern stehen, deren jedes stark genug „ist, um uns auszurotten, und deren beyder Vor„theil unsre Ausrottung erforderte, wenn sie unsrer „Hülfe nicht weiter benöthigt wären; was haben „wir wohl sonst zu thun, als zu verhindern, daß „keins das andere besiege? Alsdann werden sie ge„zwungen seyn, unsre Freundschaft zu suchen, oder „so gar unsre Neutralität zu erkaufen.“ Dieß System, das von der feinsten Politik nicht sinnreicher hätte erdacht werden können, bewog alle Irokesen, nach ihren Dorfschaften zurück zu gehen. Ihr Rückzug zog den Rückmarsch der Engländer nach sich, die gezwungen waren, von ihrer Unternehmung mit großem Verlust abzustehen.

Da nun die Irokesen ihrer Erbitterung gegen die Franzosen aus Staatsklugheit Einhalt thaten, so fügten sich beyde Nationen nicht halb den Schaden zu, den sie einander anwünschten. Der Krieg bestand bloß in einigen Verheerungen, die zwar für die Kolonisten betrübt waren, aber übrigens allen den Nationen, die den Krieg führten, beynahe gleichgültig seyn mußten. Endlich machte der riswicker Frieden dem Elende in Europa und den Feindseligkeiten in Amerika ein Ende. Nun fiengen die Irokesen und Huronen an, wieder Athem zu schöpfen, die Europäer nahmen ihre Arbeiten wieder vor, und der Pelzhandel, der erste, den man mit einem jagenden Volke hatte anstellen können, gewann mehr Bestand.

Die mehrsten Pelzwerksarten, die Kanada lieferte, waren in Europa schon bekannt; man erhielt es aus den nördlichen Gegenden unserer Halbkugel, aber in zu geringer Menge, als daß sie stark hätten im Gebrauch seyn können. Eigensinn und Neu-

Das Pelzwerk macht die Grundlage des Verkehrs der Fran-

zosen mit den Wilden aus.

Neuheit haben ihnen mehr oder weniger Abgang verschafft, seitdem der Vortheil der amerikanischen Kolonien es erfordert hat, daß man in den Hauptländern Geschmack daran gewönne. Wir müssen etwas von den Pelzwerken sagen, die noch itzt in der Mode sind.

Die Fischotter wird in allen den feuchten Gegenden gefunden, die nicht zu heiß sind, aber im nördlichen Amerika am häufigsten und größten. Ihr Fell ist auch da schwärzer und schöner als sonst irgendwo, und daher wird ihr dort auch am mehrsten nachgestellt.

Die Iltis ist den kanadischen Jägern eben so werth; ihr Haar ist braun, glänzender und weicher als in unsern Gegenden. Die Ratte hat ebenfalls wegen des Felles hier ihren Nutzen. Das Haar der Beutelratze ist silberfahl und oft sehr schön weiß. Der Biesamratze wird sowohl des Biesams als auch ihres Felles wegen nachgestellt.

Das Hermelin und der Marder werden ebenfalls sehr gesucht, und unter den letzten ist der Zobel am berühmtesten und kostbarsten.

Ein Thier, das wir Luchs nennen, und bey den Franzosen, wenn es aus Sibirien kömmt, Loup cervier heißt, wird in Kanada nur chat cervier genannt, weil es dort kleiner ist, als auf unserer Halbkugel. Obgleich sein Fleisch wohlschmeckend ist, so wird es doch nur seines Felles wegen gejagt, dessen Haar sehr lang und lichtbraun ist. Doch achtet man dieß Thier nicht so hoch, als den Fuchs, dessen Haar oft weiß, oft grau und bisweilen fuchsroth fällt. Das schönste ist das ganz schwarze Haar, allein dieß ist in Kanada seltner, als in Rußland.

Außer

Außer diesen kleinern Pelzwerken, bekömmt man aus Amerika Hirsch- Damhirsch- und Rehfelle, Felle von Rennthieren und Häute von Elendthieren. Alle diese Thiere werden bloß um der Europäer willen gejagt, nur die Bärenjagd war von jeher eine Lieblingsbeschäftigung der Wilden. In der Folge hat ein neuer Gewinn ihren Trieb auf die Bieberjagd gelenkt.

Man schießt dem Bieber auf dem Anstand, fängt ihn in Fallen, oder sucht ihn auch aus seinem Bau heraus zu treiben, um ihn todt zu schießen. Oft fängt man ihn in Netzen, oder man sucht auch das Wasser von seinem Bau fortzuschaffen, da dann die Bieber im Trocknen zurück bleiben, wo man sie mit Muße und nach Gefallen todt macht. Das Fell dieses Thieres verändert sich mit dem Klima. Indessen giebt es auch wilde und einsame Bieber, die in Gängen unter der Erde leben, man nennt sie Erdbieber. Das Haar dieser Bieber ist aber nicht so glatt und glänzend, als das Haar der übrigen. Man findet Bieber in Amerika, vom 30sten Grad nördlicher Breite bis zum 60sten. Gegen Mittag hin werden sie seltener, jemehr man aber nach Norden zieht, je größerer ist ihre Anzahl und je schwärzer ihr Haar. Bey den Illinesen sind sie dunkel oder strohgelb, ein wenig höher kastanienbraun, im Norden, nach Kanada, dunkelbraun, und endlich noch mehr nach dem Pol hin ganz schwarz, welches die schönsten sind. Der Preis ihres Felles hängt von der Farbe desselben ab.

An welchen Orten, und auf welche Art der Handel

Das Pelzwerk war der erste Gegenstand des Handels der Europäer in Kanada. Die französische Kolonie trieb anfänglich diesen Handel zu Tadoussac, und im Jahr 1640 ward Trois Rivieres eine zweyte Niederlage; mit der Zeit aber zog sich alles Pelzwerk

mit dem Pelzwerke getrieben wird.

werk allein nach Montreal hin. Es entstand hier eine Art von Messe, wo sich alle Völker dieses großen festen Landes hin begaben. Die Engländer wurden über diesen Zweig von Reichthümern neidisch, und die Kolonie, die sie zu Neu-York angelegt hatten, wußte gar bald diesem Verkehr eine andre Richtung zu geben. Diese Nation hatte unendlich viele Vortheile, um Vorzüge vor den Franzosen zu erhalten. Ihre Schiffahrt war leichter, und das allein machte ihre Waaren wohlfeiler. Sie verfertigte allein die groben Zeuge, die am mehrsten nach dem Geschmack der Wilden waren. Der Biberhandel war bey ihr frey, da er hingegen bey den Franzosen immer der Tyranney des Monopols unterworfen war. Durch diese Freyheit lockten die Engländer den größten Theil der Waaren, die Montreal berühmt machten, an sich.

Hierauf breitete sich unter den Franzosen in Kanada eine Gewohnheit, die man anfänglich in sehr enge Gränzen eingeschlossen hatte, immer weiter aus. Die Begierde, welche die ersten Kolonisten eingenommen hatte, die Wälder durchzustreichen, war sehr weislich in die Gränzen des Gebiets der Kolonie eingeschränkt worden. Nur 25 Personen erhielten jährlich die Erlaubniß, diese Gränzen zu überschreiten, damit sie mit den Wilden einen Handel aufrichten möchten. Die Größe, zu welcher Neu-York vor andern Plätzen anwuchs, machte dann, daß man diese Pässe öfterer austheilte. Diese waren eine Art von ausschließenden Privilegien, die man entweder durch sich selbst oder durch andere ausübte, und die ein Jahr, auch wohl darüber, dauerten. Man verkaufte dieselben, und der Ertrag davon wurde von dem Statthalter der Kolonie theils an die Officiers oder ihre Wittwen und Kinder,

theils

theils an die Hospitäler, oder an die Missionarien, oder auch an diejenigen vertheilet, die sich durch eine gute Handlung, oder nützliche Unternehmung ausgezeichnet hatten. Zuweilen erhielten dergleichen auch die Kreaturen des Kommandanten selbst, der diese Erlaubniß verkaufte. Das Geld, das er nicht austheilte, oder so gut war, nicht selbst behalten zu wollen, ward in die öffentlichen Kassen abgeliefert, aber er war keinem Menschen Rechenschaft über diese Verwaltung schuldig.

Sie zog verderbliche Folgen nach sich. Verschiedene von denen, die den Handel trieben, ließen sich bey den Wilden nieder; andre zogen zu den Engländern; noch andre verlohren bey den Strapazen einer langen und gefahrvollen Reise ihr Leben; und diejenigen, die mit einem sechs- bis siebenfachen Gewinn wieder kamen, wurden nicht immer dadurch brauchbarer für die Kolonie, theils, weil sie sich den größten Ausschweifungen überließen, theils, weil ihr Beyspiel einen Widerwillen gegen anhaltende Arbeit einflößte. Die Regierung sah endlich diesen Schaden ein, und gab dem Pelzhandel eine andere Richtung.

Frankreich hatte seit langer Zeit eine Kette von Schanzen angelegt, wovon einige längst dem Fluß St. Laurent erbaut waren, um dem Ehrgeiz der Engländer Schranken zu setzen; andre waren auf verschiedenen Seen und an andern wichtigen Stellen gegen die Wilden aufgeführt. Dem Befehlshaber jeder dieser Kastelle, glaubte man also, müßte das ausschließende Recht in dem ganzen ihm unterworfenen Distrikte anvertraut werden. Dieß Privilegium ward gekauft, aber man ertheilte es nur den Officieren, denen man am gewogensten war, weil

da-

dadurch ein großes Vermögen erworben werden konnte. Diese Einrichtung mußte nothwendig die Quelle einer beständigen Unterdrückung werden; dieß empfand man besonders zu Frontenac, Niagara und Teronto am stärksten. Die Pachter dieser drey Kastelle misbrauchten ihr ausschließendes Privilegium, schätzten das, was man ihnen brachte, so gering, und setzten einen so großen Werth auf das, was sie dagegen anboten, daß die Wilden sich nach und nach von diesen Orten weggewöhnten und sich zu den Engländern wandten, wo ihnen vortheilhaftere Bedingungen zugestanden wurden. Man brachte es dahin, daß sich der französische Hof vor den Folgen dieser neuen Verbindung fürchtete, und dieser schwächte sie auch dadurch, indem er selbst den Handel dieser drey Besitzungen übernahm und den Wilden noch bessere Bedingungen gab, als die wetteifernde Nation.

Allein nun war der König im Besitz des erbärmlichsten Pelzwerks von den Thieren, die man im Sommer und Herbst erlegte, und das kein Mensch haben wollte. Ueberdieß ward es, beym Transport nach Quebek, den Soldaten und Matrosen Preis gegeben, die sich nicht die geringste Mühe gaben, es gegen die Feuchtigkeit zu verwahren; kam es endlich in die Hände der Verwalter des Königs, so ward es um die Hälfte des Wenigen, was es noch werth war, verkauft. So giengen die ansehnlichen, von der Regierung geschehenen Vorschüsse für dieselben fast gänzlich verlohren, und vernünftige Leute sahen diesen Handel als die Hauptursache der Abnahme an Menschen, und folglich der Abnahme an Fellen, an, welche immer merklicher ward.

Als die Erhebung des Herzogs von Anjou auf den Thron Karls V ganz Europa in Unruhen setzte, so verbreiteten sich die Flammen des Krieges auch bis Kanada. Im Jahr 1709 gelang es der Kolonie Neu-York, daß sie vier von den fünf irokesischen Nationen in ihrem Streit mit hinein lockte, und ihre bis dahin in der Unthätigkeit gebliebenen Truppen setzten sich, von einer großen Anzahl wilder Krieger unterstützt, in Bewegung. Mit fast unfehlbarer Hoffnung, Kanada zu erobern, rückte dieß Heer in das Innere des Landes, als den Wilden auf einmal ihr erstes System wieder in die Gedanken kam, das Gleichgewicht unter den beyden fremden Nationen zu erhalten. Alsbald ward beschlossen, von diesem Vorhaben abzustehen, und da man sich nicht öffentlich losreißen wollte, so that man es durch eine heimliche Verrätherey. Die Irokesen warfen alle Häute der Thiere, die sie abdeckten, in einen Fluß, aus welchem die Engländer Wasser schöpfen mußten. Diese bedienten sich ohne Argwohn des auf die Art vergifteten Wassers, und es starb auf einmal eine so große Menge derselben, daß man den Verfolg der Kriegsoperationen aufgeben mußte. Im folgenden Jahre bedrohte eine noch größere Gefahr die französische Kolonie. Eine zahlreiche Flotte kam gegen Quebek, die 5 bis 6,000 Mann Landtruppen auf hatte, und schien des Sieges gewiß, wenn sie nur an den Ort ihrer Bestimmung angelangt wäre. Aber der Eigensinn ihres Admirals und die Wuth der Elemente machten, daß sie unterwegens zu Grunde gieng. Also erhielt das nun auf einmal von seinen Unruhen, sowohl vom Lande als vom Meere her, befreyte Kanada den Ruhm, sich ohne Beystand und ohne Verlust, gegen die Macht und die Staatslist der Engländer vertheidigt zu haben.

Frankreich muß einen Theil der Provinzen abtreten, die mit Kanada verbunden waren.

Das Ende der Regierung Ludwigs XIV verwandelte auf einmal diese Austritte. Nach einer Reihe von Schlappen und Demüthigungen mußte er sich noch glücklich schätzen, daß er den Frieden durch Opfer erkaufen konnte, die seine Schwäche zu erkennen gaben. Man kann urtheilen, wie viel es seinem Stolze müsse gekostet haben, die Hudsonsbay, Terre Neuve und Akadien den Engländern zu überlassen, drey Besitzungen, die nebst Kanada das unermeßliche Land ausmachten, das unter dem ehrenvollen Namen von Neu-Frankreich bekannt war.

Um seinen Verlust zu ersetzen, besetzt Frankreich Isle Royale, und legt daselbst große Fischereyen an.

Frankreich suchte sich nun nach dem ütrechter Friedensschluß auf Kap-Breton festzusetzen, welche Insel die Engländer als das Equivalent alles dessen betrachteten, was Frankreich verlohren hatte. Sie widersetzten sich diesem Vorhaben sehr heftig, indem sie kein ander Mittel sahen, die Franzosen von der Stockfischfischerey auszuschließen und ihren Schiffen den Eingang nach Kanada beschwerlich zu machen. Die Mäßigung der Königinn Anna, oder vielleicht die Bestechung ihrer Minister, rettete Frankreich von dieser neuen Demüthigung, und man gestattete dieser Macht, auf Kap Breton alle Einrichtungen, die sie für gut fänden, zu treffen.

Diese zwischen dem 45 und 47sten Grad nördlicher Breite liegende Insel befindet sich am Eingange des Meerbusens St. Laurent. Das ihr nach Osten liegende Terre Neuve ist nur 15 bis 16 Meilen davon entfernt, und Akadien, das ihr westwärts liegt, wird nur durch eine Meerenge von 3 bis 4 Meilen davon getrennt. In dieser Lage bedroht sie das feindliche Gebiet und beschützt das ihrige. Ihre Länge beträgt etwa 36 Meilen und ihre größte Breite 22.

Obgleich Kap Breton seit langer Zeit einige Fischer anlockte, die alle Sommer dahin kamen, so hatten sich doch niemals mehr als 20 bis 30 dort niedergelassen. Die Franzosen, die es im August 1713 in Besitz nahmen, waren eigentlich seine ersten Bewohner. Sie veränderten den Namen dieser Insel in Isle Royale, und warfen ihre Augen auf Fort Dauphin, um ihre Hauptbesitzung dort anzulegen. Die Schwierigkeit, hinein zu kommen, machte, daß man ihn verließ und sein Augenmerk auf Louisburg richtete. Dieser Hafen ist sehr gut, nur hat er die Unbequemlichkeit, daß er schon im November durch das Eis geschlossen ist, und erst im May, oft gar im Junius, aufgeht. Erst im Jahr 1720 fieng man an, diesen Ort zu befestigen, und diese Arbeit verursachte einen Aufwand von 7 bis 8 Millionen Thaler. Man glaubte nicht, daß dieß zu viel wäre, um die Fischerey zu behaupten, die Kommunikation zwischen Frankreich und Kanada sicher zu stellen, und um den aus den südlichen Inseln kommenden Schiffen einen Zufluchtsort zu verschaffen.

Im Jahr 1714 langten die bis dahin auf Terre Neuve angesessenen französischen Schiffer hier an. Man hoffte, ihre Anzahl würde bald durch die Akadier vermehrt werden, allein diese Hoffnung ward vereitelt. Nach und nach fanden sich hier einige Unglückliche aus Europa ein, so daß sich die Menschenzahl hier bald auf 4,000 erhob. Sie war in Louisburg, in Port Dauphin, in Port Toulouse, in Nerika, und an allen Küsten, wo man bequeme Stellen hatte finden können, um den Stockfisch zu trocknen, vertheilt.

Der Landbau war nie die Beschäfrigung der Einwohner, weil der Boden ihn nicht verstattete. Auch hat die Seltenheit und schlechte Beschaffen-

 heit

heit der Weiden gehindert, daß man kein Vieh darauf hat ziehen können. Das Holz ist ebenfalls nie ein Gegenstand des Handels geworden, weil die Eichen dort immer selten gewesen, und die Fichten niemals viel Harz geliefert haben. Eben so unbeträchtlich war der Pelzhandel. Er schränkte sich auf eine geringe Anzahl Häute von Luchsen, Elendthieren, Biesamratten, wilden Katzen, Bären, Fischottern, und rothen oder grauen Füchsen ein. Ein Theil davon lieferte die wilde Völkerschaft der Mikmaks, die sich nebst den Franzosen auf dieser Insel niedergelassen hatte, und die niemals über 60 Menschen ausmachte, welche die Waffen zu tragen im Stande wären. Das Uebrige kam von St. Johann oder von dem benachbarten festen Lande.

Es wäre möglich gewesen, die Steinkohlenbergwerke, die in der Kolonie sehr häufig sind, besser zu nutzen. Sie liegen horizontal und nie tiefer, als 6 bis 8 Fuß; auch können sie bearbeitet werden, ohne daß es nöthig wäre, die Erde zu graben oder das Wasser abzuleiten. Obgleich Neuengland eine unermeßliche Menge Steinkohlen von 1745 bis zu 1749 daher gehohlt hatte, so wären diese Bergwerke vielleicht liegen geblieben, wenn die nach den französischen Inseln spedirten Fahrzeuge keinen Ballast gebraucht hätten. Ein Feuer, das man noch gar nicht hat löschen können, hat eins der Hauptbergwerke in Brand gesteckt. Es brennt noch, und es läßt sich muthmaaßen, daß dieser Brand sich einstens durch einen außerordentlichen Ausbruch äussern wird.

Die ganze Thätigkeit der Kolonie hat sich beständig auf den Stockfischfang gelenkt. Die minder wohlhabenden Einwohner brauchten jährlich 200 Schaluppen dazu, und die reichern 50 bis 60 Boote

oder

oder Guletten von 30 bis 50 Tonnen. Die Schaluppen giengen nie weiter, als 4 bis 5 Meilen von der Küste, und kamen jeden Abend mit ihren Fischen wieder, die größern Fahrzeuge aber giengen weiter, behielten den Stockfisch mehrere Tage, und weil er dann oft zu viel Salz annahm, so war er nicht so beliebt.

Außer den Fischern, die beständig auf der Insel wohnten, kamen noch alle Jahre welche aus Frankreich, die ihren Stockfisch entweder in den Pflanzungen, mit deren Eigenthümer sie desfalls einig wurden, oder auf den Grawen *), deren freyer Gebrauch ihnen immer zustand, trockneten.

Das Hauptland schickte auch Fahrzeuge mit Lebensmitteln, Getränke, Kleidungen, Hausgeräthe, kurz, mit allen den Einwohnern nöthigen Dingen, beladen, ununterbrochen nach der Kolonie. Die größten derselben begnügten sich bloß mit dem Handel, und seegelten wieder nach Europa, so bald sie ihre Waaren gegen Stockfisch vertauscht hatten. Die von 50 und 100 Tonnen giengen selbst auf die Fischerey, nachdem sie ihre kleine Ladung abgesetzt hatten, und seegelten nicht eher ab, als bis sie damit fertig waren.

Isle Royale schickte nicht ihren ganzen Fang nach Europa. Ein Theil ward nach den französischen Antillen auf 20 bis 25 Schiffen von 70 bis 140 Tonnen gebracht. Außer dem Stockfisch, der wenigstens die Hälfte der Ladung ausmachen mußte, brachte man auch noch Bohlen, Bretter, Zimmerholz,

*) So nennt man die am Ufer des Meers liegenden flachen, mit Ufersande bedeckten und zum Trocknen des Stockfisches geschickten Stellen.

holz, gesalzenen Lachs und Makrelen, Fischthran und Steinkohlen von dieser Kolonie nach den andern hin. Alle diese Waaren wurden mit Zucker und Kaffee, noch mehr aber mit Syrup und Rum bezahlt.

Isle Royal konnte alle diese Rückfrachten nicht verbrauchen. Kanada kaufte nur sehr wenig von dem Ueberfluß derselben. Der größte Theil ward von den Kolonisten in Neuenglend aufgekauft, die dagegen Obst, Gemüse, Holz, Ziegel und Vieh gaben. Dieser Umtausch war ihnen erlaubt, aber sie thaten noch kontrebandweise Mehl; und eine ziemliche Menge Stockfisch hinzu.

Ohngeachtet dieses Vertriebes schmachteten doch die Kolonisten in der äußersten Dürftigkeit. Denn da sie anfangs außer Stand waren, sich die nöthigsten Geräthschaften zur Fischerey anzuschaffen, so hatten sie dieselben gegen übertriebene Zinsen borgen müssen. Selbst diejenigen, die den ersten Vorschuß thun konnten, mußten sich wegen der Theurung des Salzes und der Lebensmittel dazu bequemen, und da brachte sie eine Zinse von 20 bis 25 Prozent bald ohne Rettung zum Verfall. Indessen waren doch nicht alle Kolonien Neufrankreichs, von ihrem ersten Ursprunge an, zu diesem mühseligen Zustande verdammt.

Kolonie der Franzosen auf der St. Johannisinsel.

Die Insel St. Johannis war glücklicher. Sie liegt tiefer im Meerbusen St. Laurent, ist 22 Meilen lang, aber an den breitesten Stellen nur etwa eine breit. Die Nachricht von ihrer Fruchtbarkeit machte, daß im Jahr 1719 in Frankreich eine Gesellschaft entstand, die den doppelten Vorsatz faßte, eine so einträgliche Insel urbar zu machen, und einen großen Stockfischfang darauf anzulegen.

Allein

Allein Eigennutz trennte die Gesellschaft, ehe sie noch einmal Hand an Ausführung ihres Unternehmens gelegt hatte. St. Johann war wieder in Vergessenheit gerathen, als im Jahr 1749 die Akadier anfiengen, dahin zu ziehen. Mit der Zeit kamen dort ihrer 3,154 zusammen. Da sie größtentheils Ackerleute und in der Viehzucht geübt waren, so hielt die Regierung für nöthig, sie an diese Arbeit zu binden. Der Stockfischfang ward also nur denen erlaubt, die sich zu Trecadie und Pierre niederließen.

Allein indem man diese Kolonisten bloß auf den Landbau einschränkte, so raubte man ihnen alle Hülfe in den nur gar zu oft eintretenden Jahren, wo das Korn von den Feldmäusen und Heuschrecken auf dem Halme verzehrt ward. Man setzte den Umtausch, den das Hauptland mit der Kolonie unterhalten konnte, auf nichts herab. Endlich hinderte man den Landbau selbst, den man begünstigen wollte, durch die Unmöglichkeit, worein man die Einwohner setzte, sich die Mittel zur Erweiterung zu verschaffen.

Die Insel empfieng jährlich von Europa nur ein oder ein Paar Fahrzeuge, die im Hafen la Join Anker warfen. Louisburg hingegen lieferte ihr alles Nöthige, und sie bezahlte mit ihrem Getreide, Gemüse und Vieh. Ein Kommando von 50 Mann schützte mehr die gute Ordnung auf der Insel, als die Insel selbst. Derjenige, der sie kommandirte, stand unter Isle Royale, welche selbst dem Befehlshaber in Kanada unterworfen war. Letzterer gebot über ein großes festes Land, dessen reichsten Theil Louisiana ausmachte.

Entdekkung des Mississipi durch die Franzosen.

Louisiana, das die Spanier ehedem mit zu Florida rechneten, ward durch die Franzosen erst im Jahr 1673 entdeckt. Da sie von den Wilden erfuhren,

ren, daß gegen Westen von Kanada ein großer Fluß wäre, der weder nach Norden, noch Osten, hinflösse, so schlossen sie daraus, daß er sich entweder in dem mexikanischen Meerbusen, oder ins Südmeer, ergießen müßte. Man trug diese Untersuchung dem Joliet, einem Einwohner von Quebek, und dem Jesuiten Marquette, zweenen erfahrnen und rechtschaffenen Männern, auf, die auch würklich auf den Missisipi gelangten, den sie bis zu den Acasas unterm 33sten Grad der Breite hinabseegelten. Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie, zurück zu gehen, indessen war man vollkommen überzeugt, daß sich der Fluß in den mexikanischen Meerbusen ergoß. Sie machten sich also wieder auf den Weg nach Kanada, und theilten dem Befehlshaber ihrer Kolonie alle neue Einsichten, die sie erlangt hatten, getreulich mit.

Bald nachher erhielt ein gewisser La Salle vom französischen Hofe die Erlaubniß, die angefangene Entdeckung fortzusetzen. Als er alle nöthige Anstalten dazu gemacht, setzte er sich im Jahr 1682 auf dem Missisipi zu Schiffe, und seegelte ihn bis an seine Mündung hinunter, da man denn würklich fand, daß er sich, wie man vermuthet hatte, in den mexikanischen Meerbusen ergoß. La Salle gieng wieder nach Frankreich zurück, um die Entdeckung des Missisipi zur See, und die Anlegung einer Kolonie vorzuschlagen. Er fand Beyfall, und erhielt 4 Fahrzeuge von unterschiedlicher Größe mit ungefähr 150 Mann Landtruppen. Weil er sich zu weit westwärts gehalten hatte, verfehlte er sein Ziel, und befand sich den 10ten Jänner 1685 in der Bay St. Bernard, 100 Meilen weit von Missisipi. Dieser Irrthum ließ sich wieder gut machen, allein La Salle hatte sich mit dem Befehlshaber seiner kleinen Flotte überworfen, und ihn zurück geschickt, indem er seine

Unternehmung allein auszuführen hoffte. Allein er verlohr bald die Absicht seines Auftrags aus den Augen, und wollte, wie es heißt, sich den Spaniern nähern, um Kenntniß von den berühmten Bergwerken von St. Barbara einzuziehen, ward aber seines Stolzes und seiner Strenge wegen von seinen Gefährten ermordet.

Der Tod des Befehlshabers trennte bald das übrige Gefolge. Einige brachten sich einander um; andere begaben sich unter die Wilden; andere verhungerten, und einige wurden von den Spaniern gefangen genommen. Nur sieben Mann gelangten wieder nach Kanada, und seit dieser Zeit ward Louisiana in Frankreich ganz vergessen.

D'Yberville, ein in Kanada gebohrner Edelmann, erweckte im Jahr 1697 wieder die Aufmerksamkeit des Ministeriums. Man schickte ihn von Rochefort ab, und er kam den 2ten Junius 1699 in den Mississipi hinein. Indeß begnügte er sich damit, ein Kastell an den Ufern desselben anzulegen, das nicht lange Bestand hatte, und suchte seine kleine Kolonie, die meist aus Kanadiern bestand, anderwärts anzulegen.

Die Franzosen lassen sich in dem Lande nieder, das vom Mississipi gewässert wird, und nennen es Louisiana.

Zwischen der Mündung des Mississipi und Pensacola, das die Spanier kurz vorher in Florida erbauet hatten, liegt eine ungefähr 40 Meilen lange sandige, unfruchtbare Küste, wo die Hitze oft unerträglich ist. In dieser großen Strecke liegt ein Ort, der nach einer wilden Nation, die einst eine Zeitlang dort gewohnt hatte, Biloxi genannt wird. Auf dieser elenden Gegend ward die kleine Anzahl Menschen, die D'Yberville unter der Vorstellung der größten Hoffnung hingebracht hatte, abgesetzt. Zwey Jahre nachher kam eine Anzahl neuer Kolo-

nisten, die 13 Meilen ostwärts von Biloxi, ziemlich nahe an Pensacola, hinversetzt wurde. Allein vernünftiger Weise ließ sich kein Fortgang von dieser Besitzung erwarten, und bald nachher vernichtete der Tod des D'Yberville, der sein Leben im Jahr 1702 vor Havana beschloß, völlig alle noch übrige Hoffnung der Kolonisten. Einige suchten anderswo einen Schutzort, und die wenigen, die aus Noth blieben, lebten bloß von einigem Gemüse, und von den Streifereyen, die unter den Wilden geschahen. Die Kolonie war auf 28 Familien, wovon immer eine elender war, als die andere, herabgekommen, als auf einmal Crosat im Jahr 1712 den ausschließenden Handel nach Louisiana suchte und erhielt.

Der Zweck dieses unternehmenden Mannes gieng dahin, zu Wasser und zu Lande einen Verkehr mit Alt- und Neumexiko anzulegen, alle Arten von Waaren dahin zu versenden, und eine Menge Piaster daher zu bekommen. Aber verschiedene fruchtlose Versuche benahmen ihm seine Hoffnungen; er ward seines Privilegiums überdrüßig, und übergab es im Jahr 1717 der lawischen Gesellschaft, deren Glück alle Nationen in Verwunderung setzte.

Louisiana wird zur Zeit des lawischen Finanzsystems sehr berühmt.

Seitdem der Spanier, Ferdinand de Soto, an den Ufern des Mississipi um das Jahr 1583 umgekommen war, hatte sich die allgemeine Meynung erhalten, daß diese Gegenden unermeßliche Schätze enthielten. Man sprach mit Bewunderung von den berühmten Bergwerken in St. Barbara, und daß diese endlich nebst noch vielen andern gefunden, und ergiebiger wären, als man gesagt hätte. Um dieser Lügen noch mehr Glauben zu schaffen, schickte man Arbeitsleute ab, die eine so kostbare Entdek-

kung urbar machen sollten, und man gab ihnen auch die nöthigen Truppen mit, sie zu unterstützen.

Diese List würkte so sonderbar auf alle Gemüther, daß jedermann von einer ganz zügellosen Begierde nach den Aktien dieser neuen Gesellschaft erfüllt ward. Alle Fremde und Landskinder, die sich anboten, wurden ohne Sorgfalt und Auswahl zusammen gepackt, und auf den Sandbänken zu Biloxi abgesetzt, wo sie zu Tausenden vor Hunger, Verdruß und langer Weile umkamen. Man hätte sie in den Mississipi einlaufen lassen, und ihnen die Gegenden anweisen können, die sie urbar machen sollten, aber es fiel denen, die die Besorgung dieses Unternehmens hatten, niemals ein, die zu dieser Verrichtung nöthigen Boote bauen zu lassen. Erst 5 Jahre nachher, als nämlich keiner dieser Unglücklichen mehr übrig war, die so leichtsinnig ihr Vaterland verlassen hatten, schaffte man sie nach Neu-Orleans. Aber zu dieser zu späten Zeit war der Zauber der Bergwerke verschwunden. Mississipi ward ein Schrecken der freyen Menschen. Man traf hier keine Kolonisten mehr an, als in den Gefängnissen und in den Orten der Ausschweifung. Was konnte man von einem aus solchen Materialien aufgeführten Gebäude hoffen? Das Laster arbeitet nicht, bevölkert nicht und bleibt nicht an einem Orte. Einige dieser Elenden giengen nach den englischen und spanischen Besitzungen; andere starben schleunig an dem Gifte, dessen Keim sie aus Europa mitgebracht hatten, und die mehrsten irrten elendiglich in den Wäldern herum, bis Hunger und Strapazen ihrem Elende ein Ende gemacht hatten. Noch hatte man nichts in der Kolonie angefangen, und doch waren schon an die 7 Millionen Thaler darinn vergraben.

Dem-

Demohngeachtet ließ das Ministerium diese Kolonie unter den Händen einer ausschließenden Gesellschaft, die ihr ganzes Ansehen anwenden mußte, um nur die Erlaubniß zu erhalten, daß sie einen Theil ihres Privilegiums veräußern durfte. Diese Gunst mußte sie im Jahr 1751 mit 1,450,000 Livres erkaufen.

Größe, Klima, Fruchtbarkeit und ursprüngliche Einwohner in Louisiana.

Louisiana ist ein weitläuftiges Land, das nach Süden hin die See, nach Osten Karolina, nach Westen Neumexiko, und nach Norden denjenigen Theil von Kanada zur Gränze hat, dessen unbekannte Länder sich bis nach Hudsonsbay erstrecken müssen. Seine Länge läßt sich nicht genau bestimmen, aber man rechnet, daß es etwa 200 Meilen von den englischen Besitzungen bis zu den spanischen in der Breite hat.

In einer so großen Strecke kann die Luft sich nicht durchgängig gleich seyn; allein, überhaupt genommen, ist sie rein, und in dem obern Louisiana reiner, als in dem untern. Versuche, die man an verschiedenen Orten dieses Landes mit dem Boden desselben angestellt hat, haben dargethan, daß er aller Arten von Kultur fähig sey.

Die Schifffahrt auf dem Mississipi ist nicht so leicht, als man seiner Breite und Tiefe wegen glauben sollte. Weil dieser Fluß immer eine Menge von Bäumen führt, die von seinem Ufer hinein fallen, so würde man jeden Augenblick in Gefahr seyn, an die Zweige oder Wurzeln irgend eines solchen Baums anzustoßen, wenn man sich nicht großer und starker Pirogen bediente, die folglich schwer und langsam zu regieren sind. Diese Beschwerde ist noch größer, wenn man den Fluß hinauf fährt. Ehe man in denselben einläuft, muß man sich in einer

ner gewissen Entfernung vom Lande von dem Holze befreyen, das oben auf schwimmt, und wenn die Schiffe diese und mehrere Hindernisse überstanden haben, so treffen sie, nach einer Strecke von 10 bis 11 Meilen, an beyden Ufern dicke Wälder an, welche die Winde gänzlich aufhalten, so daß man gemeiniglich einen Monat braucht, um einen Weg von 20 Meilen zurück zu legen. Die übrige Schifffahrt geschieht durch Ruder- und Seegelschiffe, die höchstens 5 bis 6 Meilen in einem Tage zurück legen können. Die Europäer, die diese Fahrt machen, lassen wilde Jäger zu Lande mit sich ziehen, die ihnen viertehalb Monat lang, so lange nämlich die Fahrt von einem Ende der Kolonie bis zum andern dauert, ihren Unterhalt schaffen müssen.

Diese Lokalschwierigkeiten sind die einzigen, die Frankreich überwinden mußte, da es seine Pflanzörter in Louisiana aufrichtete. Die Engländer, die sich gegen Mittag festgesetzt haben, sind mit ihrem Landbau zu sehr beschäftigt gewesen, als daß sie ihn der Begierde, in die entferntern Gegenden einzufallen, hätten aufopfern sollen. Die Spanier waren auf der Westseite unternehmender, aber zu ihrem eigenen Schaden. Die Begierde, einen Nachbar von Neumexiko zu entfernen, der ihnen mit der Zeit nachtheilig werden könnte, machte, daß sie im Jahr 1720 darauf verfielen, eine andere Völkerschaft noch weit über die Gränzen hinaus anzulegen, die sie sich bisher festgesetzt hatten. Die zu diesem Ende ausgerüstete Karavane richtete ihren Weg nach den Osagen, um diese Nation dahin zu vermögen, daß sie mit ihnen gemeinschaftlich die Missouris, ein den Osagen feindliches Volk, ausrotten möchten. Zum Unglück verwechselten sie den Weg, und kamen bey eben der Nation an, der sie den Untergang

tergang geschworen hatten, und da sie hier am rechten Ort zu seyn glaubten, so entdeckten sie ohne Rückhalt die Ursache ihrer Herkunft.

Der Anführer der Missouris verheelte seinen Zorn, und als 2000 Bewaffnete seiner Nation beysammen waren, so fielen sie über die Spanier her, die man durch Tanz und Gastereyen benebelt hatte, und ermordeten alles. Der einzige Feldprediger entkam dem Blutbade, den seine sonderbare Kleidung vom Tode rettete. Da dieser Vorfall die Sicherheit von Louisiana von der Seite befestigte, welche am meisten bedroht zu seyn schien, so konnte es nun nicht weiter beunruhigt werden, als durch die Eingebohrnen im Lande. Allein diese hatte man nicht sehr zu fürchten.

Diese Wilden waren in verschiedene Nationen zertheilt, die alle nicht zahlreich waren, und alle feindselig gegen einander handelten, ob sie gleich durch unermeßliche Wüsteneyen getrennt wurden. Unter diesen Nationen waren die Natchez die einzigen, die einige Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie gehorchten einem Manne, der sich die große Sonne nannte, weil er auf seiner Brust das Bild dieses Himmelskörpers trug. Das Land, das diese Nation am Ufer des Mississipi inne hatte, zog das Augenmerk der ersten Franzosen auf sich, die diesen Fluß herauf kamen, und unter beyden Völkern entstand bald eine dauerhaft scheinende Freundschaft. Sie hätte es auch werden können, wenn ihre Bande nicht durch die Habsucht der Europäer wären geschwächt worden. Diese verlangten anfangs die Landesprodukte nicht anders, als um den Preis, den man ihnen abfordern würde, allein in der Folge setzten sie dafür selbst einen Preis fest, und endlich verlangten sie sie ganz umsonst; ja, sie verjagten sogar die

alten

alten Einwohner von den Feldern, die sie angebauet hatten. Diese Tyranney brachte die Wilden auf, und es entstand gegen das Ende von 1729 eine allgemeine Konföderation, die allen Franzosen das Leben gekostet haben würde, wenn sie nicht durch die Mutter der großen Sonne, die das Geheimniß von ihrem Sohn herausgelockt hatte, wäre hintertrieben worden. Die übrigen Völker, die mit in die Verschwörung der Natchez gewilliget hatten, verbanden sich darauf, entweder aus Furcht, oder in Hoffnung Pardon zu erhalten, mit den Franzosen, vertilgten diese Nation mit dem Schwerdte, verbrannten ihre Wohnungen und ließen nichts als den Platz derselben übrig *).

Einige zerstreute Reste dieses Volks flohen zu den Chicachas, welches die unerschrockenste Nation in Louisiana war. Biainville, der die Obergewalt über die zerstreuten Franzosen an die Stelle des Perrier erhalten, forderte die Flüchtlinge zurück, allein er bekam abschlägige Antwort. Man ließ im Jahr 1736 alle Truppen der Kolonie marschieren, allein nach vielfältigen Schlappen mußte man nur froh seyn, einen Vertrag mit den Wilden zu Stande zu bringen. Seit diesem Zeitpunkt ist die Ruhe von Louisiana nie wieder gestört worden.

Was die Franzosen in Louisiana gemacht haben.

Die Küsten dieses Gebiets, die alle an dem Meerbusen von Mexiko liegen, sind insgesammt niedrig, zuweilen überschwemmt, überall aber mit dürrem schneeweißem Sande bedeckt. Sie können nicht bewohnt werden, und man hat auch nie darauf gedacht, hier Befestigungen anzulegen, weil sie keinen Einfall und keine Landung gestatten.

Gegen

*) Eine umständliche Nachricht dieser Verschwörung findet man in Bossü's Reisen nach Westindien; dort ist das Jahr 1720 angegeben.

Gegen die Westseite des Mißissipi hat Frankreich auf dieser Küste keinen Pflanzort. Man hatte zwar im Jahr 1721 einige Absicht mit der Bay St. Bernard, aber sie ward durch das schlechte Betragen des Officiers vereitelt, der sie ausführen sollte.

An der Ostseite des Mißissipi ist das Fort St. Mobile, wodurch die Franzosen sich des Pelzwerks, der Tchatas, Alliwabous und anderer Nationen versichern; auch die Spanier von Pensacola ziehen von hier einige Eßwaaren und Kaufmannsgüter.

Der erste Pflanzort ist Neu-Orleans, der 30 Meilen vom Meere liegt. Man legte im Jahr 1717 den Grund dazu, er bekam aber erst im Jahr 1722 einige Festigkeit und ward der Hauptort der Kolonie. Die Hauptstadt derselben, die gleichen Namen führt, ist an den östlichen Ufern des Mißissipi errichtet, um der Mittelpunkt von allen Verbindungen zu werden, die das Hauptland mit der Kolonie errichten würde.

An beyden Ufern des Flusses sieht man eine Reihe von Wohnplätzen, die selten unterbrochen wird. Unter Neu-Orleans erstrecken sie sich nur auf 5 Meilen weit, und sind auch nicht beträchtlich. Den Mißissipi hinauf erstrecken sich die Pflanzungen bis auf zehn Meilen von der Stadt. Die entferntesten sind durch Deutsche urbar gemacht worden, deren unermüdete Arbeit zwey Dörfer hervorgebracht hat, wo diese Menschen, die arbeitsamsten in der Kolonie, wohnen. Längs dieser angebauten 15 Meilen ist ein Damm von Erde aufgeworfen, um das Land gegen Ueberschwemmungen zu schützen. In diesem ganzen Umfange ist das Erdreich schlammig, und folglich allen Arten von Produkten sehr günstig, die einen feuchten Boden verlangen.

Zehn

Zehn Meilen oberhalb Neu-Orleans fängt eine unermeßliche Wüsteney an, wo man nur zwey schwache Dorfschaften von Wilden erblickt. Diese Wüste erstreckt sich auf eine Weite von 30 Meilen, an deren Ende man an den Ort gelangt, der Pointe Coupee heißt. Durch die Ableitung einer Krümmung, welche der Mississipi hier machte, erhielt man eine der besten Besitzungen, wo allerley Arten europäischer Obstbäume, Reis, Maiz, Baumwolle und Tabak sehr gut fortkommen. Der Handel mit Bauholz vermehrt noch diesen Wohlstand.

Zwanzig Meilen oberhalb Pointe Coupee nimmt der Mississipi den rothen Fluß auf, an welchem die Franzosen 35 Meilen von seinem Ausfluß ein Kastell erbaut haben. Man legte bey den Natchitochen den Grund der Handlung, um das Gold und Silber von Neumexiko in diesen Kanal zu leiten. Allein das Elend der Einwohner vereitelte diese Hoffnung, und der einzige Vortheil, den man von dieser Nachbarschaft hatte, bestand darinn, daß man Ochsen und Pferde daher zog, die in Louisiana fehlten. Seitdem sie sich aber auch hier vermehrt haben, hat auch dieser Posten abgenommen, weil er den Ackerbau nicht zur Grundlage hatte.

Die Kolonie der Natchez, 110 Meilen von der See, war die günstigste, die D'Yberville, bey der Herausfahrt im Flusse, antraf; die vortreffliche Lage dieser Gegend brachte auch gar bald eine Kolonie von 500 Menschen zusammen, die aber, wegen ihrer unerträglichen Herrschsucht, ihr Leben einbüßten. Diejenigen, die dahin kamen, um ihre Stelle zu ersetzen, und ihren Tod zu rächen, brachten diese Besitzung in keinen bessern Flor.

Hundert und zwanzig Meilen höher als Natchez liegt die Kolonie der Acansas. Sie wäre ansehnlich geworden, wenn die 9,000 Deutsche, die man in der Pfalz dazu geworben hatte, hingekommen wären; allein sie kamen um, ehe sie zu ihrer Bestimmung gelangten. Die Kanadier, die sich hier niederließen, fanden einen fruchtbaren Boden, Wohlstand und Ruhe. Da sie anfiengen, die Töchter der Acansas zu heyrathen, so wurden beyde Nationen durch völlige Eintracht mit einander verbunden, die die glücklichsten Folgen nach sich zog.

Eben so einträchtig leben die Illinesen, die an der nördlichsten Seite von Louisiana wohnen, mit den Franzosen. Die Nationen, die immer von den Irokesen und andern Nationen gedrängt und gedemüthigt wurden, erblickten in den Europäern die beste Schutzwehr gegen ihre alten immer erbitterten Feinde. Zuletzt haben sich diese Fremdlinge hier so vermehrt, daß sie sechs ansehnliche Dorfschaften ausmachten, da hingegen die vordem sehr zahlreichen Landeseingebohrnen auf drey Flecken herabgekommen sind, deren Einwohner nicht mehr als 2000 Menschen ausmachen. Beyde haben sich an den Ufern des Mississipi niedergelassen, und diese Besitzung ist der Kornboden der Kolonie geworden. Sie könnte ihr Getreide in Ueberfluß liefern, wenn sie schon bis an das Meer ganz mit Menschen besetzt wäre. Aber sie ist sehr weit von diesem Flor zurück geblieben.

Nie hat Louisiana, selbst in seinem größten Flor, mehr als 5000 Weiße gezählt; 1200, die seinen Kriegsstaat ausmachten, so gar mitgerechnet. Diese waren in einer Strecke von 500 Meilen an den Ufern des Mississipi zerstreut, und hatten zwey oder drey schlechte Kastelle, die mehr oder weniger

aus einander lagen, zu ihrem Schutz. Indessen waren diese Kolonisten starke und feste Menschen, theils Kanadier, theils verabschiedete Soldaten, die von der Regierung einen gehörigen Strich Landes, Einsaat, Lebensmittel und einige Geräthschaften erhielten. Officiere und einige reiche Leute hatten diesen Anfang von Bevölkerung mit ansehnlichen Pflanzungen vermehrt, waran 6000 Sklaven arbeiteten.

Aber das Einkommen ihrer Arbeit war unbeträchtlich. Die Ausfuhr der Kolonie belief sich höchstens jährlich auf 200,000 Thaler. Sie bestand in Reis, Brettern, Maiz und Gemüse für die Zukkerinseln; in Baumwolle, Indigo, Tabak und Pelzwerk für das Hauptland.

Was die Franzosen aus Louisiana machen konnten.

Vielleicht hätte diese Besitzung nicht kraftlos darnieder gelegen, wenn man nicht gleich Anfangs den Anbau derselben dem Gutdünken einzelner Kolonisten überlassen hätte, die durch hundert Meilen lange Wüsteneyen von einander getrennt wurden. In einem gemeinschaftlichen Punkt vereinigt, hätten sie sich einander gegenseitig Dienste geleistet, und so wie die Menschenzahl gewachsen wäre, so hätte sich der Anbau weiter erstreckt. Frankreich, das jährlich den Fremden 17 Millionen Pfund Tabak abkauft, hätte dieß Produkt leicht aus Louisiana bekommen können; 12 bis 16,000 das Land fleißig bauende Menschen hätten zu dieser Art von Bedürfniß alles, was das ganze Reich brauchte, leicht liefern können. Die Reichthümer, welche der Tabak in die Kolonie geschafft hätte, würden ihr bald die Augen geöffnet haben, wie nützlich ihr die schönen und großen Wiesen werden könnten, womit sie umgeben ist. Diese würden bald mit zahlreichen Heerden bedeckt worden seyn, die Frank-

reich von der Nothwendigkeit befreyet hätten, Felle, gesalzen Fleisch, Pferde und Maulthiere von den Fremden zu kaufen.

Wären die Gemüther einmal in Thätigkeit gewesen, so hätten sie sich von einem Zweige des Fleißes zum andern erhoben. Der Schiffbau konnte nicht unterbleiben, denn die Materialien waren zur Hand; vielleicht hätte man nichts brauchen hinzuschicken, als Eisen, ob es schon mehr als wahrscheinlich ist, daß es Eisenbergwerke in Louisiana giebt. Die auf diese Art ohne Kosten und mit Vortheil ausgehauenen Wälder würden dem Getreide, der Baumwolle, dem Indigo, dem Lein, ja selbst der Seide freyen Boden gelassen haben; und eine zahlreiche Menschenzahl würde sich einer Beschäftigung haben überlassen können, zu der sie, durch die Annehmlichkeit des Klima, die Vermehrung der Maulbeerbäume und einige glückliche Erfahrung gereizt haben würden. Wäre Louisiana zu dieser Fruchtbarkeit gelangt, so hätte man die Einfahrt in dieß Land gar bald leichter und bequemer gemacht. Man hätte nur mit den schwimmenden Bäumen, die der Fluß mit sich führt, die Menge der kleinen Fuhrten verstopfen dürfen, die der Schifffahrt schaden, dann hätte die ganze Macht des Stroms, die in einem einzigen Kanal vereinigt worden wäre, die Mündung ausgetieft, und hätte vielleicht die Sperrung, die ihn ganz verschließt, von selbst weggeführt. Dann wären die größten Schiffe in den Mississipi hinein gelaufen, deren langsamen Gang man in der Gegend von Neu-Orleans dadurch vermindert hätte, daß man die dicken Wälder umgehauen, die bis itzt alle Winde gehemmt haben. Alle Künste würden alle Vortheile erzeugt haben, um eine blühende und starke Kolonie in dieser weiten Ebene von Amerika zu bilden.

Aber Frankreich hat so viele Vortheile verkannt, als es ein Land, das seine letzte Zuflucht bey seinem großen Verluste zu werden schien, an Spanien abgetreten hat, welchem es nothwendig zur Last seyn mußte. Es wird vielleicht vor den Augen der Politik noch lange ein Räthsel seyn, zu wissen, ob dieser Abtretungstraktat nicht beyden Kronen gleich verderblich ist, weil sie sich beyde dadurch schwächen; die eine, indem sie das verliert, was sie abtritt; die andere aber, indem sie das annimmt, was sie nicht vertheidigen kann. Louisiana, das in der That durch seinen neuen Beherrscher unterdrückt wurde, hat zwar ein Joch abschütteln wollen, welches es verabscheuet hatte; da es aber von Frankreich zurück gewiesen ward, als es sich aufs neue in seine Arme werfen wollte, so ist es wieder in die Fesseln zurück gefallen, die es zerbrechen wollte. Die Grausamkeiten, welche eine erbitterte Regierung wider dasselbe stets ausgeübt hat, haben den Haß gegen dieselbe nur vermehrt, der schon zu alt war, als daß er hätte können gedämpft werden. Bey dieser Verfassung wird es schwerlich jemals zu einigem Flor gelangen. Mit Kanada verhält es sich nicht so; ob es gleich unter eine neue Regierung gerathen ist, so stehen diese Hindernisse nicht seinem Emporkommen entgegen.

Frankreich hat Louisiana an Spanien abgetreten.

Dieser große Strich Landes befand sich beym utrechter Friedensschluß in einem ganz unglaublichen Zustande von Schwäche und Elend. Zwar versetzten die Kosten, die das Hauptland auf diese Kolonie wendete, und der Pelzhandel die Einwohner dann und wann im Wohlstand, allein sie verlohren ihn bald wieder in einer Reihe von unglücklichen Kriegen. Im Jahr 1714 betrug die ganze Ausfuhr aus Kanada nicht 80,000 Thaler; diese Summe sammt den

Zustand von Kanada bey dem utrechter Frieden.

den 100,000 Thalern, die die Regierung jährlich dahin schickte, machten alle Mittel aus, die die Kolonie besaß, um die Waaren zu bezahlen, die ihr aus Europa geschickt wurden. Sie erhielt so wenig, daß man fast gezwungen war, sich nach Art der Wilden mit Fellen zu kleiden. So war der Zustand der mehrsten unter den 20,000 Franzosen beschaffen, die man in diesem unermeßlichen Lande zählte.

Zustand der Bevölkerung, des Landbaues, der Regierung, der Fischereyen und der Finanzen in Kanada.

Die thätige Denkungsart, die sich damals über einen großen Theil des Erdbodens verbreitete, riß Kanada aus der tödtlichen Trägheit, worinn es so lange gelegen hatte. Aus den Schatzungen von 1753 und 1758 sieht man, daß die Menschenzahl auf 91,000 Seelen gestiegen war, die regulirten Truppen ungerechnet, deren Anzahl nach den Umständen stärker oder geringer war. In dieser Rechnung waren die zahlreichen Bundesgenossen, die in einem Striche von 1200 Meilen in die Länge, und einer ziemlichen Breite, zerstreut wohnten, und auch die 16,000 Indier nicht mitgerechnet, die innerhalb oder in der Nachbarschaft der französischen Wohnplätze ansäßig waren.

Ein Theil der französischen Kolonie wohnte in drey Städten beysammen. Quebek, die Hauptstadt von Kanada, liegt 1500 Meilen von Frankreich und 120 vom Meere ab. Sie hat eine sichere Rhede, die drey Meilen im Umfange hält. Man zählte hier im Anfang, von 1759, an die 10,000 Seelen; auch war hier der Mittelspunkt des Handels und der Sitz der Regierung. Die Stadt Trois Rivieres ward 10 Jahre nach Quebek angelegt, und liegt 30 Meilen höher. Ihre Entstehung hat sie der Bequemlichkeit zu danken, mit welcher die nördlichen Wilden hieher kommen, und hier ihren Umsatz machen können. So glänzend auch dieser Pflanzort bey seinem

nem Ursprunge war, so hat er doch nie seine Bevölkerung über 1500 Einwohner bringen können, weil der Pelzhandel sich in kurzer Zeit nach Montreal hin wandte. Dieser Ort ist eine 10 Meilen lange, und höchstens vier Meilen breite Insel, die der Fluß St. Laurent 60 Meilen oberhalb Quebek bildet. Klima und Boden sind hier vortrefflich, allein dieser Ort gerieth in Verfall, als die Franzosen wegen der Streifereyen der Irokesen genöthigt wurden, tiefer in das Land Kastelle anzulegen, um sich des Pelzhandels zu versichern.

Die andern Kolonisten, die nicht in diesen drey Städten wohnten, waren an den Ufern des Flusses St. Laurent zerstreut. Die Pflanzungen giengen südwärts 50 und nordwärts 20 Meilen unterhalb Quebek an, und waren auf einem mittelmäßigen Boden weit von einander entfernt. Erst in der Nachbarschaft nahmen die würklich fruchtbaren Felder ihren Anfang, deren Güte immer mehr wuchs, je näher man an Montreal kam. Diese Fruchtbarkeit würde noch größer gewesen seyn, wenn man das Edikt von 1745 beobachtet hätte, wodurch jedem Kolonisten untersagt ward, seine Ländereyen zu theilen, wenn sie nicht anderthalb Acker breit und gegen 30 bis 40 in die Tiefe hielten. Dann wären die Erben gezwungen gewesen, neue Pflanzungen anzulegen, und es hätten sich nicht mehr weite und unangebaute Gegenden zwischen den reichen und angebauten Ebenen gefunden.

Alle Besitzungen waren von solcher Größe, daß sie zu den Bedürfnissen des Kolonisten hinreichten; der mehrste Boden gab ohne Dünger eine zwanzigfache Erndte an Weizen, und eine dreyßigfache an indianischem Korn. Die mehrsten Einwohner hatten zwanzig Schaafe, zehn bis zwölf Kühe und fünf

 bis

bis sechs Ochsen. Diese Art von Wohlstand setzte die Kolonisten in den Stand, eine ziemliche Menge Pferde zu halten, deren Zahl man zuweilen so weit vermehrte, daß man wohl gar das Getreide im Winter an sie verschwendete, welches die Menschen selbst in andern Jahrszeiten vielleicht missen mußten.

So war der Zustand der 83,000 am Ufer des Flusses St. Laurent, abgesondert oder vereinigt wohnenden Franzosen beschaffen. Oberhalb seiner Quelle und in den Gegenden, die man das Oberland nennt, befanden sich ihrer 8000, die sich aber durchgängig mehr mit der Jagd, oder mit der Handlung, als mit dem Ackerbau, beschäftigten.

Ihre erste Niederlassung war Katarakui, oder das Fort Frontenac, das 1671 am Eingange des Sees Ontario, um den Streifereyen der Engländer und Irokesen Einhalt zu thun, angelegt ward. Zwischen dem See Ontario und dem See Erie ist ein festes Land von 14 Meilen, das gegen die Mitte durch den berühmten Wasserfall zu Niagara durchschnitten wird. Oberhalb desselben hatte Frankreich Festungswerke aufgeführt, um die Wilden zu hindern, Pelzwerk nach der mit ihnen wetteifernden Nation zu bringen.

Jenseits des See Erie erstreckt sich ein Land, das durch den Namen des Passes berühmt ist. Es übertrifft ganz Kanada an sanfter Himmelsluft, und an Ergiebigkeit des Bodens, der Jagd und Fischerey. Die ersten Franzosen ließen sich hier wegen der Nachbarschaft verschiedener wilder Nationen nieder, von welchen man viel Pelzwerk erhandeln konnte. Der gute Fortgang dieser Besitzung machte, daß der Posten zu Michillimakinak, der hundert Meilen weiter, zwischen dem See Michigan, dem See der

Huro-

Huronen und dem obern See, die alle drey schiffbar sind, abnahm; der größte Theil des hiesigen Handels zog sich nach dem Passe hin.

Außer diesen Forts sah man noch eine Menge anderer nicht so beträchtlicher, die hie und da an den Ufern oder bey dem Eingange der Gebirge errichtet wurden. Jedes derselben hatte eine Besatzung, die die in der Nachbarschaft angesessenen Franzosen mit ihren Waffen beschützte. Diese zusammen genommen, machten die Zahl der 8000 Seelen aus, die man im Oberlande zählte.

Nicht alle von den Franzosen entsprungene Kolonisten hatten Sitten, die des Himmelsstrichs, den sie bewohnten, würdig gewesen wären. Die Ackerleute brachten den Winter in träger Unthätigkeit zu, und die Einwohner der Städte lebten sowohl den Winter als Sommer hindurch in unaufhörlicher Zerstreuung. Diese müssige und leichtsinnige Lebensart hatte ihren Ursprung von der militärischen Gewalt, der alle Kolonisten blindlings gehorchen mußten. Der langsame und sichere Gang der Gesetze war hier nicht bekannt, sondern der Wille des Befehlshabers oder seiner Statthalter ein Orakel, dem man sich ohne Untersuchung unterwerfen mußte. In den ersten Zeiten erstreckte sich diese Macht auch auf die bürgerliche Gerichtsbarkeit, bis man im Jahr 1663 in der Hauptstadt ein Tribunal errichtete, das alle Prozesse der Kolonie völlig entscheiden sollte. Das pariser Stadtrecht, das jedoch nach verschiedenen Umständen des Orts abgeändert wurde, machte hier das Gesetzbuch aus, das durch Einrückung von Fiskalgesetzen weder verstümmelt noch verunstaltet ward.

Das Finanzwesen zog in Kanada nichts, als ein Geringes von Erbschaften und Veräußerungen; eine leichte Steuer von den Einwohnern zu Quebek und Montreal für die Unterhaltung der Festungswerke dieser Städte, und Auflagen (die aber zu stark waren) auf die Ein- und Ausfuhr der Waaren. Alle diese Gegenstände brachten dem Fiskus im Jahr 1747 nicht mehr als etwa 68,660 Thaler ein.

Die Länderenen wurden zwar von der Regierung nicht mit Abgaben belegt, allein sie genossen dennoch keine gänzliche Steuerfreyheit. Man hatte Officieren und Edelleuten Distrikte von zwey bis vier Meilen in der Breite, und ganz unbestimmt tief ins Land hineingehend, ertheilt, und da diese nicht im Stande waren, so weitläuftige Besitzungen zu benutzen, so mußten sie ihr Eigenthum unter die Soldaten und Ackerleute gegen Erbzins vertheilen. Der Herr überließ jedem seiner Vasallen 90 Acker, die sich ihrer Seits verpflichten mußten in seiner Mühle zu mahlen, ihm jährlich vier bis acht Pfennige für den Acker, und einen halben Scheffel Korn für die gänzliche Ueberlassuug zu bezahlen. Diese Abgaben, so mäßig sie waren, gaben einer Menge müssiger Leute, auf Kosten der einzigen Klasse von Menschen, womit man die Kolonie hätte besetzen müssen, Unterhalt. Ihre wahren Einwohner sahen ihre Last noch durch die Abgabe des Zehenten, der im Jahr 1667 eingeführt ward, vermehrt. Zwar ward diese auf den 26sten Theil der Erndte eingeschränkt, aber auch dieß war noch eine Drückung in einem Lande, in welchem die Geistlichen zu ihrem Unterhalt hinreichende Länderenen hatten.

So viel dem Landbau im voraus angelegte Fesseln setzten die Kolonie außer Stand, das zu

bezahlen, was sie aus dem Hauptlande hohlen mußte. Das französische Ministerium ward endlich so davon überzeugt, daß, nachdem es sich immer gegen die Anlegung von Manufakturen in Amerika hartnäckig gesträubt hatte, es endlich im Jahr 1706 meynte, es müsse sie so gar aufmuntern. Allein diese späten Einladungen thaten schwache Würkung, wenig grobe leinene Tücher und etwas schlechte wollene Zeuge, war alles, was der Fleiß der Kolonisten hervorbringen konnte.

Die Fischereyen reizten eben so wenig als die Manufakturen. Die einzige, die einen Gegenstand zur Ausfuhr lieferte, war der Seewolfsfang. Die Felle dieser Thiere wurden anfänglich zu Müffen gebraucht, nachher bediente man sich derselben auch Koffer damit zu überziehen, und Schuh und Stiefeln daraus zu verfertigen. Wenn sie gut gegerbt werden, so haben sie fast dasselbe Korn, als der Korduan, und wenn sie gleich nicht so fein sind, so behalten sie doch länger ein frisches Ansehen. Das Fleisch des Seewolfs schmeckt zwar nicht übel, aber man hat mehr Nutzen davon, wenn man Oel daraus macht; dieß Oel bleibt lange hell, riecht nicht, und läßt auch keinen Bodensatz zurück. Es dient sowohl zum Brennen, als zur Zubereitung des Leders.

Kanada schickte jährlich auf den Seewolfsfang, der an dem Meerbusen St. Laurent geschah, fünf bis sechs Fahrzeuge, und spedirte eins oder zwey nach den Antillen hin. Von den Inseln bekam es dafür neun bis zehn Boote mit Rum, Syrup, Kaffee und Zucker; und aus Frankreich etwa 30 Fahrzeuge, die zusammen 9000 Tonnen halten mochten.

Wäh-

Während der Zwischenzeit der beyden letzten Kriege, welches der blühendste Zeitpunkt der Kolonie war, betrug ihre Ausfuhr nicht mehr, als 316,800 Thaler an Pelzwerk, 211,200 Thaler an Kastorfellen, 66,000 Thaler an Seewolfsöhl, eine gleiche Summe an Mehl und Erbsen, und 40,000 Thaler an Holz von allen Arten. Diese Summe, die jährlich 700,000 Thaler betrug, war nicht hinreichend, um die aus dem Hauptlande kommenden Waaren zu bezahlen, sondern das Uebrige ersetzte die Regierung.

Im Anfange der Besitznehmung von Kanada, hatten die dortigen Franzosen fast gar kein Geld. Weil hiedurch der Fortgang des Handels und Ackerbaues sehr gehindert ward, so ließ der Hof im Jahr 1670 für alle amerikanische Besitzungen eine Münze prägen, der man einen idealen Werth gab, der um ein Viertheil höher war, als der Werth der im Hauptlande zirkulirenden Spezies. Da dieß Mittel noch nicht den gehofften Vortheil verschaffte, so bediente man sich der Papiere anstatt des metallenen Geldes. Diese Erfindung glückte bis ins Jahr 1713, wo man die Verschreibungen nicht mehr erfüllte, die man durch die Vorsteher der Kolonie ausgestellt hatte. Die Wechselbriefe, die sie auf den Fiskus des Hauptlandes trassirten, wurden nicht bezahlt, und fielen von Stund an in Unwerth. Man liquidirte sie im Jahr 1720 mit $\frac{5}{8}$ Verlust.

Dadurch kam der Gebrauch des Geldes in Kanada wieder auf, allein dieß dauerte nur etwa zwey Jahr, so wurden Karten fabrizirt, mit dem Stempel der Königreiche Frankreich und Navarra, die durch den Gouverneur, den Intendanten und den Kontrolleur unterschrieben werden mußten. Man hatte welche von 24, 12, 6, 3, $1\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{3}{8}$ Livres,

deren

deren Werth zusammen nicht mehr als eine Million betrug. Wenn diese Summe zu den öffentlichen Bedürfnissen nicht hinreichend war, so half man dem Mangel durch Zahlungsbefehle ab, die vom Intendanten allein unterzeichnet wurden. Die geringsten derselben betrugen einen Livre, die beträchtlichsten hundert. Alle diese Papiere zirkulirten in der Kolonie bis zum Monat Oktober, da die Schiffe von Kanada abseegelten; dann wurden sie in Wechsel verwandelt, die in Frankreich die Regierung bezahlen sollte, weil vorausgesetzt ward, daß sie den Werth davon verbraucht hatte. Aber die Menge derselben hatte sich so vermehrt, daß im Jahr 1754 der königliche Schatz zur Bezahlung nicht hinreichte, und dieselbe verschoben werden mußte. Ein unglücklicher Krieg, der zwey Jahr nachher einfiel, vermehrte ihre Anzahl so sehr, daß sie verrufen wurden. Alsbald stiegen die Waaren über den Preis, und da der König, wegen der erstaunenden Kriegskosten, die meisten davon verbrauchte, so mußte er auch allein den Verruf des Papiers und die Last der Theurung tragen. Das Ministerium mußte im Jahr 1759 die Bezahlung der Wechsel so lange aufschieben, bis man ihre Quelle und wahren Werth entdeckt hatte. Ihre Masse war entsetzlich.

Die jährlichen Ausgaben des Staats für Kanada, die sich im Jahr 1729 nicht über 106,000 Thaler beliefen, und die vor 1749 niemals über 449,000 Thaler gestiegen waren, hatten um diese Zeit keine Schranken mehr. Das Jahr 1750 kostete 554,000 Thaler, das Jahr 1751 aber 712,000, das Jahr 1752 1,080,000, das Jahr 1753 1,400,000 Thaler, das Jahr 1754 1,174,000 Thaler, das Jahr 1755 1,610,000 Thaler, das Jahr 1756 drey Millionen Thaler, das Jahr 1757 5,080,000 Thaler, das Jahr

Jahr 1758 7,362,500 Thaler, das Jahr 1759 6,861,000 Thaler; die acht ersten Monate von 1760 kosteten 3,562,500 Thaler, und von diesen ungeheuren Summen war man beym Friedensschluß 21,110,000 Thaler schuldig. Der Ursprung dieser Schuld ward untersucht, die entsetzlichen Veruntreuungen wurden, so viel es die Entfernung des Orts und der Zeiten erlaubten, entdeckt; die Strafbarsten zu gesetzmäßigen Erstattungen verurtheilt, und die ganze Summe der Schulden ward auf 10,027,250 Thaler herab gesetzt.

Was für Vortheile Frankreich aus Kanada ziehen konnte, und was für Fehler es derselben beraubt haben.

Freylich verdiente Kanada das nicht, was es dem Hauptlande kostete, allein die Schuld lag an der Macht, die es regierte. Dieß Land bot seit langen Zeiten unermeßliche Erndten dar, und man baute doch nur so viel, als zur höchsten Nothdurft der Einwohner erforderlich war. Bey mäßiger Arbeit hätte man so viel bekommen können, als nöthig, die amerikanischen Eylande zu ernähren, und sogar einen Theil von Europa zu versorgen. Die Kolonie schickte im Jahr 1751 zwo Ladungen Weizen nach Marseille, den man von guter Art fand, und der mit Vortheil verkauft ward.

Wenn der Landbau mehr Vollkommenheit erlangt hätte, so hätten sich auch bald die Heerden vermehrt, und besonders hätte man von den Schaafen, die sich hier leicht ziehen lassen, große Vortheile haben können. Ihre Wolle, deren Feine und Güte bekannt ist, hätte in den französischen Manufakturen die Stelle der aus Andalusien und Kastilien kommenden Wolle ersetzen können. So hätte sich der Staat mit diesem köstlichen Produkt bereichert, und die Kolonie hätte dagegen tausend neue Bequemlichkeiten aus dem Hauptlande erhalten können.

Der

Der Gieseng hätte viel einbringen können. Dieß Gewächs, das die Chineser mit Gelde aufwiegen, ward im Jahr 1720 durch den Jesuiten Lafiteau in den Wäldern von Kanada, wo es häufig wächst, gefunden. Man brachte es nach Konton, wo es theuer verkauft ward, und nun stieg das Pfund dieses Produkts, welches anfänglich zu Quebek nur 1½ bis 2 Livres kostete, bis auf 25. Im Jahr 1752 ward für 500,000 Livres *) herausgeschafft. Die starke Nachfrage nach dieser Pflanze trieb die Kanadier an, dasjenige schon im May zu pflücken, was erst im September hätte gepflückt werden müssen, und im Ofen zu dörren, was langsam im Schatten hätte getrocknet werden müssen. Dadurch kam der Gieseng aus Kanada in Verruf, und die Kolonie ward für ihre Haabsucht durch den Verlust dieses Handlungszweiges entsetzlich bestraft.

Die Eisenbergwerke in den dortigen Gegenden öffneten ebenfalls eine sichere Quelle für den Fleiß. Das einzige, das jemals die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen, liegt bey Trois-Rivieres, welches durch einen Hüttenmeister, der im Jahr 1739 aus Europa dahin kam, etwas verbessert ward. Der Gebrauch des hiesigen Eisens würde dem Vorsatz, Schiffswerfte in Kanada anzulegen, herrlich zu Statten gekommen seyn. Es fanden sich dazu die herrlichsten Waldungen in Menge, allein zum Unglück setzte der Hof sein Vertrauen in solche Leute, die nur auf ihren Privatvortheil sahen. Das Holz ward in den unschicklichsten Jahrszeiten gefällt, und das schon gefällte Holz Jahre lang der Witterung Preis gegeben, eh man es bearbeitete, dadurch kam das

*) 132,000 Thaler.

das Holz von Kanada ganz in Verruf, und alle Hülfe, die diese Kolonie dem Seewesen darbot, ward vernichtet.

Die Kolonie enthielt noch einen Gegenstand für die Manufakturen des Hauptlandes, nämlich die Zubereitung der Bieberfelle. Allein diese Waare fiel gleich anfangs unter das Joch des Monopols der ostindischen Gesellschaft, und da die Wilden in den englischen Besitzungen 25 bis 30 Prozent mehr erhielten, als die Gesellschaft ihnen gab, so brachten sie alles, was sie vor den Nachforschungen der Bedienten derselben verheelen konnten, zu den Engländern, und erhielten von ihnen englische Tücher und ostindische Leinewand. So beraubte sich Frankreich des doppelten Vortheils, einigen seiner inländischen Manufakturen die ersten Materialien zu liefern, und einigen andern den Weg zum Vertrieb ihrer Produkte zu eröffnen.

Eben so wenig kannte Frankreich die Leichtigkeit, womit es den Wallfischfang in Kanada errichten konnte. Die Straße Davis und das Meer um Grönland, sind die reichsten Quellen für diesen Fang. Das erste dieser Gewässer sieht jährlich 50, das andere 150 Schiffe ankommen, wozu die Holländer mehr als Dreyviertheil beytragen. Allein da bey dieser Beschäftigung sehr wenig Profit für die Handelsleute übrig bleibt, die diese Schiffe ausschicken, so sind die Biskayer nach und nach von diesem Unternehmen abgeschreckt worden, und andre Franzosen haben ihre Stellen nicht ersetzt. Man hat oft vorgeschlagen, den Wallfischfang in Kanada wieder vorzunehmen, da der Fluß St. Laurent einen sehr ergiebigen Fang mit weniger Gefahr und Kosten darbot, als die Straße Davis und Grönland; allein die Regierung hat nichts angewandt, um dieß

Ge-

Gewerbe, das den Kolonisten eine neue Thätigkeit geben und einen neuen Schwarm von Seefahrern bilden könnte, besonders aufzumuntern. Eben diese Gleichgültigkeit machte auch, daß der so oft entworfene Plan zernichtet ward, den man schon zwey= bis dreymal auszuführen angefangen hatte, nämlich den Stockfischfang an den Ufern des St. Laurentflusses anzulegen.

So blieb also die Kolonie durch eine unbegreifliche Unthätigkeit in ihr erstes Nichts versenkt, und die Regierung ersann noch überdieß nichts, als verderbliche Projekte. Ganz an militairische Erziehung gewöhnt, ward die Abneigung, welche die Kanadier gegen den Landbau hatten, noch dadurch vermehrt, daß der Hof alle Ehren= und Gnadenbezeugungen allein den Kriegsthaten ertheilte. Der Adel genoß einen Vorzug, der immer stärker ward, und die traurigsten Folgen hatte. Er versenkte die Kanadier in Müssiggang, und brachte ihnen eine unüberwindliche Neigung zu allen dem bey, was einen äußern Glanz hatte. Produkte, die auf Veredlung der Länderenen hätten verwandt werden müssen, wurden für eiteln Putz hingegeben, und verderbliche Schwelgerey deckte eine wahre Armuth.

Ursprung des Krieges zwischen den Engländern und Franzosen in Kanada.

So war der Zustand der Kolonie beschaffen, als die Regierung derselben im Jahr 1747 dem la Galissoniere anvertraut wurde. Die Engländer wollten die Gränzen von Neuschottland oder Akadien erweitern; diese Anmaaßungen hielt la Galissoniere für ungerecht, und nahm sich vor, sie nicht über die Gränzen der Apalachen kommen zu lassen. Sein Nachfolger ergriff seine Absichten mit möglichstem Eifer, und man sah nun von allen Seiten Schanzen empor steigen, die dem vom Hofe angenommenen System Bestand geben sollten. Nun erhuben sich

Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika, die endlich zwischen beyden Nationen in einen öffentlichen Krieg ausbrachen. Die englischen Schiffe griffen die französische Flagge allenthalben an, und umzingelten im Jahr 1758 Isle Royale.

Eroberung von Isle Royale durch die Engländer.

Dieser Schlüssel von Kanada war schon 1745 von den Engländern erobert worden, und durch den Aachner Frieden wieder an Frankreich gekommen. Den 2ten Junius 1758 warf zum zweytenmal eine englische Flotte von 23 Schiffen von der Linie und 18 Fregatten die 16,000 Mann geübter Truppen führte, eine halbe Meile von Louisburg Anker. Die Insel gieng, ohnerachtet der hartnäckigsten Gegenwehr der Franzosen, an die Engländer über, und diese Eroberung bahnte sogleich den Weg nach Kanada.

Die Engländer greifen Kanada an.

Gleich im folgenden Jahre brachte man den Krieg dahin, oder vielmehr man vermehrte die blutigen Auftritte, dazu dieß unermeßliche Land längst einen Schauplatz abgegeben hatte. Folgendes war Ursache davon.

Die in diesen Gegenden angesessenen Franzosen hatten ihren Ehrgeiz nach Norden hin gerichtet, wo das schöne Pelzwerk in größerer Menge zu finden war. Als diese Quelle von Reichthümern versiegte oder abnahm, wandte sich die Handlung nach Süden hin, wo man den Ohio entdeckte, der sich den Namen des schönen Flusses erwarb. Er eröffnete einen natürlichen Verkehr zwischen Kanada und Louisiana. Denn obgleich die Schiffe, die den Fluß St. Laurent hinauf seegeln, zu Quebek bleiben, so geht doch die Schifffahrt auf Booten bis nach dem See Ontario fort, der vom See Erie nur durch einen

engen Wasserstrom getrennt wird, an welchem Frankreich schon frühzeitig das Fort Niagara aufführte. In der Nachbarschaft des Sees Erie ist die Quelle des Ohio, der sich wieder in den Missisipi ergießt.

Indessen machten die Franzosen nicht den geringsten Gebrauch von einem so prächtigen Kanal. Der schwache Verkehr, den die beyden Kolonien mit einander unterhielten, geschah noch immer durch die nördlichen Gegenden. Der neue Weg, der weit kürzer und leichter war, als der alte, fieng erst durch ein Korps Truppen an, gebraucht zu werden, das man im Jahr 1739 dem im offenbaren Kriege mit den Wilden stehenden Louisiana zu Hülfe schickte. Nach dieser Unternehmung fiel der südliche Weg wieder in Vergessenheit, woraus er sich nicht viel eher, als im Jahr 1753, wieder erhob. Zu der Zeit errichtete man viele kleine Kastelle am Ohio, dessen Lauf man seit drey Jahren untersuchte. Das beträchtlichste derselben erhielt den Namen des Gouverneur Duquesne, der es hatte erbauen lassen.

Die englischen Kolonien konnten nicht ohne Verdruß ansehen, daß hinter ihnen französische Pflanzörter errichtet wurden, die, in Verbindung mit den ältern, sie ganz einzuschließen schienen. Sie suchten also der wetteifernden Nation den Besitz des schönen Flusses streitig zu machen. Allein fast alle Unternehmungen, die die Engländer in einer Zeit von etwa 4 Jahren wagten, liefen unglücklich und nicht ohne großes Blutvergießen ab, bis endlich im Monat Junius 1759 eine englische Flotte im Fluß St. Laurent anlangte.

Einnahme von Quebek durch die Engländer.

Die englische Flagge zeigte sich darauf bald vor Quebek, ob ihr gleich 8 Brander, um sie in die Asche zu legen, entgegen geschickt wurden. Man machte verschiedene Versuche zu einer Landung, die

aber alle unglücklich abliefen, und den Angreifenden Ströme von Blut kosteten. Endlich hatten sie den 12ten September das Glück zu landen, ohne bemerkt zu werden. Sie wurden zwar durch ein um ein Drittheil schwächeres Korps tapfer und hartnäckig angegriffen, allein die französischen Truppen mußten endlich weichen, und Quebek mußte, nachdem durch das Geschütz der Flotte drey Viertheile dieser Stadt eingeäschert worden, den 17ten September kapituliren.

Die noch übrigen Franzosen wollten den 20sten April des folgenden Jahres einen Sturm auf Quebek wagen, um die Engländer wieder heraus zu treiben. Allein ein Zufall entdeckte diesen Anschlag zu früh, und die Franzosen schickten sich nun aufs herzhafteste zu einer förmlichen Belagerung an. Allein, da sie nur Feldstücken hatten, da kein Sukkurs aus Frankreich ankam, und da ein starkes englisches Geschwader den Fluß hinaufseegelte, so mußten sie schon den 16ten May die Belagerung aufheben, und sich von Posten zu Posten bis nach Montreal zurück ziehen. Endlich wurden sie umzingelt, und dieser traurige Rest eines Korps von 7,000 Mann, das nie rekrutirt worden war, und mit Hülfe der Wilden so große Dinge gethan hatte, mußte endlich für die ganze Kolonie kapituliren. Die Unterhandlungen des Friedens stellten die Eroberung fest, und vermehrten die englischen Besitzungen im nördlichen Amerika.

Was England aus Kanada machen können.

Der Zuwachs eines unermeßlichen Gebiets ist indeß nicht der größte Nutzen, den Großbritannien aus dem Glück seiner Waffen ziehen muß, sondern die ansehnliche Bevölkerung, die es hier angetroffen, ist ein weit wichtigerer Vortheil. Die

Kana-

Kanadier haben sich auch überdieß sehr leicht die Mittel gefallen lassen, durch welche der londner Hof ihr Glück und ihre Freyheit auf festen Grund zu bauen suchte.

Anfänglich gab man ihnen die englischen Admiralitätsgesetze; aber diese Neuerung haben sie kaum bemerkt, weil sie nur die Eroberer angieng, die im Besitz des ganzen Seehandels der Kolonie stehen.

Auf die Einführung der peinlichen Gesetze Englands, sind sie aufmerksamer gewesen. Dieß war eins von den glücklichsten Geschenken, welche Kanada erhalten konnte. Auf die undurchdringlichen Geheimnisse einer barbarischen Inquisition folgte eine ruhige, überlegte und öffentliche Untersuchung; an die Stelle eines schrecklichen und ans Blut gewöhnten Gerichts, traten menschlich gesinnte Peers, die geneigter waren, die Unschuld zu erkennen, als das Verbrechen zu vermuthen.

Die eroberten Völker sind noch mehr gerührt worden, als sie gesehen haben, daß ihre persöhnliche Freyheit durch das berühmte Habeas corpus-Gesetz auf ewig gesichert war. Sie waren nur zu lange das Opfer willkührlicher Macht derjenigen gewesen, die über sie herrschten, um nicht die wohlthätige Hand zu segnen, die sie aus der Knechtschaft riß, und sie unter den Schutz der Gesetze versetzte.

Die Sorge, für Kanada ein bürgerliches Gesetzbuch abzufassen, hat nach der Zeit das brittische Ministerium beschäftigt. Dieß große Werk ist zwar sehr erleuchteten, arbeitsamen und gerechten Rechtsgelehrten aufgetragen worden, allein es hat doch noch nicht seine Bestätigung von der Regierung erhalten. Entspricht der Erfolg den Hoffnungen,

so wird endlich eine Kolonie zu finden seyn, die solche Gesetze aufweisen kann, welche nach ihrem Klima, ihrer Bevölkerung und Arbeit eingerichtet sind.

Außer diesen väterlichen Absichten hat Großbritannien überlegt, daß es seiner Staatskunst zuträglich sey, wenn es durch verborgene Wege seine neuen Unterthanen zur Liebe der Gebräuche, der Sprache, des Gottesdienstes und der Gesinnungen führte, welche in ihrem neuen Vaterlande herrschten. In der That ist diese Uebereinstimmung, überhaupt genommen, eins der stärksten Bande, das die Kolonie mit dem über sie herrschenden Vaterlande verbinden kann. Indessen glauben wir doch, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge einem andern System hätte den Vorzug geben sollen. England hat heut zu Tage den Geist der Unabhängigkeit, der in dem mitternächtlichen Amerika herrscht, so sehr zu fürchten, daß es vielleicht für dasselbe zuträglicher wäre, wenn es Kanada in einer Art von Entfernung von andern Provinzen erhielte, als daß es dieselben ihnen näher bringt, durch eine solche Uebereinstimmung, die sie einst nur zu genau verbinden könnte.

Dem sey wie ihm wolle, der londner Hof hat an Kanada die englische Regierungsform ertheilt, so weit sie sich mit einer völlig königlichen Gewalt, und ohne Vermischung derselben mit einer Regierung des Volks, vertragen kann. Seine neuen Unterthanen, gegen die Furcht künftiger Kriege gesichert, von der Vertheidigung entfernter Posten, die sie ihren Pflanzungen entriß, des Pelzhandels, der wieder in seinen natürlichen Lauf getreten ist, beraubt, beschäftigen sich bloß mit ihrem Ackerbau. So wie dieser sich vermehrt, wird auch der Verkehr

mit

mit Europa und mit den Antillen lebhafter, und bald wird er beträchtlich seyn. Er wird von nun an die Haupthülfe eines Landes seyn, worauf Frankreich ehedem unermeßliche Summen verwendete, weil es dasselbe als das stärkste Bollwerk seiner südlichen Inseln ansah.

Zweyter Abschnitt.

Besitzungen der Engländer in Nord-Amerika.

England war nur noch erst durch oft glückliche, immer glänzende Seeräubereyen in der neuen Welt bekannt, als Walter Raleigh seiner Nation einen Antheil an den unermeßlichen Reichthümern dieser Halbkugel zu verschaffen suchte. Er wandte sein Augenmerk auf die östliche Küste des nördlichen Amerika und fand bald am Hofe und unter den Kaufleuten Beyfall. Die Gesellschaft, die durch seine Anlockung zusammen kam, erhielt im Jahr 1584 von der Regierung die freye Waltung über alle Entdeckungen, die sie machen würde, und ohne weitere Aufmunterung spedirte sie gleich im Monat April des folgenden Jahres zwey Fahrzeuge, die in der Roanoakbay, welche itzt in Karolina liegt, Anker warfen. Die Befehlshaber derselben, die des Vertrauens, womit sie sich beehrt sahen, würdig waren, bezeugten eine gränzenlose Gefälligkeit in einem Lande, wo sie ihrer Nation festen Fuß

Erste Unternehmung der Engländer nach Nordamerika.

schaffen wollten, und überließen den Wilden die Bestimmung der Tausche, die sie ihnen bey dem Handel, den man mit ihnen anlegen wollte, vorschlugen.

Alles, was diese Seefahrer bey ihrer Rückkehr in Europa von der Beschaffenheit des Landes, das sie kennen gelernt hatten, erzählten, war eine Ermunterung für die Gesellschaft, die sie ausgeschickt hatte. Sie schickte den folgenden Frühling 7 Fahrzeuge ab, die 108 freye Menschen zu Roanoak ans Land setzten, um da den Anfang zu Anlegung einer Besitzung zu machen. Ein Theil dieser Kolonisten ward durch die Wilden, die man beleidigt hatte, ermordet, die übrigen wollten vor Hunger und Elend sterben, weil sie es versäumt hatten, durch den Landbau für ihren Unterhalt zu sorgen. Endlich kam Franz Drake, der Befehl hatte, nach geendigter Expedition gegen die Spanier, zu Roanoak vorzulegen, um alle Hülfe, deren man dort benöthigt seyn sollte, anzubieten. Verzweiflung machte, daß die kleine Anzahl von Elenden, die allen Arten von Unglücksfällen entgangen war, sie verwarf. Sie verlangten nur die einzige Wohlthat, daß man sie wieder in ihr Vaterland zurück führen sollte; und da der Admiral die Gefälligkeit hatte, ihr Verlangen zu erfüllen, so machte er dadurch den ganzen Aufwand unnütz, den man bis hieher verwandt hatte.

Diese unvermuthete Begebenheit schreckte die Glieder der Gesellschaft nicht ab. Sie schickten nach und nach einige schwache Bevölkerung in die Kolonie. Im Jahr 1589 befanden sich daselbst 115 Personen beyderley Geschlechts, die einer ordentlichen Regierung unterworfen, und mit allen dem hinlänglich versorgt waren, was zu ihrer Vertheidigung, zur Kultur und zum Handel gehörte. Dieser

ser Anfang machte einige Hoffnung, allein sie verlohr sich wieder in dem Unglück, worein Raleigh stürzte, weil er sich von den Grillen einer allzu lebhaften Einbildung hinreißen ließ. Die Kolonie, die seiner Unterstützung beraubt war, fiel gänzlich in Vergessenheit.

Zwölf Jahre lang hatte man sie gänzlich aus den Augen verlohren, als Gosnell, einer der ersten aus der Gesellschaft, im Jahr 1602 beschloß, sie zu besuchen. Seine Erfahrung in der Schifffahrt brachte ihn auf die Vermuthung, man habe bis dahin den rechten Weg, den man seegeln müßte, nicht gekannt, und dadurch, daß man vor die kanarischen und karaibischen Inseln herfuhr, die Reise unnöthiger Weise mehr als 1000 Meilen verlängert. Seine Muthmaaßungen bewogen ihn, von Süden ab nach Westen hin zu steuern. Der Versuch gelang ihm, aber als er an den Küsten von Amerika anlangte, befand er sich mehr nordwärts, als alle diejenigen, die diese Reise vor ihm gethan hatten. Die Gegend, wo er landete, die nachher in die Provinz Neuengland eingeschlossen worden ist, lieferte ihm eine Menge schönes Pelzwerk, womit er wieder nach Europa seegelte.

Die Geschwindigkeit und der gute Erfolg dieser Unternehmung machte auf die englischen Kaufleute Eindruck. Verschiedene vereinigten sich im Jahr 1606, um eine Besitzung in dem Lande, das Gosnell entdeckt hatte, anzulegen. Ihr Beyspiel erweckte bey einigen andern das Andenken der Kolonie von Roanoak, und daher entstanden zwey privilegirte Gesellschaften. Da das feste Land, wo sie Monopolrecht ausüben sollten, in England nur unter dem allgemeinen Namen Virginien bekannt war, so ward die eine die Gesellschaft von Süd-Virgi-

nien, und die andere die Gesellschaft von Nord-Virginien genannt.

Allein dieser Eifer erkaltete bald, indem unter beyden Gesellschaften mehr Neid als Wetteifer entstand. Ob man ihnen gleich die erste Lotterie, die in England gezogen wurde, als eine Hülfe zugestand, so waren doch ihre Progressen so langsam, daß man im Jahr 1614 nur 400 Personen in beyden Besitzungen zählte. Die Wohlhabenheit, welche die ungekünstelten Sitten der damaligen Zeit erforderten, war damals so allgemein in England, daß das Verlangen, aus seinem Vaterlande zu ziehen, um dem Glücke nachzulaufen, niemand in Versuchung setzte. Allein bald nachher entstanden Sekten, Spaltungen, Religionskriege und schwere Verfolgungen der Presbyterianer, die anfiengen sich Puritaner zu nennen, wodurch diejenigen, die weder die Schande nachzugeben, noch die Mühe zu kämpfen haben wollten, bewogen wurden, ihre Augen nach Nordamerika hinzuwenden, um die bürgerliche und Religionsfreyheit zu suchen, die ihnen ein undankbares Vaterland versagte. Die Zufriedenheit, die sie in ihrem Zufluchtsort genossen, zog nach und nach alle diejenigen von ihrer Parthey dahin, deren Seele nicht finster genug war, um an den erschrecklichen Katastrophen, die England nachher zu einem Schauplatze voll Schrecken und Blut machten, ein Vergnügen zu finden. Aussichten von Glück vermehrten die Anzahl ihrer Gefährten in ruhigern Zeiten. Endlich aber trug noch ganz Europa viel dazu bey, die Bevölkerung dort zu verstärken. Tausende von Unglückseligen, die von der Tyranney, oder von der Religionsunduldsamkeit ihrer Regenten unterdrückt wurden, giengen durch die Gefahren des Weltmeers, um Leben und Heil in der andern Halbkugel zu suchen.

Hier

Hier giebt es irgendwo einen einzelnen Gegenstand, der mit dem Ganzen keine Masse ausmacht; das ist die Hudsonsbay. Diese Meerenge, die 10 Grade in der Tiefe hält, wird in den entfernten und nördlichen Gegenden von Amerika durch den Ocean gebildet. Ihre Mündung ist 6 Meilen breit. Die Einfahrt kann nur vom Anfange des Julius bis Ende des Septembers geschehen, und ist sehr gefährlich. Die Schiffe müssen sich da vor Bergen von Eis hüten, die durch einen immerwährenden Winter von 5 bis 6 Jahren entstehen, und durch die Nordwestwinde oder andere Ursachen losgerissen werden. Dieser Nordwestwind erregt in der Bay selbst die abscheulichsten Stürme, die um so furchtbarer sind, da es hier sehr viele Untiefen giebt.

Klima der Hudsonsbay; Gebräuche ihrer Bewohner; Handel, der dort getrieben wird.

Von den Würkungen der strengen Kälte oder des Schnees in diesen Weltgegenden, werden die Thiere, die von Natur braun oder grau sind, im Winter weiß. Unter diesem traurigen und düstern Himmelsstrich werden alle flüssige Dinge, dadurch, daß sie gefrieren, feste Körper, und zerbrechen ihre Gefäße, sie mögen gemacht seyn, wovon sie wollen. Oft werden große Felsstücken durch die Kraft des Frostes von größern Massen zerschlagen oder abgerissen.

Man hat unter dieser Eiszone Eisen, Bley, Kupfer, Marmor, und eine den Steinkohlen ähnliche Materie gefunden. Außerdem ist der Boden daselbst erstaunlich unfruchtbar. Die Küsten ausgenommen, die gemeiniglich morastig sind, und wo ein wenig Gras und weiches Holz wächst, zeigt das übrige Land nichts, als ein sehr hohes Moos, und schwache, sehr einzeln stehende Bäume.

Alles empfindet hier die Unfruchtbarkeit der Natur. Die Menschen sind hier in geringer Anzahl und nicht über 4 Fuß hoch. Die Eskimaux sowohl in der Hudsonsbay, als auch die grönländischen, haben ein plattes Gesicht, eine kleine, aber nicht platt gedrückte Nase, einen gelben Augapfel und einen schwarzen Augenriem. Diese Völker bringen den Winter in Hütten zu, die in der Eile von Steinen erbauet und durch einen Mörtel von Eis unter einander befestigt sind; sie haben kein ander Feuer, als das Feuer einer Lampe, das mitten in der Hütte brennt, um das Wild und die Fische, wovon sie leben, dabey zu kochen.

Diese schwache und von der Natur herabgewürdigte Nation ist auf einem immer gefährlichen Meere unerschrocken. Ihr Hunger ist stärker, als die Wuth der Seeungeheuer; sie brennen vor heißem Durst nach Fischthran, der die Wärme ihres Magens erhält, und sie gegen die Kälte schützt. Indeß haben die Eskimaux zwey große Plagen zu befürchten: den Verlust des Gesichts und den Scharbock. Die mehrsten von ihnen werden des Gesichts frühzeitig beraubt; der Scharbock ist bey ihnen anstekkend, und pflanzt sich durch das Zusammenwohnen, vielleicht auch durch die Zeugungsgänge, fort. Aller dieser Ungemächlichkeiten ohngeachtet, liebt kein Volk sein Vaterland so sehr, als diese Nation.

So waren die Einwohner des Landes beschaffen, das Heinrich Hudson im Jahr 1610 entdeckte, und von ihm den Namen erhielt. Die bürgerlichen Kriege in England machten, daß man nicht weiter auf eine Gegend dachte, die so wenig Reizendes hatte. Endlich gaben zwey kanadische Franzosen, Groseilleres und Radisson, die mit ihrem Vaterlande mis-

misvergnügt waren, den Engländern Nachricht, daß sie einen großen Profit aus dem Pelzhandel mit einem Lande ziehen könnten, auf welches sie ein Recht hätten. Diejenigen, die diese Unternehmung vorschlugen, zeigten so viel Fähigkeiten, daß man ihnen auftrug, den Anfang damit zu machen.

Dieß Glück verdroß Frankreich, welches mit Recht befürchtete, es möchte das schöne Pelzwerk, das ihm die nördlichsten Gegenden von Kanada lieferten, sich nach Hudsonsbay hinwenden. Man beschloß, diese neue Kolonie anzugreifen, und die Unternehmung ward dem Groseilleres und Radisson anvertraut, die man wieder auf französische Seite gelenkt hatte. Diese beyden unruhigen Köpfe seegelten im Jahr 1682 von Quebek auf zwey schlecht ausgerüsteten Fahrzeugen ab. Da sie sich bey ihrer Ankunft nicht stark genug befanden, um den Feind anzugreifen, so begnügten sie sich damit, ein Kastell, unweit dessen, das sie angreifen sollten, aufzuführen. Es entstand nun zwischen zwoen Gesellschaften, wovon die eine in Kanada, die andere in England errichtet war, ein Wetteifer, der bey den Streitigkeiten dieses verderblichen Neides immer wachsen mußte. Ihre gegenseitigen Faktoreyen wurden verschiedentlich eingenommen und wieder gewonnen. Diese Feindseligkeiten hätten ohne Zweifel nicht aufgehört, wenn nicht die bis dahin getheilten Rechte durch den utrechter Frieden zum Vortheil Großbritanniens wären entschieden worden.

Hudsonsbay ist eigentlich nur eine Niederlage zum Handel. Die strenge Witterung unter diesem Himmelsstrich hat den Europäern alle Hoffnung zum Landbau, und folglich zur Bevölkerung, geraubt. Man findet auf diesen unermeßlichen Küsten nur

etliche

etliche und 90 bis 100 Soldaten und Faktoren in vier schlechten Kastellen eingeschlossen, worunter das Fort York das hauptsächlichste ist. Ihre Beschäftigung besteht darinn, das Pelzwerk, das die benachbarten Wilden gegen einige Waaren eintauschen, deren Gebrauch man unter ihnen bekannt und beliebt gemacht hat, einzunehmen.

Obgleich das Pelzwerk weit vortrefflicher ist, als das, was aus den weniger nördlichen Gegenden herkömmt, so erhält man es doch wohlfeiler. Die Wilden geben zehn Biber für eine Flinte, zween für ein Pfund Pulver, einen für vier Pfund Bley, einen für ein Beil, einen für sechs Messer, zwey Biber für ein Pfund Glaskörner, sechs für einen Ueberrock von Tuch, fünf für einen Rock, einen Biber für ein Pfund Tabak. Die Spiegel, die Kämme, die Kessel, der Brandewein gelten auch nach Verhältniß eine nicht geringere Menge von Bibern. Da der Biber das gemeinschaftliche Maaß beym Eintauschen ist, so werden, nach einem zweyten, nicht weniger betrüglichen Tarif, zwey Fischotter- oder drey Marderfelle für ein Biberfell verlangt. Zu dieser bestätigten Tyranney kömmt noch eine andere, die wenigstens geduldet wird. Man betrügt gewöhnlich die Wilden in dem Maaße, dem Gewicht und der Beschaffenheit dessen, was man ihnen liefert, und dieser Betrug beträgt etwa ein Drittel des Werths.

Diese methodische Räuberey erregt sogleich die Vermuthung, daß der Handel in Hudsonsbay dem Monopol unterworfen ist. Die Gesellschaft, die es besitzt, hatte ursprünglich nur ein Kapital von 241,500 livres, welches nach und nach bis zu 105,800 Pfund Sterl. ist vermehrt worden. Dieß Kapital bringt ihr jährlich 40 bis 50,000 Felle von Bibern

und andern Thieren ein, woran sie einen ganz ungeheuren Profit macht, der den Neid und das Murren der Nation erregt. Zwey Drittheile dieses vortrefflichen Pelzwerks wird in den drey Königreichen in Natur oder in den Nationalmanufakturen verbraucht. Das Uebrige geht nach Deutschland, wo ihm das Klima einen sehr vortheilhaften Ausweg eröffnet.

Allein weder die Ausfuhr dieser Schätze, noch der Zuwachs, den der Handel dadurch erhalten könnte, wenn er frey gegeben würde, haben Englands und ganz Europa's Aufmerksamkeit auf diesen Theil der neuen Welt geheftet. Hudsonsbay ist lange angesehen worden, und wird auch noch so angesehen, als der kürzeste Weg von Europa nach Ostindien, nach den reichsten Gegenden Asiens.

Giebt es in der Hudsonsbay eine Durchfahrt nach Ostindien?

Cabot war der erste, der auf eine Durchfahrt durch Nordwesten nach dem Südmeer dachte. Alles, was er ausrichtete, war, daß er Terre Neuve entdeckte. Nach ihm betraten eine große Menge englischer Seefahrer diese Laufbahn, deren Unternehmungen mehr Glanz als Nutzen nach sich zogen. Man glaubte endlich, daß man einem Hirngespinnste nachlief, als die Entdeckung der Hudsonsbay die erloschene Hoffnung wieder belebte.

Nun wurden die Untersuchungen mit neuem Eifer wieder vorgenommen, allein alle Nachrichten, die man bekannt machte, gaben noch wenig Kenntniß, bis endlich die berühmte Fahrt von 1746 nach einer dicken Finsterniß, die zwey Jahrhunderte gedauert hatte, einiges Licht verbreitete.

Die Schlüsse der neuen Seefahrer scheinen es außer Zweifel zu setzen, daß die Hudsonsbay noch andere Verbindungen mit dem Ocean hat, als die man bisher gefunden. Ist nun diese Durchfahrt

würklich

würklich erwiesen, so muß man noch bestimmen, in welcher Gegend der Bay sie zu finden ist. Alles reizt zu glauben, daß Wollkome an der westlichen Küste die Bemühungen an sich ziehen müsse, die man bisher nach allen Seiten ohne Wahl und Ordnung gerichtet hat. Auch läßt sich aus andern Gründen muthmaaßen, daß diese Durchfahrt nur kurz seyn muß.

Der Nutzen und die Vortheile der noch zu machenden Entdeckungen sind in Absicht des ostindischen Handels so sichtbarlich, daß es unvernünftig seyn würde, wenn man sie aufgeben wollte. Es liegt der Würde und dem Interesse Großbritanniens daran, daß es diese Untersuchungen so lange fortsetzen läßt, bis es darinn glücklich gewesen, oder die Unmöglichkeit des Erfolgs erwiesen worden. Doch muß es dem englischen Ministerium bekannt seyn, daß alle Bemühungen des Staats und der Privatpersonen dieß nicht erzwingen werden, bis der Handel nach Hudsonsbay ganz frey ist. Die Gesellschaft, die ihn seit 1670 treibt, vernachläßigt nicht nur den Zweck ihrer Errichtung, sondern sie hat sich auch mit aller Gewalt denen entgegen gesetzt, die die Begierde nach Ruhm oder andere Bewegungsgründe zu diesen großen Unternehmungen anspornten. Nichts kann diese boshaften Gesinnungen ändern, die in dem Wesen des Monopols liegen.

Beschreibung von TerreNeuve.

Zum Glück erstreckt sich dieß Monopol, das an der Hudsonsbay herrscht, nicht über Terre Neuve *). Diese Insel, die sich zwischen dem 46sten und 52sten Grad nordlicher Breite erstreckt, ist von der

*) Itzt von den Engländern, die es nun ungetheilt besitzen, New Foundland genannt.

der Küste Labrador nur durch einen mäßigen Kanal getrennt, der unter dem Namen der Straße Bel Isle bekannt ist. Sie hält etwas mehr als 300 Meilen im Umkreise, doch ist das Innere dieser Insel noch wenig bekannt. Das Wenige, was man davon kennt, ist voll schroffer Felsen, voll Berge, die mit schlechten Holzungen bewachsen sind, und voll enger und sandigter Thäler.

Die Entdeckung von Terre Neuve geschah im Jahr 1497 durch den Venetianer Cabot, der für England seegelte. Er legte keine Besitzungen daselbst an. Die nach der Zeit unternommenen Reisen gaben zu erkennen, daß der Vortheil dieser Insel bloß im Stockfischfang bestehen würde. Kleine, aus Europa abgefertigte Fahrzeuge kamen darauf mit ganzen Ladungen von diesen Fischen, die sie gedörrt oder gesalzen hatten, zurück. Die Engländer waren nun darauf bedacht, feste Wohnungen hier anzulegen, allein sie wurden alle bald nach ihrer Stiftung wieder verlassen. Die erste, die einigen Bestand hatte, ist nicht älter als von 1608. Dieser gute Erfolg erregte einen solchen Wetteifer, daß 40 Jahr nachher der ganze Strich, der sich an der östlichen Küste von der Konceptionsbay bis an das Kap-Raz erstreckt, von 4000 Seelen bewohnt ward.

Die Franzosen besuchten ebenfalls seit langer Zeit den südlichen Theil des Eylandes; und die Schiffer aus St. Malo kamen alle Jahr in großer Menge dahin an einen Ort, den sie Petit Nord genannt hatten. Einige unter ihnen ließen sich ohne Ordnung an der Küste von Kap Raz bis an Chapeau-Rouge nieder, und in der Bay Plaisaire entstand sogar eine Art von Dorfschaft, an deren Rhede im Jahr 1687 ein kleines Kastell angelegt

ward, wo man eine Besatzung von 50 Mann hineinlegte. Allein wegen der vielen Unterdrückungen, die die französischen Kolonisten von dem Ministerium auszustehen hatten, konnte die französische Fischerey der englischen nicht gleich kommen. Endlich verlangte Großbritannien so gar im ütrechter Frieden den gänzlichen Besitz von Terre Neuve, und die Unglücksfälle des erschöpften Frankreichs nöthigten es, diese Besitzung aufzuopfern. Indessen behielt sich diese Macht das Recht vor, nicht nur auf einem Theil der Insel, sondern auch auf der großen Sandbank, die man als ein Anhängsel derselben betrachtete, zu fischen.

Errichtete Fischereyen auf Terre Neuve.

Der Fisch, der diese Gewässer so berühmt macht, ist der Stockfisch. Er läßt sich in allen Meeren, die nordwärts von Europa liegen, sehen, wo er von 30 englischen, 60 französischen und 150 holländischen Fahrzeugen, jedes von 80 bis 100 Tonnen, gefangen wird. Ihre Mitwerber hierinn sind die Isländer, zumal die Norweger. Letztere beschäftigen sich vor der Jahrszeit zum Fischen damit, Stockfischeyer an der Küste aufzulesen, welches eine nothwendige Atzung zum Sardellenfang ist. Sie verkaufen ein Jahr ins andre 20 bis 22,000 Tonnen, die Tonne zu 2 3/8 Thaler. Könnte man mehr Abgang dafür finden, so fienge man noch mehr, denn ein geschickter Naturkündiger, der die Geduld gehabt hat, die Eyer eines einzigen Stockfisches zu zählen, hat ihrer 9,344,000 gefunden. Die Freygebigkeit der Natur muß zu Terre Neuve noch grösser seyn, weil der Stockfisch daselbst unendlich häufiger ist. Er ist auch zarter, ob er gleich nicht so weiß ist; aber frisch läßt sich kein Handel damit treiben, sondern dann dient er nur denen, die ihn fischen, zur Nahrung. Gesalzen und getrocknet, oder

oder bloß gesalzen, ist er eine herrliche Waare für einen großen Theil von Amerika und Europa. Der bloß gesalzene wird frischer Stockfisch genannt, und an der großen Bank gefangen.

Der Stockfisch verschwindet fast immer von der großen Bank und den benachbarten kleinen Bänken, während der Zeit von der Mitte des Julius bis Ende des Augusts; sonst kann man ihn hier das ganze Jahr fischen. Die Fahrzeuge, die auf diesen Fang ausgehen, halten zwischen 50 und 150 Tonnen, und haben nicht unter 12 und nicht über 25 Mann auf. Diese Fischer seegeln, mit Angeln versehen, ab, und schaffen sich, so bald sie ankommen, einen Vorrath von einem Fische, Kaplan genannt, an, der zur Atzung beym Stockfischfange dient. Ehe man auf den Fang ausgeht, macht man eine Gallerie auf dem Schiffe, die vom großen Mast bis ans Hintertheil, und zuweilen von einem Ende des Schiffs bis zum andern geht. Diese äußere Gallerie ist mit Fässern besetzt, woran der oberste Boden ausgeschlagen ist. Da setzen sich die Matrosen hinein, und haben den Kopf vor der bösen Witterung mit einem gepichten Dache, das an diesen Fässern befestigt ist, geschützt. So wie sie einen Stockfisch fangen, schneiden sie ihm die Zunge aus, nachher geben sie ihn an einen Schiffsjungen, der ihn dem Ausweider bringt. Dieser schneidet ihm den Kopf ab, und läßt ihn alsdann durch eine Lücke in das falsche Verdeck fallen, wo der Bereiter ihm das Rückgrad bis an die Mitte herausnimmt, und ihn dann durch eine andere Lücke in den Raum schafft. Da wird er gesalzen und in Stößen gelegt. Der Einsalzer giebt Achtung, daß zwischen den Schichten, woraus so ein Stoß besteht, genug Salz liege, damit die Fische sich nicht berühren, aber daß auch

nicht mehr dazwischen komme, als nöthig ist. Zu viel oder zu wenig Salz ist eins so gefährlich als das andere; beydes erzeugt Haverey an dem Stockfische.

Die Engländer und Franzosen besuchen allein diese Gewässer an der großen Bank. Frankreich schickte im Jahr 1768 dahin 145 ganz neue Schiffe, die 672,125 Thaler kosteten. Auf diesen Schiffen befanden sich 1700 Menschen, wovon jeder 700 Stockfische hat fangen müssen. Der ganze Fang hat also 1,195,000 Stockfische betragen, die aber, auf Kaufhunderte reduzirt, nur 700,000 geben. Rechnet man nun das Kaufhundert nach dem Mittelpreis zu 150 Livres, so hat der ganze Fang 1,050,000 Livres *) eingebracht. Von dieser Summe hat der Mannschaft für ihr Fünftheil 210,000 Livres gegeben werden müssen, also blieb reiner Ertrag für die Unternehmer 840,000 Livres **). Zieht man hievon die Unkosten der Zinsen, Assekuranz u. s. f. ab, so geben genaue Berechnungen einen Verlust von 14½ Prozent.

Diejenigen, die eine Entschädigung in dem Oel, das aus der Leber gezogen wird, in dem Eingeweide und in der Zunge des Stockfisches suchen, würden schlecht bey ihren Spekulationen fahren, indem diese geringen Artikel kaum hinreichen würden, um das Honorarium an die Schiffsbefehlshaber und die Verkaufskommissionsgebühren zu bezahlen.

Das französische Ministerium muß durchaus den Fang des frischen Stockfisches aufgeben, oder die ungeheuren Abgaben, die man von dieser Waare erhebt, abschaffen, wo es nicht erfahren will, daß die

*) 277,100 Thaler.
**) 221,680 Thaler.

die Auflage, mit dem Reichthum selbst, woraus sie entspringt, ein Ende nimmt. Die Engländer haben aber nicht Ursache, diesen Fang aufzugeben, weil dessen Einbringen keiner Auflage unterworfen ist, und weil sie nicht, wie ihre Mitwerber thun müssen, von Europa dahin kommen, sondern bloß von Terre Neuve oder von andern eben so nahe liegenden Küsten.

Indessen legen sich die Engländer nicht sehr auf den Fang des frischen Stockfisches, weil es ihnen am Vertriebe desselben fehlt. Dahingegen entschädigen sie sich durch das Uebergewicht, das sie in Ansehung des getrockneten Stockfisches auf allen Handelsplätzen erhalten haben.

Man verfährt auf zweyerley Arten bey Betreibung dieses Handlungszweiges, denn man unterscheidet hier den **irrenden Fang** von der **beständigen Fischerey**. Ersterer gehört für die Schiffe, die jährlich aus Europa nach Terre Neuve gegen Ende des März oder April abgeschickt werden. Keine Strapaze kömmt der gleich, die man bey dieser Arbeit aushalten muß. Kaum hat man des Nachts 4 Stunden Ruhe. Zum Glück erhält die gesunde Luft die Gesundheit des Menschen gegen so heftige Prüfungen. Man würde indeß die Mühe nicht rechnen, wenn man nur besser durch das Einbringen dafür bezahlt würde. Im Jahr 1768 schickte Frankreich 114 Schiffe auf diese Fischerey aus, die mit den Kosten ihrer ersten Auslage 5,661,000 Livres *) gekostet. Der reine Ertrag dieses Fangs erstreckte sich auf 2,907,624 Livres 10 ½ Sous **); wurden hievon noch die Assekuranzprimen, Zinsen, Abgang an den Schiffen u. s. f. abgezogen, so gaben sehr

Pp 3 genau

*) 1,494,000 Thaler.
**) 767,400 Thaler.

genau angestellte Berechnungen einen Verlust von 12 Prozent. Ein solcher Verlust, der unglücklicher Weise mehr als ein Jahr sich erneuert hat, macht die Nation täglich mehr von einem so verderblichen Handlungszweige abwendig, und sie würde sich nach dem Beyspiel der Engländer längst ganz davon abgewandt haben, wenn sie sich, wie jene, an der beständigen Fischerey hätte erholen können.

Unter dieser beständigen Fischerey muß man diejenige verstehen, die die Europäer treiben, die an den Küsten von Amerika wohnen, wo der Stockfisch im Ueberfluß ist. Sie ist unendlich einträglicher, als der streifende Fang, weil sie weniger Kosten verlangt, und länger fortgesetzt werden kann. Vorzeiten genossen die Franzosen diesen Vortheil auch, aber itzt besitzen sie bloß das Recht, ihren Stockfisch an der nördlichen Küste von Terre Neuve, von Kap Bona Vista an, bis zu Pointe Riche zu salzen und zu dörren. Die beständigen Besitzungen, die ihnen der Friede von 1763 gelassen hat, bestehen bloß in der Insel St. Pierre und in den beyden Inseln Miquelon, die sie nicht einmal die Erlaubniß haben zu befestigen.

St. Pierre hat 800 Einwohner; auf der großen Miquelon sind ihrer nur 100, und auf der kleinen nur eine einzige Familie. Der in den beyden ersten Inseln leicht zu verrichtende Fischfang läßt sich in der dritten gar nicht vornehmen; sie giebt den andern beyden nur Holz her, zumal an St. Pierre, welches gar nichts hat. Dahingegen hat sie einen vortrefflichen Hafen; im Jahr 1768 hat man daselbst 24,390 Zentner Stockfisch gefangen.

Vor dem Jahr 1755 war das Einbringen der englischen und französischen Fischerey etwa gleich, aber

aber seitdem Frankreich seine Besitzungen in Nordamerika verloren, bekömmt es, alles in allem gerechnet, jährlich nicht mehr, als 216,918 Zentner trockene Stockfische, die kaum zur Versorgung der mittäglichen Provinzen des Hauptlandes hinreichen, und folglich nicht die Bedürfnisse seiner Kolonie befriedigen können.

England fängt, seit seiner Eroberung, etwa zwey Drittheile mehr, nämlich 651,114 Zentner, die etwa 2,405,504 Thaler einbringen. Der vierte Theil dieses Betrags ist für alle englische Besitzungen der alten und neuen Welt hinreichend, also muß der Ueberschuß dem brittischen Reiche gegen 1,603,670 Thaler einbringen. Dieser Gegenstand der Ausfuhr wäre noch ansehnlicher geworden, wenn der englische Hof, als er die Eylande Isle Royale und St. Johann eroberte, nicht so unmenschlich gewesen wäre, die Franzosen, die da ansäßig waren, daraus zu verjagen, deren Stelle niemand ersetzt hat, und auch vielleicht nie jemand ersetzen wird.

Die Franzosen treten Neuschottland an England ab.

Eine eben so schlechte Staatskunst ward bey der Verwaltung von Neuschottland beobachtet. Unter diesem Namen versteht man heut zu Tage die 300 Meilen lange Küste, welche zwischen den Gränzen von Neuengland bis an das südliche Ufer von St. Laurent liegt, und vor Zeiten Akadien genannt ward. Diese Halbinsel ist sehr geschickt, den Fahrzeugen, die von den Antillen kommen, zum Zufluchtsort zu dienen, weil sie eine Menge vortrefflicher Häfen hat. Man findet am Ufer viel Stockfische, und das benachbarte Land liefert einiges Pelzwerk. Die Ländereyen, welche tiefer ins Land hineinliegen, laden zum Landbau ein, das dortige Holz ist zu allerley Sachen brauchbar, und das Klima

zwar nicht ungesund, aber wegen der häufigen Nebel unangenehm.

Im Jahr 1604 ließen sich die Franzosen in Akadien nieder; anstatt sich auf der östlichen Küste der Halbinsel anzubauen, welche ein weites Meer, eine leichte Schifffahrt, und großen Ueberfluß an Stockfischen darbietet, erwählten sie eine enge Bay, die keinen von allen diesen Vortheilen besaß. Die Stifter dieser Kolonie erwählten darum diese Lage, weil sie dadurch den Oertern näher wohnten, wo das Pelzwerk, dessen ausschließenden Handel sie erlangt hatten, im Ueberfluß war, und aus der Ursache suchten sie die Kolonisten vom Landbau abwendig zu machen, und ihre Thätigkeit bloß auf die Jagd und auf den Handel mit den Wilden zu lenken. Ludewigs XIV Minister zerschlugen zwar die Fesseln, die dem Landbau angelegt waren, aber Akadien hatte entweder die Mittel oder die Einsicht nicht, diese Freyheit zu nutzen.

Diese Kolonie lag noch in der Wiege, als sie in ihrer Nachbarschaft eine Besitzung entstehen sah, die nachher unter dem Namen von Neuengland so blühend ward. Der schleunige Fortgang des Landbaues in dieser neuen Kolonie brachte unter beyden Nationen gar keinen Wetteifer hervor, aber so bald die Franzosen nur argwohnen konnten, daß sie im Bieber- und Pelzhandel bald einen Mitwerber erhalten würden, so suchten sie Mittel, allein Herren davon zu werden. Es entstanden nun unter beyden Nationen allerley Mishelligkeiten, die zuletzt in häufigere und hartnäckige Angriffe ausarteten, da die Franzosen von den Abenaquis, einer Anzahl kleiner wilder Völkerschaften in Akadien, unterstützt wurden, bis endlich der französische Hof

diese Besitzung in dem spanischen Erbfolgskriege auf ewig an England abtreten mußte.

Die Hitze, die die Engländer dabey hatten blicken lassen, sich dieses Gebiets zu bemächtigen, blieb sich bey den Bemühungen, es zu behalten, oder einträglich zu machen, nicht gleich. Port Royal, welches man der Königinn zu Ehren Annapolis nannte, ward nur obenhin befestigt, und eine mäßige Besatzung hingeschickt. Nur fünf bis sechs englische Familien wanderten nach Akadien. Es blieb immer mit seinen alten Kolonisten besetzt, die man auf keine andere Art bewegen konnte, da zu bleiben, als daß man ihnen versprach, sie sollten niemals gezwungen werden, gegen ihr ehemaliges Vaterland zu dienen; sie wurden daher neutrale Franzosen genannt. Zwölf bis 1300 waren in der Hauptstadt ansässig, die andern auf dem platten Lande herum vertheilt. Sie erkannten nie englische Gesetze, auch ward ihnen weder Zins noch Abgaben abgefordert, noch Frohndienste verlangt.

Jagd und Fischerey, die ehedem die Lust der Kolonie gewesen waren, gefielen nun diesem ungekünstelten Volke nicht mehr, sondern der Landbau war seine einzige Beschäftigung. Die Erndten lohnten reichlich, und unermeßliche Wiesen waren mit zahlreichen Heerden bedeckt. Flachs, Hanf und Wolle dienten zur gewöhnlichen Kleidung, und wenn jemand Neigung zur Ueppigkeit hatte, so erhielt er das Nöthige dazu aus Annapolis oder Louisburg; dagegen bekamen diese beyden Städte Korn, Vieh und Pelzwerk, denn anders hatten die Kolonisten nichts zu geben.

Die Sitten waren so einfach, daß sich nie ein Rechtshandel erhob, der nach Annopolis vor den

dort bestellten Gerichtshof hätte gebracht werden dürfen. Die kleinen Zwistigkeiten wurden immer durch die Aeltesten friedlich beygelegt, und die Geistlichen verfertigten alle Akten und schrieben alle Testamente nieder, dafür gab man ihnen freywillig den 27sten Theil der Erndte. Nie sah man einen verbotenen Umgang unter beyderley Geschlechtern, denn so bald ein junger Mensch das zum Heyrathen schickliche Alter erreicht hatte, ward ihm ein Haus gebaut, Länder umher gereutet, und Lebensmittel auf ein Jahr hinein gebracht. Dann empfieng er die Gefährtinn, die er sich gewählt hatte, und die ihm Vieh zur Mitgift brachte. Im Jahr 1749 machten alle dort wohnende Familien 18,000 lebendige Menschen aus.

Die Engländer sahen nun ein, welchen Vortheil der Besitz von Akadien ihrem Handel verschaffen könnte. Daher bot das brittische Ministerium jedem, der daselbst ansässig werden wollte, 50 Aecker Landes, und überdieß noch zehn für jede zu seiner Familie gehörige Person. Die Unterofficiere und höhern Befehlshaber erhielten nach Verhältniß ihres Ranges noch mehr. Das urbar gemachte Land war zehn Jahr von aller Abgabe frey, und nach dieser Zeit sollte es nie höher belegt werden, als mit einem Schilling für 50 Aecker. Außerdem erbot sich der Staat die Reisekosten vorzuschießen oder wieder zu erstatten, Wohnungen bauen zu lassen, alle zum Landbau oder zur Fischerey nöthigen Geräthschaften sammt dem Unterhalt für das erste Jahr zu liefern. Diese Aufmunterungen lockten im Jahr 1749 an die 3750 Personen aus Europa nach Amerika.

Die neue Völkerschaft war dazu bestimmt, eine Pflanzstadt an der südöstlichen Seite der Halbinsel

Akadien

Akadien anzulegen, an einem Orte, den die Wilden ehemals Chiboukton, und die Engländer nachher Hallifax nannten. Diesen Platz hatte man allen andern vorgezogen, um den besten Hafen in Amerika zu befestigen, und in der Nachbarschaft einen vortrefflichen Stockfischfang anzulegen. Aber da dieß auch der beste Ort in Ansehung der Jagd war, so mußte man mit den Mikmaks, die ihn am häufigsten besuchten, darum streiten, und die Engländer litten einen ansehnlichen Verlust, ehe sie diese rechtmäßigen Besitzer vertreiben konnten.

Dieser Krieg war noch nicht zu Ende, als die neutralen Franzosen anfiengen, ihre Wohnungen zu verlassen, und sich nach Neufrankreich begaben, wo man ihnen Ländereyen anbot. Um diesem Auswandern zuvor zu kommen, ließ die englische Regierung diejenigen Franzosen, die noch nicht abgereist waren, unter dem Vorwand zusammen rufen, daß sie den Eid, den sie dem neuen Herrn von Akadien ehemals geleistet hatten, erneuern sollten. So bald man sie beysammen hatte, setzte man sie auf Schiffe, die sie nach andern englischen Pflanzörtern brachten, wo die mehrsten nicht sowohl vor Elend, als vor Verdruß, starben.

Gegenwärtiger Zustand von Neuschottland.

Seit dieser Auswanderung besitzt Neuschottland nur noch wenig Einwohner. Man sieht an der langen Küste, welche sich vom St. Lorenzflusse bis an die Halbinsel erstreckt, keinen einzigen Einwohner, und die dortige sandige und morastige Gegend giebt auch keine Hoffnung, daß sie jemals wird stark bevölkert werden; höchstens zieht der Stockfisch, der in einigen dieser Buchten sehr häufig ist, zur Zeit des Fischfangs eine kleine Anzahl von Schiffen hieher.

Das Uebrige der Provinz hat nur drey Pflanzörter. Annopolis, der älteste unter ihnen, erwartet Landleute, die die Stelle der Franzosen ersetzen möchten, und verspricht den anbauenden Händen noch ergiebige Erndten.

Die Natur hat sich gegen Lüneburg nicht so günstig bewiesen, welches vor wenig Jahren durch 800 aus Hallifax gezogene Deutsche angelegt ist. Indessen nimmt diese Völkerschaft täglich zu, welches von der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit herkömmt, wodurch diese Nation alle Gegenden der englischen Herrschaft, wo das Glück es hinführt, fruchtbar macht.

Hallifax ist noch immer der beträchtlichste Ort der Kolonie und zwar wegen der Aufmunterungen, die das Hauptland unaufhörlich daran verschwendet hat. Sie beliefen sich von seiner Stiftung an bis ins Jahr 1769 jährlich auf 4000 Pfund Sterl. Man konnte auch einer Stadt nicht weniger Gunst bezeigen, die durch ihre Lage der natürliche Verwahrungsort aller der Land- und Seemacht ist, welche Großbritannien zuweilen in Amerika zur Vertheidigung seiner Fischereyen, zur Bedeckung seiner Zukkerinseln, zur Unterhaltung seiner Verbindungen mit seinen nördlichen Kolonien unterhalten muß. Indessen ist dieser Ort, als Festung betrachtet, das nicht, was er seyn sollte; sondern er ist immer der Gefahr ausgesetzt, der ersten angreifenden Macht ohne Vertheidigung in die Hände zu fallen. Die Einwohner der Grafschaft Hallifax schätzten im Jahr 1757 den Werth ihrer Häuser, ihres Viehstandes und ihrer Kaufmannsgüter auf etwa 300,000 Pf. Sterl. *). Dieß Vermögen hat sich nicht viel über ein

*) 1,800,000 Thaler.

ein Viertheil vermehrt, und macht zwey Drittheile dessen aus, was die ganze Kolonie besitzt. Der vortreffliche Flachs, der hier gebaut wird, kann mit der Zeit die Verbesserungen dieser Kolonie vermehren, indessen darf sich Neuschottland nicht schmeicheln, Neuengland jemals erreichen zu können.

Stiftung von Neuengland.

Dieß Land ward gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen von Nordvirginien entdeckt, bekam aber erst im Jahr 1608 Europäer. Allein diese erste schwache Völkerschaft, die übel regiert ward, verlohr sich in ihrer ersten Anlage. Endlich entschlossen sich die englischen Presbyterianer, welche die Verfolgung in Holland zusammengebracht hatte, für ihre Sekte eine Kirche in der neuen Halbkugel zu gründen. Sie kauften daher im Jahr 1621 die Rechte der engländischen nordvirginischen Gesellschaft an sich, und seegelten, 41 Familien stark, aus 120 Personen bestehend, ab. Sie kamen zu Anfange eines sehr strengen Winters an. Das ganz mit Holz bedeckte Land zeigte für Menschen, die von einer so langen Reise erschöpft waren, keine Hülfe. Beynahe die Hälfte ward durch Kälte, Scharbock und Elend aufgerieben, und die übrigen vereinigten sich mit 60 wilden Kriegern, die im Frühjahr unter Anführung eines Oberhaupts ankamen. Diese alten Einwohner traten den neuen alle um die Pflanzstadt, die sie unter dem Namen Neuplymouth angelegt hatten, herum liegende Länder auf ewig ab. Ein Wilder, der etwas englisch verstand, blieb bey den Europäern, und lehrte sie den Anbau des indianischen Korns, und die Art an der Küste, die sie bewohnten, zu fischen.

Diese Menschlichkeit setzte die ersten Kolonisten in den Stand, Gefährten, Hausthiere, Getreide und

und alle Hülfe, die sie aus Europa erhalten sollten, zu erwarten. Diese Mittel zur Anlegung eines dauerhaften Pflanzorts kamen anfänglich langsam an, aber die Verfolgung der Puritaner in England beschleunigte den Anwachs dieser neuen Sekte so sehr, daß man sie im Jahr 1630 in verschiedene Völkerschaften abtheilen mußte.

Lange Zeit lebten die Einwohner von Neuengland in Frieden, ohne irgend eine regelmäßige Regierungsverfassung. Zwar gab ihnen ihr Freyheitsbrief die Erlaubniß dazu, allein diese Enthusiasten waren über den Plan ihrer Republik nicht einig, und das Ministerium nahm nicht Antheil genug an ihrer Bestimmung, als daß es sie hätte nöthigen sollen, ihre Ruhe auf einen sichern Grund zu bauen. Endlich empfanden sie die Nothwendigkeit eines Gesetzbuchs, und dieß Werk, das Tugend und Genie nie ohne Mistrauen versucht haben, ward von dem blinden Fanaticismus kecklich unternommen. Alles hatte dabey den Stempel der unmenschlichen Vorurtheile, von welchen es war eingegeben worden, an sich.

In diesem Gesetzbuche fand sich eine seltsame Vermischung von Gutem und Bösem, von Weisheit und Thorheit. Fast unglaublich ist es, daß dieß Gesetzbuch den Puritanern die Verehrung der Bilder bey Todesstrafe untersagte, so wie Moses ehemals dem ebräischen Volke die Verehrung der fremden Götter untersagt hatte. Eben diese Strafe bestimmte man für katholische Priester, die in die Kolonie, nachdem man sie daraus verbannt hatte, wieder zurück kommen würden; und eben diese Strafe auch für die Quaker, die sich wiederum würden sehen lassen, nachdem man sie gestäupt, gebrandmarkt und davon gejagt hätte. Der Abscheu gegen diese

neue Sekte war so groß, daß man keinen von ihnen ins Land bringen, oder nur eine Stunde behalten konnte, ohne sich der Bezahlung einer ansehnlichen Geldbuße auszusetzen.

Ganz Europa erstaunte über eine so verhaßte Intoleranz; aber noch traurigere Folgen brachte der Fanaticismus hervor, der vorzüglich im Jahr 1692 in solche Abscheulichkeiten ausbrach, davon die Geschichte nicht viel Beyspiele liefert. Unschuldige Personen, die aufs Gerathewohl angegeben wurden, hielt man für behext, und wurden ohne Umstände zum Scheiterhaufen verdammt. Zehnjährige Kinder wurden ums Leben gebracht; so gar obrigkeitliche Personen wurden der eingebildeten Verbrechen angeklagt, wenn sie sich weigerten, diese abscheulichen Hinrichtungen fortzusetzen. Die Gefängnisse blieben vollgepfropft, und die Galgen immer aufgerichtet. Alle Bürger waren in stumme Schrecken versenkt; die weisesten entfernten sich aus einem von Blut rauchendem Lande, und die, so da blieben, wünschten nur ein Grab darinn zu finden. Man erwartete den gänzlichen Untergang dieser Kolonie, als endlich im stärksten Sturm die Wellen sich legten. Auf jene tiefe Hirnlosigkeit erfolgte eine nagende und schmerzhafte Reue. Die Ruhe trat wieder ein, und dieser trübe Enthusiasmus befiel die Puritaner nicht weiter.

Allein ob sie gleich dem Verfolgungsgeist, der alle Sekten mit Blut bezeichnet hat, entsagt haben, so behalten doch die Einwohner dieser Kolonie eine Art von Strenge, die noch nach den traurigen Tagen ihrer Kindheit schmeckt.

Neuengland, das nach Norden Kanada, nach Westen Neuyork, nach Süden und Osten Neuschott-

schottland und den Ocean zur Gränze hat, hält 300 englische Meilen längs den Ufern der See, und erstreckt sich über 50 ins Land hinein. Das Urbarmachen der Ländereyen geschieht hier nicht aufs Gerathewohl, wie in den andern Provinzen, sondern es ist Gesetzen unterworfen, die seit den ersten Zeiten unveränderlich geblieben sind. Um die Einwohner vor den Streifereyen der Wilden zu schützen, hat die Regierung angeordnet, daß immer ein ganzes Amt auf einmal angelegt werden sollte. Sobald 60 Familien sich erbieten eine Kirche zu bauen, einen Prediger zu unterhalten, einen Schulmeister zu besolden, so weiset ihnen die Generalversammlung eine Stelle an, und giebt ihnen das Recht, zween Repräsentanten in dem gesetzgebenden Korps der Kolonie zu halten. Die Strecke, die man ihnen anweiset, gränzt immer an schon urbargemachte Länder, und enthält gewöhnlich sechs englische Quadratmeilen. Dieß neue Volk erwählt sich eine schickliche Lage zum Wohnplatz, in deren Mitte die Kirche steht. Die Kolonisten theilen dann das Land unter sich, und jeder schließt sein Eigenthum mit einer lebendigen Hecke ein. Einiges Holz läßt man als Gemeinholz stehen. So wächst Neuengland beständig, ohne daß es aufhören sollte, ein wohlgeordnetes Ganzes auszumachen.

Dieß Land ist in vier Provinzen getheilt, die ursprünglich fast nichts mit einander gemein hatten. Die Nothwendigkeit, sich wider die Wilden gerüstet zu halten, bewog sie im Jahr 1643 einen Bund unter einander zu schließen, worinn sie den Namen der vereinigten Kolonien annahmen. Vermöge dieser Vereinigung sollten sich zween Deputirte aus jeder Besitzung an einen bestimmten Ort einfinden, um über die Angelegenheiten von Neuengland, nach

den

den Instruktionen der besondern Versammlung, deren Repräsentanten sie waren, zu entscheiden. Diese Verbindung verletzte nicht im geringsten das Recht, das jedes der Glieder derselben hatte, sich in allem nach seinem Willen zu betragen, ohne die Erlaubniß noch den Beyfall des Hauptlandes zu bedürfen. Diese Provinzen schränkten ihre ganze Unterwürfigkeit darauf ein, daß sie unbestimmter Weise die Könige von England für ihre Herren erkannten.

Karln II misfiel eine so schwache Abhängigkeit. Massachusetsbay, die reichste und bevölkertste, obgleich die kleinste unter den vier Provinzen, begieng einige Vergehungen gegen die Regierung, und der König ergriff diese Gelegenheit, ihre Vorrechte zu wiederrufen. Sie blieb bis zur Revolution ohne Freyheitsbrief; alsdann ward ihr einer ertheilt, der aber weder ihren Forderungen noch ihren Hoffnungen entsprach. Der Hof behielt sich das Recht vor, den Gouverneur zu ernennen, alle Kriegsbedienungen und alle obrigkeitliche Stellen zu besetzen. Das Volk behielt zwar die gesetzgebende Gewalt, allein die verneinende Stimme und das Kommando aller Kriegsrüstungen erhielt der Befehlshaber in der Kolonie, und dieß versicherte ihm einen hinreichenden Einfluß, um die Prärogative des Hauptlandes unverletzt zu behaupten. Da die Provinzen Konnektikut und Rhode-Island der Strafe durch die Unterwerfung zuvor gekommen waren, als Massachuset alles verlohr, so blieben sie im Besitz ihres ursprünglichen Vertrags. Neuhampshire ward fast immer nach der Regierungsform beherrscht, die man der Provinz Massachusetsbay auferlegt hatte. Ein Gouverneur regiert die ganze Kolonie, aber nach den Grundsätzen, die der Staatsverfassung einer jeden Provinz angemessen sind.

Die genausten Schatzungen setzen die gegenwärtige Menschenzahl in Neuengland auf 400,000 Einwohner, deren ein größerer Theil in dem südlichen als im nördlichen Theile der Kolonie wohnt, wo der Boden nicht so fruchtbar ist. Die europäischen Obst- und Gemüsearten kommen hier vortrefflich fort, allein unser Getreide hat nicht solches Glück; dahingegen nähren weitläuftige und fruchtbare Wiesen zahlreiche Heerden.

Der künstliche Fleiß ist zwar in dieser Kolonie viel weiter, als in den andern, aber er hat dennoch den Fortgang nicht gehabt, als der Landbau. Es sind hier nur vier bis fünf einigermaaßen wichtige Manufakturen. Die erste derselben war der Schiffbau, der lange Zeit in gutem Ruf stand, aber seit 17 0 merklich abgenommen hat, weil man das Bauholz nicht schonte und zu anderm Gebrauch verwandte. Bessern Bestand hatte die Manufaktur des Zuckerbrandeweins und die Hutfabrik. Von letzterer schickt man eine ziemliche Menge heimlich nach den benachbarten Besitzungen. Die Kolonie verkauft keine Tücher, allein sie kauft auch keine, weil die Wolle ihrer Schaafe ihnen grobe und dichte Zeuge liefert, die sich ganz besonders für Menschen schicken, die auf dem Lande wohnen. Auch ist der Hanf- und Flachsbau mit der Zeit eine der größten Nahrungsquellen der Kolonie geworden.

Das Hauptland hat nichts unterlassen, um diese verschiedenen Manufakturen zu hintertreiben. Es sah nicht ein, daß durch dieß unterdrückende Verfahren der Regierung diejenigen unter ihren Unterthanen, die diesen beträchtlichen Theil der neuen Welt anbauten, entweder ein so schönes Land verlassen, oder sich die allgemein erforderlichen und zur

höch-

höchsten Nothdurft gehörigen Dinge selbst verschaffen müßten. Die Kolonisten hätten sich durch die Mittel nicht einmal erhalten können, wenn sie nicht so geschickt und glücklich gewesen wären, sich eine große Menge Wege zum Unterhalt zu eröffnen.

Der erste derselben war die Fischerey. Man hat sie so sehr begünstigt, daß man festsetzte, jeder Familie, die eidlich erhärten würde, sie habe das ganze Jahr hindurch wöchentlich zweymal von Salzfischen gelebt, sollte ihrer Auflagen erlassen werden. Neuengland begnügt sich nicht an dem Fischfang, den es in seinen eignen Gewässern treibt, sondern es schickt auch noch ungefähr 200 Fahrzeuge von 35 bis 40 Tonnen nach der großen Bank, nach Terre Neuve und Isle Royale, die während der Fangzeit drey Reisen thun und wenigstens 100,000 Zentner Stockfische mitbringen. Alles Einbringen an Stockfischen wird hernach in den südlichen Gegenden von Europa und Amerika vertheilt.

Auch liefert Neuengland noch an die brittischen Inseln Pferde, Ochsen, Schweine, gesalzen Fleisch, Butter, Talg, Käse, Mehl, Zwieback, türkischen Weizen, Erbsen, Obst, Aepfelwein, Flachs, Hanf und Holz von allen Arten. Diese Waaren gehen größtentheils, bald heimlich, bald öffentlich, in die Inseln der andern Nationen. Honduras, Surinam und andere Gegenden des amerikanischen festen Landes bieten ähnliche Auswege an Neuengland für seine Waaren dar.

Es läßt auch Wein und Brandewein von den Azoren und von Madera herhohlen, welche es mit Korn und Stockfisch bezahlt.

Die italiänischen, portugiesischen und spanischen Häfen bekommen jährlich 60 bis 70 Fahrzeuge mit

Stockfisch, Bauholz und andern zur Schifffahrt nöthigen Dingen, mit Korn und Fischthran; diese gehen dann wieder mit Oel, Salz, Wein und mit Geld nach Neuengland zurück, wo sie ihre Ladungen heimlich absetzen.

Das Hauptland empfängt von seiner Kolonie Seegelstangen und Mastholz, Bohlen, Pech, Teer, Terpentin, einiges Pelzwerk, und oft auch Korn.

Außer dem Handel, den Neuengland mit seinen eignen Produkten treibt, hat es sich noch einen Theil der Waaren von Süd- und Nordamerika dadurch zugeeignet, daß es den Tausch, den diese beyden Gegenden unter einander treffen, durch seine Hände gehen läßt.

Ohnerachtet dieser ununterbrochenen Thätigkeit, ist die Kolonie nie Schuldenfrey gewesen; sie hat an Großbritannien noch nie dasjenige ganz genau bezahlen können, was sie von da an eignen und fremden Waaren erhalten, welche Artikel zusammen jährlich über 400,000 Pfund Sterl. betragen. Indessen beschäftigt ihre Schifffahrt immer 6000 Matrosen, und ihr Seewesen besteht außer den kleinen Fahrzeugen, die Fischerey treiben, aus 500 Schiffen, die zusammen 40,000 Tonnen führen. Die mehrsten laden zu Boston ein und aus.

Dieser Ort, der die Hauptstadt von Neuengland ist, liegt auf einer vier Meilen langen Halbinsel im Grunde der Massachusetsbay. Diese Bay wird durch eine Menge Felsen und durch zwölf größtentheils fruchtbare und bewohnte Inseln vertheidigt. Die Rhede ist so groß, daß 600 Seegel sicher und bequem darinn ankern können. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner wird auf 30,000 geschätzt.

Neu-

Neuengland hat Neuyork in seiner Nachbarschaft. Dieß wird gegen Osten durch diese Hauptkolonie, und gegen Westen durch Neuyersey begränzt, und nimmt einen Umfang von gerade 20 englischen Meilen an der Küste des Meers ein, erweitert sich aber allmälig, und geht gegen Norden über 150 Meilen tief ins Land hinein.

Neuyork, das die Holländer angelegt hatten, fällt in die Hände der Engländer.

Diese Landschaft ward 1609 durch Heinrich Hudson entdeckt, der damals in holländischen Diensten stand. Jakob I machte zwar Anspruch auf diese Gegend, weil Hudson sein gebohrner Unterthan wäre, allein die Republik sandte nach einigen Unterhandlungen im Jahr 1610 sogleich Leute dahin, um den Grund zum Landbau und Handel in diesem Lande, das sie sich unter dem Namen Neubelgien zueignete, anzulegen. Alles gieng hier gut von Statten; aber die Engländer, die über das wachsende Glück der Holländer neidisch wurden, suchten sich das mit Gewalt zu versichern, was ihnen ihr Fleiß nicht verschaffen konnte. Im Monat August 1664 zeigte sich eine englische Flotte mit 3000 Mann Landtruppen vor Neubelgien, und die ganze Kolonie unterwarf sich bey der ersten Aufforderung. Diese Eroberung ward dem Sieger bey dem bredaer Frieden versichert, aber sie ward ihm auch im Jahr 1673 wieder abgenommen. Ein zweyter Friedensschluß machte die Engländer abermals zu Herren von Neuholland, und seit der Zeit blieb es unter dem Namen Neuyork in ihrer Gewalt.

Diesen Namen hatte es schon seit 1664 angenommen, da der Herzog von York das Eigenthum davon von seinem Bruder, dem Könige, bekommen hatte. Der Despotismus, den er hier einführte, drohte unter diesen, an die Freyheit gewöhnten Ko-

lonisten eine Empörung oder eine Auswanderung, als man endlich die Kolonie im Jahr 1683 einlud, Repräsentanten zu wählen, die ihre Regierungsform in Ordnung bringen sollten. Die Zeit brachte andere Veränderungen mit sich, und erst im Jahr 1691 geschah es, daß man einen Regierungsplan festsetzte, von welchem man sich seitdem nie wieder entfernt hat.

Die Kolonie hat einen Befehlshaber, den die Krone ernennt. Diese setzt ihm zwölf Räthe an die Seite, ohne deren Einwilligung er keine Akte unterschreiben darf. Sieben und zwanzig von den Einwohnern erwählte Abgeordnete stellen die Gemeine vor. Alle Gewalt ist in den Händen der ganzen aus ihren verschiedenen Gliedern bestehenden Versammlung. Anfänglich war ihre Dauer unbestimmt, nachher setzte man sie auf drey Jahr fest. Itzt bleibt sie sieben Jahr, wie das englische Parlement, dessen Veränderungen sie angenommen hat.

Blühender Zustand von Neuyork.

Auf die Grundlage einer solchen, der Freyheit so angemessenen Regierungsform gestützt, überließ sich die Kolonie allen Arbeiten, welche ihre Lage erfordern und aufmuntern konnte. Ob sie gleich der Kolonie von Neuengland nicht in ihren Manufakturen gleich kam, so ward dieser Nachtheil durch einen zwanzigmal stärkern Pelzhandel ersetzt. Die Mittel zum Flor, welchen eine große Religionsduldung zu Hülfe kam, haben die Zahl der Menschen auf 150,000 gebracht, worunter 25,000 wehrhafte eine Nationalmiliz ausmachen. Die Kolonie wird es erleben können, daß ihre Produkte aufs Dreyfache steigen, wenn die zwey Drittheile ihres Gebiets, die noch brach liegen, so viel einbringen, als das schon angebaute Drittheil.

Alle

Alle Pflanzungen dieser Kolonie beleben und schmücken die Ufer des Hudsonsflusses. Auf diesen prächtigen Kanal bringt man alles, was nach dem großen Markte hin soll, auf Fahrzeugen von 40 bis 50 Tonnen. Diese Niederlage, die nahe am Ocean liegt, ist vermöge ihrer Lage geschickt, alle Waaren der Provinz und alle die, so von Long Island, einer Insel, die nur durch einen engen Kanal vom festen Lande getrennt wird, kommen, zu empfangen und auswärts zu schaffen.

Long Island war ehemals besonders durch die große Menge Wallfische und Seekälber, die man dort fieng, bekannt. Dieser Nahrungszweig wird itzt durch die Viehzucht ersetzt, die sich hier, ohne daß der Landbau desfalls vernachlässigt würde, außerordentlich vermehrt hat. Was diese Reichthümer hervorbringen, wird auf jene große Niederlage geführt, und es vermehrt sich dieß noch durch die Produkte, welche von weitem kommen. Einige Gegenden von Neuengland und Neuyersey finden es vortheilhaft, ihre Waaren in dieses Magazin fließen zu lassen.

Dieser gemeinschaftliche Markt ist eine wichtige Stadt, die heut zu Tage eben so, wie die ganze Kolonie, Neuyork heißt, und ehedem von den Holländern unter dem Namen von Neuamsterdam erbaut wurde. Im Jahr 1756 belief sich die Zahl der dortigen Einwohner auf 10,468 Weiße und 2275 Schwarze. Die Luft ist hier sehr gesund, und alle Gebäude fest und bequem; dahingegen könnte sich diese Stadt keine 24 Stunden gegen einen lebhaften Angriff vertheidigen. Auch hat sie weder Häfen noch Meerbusen, aber sie hat deren auch nicht nöthig, denn ihre Rhede ist ihr genug. Man spe-

spedirt von da aus jährlich mehr als 300 Schiffe nach den verschiedenen Gewässern von Amerika oder Europa. England empfängt nur die geringste Anzahl davon, aber es sind die reichsten, denn sie führen Bieberfelle und Pelzwerk.

Wie Neuyersey in die Hände der Engländer gefallen ist.

Neuyork war ehemals mit Neuyersey von den Holländern unter dem Namen Neubelgien vereinigt. Die Schweden waren die ersten Europäer, die sich im Jahr 1639 in der Gegend von Neuyersey niederließen, aber weil sie sich von ihrem Vaterlande ganz verlassen sahen, so ergaben sie sich von selbst den Holländern. Der Herzog von York trennte nachher Neuyork und Neuyersey wieder, und übergab beyde Provinzen zweyen seiner Günstlinge, die aber im Jahr 1702 ihre Charter wieder an die Krone zurück gaben. Von dieser Zeit an haben beyde Provinzen nur eine ausgemacht; die so, wie die mehrsten andern englischen Kolonien, durch einen Gouverneur, einen Rath und eine Generalversammlung regiert wird.

Neuyersey liegt unter dem 39 und 40sten Grad nördlicher Breite. Seine Gränzen sind ostwärts Neuyork; nach Westen Pensilvanien, nach Norden unbekannte Länder, und nach Südwesten der Ocean, der seine Ufer in eine Strecke von 40 englischen Meilen bespült. Vor der letzten Revolution zählte man in einem so großen Lande nur 16,000 Einwohner, und noch heut zu Tage zählt man nicht viel über 50,000 Weiße daselbst, die nebst 20,000 Schwarzen in einigen Dorfschaften zusammen, oder in einzelnen Pflanzungen vertheilt worden.

Da die Armuth dieser Provinz ihr nicht erlaubte, anfänglich einen direkten Handel mit den frem-

fremden und entfernten Marktplätzen anzulegen, so schickt sie ihre Waaren nach Philadelphia und Neuyork, von wannen sie einige Waaren des Hauptlandes, die sie zur höchsten Nothdurft gebraucht, wieder empfängt. Auch zirkulirt in dieser Kolonie nur wenig Metall, sondern sie muß sich an Papiergeld begnügen, dessen Summe sich auf 600,000 Pfund Sterl. beläuft.

Neuyersey wird sich nie aus seiner Schwachheit erheben, so lange es Mittelmänner im Handel braucht. Die Kolonie ist davon überzeugt, und sie wünscht eifrigst, für sich selbst handeln zu können. Einige glückliche Versuche hat sie gethan. Im Jahr 1751 spedirte sie aus ihren eigenen Mitteln 38 Fahrzeuge nach Europa, oder nach den mittäglichen Eylanden von Amerika. Diese Schiffe führten 168,000 Zentner Zwieback, 6424 Fässer Mehl, 17,941 Scheffel Korn, 314 Fässer gesalzen Rind- und Schweinefleisch, 1400 Zentner Hanf, eine ziemliche Menge Schinken, Butter, Bier, Leinsaamen, Eisenstangen und Zimmerholz. Man vermuthet, daß ihre direkten Speditionen sich werden um ein Drittheil vermehrt haben.

Dieser Anfang von Reichthum muß Eifer, Fleiß, Hoffnungen, Projekte, Unternehmungen bey einer Kolonie erwecken, die bisher im Handel nicht den Rang und die Rolle hat behaupten können, wozu sie ihrer Lage nach bestimmt ist. Giebt es schwache und arme Staaten, die ihren Unterhalt und ihre Stütze in der Nachbarschaft reicher und glänzender Staaten finden, so giebt es ihrer noch viel mehr, die durch eben diese Nachbarschaft geschwächt oder zu Boden gedrückt werden. Dieß ist ungefähr das Schicksal von Neuyersey gewesen.

Das wird man in der Geschichte von Pensylvanien sehen, welches, weil es jener Provinz gar zu nahe liegt, sie bisher bald mit seinem Schatten erdrückt, bald mit seinem Glanze verdunkelt hat.

Stiftung von Pensylvanien durch Wilhelm Penn.

In der berühmten Sekte der Quaker, die in England so viele Verfolgungen erdulden mußte, war ein Mann, der allein die Augen der Nachwelt auf sich zu ziehen verdiente. Dieß war Wilhelm Penn, ein Sohn eines Admirals dieses Namens, der dem Staate bey verschiedenen Unternehmungen beträchtliche Summen vorgeschossen hatte. Da die Angelegenheiten nach seinem Tode noch in keine bessere Verfassung gekommen waren, so that man seinem Sohne den Vorschlag, ihm statt des Geldes ein unermeßliches Gebiet in Nordamerika zu geben. Er nahm diese Art von Erbtheil mit Freuden an, welches man ihm fast als einen freyen Erbstaat überließ. Er wollte es zum Zufluchtsort der Unglücklichen, und zum Wohnplatz der Tugend machen, und in dieser großmüthigen Absicht seegelte er zu Ende von 1681 nach seinem Gebiete hin, das von der Zeit an Pensylvanien genannt ward.

Mit dem Rechte, das ihm die brittische Regierung an seine Besitzung gegeben, nicht vollkommen zufrieden, kaufte Penn überdieß noch dieß weitläuftige Gebiet den Landeseingebohrnen ab. Die Amerikaner bekamen so viele Neigung für seine neue Kolonie, als sie Abneigung gegen alle die, die man, ohne sich um ihre Rechte oder Einwilligung zu bekümmern, in ihrer Nachbarschaft gestiftet, gefaßt hatten. Von Stund an entstand unter beyden Völkern ein gegenseitiges Vertrauen, dessen glückliche Bande eine wechselseitige Redlichkeit immer fester zog.

Penns

Penns Menschenliebe schränkte sich nicht bloß auf die Wilden ein, sondern sie erstreckte sich auf alle diejenigen, die in sein Reich ziehen würden. Seine Gesetzgebung gründete er auf Eigenthum und Freyheit, und die Duldung führte er als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft ein. Jeder, der einen Gott erkannte, sollte das Bürgerrecht, und jeder, der ihn unter dem Namen eines Christen anbetete, Theil an der Regierung haben. Aber er führte keine herrschende Kirche ein, sondern jeder konnte seinen Gott nach seiner Weise anbeten.

Das Recht, seiner Kolonie einen Statthalter zu geben, pflanzte er auf seine Familie fort; aber zugleich setzte er fest, daß dieser Statthalter keine andre Besoldung, als die man ihm freywillig ertheilte, und keine Gewalt ohne den Beytritt der Abgeordneten des Volks haben sollte. Alle Mitbürger sollten Wählende seyn und konnten erwählt werden. Er überließ für 20 Pfund Sterl. 1000 Acker Landes an jeden, der sie um den Preis erkaufen konnte. Alle Einwohner, die das Vermögen hiezu nicht hatten, erhielten für sich, für ihre Frau, für jedes ihrer über 16 Jahre alten Kinder, für jeden ihrer Knechte und Mägde, 50 Acker Landes, unter der Bedingung einer jährlichen und beständigen Abgabe von einem Pence für jeden Acker. Um die Quelle der Laster, nämlich Dürftigkeit und Müßiggang, zu verhüten, ward verordnet, das jedes Kind über 12 Jahre, es möchte seyn, von welchem Stande es wolle, ein Handwerk lernen müßte.

Pensylvanien wird ostwärts durch das Weltmeer, nordwärts durch Neuyork und Neuyersey, südwärts durch Virginien und Maryland, und westwärts durch Ländereyen die die Wilden inne haben, gedeckt. Pensylvaniens Flor.

gedeckt. Seine anfangs sehr enge Küsten erweitern sich allmälig bis an die 120 englische Meilen. In der Tiefe hat es keine andere Gränzen, als die ihm seine Menschenzahl und sein Landbau vorschreibt, und da erstreckt es sich schon auf 120 englische Meilen.

Das Klima dieser Kolonie ist an und für sich schon heiter und rein, und hat sich durch das Umhauen der Wälder und Anbauen der Ländereyen noch gebessert. Das Land ist zwar uneben, aber nichts destoweniger fruchtbar. Die ersten Europäer fanden hier nichts als Bauholz und Eisenbergwerke; aber nach und nach bedeckten sie die bearbeitete Erde mit unzählichen Heerden, vielen Arten von Gemüse und mit allen Gattungen von Getreide. Von allen Seiten trieb man das Urbarmachen der Ländereyen mit einem Eifer und Erfolge, der alle Nationen in Erstaunen setzte.

Dieser erstaunliche Flor entsprang aus der Freyheit und aus der Toleranz, die geschickte Leute aus allen Nationen in dieses Land gelockt haben. Ohngeachtet dieser verschiedenen Sekten, womit Pensylvanien bevölkert ward, herrscht dennoch unter allen der Geist der völligen Eintracht, und alle lieben sich, als ob sie Glieder einer und eben derselben Kirche wären. Dieser köstlichen Harmonie kann man vorzüglich den schleunigen Zuwachs der Kolonie verdanken.

Im Anfange von 1766 belief sich ihre Menschenzahl auf 150,000 Köpfe. Ihre Anzahl muß sich seit dieser Zeit sehr vermehrt haben, da sie sich, nach Doktor Franklins Berechnung, alle 15 Jahre verdoppelt. Noch waren in dieser Provinz 20,000 Negern, die dort zwar nicht so übel behandelt wurden, als in andern Gegenden, aber doch immer

außer-

außerordentlich unglücklich waren. Indessen hat doch ihre Sklaverey ihre Herren nicht verdorben, sondern dieser ihre Sitten sind noch in Pensylvanien rein, ja so gar streng.

Die Glückseligkeit dieser Kolonie wird nicht durch das betrübende Bild der Betteley gestört. Pensylvanien hat nicht einen einzigen Armen. Derjenige, den die Geburt oder das Glück ohne Hülfe gelassen haben, wird aus dem öffentlichen Schatze anständig unterhalten. Die Wohlthätigkeit erstreckt sich bis auf zuvorkommende Gastfreyheit. Ein Reisender kann überall bleiben, ohne Furcht, einen andern Verdruß zu verursachen, als die Betrübniß über seine Abreise.

Die Tyranney der Auflagen vergiftet nicht die Glückseligkeit der Kolonie. Im Jahr 1766 überstiegen sie nicht 12,450 Pfund Sterl. *), davon der größte Theil dazu bestimmt war, die Wunden des Krieges zu heilen, und die im Jahr 1772 aufhören sollten. Der Boden in Pensylvanien ersetzt gemeiniglich die Einsaat zwanzig- bis dreyßigfältig. Der Ehestand wird hier auf alle nur mögliche Weise befördert; kaum ist in der ganzen Provinz ein eheloser Mensch zu finden. Dahingegen ist die väterliche Gewalt übermäßig. Ein Hausvater, dessen Angelegenheiten in Unordnung sind, hat das Recht, seine Kinder an seine Gläubiger zu verpfänden; eine Strafe, die, wie es scheint, sehr fähig ist, einen zärtlichen Vater auf die Sorge für sein Vermögen aufmerksam zu machen. Ein erwachsener Mensch tilgt durch seinen Dienst in einem Jahre eine Schuld von 30 Thalern; das Kind unter 12 Jahren muß für 36 Thaler bis in das 25ste Jahr dienen.

Pen-

*) 74,700 Thaler.

Pensylvanien verfertigt von dem Flachs und Hanf, den es aus seinem Boden erndtet, und von der Baumwolle, die es aus Südamerika zieht, eine große Menge gemeiner Leinewand; imgleichen von der Wolle, die es aus Europa empfängt, viele grobe Tücher. Was die verschiedenen Zweige seines Fleisses ihm nicht geben, verschafft es sich durch die Produkte seines Bodens. Seine Schiffer bringen nach den englischen, französischen, holländischen und dänischen Eylanden Zwieback, Mehl, Butter, Käse, Talg, Gemüse, Obst, Pökelfleisch, Aepfelwein, Bier, und allerley Bauholz. Sie empfangen dagegen Baumwolle, Zucker, Kaffee, abgezogene Getränke, Geld; und dieß werden wieder neue Materialien zu einem neuen Handel mit dem Hauptlande, mit andern Kolonien oder andern Nationen in Europa. Die Azoren, Madera, die Kanarieninseln, Spanien, Portugall geben einen vortheilhaften Ausweg für das Getreide und das Holz in Pensylvanien ab, welches dort mit Wein und Piastern eingekauft wird. Das Hauptland empfängt Eisen, Hanf, Leder, Pelzwerk, Leinöl, Seegelstangen und Mastwerk, und giebt dagegen Zwirn, Wolle, feine Tücher, Thee, irrländische oder ostindische Leinewand, kurze Waaren, andre Dinge zum Vergnügen oder zur Nothdurft. Aber da es mehr Waaren an seine Kolonie verkauft, als es von ihr einkauft, so ist England ein Abgrund, worinn sich die Metalle, die die Pensylvanier von den andern Märkten, die sie besuchen, gehohlt haben, versenken. Im Jahr 1723 schickte es nur für 10 bis 12,000 Pfund Sterl. *) Waaren nach Pensylvanien, jetzt liefert es für mehr als 450,000 Pfund Sterl. **) an diese

*) 60 bis 72,000 Thaler.

**) 2,700,000 Thaler.

diese Kolonie. Diese Summe ist zu stark, als daß die Kolonisten sie bezahlen könnten, wenn sie auch alles Geld hergäben, das sie von den Märkten ziehen, die sie besuchen; und diese Unfähigkeit zu bezahlen muß so lange dauern, als der Fortgang ihres Anbaues einen größern Vorschuß erfordern wird, wie ihr Einbringen. Andere Kolonien, die gewisse Handlungszweige fast ausschließend besitzen, als Reis, Tabak, Indig, haben sehr bald ihre Reichthümer erwerben müssen. Pensylvanien, das sein Vermögen auf den Landbau und auf die Vermehrung seiner Heerden gründet, wird den Flor langsamer erreichen, aber dieser Flor wird auch sichrere und dauerhaftere Grundlagen haben.

Kann etwas den Fortgang der Kolonie hemmen, so ist es die unordentliche Art, nach welcher die Pflanzungen dort angelegt werden. Die Pennsche Familie, der alle Ländereyen eigenthümlich zugehören, ertheilt überall ohne Unterschied welche, und so viel man haben will, wenn man ihr nur 7 Pfund Sterl. *) für jede hundert Acker giebt, und sich zu einem jährlichen Erbzins von etwa 4 Pfennigen verpflichtet. Daher kömmt es, daß es der Provinz an dem Zusammenhange fehlt, der zu allen Dingen erforderlich ist, und daß ihre zerstreuten Einwohner die Schlachtopfer des geringsten Feindes sind, der das Herz hat sie anzugreifen.

Man kann die jährliche Ausfuhr von Pensylvanien auf 25,000 Tonnen rechnen. Es empfängt 400 Fahrzeuge, und spedirt fast eben so viele. Philadelphia, seine Hauptstadt, empfängt und spedirt sie fast alle.

Diese

*) 42 Thaler.

Diese berühmte Stadt liegt 120 englische Meilen weit vom Meere am Zusammenfluß des Delaware und Schuylkill. Penn, der sie dazu bestimmte, die Hauptstadt eines großen Reichs zu werden, wollte, daß sie zwischen den beyden Flüssen eine englische Meile breit, und gegen zwey lang werden sollte. Noch hat ihre Menschenzahl einen so großen Raum nicht erfüllen können, indessen arbeitet man noch immer nach dem vorgeschriebenen Plan fort. Philadelphia muß noch die beträchtlichste Stadt in Amerika werden, weil die Kolonie noch immer sehr große Progressen macht, und ihre Produkte nie anders, als durch den Hafen ihrer Hauptstadt, ans Meer gelangen werden.

Die Straßen dieser Stadt sind alle nach der Schnur gebaut, und die Gebäude, die mehrentheils zwey Stockwerk hoch sind, verdanken ihre hauptsächlichsten Zierrathen den Marmorarten von verschiedener Farbe, die man eine Meile weit von der Stadt findet. Man macht Tische, Kamine oder andern Hausrath daraus, die der Gegenstand eines ziemlich beträchtlichen Handels mit dem größten Theil Amerika's geworden sind.

In der köstlichen Bibliothek, die im Jahr 1742 durch die Sorgfalt des gelehrten und großmüthigen Doktor Franklin gestiftet worden, findet man die besten englischen, lateinischen und französischen Werke. Sie steht für das Publikum nur den Sonnabend offen, diejenigen aber, die sie gestiftet haben, brauchen sie frey das ganze Jahr hindurch. Man hat noch mathematische und physikalische Werkzeuge, wie auch eine schöne Naturaliensammlung hinzugefügt.

Das Gymnasium, das den Geist zu allen diesen Wissenschaften vorbereiten soll, ward im Jahr 1749 gestiftet. In den ersten Zeiten ward die Jugend nur in den schönen Wissenschaften unterrichtet; im Jahr 1764 hat man eine medicinische Klasse eingeführt. Die Kenntnisse und die Lehrer werden sich vermehren, sobald die Ländereyen, die zu ihrem Unterhalt ausgesetzt sind, mehr eintragen werden.

Die Menschenzahl in Philadelphia läßt sich nicht genau bestimmen; so viel scheint sicher, daß im Jahr 1766 dort 20,000 Einwohner waren. Philadelphia sowohl, als Newkastle und die andern Städte Pensylvaniens, sind ganz offen, und das ganze Land ist eben so wohl ohne Vertheidigung. Dieß ist eine nothwendige Folge von den Grundsätzen der Quaker, die immer den Haupteinfluß in die öffentlichen Berathschlagungen behauptet haben, ob sie gleich nur den dritten Theil der Menschen in der Kolonie ausmachen. Für itzt haben indeß die Pensylvanier nichts zu besorgen, seitdem Kanada den Franzosen abgenommen ist. Die englischen Besitzungen decken hinlänglich die Flanken der Kolonie. Eine von den Vormauern, die Pensylvanien zur See beschützen, ist Virginien.

Trauriger Zustand von Virginien in den ersten Zeiten.

Dieser Name, der ursprünglich die ganze weitläuftige Strecke andeutete, die die Engländer sich auf dem festen Lande von Amerika zu besetzen vornahmen, hat heut zu Tage eine viel eingeschränktere Bedeutung. Man begreift itzt nichts weiter darunter, als das Land, das in Norden Maryland, in Süden Karolina, in Westen die Apalachengebürge und in Osten den Ocean zur Gränze hat. Diese Gränzen lassen ihm 240 englische Meilen in der Länge und 200 in der Breite.

Im Jahr 1606 landeten die Engländer in Virginien. James Town war ihre erste Niederlassung. Allein da diese ersten Kolonisten, statt das Land zu bauen, Bergwerke entdecken wollten, so wurden sie von einer grausamen Hungersnoth heimgesucht, die von 500 Menschen nur 60 übrig bleiben ließ. Dieser unglückliche Ueberrest wollte sich nach Terre Neuve begeben, als Delaware mit dreyen Schiffen einer neuen Völkerschaft und Vorrath von allen Arten, ankam.

Seine vortreffliche Denkungsart erwarb ihm bald die Herrschaft über alle Herzen. Er hielt Menschen zurück, die gewilligt waren, einen verzehrenden Boden zu verlassen, und leitete ihre Arbeiten auf einen nützlichen Zweck. Zum Unglück zwang ihn der Verfall seiner Gesundheit, wieder nach seinem Vaterlande zurück zu reisen; aber er ließ auch dort seine Kolonisten nicht aus den Augen, und wandte alles Ansehen, das er nur am Hofe hatte, zu ihrem Besten an.

Indeß hatte diese Kolonie doch nur einen geringen Fortgang. Man schob diesen schwachen Zustand auf die von ausschließenden Privilegien unzertrennliche Tyranney. Die Gesellschaft, die sie besaß, ward beym Antritt der Regierung Karls I aufgehoben. Von Stund an trat Virginien unter die unmittelbare Leitung der Regierung, die sich nur einen Grundzins von 2 Schilling für jede hundert Acker, die man dort anbauen würde, vorbehielt.

Bis zu diesem Augenblicke hatten die Kolonisten noch von gar keinem Eigenthum recht gewußt, aber nun wurden Gränzen gesetzt, und man führte Häuser auf, die mit gebauten Ländereyen umgeben wurden. Eine Menge muthiger Menschen

kam

kam nach Virginien, um dort Vermögen und Freyheit zu suchen, wie auch eine Menge Monarchisten, die hier die Entscheidung des Schicksals dieses verlassenen Fürsten erwarteten.

Allein obgleich diese Kolonie die erste war, die einmüthig Karln II zum Könige ausrief, noch ehe er in England ausgerufen ward, so hatte sie von einem so edelmüthigen Schritte doch nicht den Vortheil, den sie mit Recht hätte erwarten können. Der Hof ertheilte habsüchtigen und angesehenen Menschen unmäßige Vorrechte, die die Ländereyen einer großen Menge Kolonisten verschlangen. Ueberdieß legte das Parlament ungeheure Abgaben auf alles das, was Virginien dem Hauptlande lieferte, und von ihm empfieng. Um das Unglück vollkommen zu machen, erneuerten die Wilden, die man sich nie zu Freunden gemacht hatte, ihre Streifereyen mit einer Wuth und Einsicht, davon man noch kein Beyspiel gesehen hatte. So viele Unfälle reizten die Virginier zu einer öffentlichen Empörung, die sich durch den Tod ihres Anführers endigte, und keine fernere verdrüßliche Folgen nach sich zog. Seit dieser Krisis besteht die Geschichte von Virginien bloß in dem Anbau ihrer Pflanzungen.

Virginiens Staatsverwaltung.

Diese Besitzung ward anfangs durch die Vorgesetzten der Gesellschaft, die sich derselben gleich bey ihrer Entstehung bemächtigte, regiert. In der Folge führte man eine ordentliche Regierung ein, die im Jahr 1620 aus einem Befehlshaber, einem Rathe und den Abgeordneten eines jeden Reviers bestanden. Der Rath und die Repräsentanten des Volks versammelten sich, so wie in Schottland, in einem Hause. Im Jahr 1689 trennten sie sich in zwey Häuser, nach Art des englischen Parlements, und dieser Gebrauch hat fortgedauert.

Der Statthalter hat allein über die Miliz und über alle Kriegsposten zu befehlen; er hat das Recht, die Gesetze der allgemeinen Versammlung zu bestätigen und zu verwerfen. Der Rath besteht aus 12 Gliedern, die durch Patente oder durch einen Kabinetsbefehl des Königs ernannt werden. Sie machen eine Art von Oberhaus aus, und haben das Recht, alle Akten des Unterhauses zu verwerfen. Virginien wird in 25 Grafschaften eingetheilt, deren jede zween Abgeordnete ernennt. Die Stadt und das Kollegium James Town haben jede für sich das Recht einen zu wählen, welches die Zahl 52 ausmacht.

Die öffentlichen Einkünfte Virginiens entspringen aus mehrern Quellen, und werden zu verschiedenen Bestimmungen verwandt. Die Auflage von 2 Schilling *) auf den Zentner Tabak, die man von den Kolonisten verlangt; die von 15 Schilling **) von einer jeden Tonne, die jedes Schiff voll oder leer bey der Rückkunft von seiner Reise bezahlt; die Kopfsteuer von 10 Schilling ***), die alle Passagiers, sie seyn Freye oder Sklaven, bey ihrem Eintritt in die Provinz bezahlen müssen; die Geldbußen und Konfiskationen, die in verschiedenen Akten vorgeschrieben sind; das ius albinagii auf die Ländereyen und beweglichen Güter derer, die keine gesetzmäßige Erben hinterlassen: alle diese Abgaben, die jährlich etwa 3000 Pfund betragen, müssen nach der Vorschrift des Raths und des Befehlshabers zu den gewöhnlichen Ausgaben der Kolonie verwendet werden; die Generalversammlung hat in diesem Punkt bloß das Recht, die Rechnungen nachzusehen.

Sie

*) 14 ½ Groschen.
**) 4 ½ Thaler.
***) 3 Thaler.

Sie hat sich aber auch die unumschränkte Verwaltung über die zu außerordentlichen Gelegenheiten bestimmten Gelder vorbehalten. Diese entspringen aus einer Accise auf die starken Getränke, aus einer Abgabe von 1 Pfund Sterl. *) für jeden Sklaven, und 15 Schilling für jeden nicht englischen Bedienten, der in die Kolonie kömmt. Dieß Einkommen muß sehr veränderlich seyn, aber überhaupt ist es sehr beträchtlich, und gemeiniglich ist es ziemlich wohl angewandt worden.

Außer diesen Auflagen an Geld, treibt man auch noch andere in Natur bey; das ist, eine Art von dreyfacher Kopfsteuer an Tabak, davon die weißen Frauenzimmer allein frey sind. Die erste dieser Kopfsteuern wird von der allgemeinen Versammlung auferlegt, um ihre Ausgaben, den Sold der Miliz und andre öffentliche Bedürfnisse zu bestreiten. Die zweyte, die man die Provinzialsteuer nennt, wird von den Friedensrichtern in jeder Grafschaft für die besondern Bedürfnisse einer jeden auferlegt. Endlich diejenige, die man Pfarrsteuer nennet, wird durch die Häupter der Gemeinden angeordnet, zu alle dem, was eine mehr oder weniger nahe Beziehung auf den eingeführten Gottesdienst hat.

Im Anfange der Kolonie schlichtete ein einziger Gerichtshof alle Angelegenheiten, wobey Appellation an die Generalversammlung Statt fand; aber seit 1692 hat jede Grafschaft ihr Gericht, das aus einem Sheriff, aus seinen Unterbedienten und den Geschwornen besteht. Man appellirt von diesem Gerichte an den Rath, worinn der Statthalter präsidirt. Betragen die Sachen mehr, als 300 Pfund, so

*) 6 Thaler.

so kann man an den König appelliren. In peinlichen Sachen ist der Rath das höchste Gericht, doch kann der Statthalter alle Verbrecher, diejenigen ausgenommen, die Mord und Hochverrath begangen, begnadigen, auch hat er so gar in den letzten Fällen das Recht, die Ausführung des Urtheils bis zum Ausspruch des Monarchen aufzuschieben.

Anfangs bekannten sich die Einwohner von Virginien zur englischen Kirche; im Jahr 1642 ward so gar verordnet, daß alle andere Religionsverwandte ohne Unterschied aus der Provinz ausgeschlossen seyn sollten; allein die Nothwendigkeit, das Land zu bevölkern, machte, daß dieß intolerante Gesetz abgeschafft ward. Die herrschende Religion hat itzt 39 Kirchspiele. Die Prediger werden ganz ansehnlich versorgt, allein sie sind dennoch nicht mit ihrem Zustande zufrieden, weil die, die ihnen ihre Pfründen gegeben haben, sie ihnen wieder nehmen können.

Anfänglich bestand die Kolonie nur aus einem Geschlechte, allein bald sehnten sich die Männer nach Gattinnen, und bezahlten 100 Pfund für jede junge Person von ehrbarer und tugendhafter Aufführung. Endlich zogen ganze Familien hin, so, daß man schon im Jahr 1703 an die 76,000 Weiße dort zählte. Wenn sich diese Anzahl nachher nur um ein Sechstheil vermehrt hat, so ist die Ursache davon eine ziemlich ansehnliche Auswanderung, die durch die Ankunft der Negern veranlaßt wurde.

Die ersten dieser Sklaven wurden durch ein holländisches Schiff im Jahr 1691 nach Virginien gebracht. Ihre Anzahl vermehrte sich langsam. Heut zu Tage findet man 110,000 Negern in der Kolonie, die dem menschlichen Geschlecht einen doppelten

pelten Verlust verursachen, indem sie Afrika entvölkern und die Vermehrung der Europäer in Amerika hindern.

Virginien hat weder Festungen noch regulaire Truppen. Die Einwohner sind durch die Art ihres Landbaues genugsam gegen fremde Anfälle verwahrt, und längst gegen die Streifereyen der Wilden gesichert. Ihre Miliz, die aus allen freyen Menschen über 16 und unter 60 Jahren besteht, ist hinreichend, um die Sklaven im Zaum zu halten. So, wie Virginien, wird ohngefähr auch Maryland verwaltet, welches anfänglich mit in jener Kolonie begriffen war, aber nachher davon abgesondert worden.

Maryland trennt sich von Virginien.

Als Karl I wegen der Beschuldigung, daß er das Pabstthum begünstige, gezwungen ward, diese Sekte der ganzen Strenge der Gesetze zu überlassen, suchte Lord-Baltimore in Virginien eine Freystatt zur Gewissensfreyheit, und da er dort keine Duldung fand, so ließ er sich in dem unbewohnten Theil dieser Landschaft, der zwischen dem Flusse Potoweak und Pensylvanien liegt, nieder. Sein Sohn folgte ihm in diesem Unternehmen und reiste im Jahr 1633 aus England mit 200 Katholiken, alle von gutem Herkommen. Diese Kolonie hatte einen geschwinden Fortgang, und ward noch blühender, als Baltimore allen Fremden einer jeden Religion, die Ländereyen in dieser neuen Kolonie an sich bringen wollten, die bürgerliche Freyheit ertheilte. Allein er mußte unter Kromwell den Verdruß erleben, daß er seiner Besitzung entsetzt ward. Karl II gab sie ihm zwar wieder, allein sein Privilegium ward abermal von Jakob angegriffen, bis endlich der Nachfolger dieses feigen Despoten diese Streitigkeit dahin endigte, daß die Baltimores ihre Macht verlieren, ihre Einkünfte aber behalten sollten. Seit-

 dem

dem dieß Haus in den Schooß der englischen Kirche getreten ist, ist es auch in alle seine Rechte über Maryland wieder eingesetzt worden. Itzt ist diese Provinz in 11 Grafschaften getheilt. Sie hat 40,000 Weiße und 60,000 Schwarze zu Einwohnern. Sie wird durch einen Befehlshaber verwaltet, den der Eigenthumsherr der Provinz durch einen Rath, und durch zween Abgeordnete aus jeder Grafschaft ernennt. Der Befehlshaber hat, so wie der Monarch in England, die Negativstimmen bey allen Gesetzen, die die Versammlung vorschlägt.

Virginien und Maryland ziehen einerley Produkte.

Wenn diese Kolonie wieder mit Virginien verbunden wäre, so würde man gar keinen Unterschied in diesen beyden Besitzungen bemerken. Das Klima ist im Frühling und Herbst vortrefflich; im Winter ist die Kälte oft sehr stark, und im Sommer oft die Hitze erstickend. Die größte Beschwerde ist eine Menge ekelhafter Insekten.

Die Hausthiere vermehren sich daselbst unglaublich. Obst und alle Erdgewächse kommen gut fort, und man erndtet da das beste Korn in Amerika. Der Boden bleibt allenthalben fruchtbar, selbst da, wo er sandig wird. Aus den Gebürgen strömen viele Flüsse, die die Fruchtbarkeit dieses Landes vermehren und den Handel sehr erleichtern, die mehrsten derselben sind für die Kauffarthenschiffe bis sehr weit vom Meere ab, und einige sogar für Kriegsschiffe, schiffbar.

Wegen dieses seltnen Vortheils sind in beyden Kolonien keine beträchtlichen Städte entstanden, sondern die Einwohner haben sich an den Ufern der verschiedenen Flüsse zerstreut und niedergelassen, weil sie in dieser Lage alle Bequemlichkeit des Landlebens mit dem Wohlstande, den der Handel in Städten bringt,

bringt, fanden. Nur litte das Hauptland darunter; theils weil seine Schiffer, da sie genöthigt waren, die Ladungen aus den zerstreuten Pflanzungen zusammen zu suchen, lange ausblieben, theils weil die Schiffe dem Stiche der Würmer ausgesetzt waren, die in den Monaten Junius und Julius alle Flüsse dieses Landes plagen. Der Hof zu London hat nichts versäumt, die Kolonisten zu bewegen, Niederlagen zu errichten, allein aus Mangel an Gelde ist die Ausführung dieses Vorhabens unterblieben, das vielleicht nicht vortheilhaft gewesen wäre, weil der Landbau dadurch wäre vermindert worden.

Der Mangel an beträchtlichen Städten hat ein anderes Uebel nach sich gezogen, nämlich den Mangel an Handwerkern und Künstlern. Die Kolonisten müssen sich also die nothwendigsten Bedürfnisse aus Europa kommen lassen, daher sind sie auch beym ersten Unfall mit Schulden gegen das Hauptland überladen, und von Stund an genöthigt gewesen, ihre Ländereyen zu verkaufen, oder sich mit einem Wucherzins von 8 bis 9 Prozent zu belasten.

Schwerlich werden beyde Provinzen sich aus diesem verdrüßlichen Zustande erheben. Ihr Seewesen übersteigt nicht 1000 Tonnen. Alles, was sie an Korn, Vieh, Brettern nach den Antillen schicken, alles, was sie an Flachs, Hanf, Leder, Pelzwerk, Zedern- oder Nußbaumholz nach Europa spediren, wirft nicht drittehalb Tonnen Goldes ab. Im Tabak allein finden sie die ihnen noch bleibende Hülfe.

Unter allen Gegenden, wo man diese Pflanze baut, sind Virginien und Maryland diejenigen, wo er am besten fortkömmt. In beyden Provinzen

wird fast eine gleiche Menge geerndtet, doch ist der virginische sanfter, wohlriechender und theurer, und dieser wird in England und im südlichen Europa verbraucht. Der aus Maryland schickt sich besser für Norden, weil er wohlfeiler und gröber ist.

Virginien bezahlt immer 2 Pfund Sterling Fracht für jedes Orhoft Tabak, Maryland aber nur 35 Schilling *). Den englischen Schiffer halten 5 Prozent, die er an Kommission bekömmt, für alle Mühe und Kosten schadlos. Diese Schifffahrt beschäftigt 250 Schiffe, die zusammen 30,000 Tonnen ausmachen. Aus beyden Kolonien bekommen sie 80 Millionen Pfund Tabak. Der Theil dieses Produkts, der zwischen York und James wächst, wird sehr theuer verkauft; aber im Durchschnitt gerechnet, kostet das Pfund zwey und ein Viertheil Pence **), welches also eine Summe von 750,000 Pfund Sterl. ***) ausmacht.

Die Vortheile nicht zu rechnen, die England bey dem Absatz seiner eignen Produkte für diese Summe findet, erhält es noch andere durch die Wiederausfuhr von drey Fünfteln dieses Tabaks. Dieser einzige Handelszweig muß eine Vermehrung von 450,000 Pfund Sterl. †) in seinem baaren Gelde machen, ohne das zu rechnen, was es noch für Fracht und Kommission gewinnt.

Der Fiskus zieht noch einen größern Vortheil von diesem Bau, als die Bürger. Jedes Pfund Tabak bezahlt bey seinem Eintritt ins Reich

*) Virginien bezahlt 12, Maryland 10½ Thaler.
**) 1 Groschen, 4 $\frac{1}{2}$ Pfennig.
***) 4,500,000 Thaler.
†) 2,700,000 Thaler.

Reich sechs und ein Drittel Pence *), 80 Millionen Pfund Tabak müßten also dem Staat 2,111,111 Pfund Sterling **) abwerfen. Da er aber die Abgaben von allem, was wieder verfahren wird, heraus giebt, so muß das öffentliche Einkommen nur um 844,444 $\frac{8}{20}$ Pf. ***) vermehrt werden. Die Erfahrung lehrt, daß von dieser Summe noch ein Drittel abgezogen werden muß, wegen des Abzugs, den man dem Kaufmann ertheilt, der dasjenige baar bezahlt, was er erst in 18 Monaten zu bezahlen das Recht hätte, und weil gewöhnlich ein ungeheurer Schleichhandel in den kleinen Häfen, und bisweilen auch in den großen getrieben wird. Dieser Abzug beläuft sich auf 281,481 Pf. 9 Schill. 8 Pence †), folglich bleibt der Regierung nur 562,962 Pf. 19 Schill. 4 Pence ††). Ohnerachtet dieser Misbräuche sind Virginien und Maryland weit nützlicher für Großbritannien, als seine andern nördlichen Kolonien, ja selbst als Karolina.

Diese Landschaft, die sich 300 Meilen längs der Küste erstreckt, und 200 Meilen in der Tiefe bis an die Apalachen hält, ward durch die Spanier kurze Zeit nach ihren ersten Zügen in die neue Welt entdeckt. Allein weil sie kein Gold darbot, ward sie vernachlässigt. Der weisere Admiral Coligny öffnete den französischen Protestanten daselbst eine Quelle von Fleiß, aber durch die Ermordung dieses erleuchteten Mannes wurden ihre Hoffnungen zu Grunde gerichtet. Einige Engländer nahmen gegen das

Ursprung der Kolonie in Karolina.

*) 3 Groschen, 9 $\frac{3}{5}$ Pfennig.
**) 12,666,666 Thaler.
***) 5,066,667 Thaler.
†) 1,688,889 Thaler.
††) 3,377,778 Thaler.

das Ende des 16ten Jahrhunderts ihre Stelle ein, allein eine unerklärliche Grille machte, daß sie diesen fruchtbaren Boden verließen, um ein härteres Land unter einem nicht so angenehmen Himmelsstrich zu bauen.

Es war kein einziger Europäer in Karolina, als die Lords Berkeley, Clarendon, Albemarle, Craven, Ashley, und die Ritter Carteret, Berkeley und Colliton im Jahr 1663 das Eigenthum dieses schönen Landes von Karl II erhielten. Das gesetzgeberische System dieser Besitzung ward von dem berühmten Locke angegeben, der hier eine gränzenlose Religionsduldung einführte. Die bürgerliche Freyheit ward nicht so begünstigt. Die acht Eigenthümer und ihre Erben erhielten nicht nur die Rechte eines Monarchen, sondern auch die ganze gesetzgebende Gewalt. Man ertheilte diesem aus bemeldten herrschenden Gliedern bestehenden Hofe, den man den Palatinschen nannte, die Macht, alle Aemter und Würden zu ernennen, selbst das Recht, den Adel, aber unter neuen und seltsamen Titeln, zu ertheilen. Man sollte also in jedem Reviere zween Kaziken ernennen, deren jeder 24,000 Acker Landes besitzen, und einen Landgrafen, der allein 80,000 haben sollte. Diese sollten das Oberhaus ausmachen. Ihre Besitzungen wurden unveräußerlich; ein wesentlicher Verstoß gegen die gesunde Staatsklugheit. Man ließ ihnen bloß das Recht, den dritten Theil davon höchstens auf dreyer Menschen Leben zu verpachten oder zu vermiethen.

Das Unterhaus sollte aus den Abgeordneten der Städte und der Grafschaften bestehen. Diese Zahl sollte wachsen, so wie die Kolonie bevölkerter werden würde. Jeder Freysasse sollte nur einen

Schil-

Schilling vom Acker bezahlen, und so gar diesen Grundzins loskaufen können. Aber alle Einwohner, Freye sowohl, als Sklaven, sollten verbunden seyn, auf den ersten Befehl des palatinschen Hofes die Waffen zu ergreifen.

Das Fehlerhafte dieser Staatsverfassung zeigte sich bald. Die Herren und Eigenthümer strebten nach dem Despotismus und die Kolonisten thaten alles, um die Knechtschaft zu vermeiden. Dieß war noch nicht Elends genug; Granville wollte im Jahr 1705 alle Dissidenten, die zwey Drittel der Menschen ausmachten, dem Gottesdienst der englischen Kirche unterwerfen. Dieß Verfahren empörte alle Gemüther. Während den Folgen dieser Erbitterung ward die Provinz im Jahr 1720 durch verschiedene Horden Wilde angegriffen. Sie wurden geschlagen, und da die Eigenthümer der Kolonie sich weigerten, etwas zu den Kosten dieser Unternehmung beyzutragen, so wurden sie im Jahr 1728 alle der Vorrechte beraubt, die sie bisher nur gemisbraucht hatten, Carteret ausgenommen, der den achten Theil des Gebiets behielt. Man ertheilte ihnen indessen 24,000 Pfund *) zur Entschädigung. Nun bemächtigte die Krone sich der Regierung wieder, und die Kolonie bekam Theil an der Staatsverfassung der andern. Um die Verwaltung leichter zu machen, theilte man das Land in zwo unabhängige Statthalterschaften, unter dem Namen Süd- und Nord-Karolina. Von diesem glücklichen Zeitpunkt fängt der Flor dieser großen Provinz an.

Das Klima dieses Landes ist vielleicht das vortrefflichste von allen Besitzungen in der neuen Welt. Produkte von Karolina.

*) 144,000 Thaler.

Welt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr ungleich; es giebt Stellen, wo er außerordentlich unfruchtbar, und andre, wo er von der übermäßigsten Fruchtbarkeit ist. Hornvieh zieht man hier zu Tausenden, die den Morgen ungehütet in die Wälder gehn, und des Abends von selbst wieder zu den Pflanzungen kommen. Schweine sind noch zahlreicher und in ihrer Art besser. Nur das Schaaf schlägt aus der Art und ist auch seltner.

Die ganze Kolonie enthielt im Jahr 1723 nur 4000 Weiße und 32,000 Negern. Ihre Ausfuhr nach Europa und Amerika betrug nicht mehr, als 220,000 Pfund Sterl. *). Seit der Zeit hat sie einen Grad von Flor erlangt, den sie nur der Freyheit zu danken hat.

Obgleich Süd-Karolina einen ziemlich beträchtlichen Umsatz mit den Wilden angelegt, eine Leinewandfabrik bekommen, und angefangen hat, durch Vermischung seiner Seide mit der Wolle seiner Schaafe, Zeuge zu verfertigen, so muß doch sein Flor besonders dem Reis und dem Indigo zugeschrieben werden. Der Zufall verschaffte dieser Landschaft das erste dieser Produkte, indem ein mit Reis beladenes Schiff, das aus Ostindien kam, an der Küste scheiterte. Der Reis ward von den Wellen an die Küste geworfen und wuchs dort auf. Man fieng also an, auf diesen Bau zu denken, der aber seit 1730 erst recht in Flor gekommen ist. Der Indigo wird hier zwar kaum halb so theuer bezahlt, als an andern Orten, indeß verzweifeln die, die ihn bauen, nicht, die Spanier und Franzosen auf allen Märkten auszustechen.

Beyde

*) 1,320,000 Thaler.

Beyde Karolinen haben kaum den zwanzigsten Theil ihres Gebiets urbar gemacht. Nur die dem Meere am nächsten liegenden Reviere sind bis itzt gebaut worden. Die Kolonisten sind deswegen nicht tiefer ins Land gegangen, weil unter beynah zehn schiffbaren Flüssen nicht einer ist, den man höher als 60 englische Meilen hinauf fahren könnte.

Indessen ist das Schicksal beyder Kolonien nicht zu beklagen. Die Auflagen, die alle auf die Ein- und Ausfuhr der Waaren gelegt sind, übersteigen nicht 6000 Pfund *). Die nördliche Provinz hat nur 50,000 Pfund **) Papiergeld, und die südliche, die unendlich reicher ist, für 250,000 Pf. ***). Keine von beyden steckt beym Hauptlande in Schulden. Dieser, selbst in englischen Besitzungen seltne Vorzug, kömmt von der Beträchtlichkeit der Ausfuhr beyder Karolinen, sowohl nach den benachbarten Provinzen, als nach den Antillen oder nach Europa.

Im Jahr 1754 kamen aus Süd-Karolina 759 Oxhöfte Terpentin, 2943 Oxhöfte Teer, 5869 Oxhöfte Pech oder Harz, und 416 Oxhöfte Rindfleisch, 1560 Schweinefleisch, 16,400 Scheffel türkischen Weitzen, 9162 Scheffel Erbsen, 4196 gegerbte und 1200 rohe Häute, 1,114,000 Bohlen, 206,000 Latten, 395,000 Fuß Zimmerholz, 882 Maaß Felle von roth Wildprett, 104,682 Oxhöfte Reis, 216,924 Pfund Indigo.

Nord-Karolina spedirte in demselben Jahre 61,528 Oxhöfte Teer, 12,500 Pech und 10,429 Terpentin,

*) 36,000 Thaler.
**) 300,000 Thaler.
***) 1,500,000 Thaler.

pentin, 762,330 Bohlen, 2,000,647 Schuh Bauholz, 61,580 Scheffel Korn, 10,000 Scheffel Erbsen, 3300 Oxhöfte Rind- und Schweinefleisch, 100 Müdd Tabak, 10,000 Zentner gegerbte Häute, und 30,000 Felle von allen Arten.

Es ist kein einziger Artikel in der ganzen hieher gesetzten Liste, der nicht seit diesem Zeitpunkt einen merklichen Zuwachs empfangen hätte. Viele sind aufs Doppelte gestiegen, und der reichste unter allen, der Artikel des Indigs, hat sich sogar stärker, als um das Dreyfache, vermehrt.

Man schafft einige Produkte von Nord-Karolina geradezu nach Europa und den Antillen, obgleich gar keine Niederlage da ist, um sie zusammen zu bringen; und obgleich Edenton, seine alte Hauptstadt, und die statt derselben an dem Fluß New angelegte, kaum schwache Flecken sind. Der größte und herrlichste Theil der Ausfuhr dieser Provinz geht nach Charles Town und vermehrt da die Reichthümer von Süd-Karolina.

Diese Stadt, die am Zusammenflusse des Ashley, und des Cooper, zweener schiffbaren Flüsse, liegt, ist ziemlich regelmäßig befestigt, aber ihre Rhede hat die Unbequemlichkeit, daß nur Schiffe von 200 Tonnen hinein kommen können. Dieser Umstand wird sie von ihrem jetzigen Flor herab bringen, denn man wird sich nach Port Royal ziehen, das den größten Flotten offen steht. Schon ist da eine Niederlassung entstanden, die täglich zunimmt; außer den Produkten beyder Karolinen, die sie nothwendig an sich ziehen muß, wird sie auch noch die Produkte von Georgien empfangen.

Karo-

Karolina und das spanische Florida werden von einem großen Strich Landes getrennt, das sich 120 englische Meilen längs dem Meere hin erstreckt; 300 Meilem bis an die Apalachen hin hält und nordwärts durch den Fluß Savannah, südwärts aber durch den Fluß Altamaha begränzt wird. Das brittische Ministerium hatte lange Zeit Lust, diesen Strich Landes zu besetzen, und folgende Handlung der Wohlthätigkeit brachte diesen Vorsatz zur Ausführung. Ein mitleidiger und reicher Bürger verordnete bey seinem Tode, daß seine Güter dazu verwendet werden sollten, die insolventen Schuldner, die ihre Gläubiger im Gefängnisse hielten, frey zu machen. Diesem Verlangen kam die politische Weisheit zu Hülfe, und verordnete, daß die Unglücklichen, denen man ihre Fesseln abnehmen würde, in das wüste Land verpflanzt werden sollten, das man zu bevölkern beschlossen hatte; und dieß Land nannte man, dem damaligen Landesherrn zu Ehren, Georgien. Das Parlement fügte zu diesem Vermächtnisse noch 10,000 Pfund hinzu, und eine freywillige Unterzeichnung brachte noch eine beträchtlichere Summe ein. Lord Oglethorpe erhielt den Auftrag, dieß Vorhaben auszuführen, er langte im Januar 1733 in Georgien an, und stellte seine Gefährten zehn englische Meilen von der See, in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene, an den Ufern der Savannah, an. Die nur aus 100 Personen bestehende Völkerschaft ward vor Ende des Jahrs auf 618 vermehrt, wovon 127 die Kosten der Reise aus eignen Mitteln bestritten hatten.

Stiftung von Georgien.

Diese Kolonie ward im Jahr 1735 noch mit einigen Bergschotten, und in eben dem Jahre auch noch mit einer Menge protestantischer Ackersleute vermehrt, die ein fanatischer Pfaffe aus Salzburg

gejagt hatte. Bald ahmten auch Schweizer diesem Beyspiele nach, ohne daß sie wären verfolgt worden.

Unter diesen Völkerschaften fanden sich einige, die mehr Lust zum Handel als zum Landbau hatten, diese legten 236 englische Meilen vom Ocean die Stadt Augusta an, um hier mit den benachbarten Wilden einen Pelzhandel zu errichten. Im Jahr 1739 beschäftigte dieser Handel schon 600 Personen; der Vertrieb dieses Pelzwerks ward ihnen um so leichter, da die Savannah die größten Boote bis vor die Mauern von Augusta trägt.

Eine Kolonie, die von dem Hauptlande in weniger als sechs Jahren beynah 5000 Menschen erhalten hatte, und an welcher weit mehr als 66,000 Pfund Sterl. verwandt waren, mußte freylich große Hoffnungen von sich geben. Das Erstaunen mußte also sehr groß seyn, als man im Jahr 1741 erfuhr, daß kaum der sechste Theil der Menschen, die man dahin geschickt hatte, mehr übrig sey, und daß der matte Ueberrest dieser zahlreichen Kolonisten nur nach einem glücklichern Aufenthalt seufzte.

Ursachen des Verfalls von Georgien.

Diese Kolonie hatte gleich bey ihrer ersten Entstehung den Keim zu ihrem Verderben in sich enthalten. Die Gerichtsbarkeit und das Eigenthum von Georgien hatte man Privatpersonen überlassen, und diese Eigenthümer setzten sogleich eine Gesetzgebung fest, nach welcher nicht nur das Polizey- Justiz- und Finanzwesen des Landes, sondern auch das Leben und das Vermögen der Einwohner, in ihren Händen war. Es ward angeordnet, daß jede Familie nur 50 Aecker besitzen, sie nicht veräußern, ja nicht einmal erblich auf die Töchter bringen könne. Zwar ward diese Substitution auf bloß männliche Erben

bald

bald abgeschafft, aber man ließ doch noch zu viel Hindernisse für den Wetteifer bestehen. So wie sich die Kolonie erweiterte, so stiegen die Abgaben über alle Maaße.

Zu diesem Druck kam noch ein anderer, der vielleicht aus einem Antrieb von Menschenliebe entstehen konnte. Man verbot den Kolonisten, Sklaven zu halten, und untersagte ihnen die Einfuhr der Zuckerwasser. Das erste Verbot setzte sie außer Stand, ihre Ländereyen gehörig zu bearbeiten, und das letzte benahm den Kolonisten das einzige Getränk, das den Fehler des überall im Lande ungesunden Wassers gut machen, und das einzige Mittel, das den Abgang, den sie durch unablässigen Schweiß litten, wieder ersetzen konnte. Auch ward ihnen dadurch der Handel nach den Antillen verschlossen, wo sie das Holz, Korn und Vieh, welches ihren ersten Reichthum abgeben sollte, gegen dieses Getränk nicht vertauschen konnten.

Das Hauptland sah endlich ein, wie sehr die fehlerhaften Verordnungen den Fortgang der Kolonie hemmten, und zerschlug die Fesseln, die es ihr selbst geschmiedet hatte. Georgien empfieng die Regierungsform, wodurch Karolina blühte, und ward, statt des Lehns einiger Privatpersonen, eine wahrhaftige Nationalbesitzung. Obgleich diese Kolonie kein so gutes Klima und Boden hat, als die benachbarte Provinz, so wird sie dennoch dem Hauptlande nützlich werden, da überdieß die Nachbarschaft von Florida auf den Flor von Georgien einen Einfluß haben muß.

Unter dem Namen Florida begreifen die Spanier alle Gegenden von Amerika, die sich von Mexiko an bis zu den nördlichsten Landschaften erstrecken. Aber

Geschichte von Florida. Diese

Provinz fällt in die Hände der Engländer.

Aber seit langer Zeit ist diese gränzenlose Benennung auf die Halbinsel, die das Meer an der Bahamastraße zwischen Georgien und Louisiana gebildet hat, eingeschränkt. Die Spanier wollten diese Gegend im Jahr 1565 besetzen, nachdem sie die Franzosen, die im Jahr vorher die Anlegung eines kleinen Pflanzorts angefangen, daraus vertrieben hatten.

Die am weitsten nach Osten hin liegende Besitzung der Kolonie hieß St. Mattheo. Ob sie gleich zwey Meilen weit vom Ocean an einem schiffbaren Fluß in einem angenehmen und fruchtbaren Boden angelegt war, so hätte sie der Eroberer doch verlassen, wenn er nicht den Sassafras da gefunden hätte. Die Blätter dieses Baums werden wie Thee getrunken, und seine Wurzel dient gegen Schlag- und andere Flüsse, auch gegen die venerische Krankheit.

Funfzehn Meilen von St. Mattheo, an derselben Küste, entstand eine neue Besitzung unter dem Namen St. Augustin. Sie ward im Jahr 1747 von den Engländern angegriffen, allein sie wurden zurück geschlagen. Diese bemeldten beyden Besitzungen waren an der Ausfahrt der Bahamastraße errichtet; achtzig Meilen von St. Augustin ward am Eingange des mexikanischen Meerbusens St. Mark an der Mündung des Apalachen-Flusses angelegt. Aber dieser Posten, der den Verkehr zwischen den beyden Haupttheilen des festen Landes der neuen Welt recht fest gründen konnte, hatte schon die geringe Wichtigkeit verlohren, wozu er anfänglich gestiegen war, als ihn die Engländer in Karolina im Jahr 1704 über den Haufen warfen und auf nichts herabsetzten.

Dreyßig

Dreyßig Meilen weiter, auf einer flachen, allen Winden ausgesetzten Küste, in einem unfruchtbaren Sande, lag die Dorfschaft St. Joseph, noch unbeträchtlicher als St. Mark. Diejenigen, die sich im Jahr 1696 an der Bay von Pensakola niederließen, waren wenigstens glücklicher in ihrer Wahl. Der Boden ließ sich da anbauen, auch hatten sie eine Rhede, die bey einer tiefern Einfahrt für gut hätte gelten können, wenn die Würmer nicht in kurzer Zeit die besten Schiffe durchfressen hätten.

Diese fünf Besitzungen, auf einer Strecke zerstreut, wo man ein großes Reich hätte stiften können, enthielten nur etwa 3000 Bewohner, wovon immer einer fauler und ärmer war, als der andere. Alle lebten von dem Einkommen ihrer Heerden. Mit den Häuten, die sie nach Havana verkauften, mit den Lebensmitteln, die sie der Besatzung liefern konnten, deren Sold auf 750,000 Livres *) stieg, sollten sie ihre Kleidung, und alles, was ihr Boden nicht schaffte, bezahlen. Ohngeachtet des Elends, worinn sie das Hauptland ließ, haben sie doch mehrentheils verlangt, nach Kuba zu ziehen, als durch den Friedensschluß von 1763 Florida an England abgetreten ward.

Diese Eroberung war also freylich nur eine Wüsteney, allein Großbritannien freut sich, daß es eine unermeßliche Provinz, deren Gränzen, durch die Abtretung der Franzosen von einem Theil von Louisiana, noch bis an den Mißißipi sind erweitert worden, bevölkern soll. Zu dem Ende hat es seine neue Eroberung in zwo Statthalterschaften getheilt, davon

*) 19,800 Thaler.

von die eine Ost- die andere Westflorida heißt. Auch spart es keine Aufmunterungen an die Urbarmachung einer ihrer schönsten Provinzen; im Jahr 1769 hat das Parlement 9150 Pfund Sterl. für die beyden Floriden ausgeworfen *).

Es läßt sich zwar nicht voraus sehen, zu welchem Grade von Glanz diese Wohlthaten, durch die Länge der Zeit und durch verständige Einsichten, Florida erheben dürften, indessen läßt sich doch von der gesunden Luft und von dem fruchtbaren Boden alles hoffen. Dieses Glück lockt Kolonisten aus den benachbarten Besitzungen, aus dem Hauptlande, und aus allen protestantischen Ländern Europens dahin. Wie sehr würde sich die Menschenzahl vermehren, wenn die Herren von Nordamerika von den Grundsätzen, die sie unabänderlich befolgt haben, abweichen, und sich durch die Bande der Ehe mit indischen Familien verbinden wollten. Dieß leichte und unfehlbare Mittel würde den einzigen Feind, der ihre Ruhe stören kann, leichter entwaffnen, als mörderische und ruhmlose Feindseligkeiten, die überdieß immer mislich für England ausfallen können.

Größe der englischen Besitzungen in Nordamerika.

Beyde Floriden, ein Theil von Louisiana und ganz Kanada, das die Engländer zu einer Zeit und durch einen Traktat erworben haben, brachten die ganze Strecke vom St. Lorenzflusse bis an den Missisipi vollends unter ihre Botmäßigkeit. Also wenn auch diese Macht nicht nach Hudsonsbay, Terre Neuve und die andern nordamerikanischen Inseln hätte,

*) Nicht 9150, sondern 9550 Pfund gab das Parlement her, und zwar 4750 Pfund für Ostflorida und 4800 Pfund für Westflorida.

hätte, so besäße sie dennoch das ausgebreitetste Reich, das je auf unserm Erdboden errichtet worden ist. Dieß große Reich wird von Norden nach Süden von einer Kette hoher Berge durchschnitten, die sich von den Küsten bald entfernen, bald sich ihnen nähern, und zwischen sich und dem Ocean ein reiches Gebiet von 150, 200, auch wohl 300 englische Meilen lassen. Jenseits der Apalachen=Gebürge liegt eine unermeßliche Wüste, in der einige Reisende bis an die 800 Meilen fortgewandert sind, ohne das Ende davon zu finden. Man glaubt, daß Flüsse, die am Ende dieser wilden Gegenden fließen, sich in das Südmeer verlieren. Sollte diese Muthmaaßung, die nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist, richtig befunden werden, so würde England mit seinen Kolonien alle Zweige des Handels der neuen Welt in Händen haben, und sich auf einmal an alle vier Welttheile halten können. Aus seinen europäischen Häfen und aus den afrikanischen Faktoreyen spedirte es Schiffe nach der neuen Welt. Aus den Besitzungen, die es in den östlichen Meeren hat, könnte es nach Westindien über das stille Meer setzen. Es würde die Erdzungen oder die Arme des Meers, den Isthums oder die Meerenge, die die Asier mit Amerika an dem nördlichen Ende verbindet, entdecken. Es hätte alsdann alle Pforten des Handels durch weitläuftige Kolonien, alle Schlüssel dazu, durch zahlreiche Flotten in seiner Gewalt.

Es wird ein Glück für die Engländer seyn, wenn sie durch Landbau und Schifffahrt ein Reich behaupten können, das immer zu groß ist, so bald es ihnen Blut kostet. Aber da doch der Ehrgeiz sein Gebiet nur um diesen Preis erweitert, so kömmt es dem Handel zu, die Eroberung einer Seemacht fruchtbar zu machen. Niemals erhielt ein Sieger

durch den Krieg Gefilde, die den Fleiß des Menschen mehr belohnt hätten, als die im nördlichen festen Lande von Amerika. Die Produkte wachsen auf einem neuen Boden in großer Menge, ob sie gleich nur langsam zu ihrer Reife gelangen. Es wachsen dort fast alle Bäume, die auf dem unsrigen wachsen, auch einige, die Nordamerika allein eigen sind, unter andern der Ahorn- und Tamariskenbaum.

Gewächse, die Amerika eigen sind.

Aus dem Saamen des letzten wird eine Materie gekocht, die in Ansehung der Güte und Härte zwischen Talg und Wachs das Mittel hält; man braucht sie zum Brennen, man macht auch vortreffliche Seife und gute Wundpflaster davon, auch bedient man sich ihrer zum Siegeln *). Der Saft des Ahornbaums ist der Zucker der Wilden. Im Monat März macht man in seinen Stamm einen zwey bis drey Zoll tiefen Einschnitt, und leitet durch eine darinn gesteckte Röhre den herauslaufenden Saft in Gefäße. Wenn dieser Saft beym Feuer ausgedunstet und wieder kalt geworden ist, so härtet er sich und verwandelt sich in einen ziemlich angenehmen Zucker.

Unter den Vögeln in den nordamerikanischen Wäldern ist der sogenannte Fliegenvogel (humming bird), wegen seiner außerordentlich kleinen Gestalt und vortrefflichen Farben, der sonderbarste. Sein Nest hält nur einen halben Zoll in der Tiefe, und einen Zoll im Durchmesser; man findet nie mehr als zwey Eyer darinn, die nicht größer sind, als die kleinsten Erbsen.

Nordamerika wird von einer Menge Insekten geplagt, wovon keine einzige Art dem Menschen etwas

*) Dieser Tamariskenbaum soll eine Gattung Porst seyn.

etwas nütze wird. Eine einzige, nämlich die Biene, hilft heut zu Tage seine Bedürfnisse befriedigen, aber man glaubt, sie sey aus der alten Welt in die neue verpflanzt worden. Sie vermehrt sich da täglich, und das Wachs wird schon ein beträchtlicher Handlungszweig. Auch ist Amerika noch mit andern Hausthieren von den Europäern bereichert worden, allein sie sind bey jeder Generation ausgeartet und schlechter geworden, so wie die aus Amerika nach Europa gebrachten Pflanzen schlechter geworden sind.

Als die Engländer in Amerika landeten, bauten die herum streifenden Bewohner dieser öden Gegenden nur ein wenig türkischen Weizen, dessen Anbau ungemein leicht ist. Er liebt am mehrsten den magern und sandigen Boden, der Saame kann im Frühjahr verschiedenemal gefrieren, ohne daß das die Erndte geringer machte. Das Blatt ist zur Nahrung des Viehes sehr dienlich, und überdieß kann diese Frucht unter allen Getreidearten Dürre und Feuchtigkeit am besten aushalten.

Aus diesen Ursachen suchten die Engländer den türkischen Weizen in ihren Besitzungen beyzubehalten und zu vermehren. Sie verkauften ihn nach Portugall, nach Südamerika, nach den Zuckerinseln, und gebrauchten ihn auch für sich. Indessen pflanzten sie auch europäische Getreidearten, die alle fortkamen, obgleich nicht in der Vollkommenheit, als an dem Orte ihres Ursprungs. Mit dem Ueberfluß ihrer Erndte, mit dem Einbringen ihrer Heerden, und mit der Fällung ihrer Waldungen, errichteten diese Kolonisten einen Handel, der nach den reichsten und bevölkertsten Gegenden der neuen Welt gieng.

Da das Hauptland sah, daß seine nördlichen Kolonien ihm die Versorgung der Besitzungen, die es im mittäglichen Amerika hatte, wegnahm, und besorgte, es möchte sie bald zu Nebenbuhlern in Europa auf allen Korn- und Pökelfleischmärkten bekommen, so beschloß es, ihre Thätigkeit auf andere Gegenstände zu lenken, die ihm selbst nützlicher wären.

England hohlt seine Seemunitionen,

Schweden stand im Besitz, den Engländern den größten Theil des Schiffpechs und Teers, den sie zu ihren Ausrüstungen brauchten, zu liefern. Diese Macht zwang im Jahr 1703 diesen wichtigen Handlungszweig unter ein ausschließendes Privilegium, und die Folge dieses Monopols war eine starke Preiserhöhung. England machte sich Schwedens Fehler zu Nutze, und ermunterte durch beträchtliche Prämien die Einfuhr aller Seemunition, die Amerika liefern konnte. Zwar gieng dieß anfänglich langsam von Statten, aber nach fortgesetzten Bemühungen erhielt England so viel Pech, Teer, Terpentin, Seegelstangen und Mastwerk, daß es im Stande war, einen Theil davon an die benachbarten Länder zu verkaufen. Das brittische Ministerium fuhr darauf fort, auch alles Holz, was Amerika dem Königreiche liefern konnte, im Jahr 1722 von allen Abgaben, die das fremde Holz bey ihrer Einfuhr bezahlte, zu befreyen; und kurz darauf wurden noch Prämien hinzugefügt. Um auch die Seegel und das Thauwerk daher zu erhalten, ward eine Prämie von 6 Pf. Sterl. auf jede Tonne Hanf und Flachs gesetzt, das aus Nordamerika kam, und diese beyden Artikel halten itzt einen beträchtlichen Theil der zwey Millionen Pf. Sterl. *), die für fremde Leinewand jährlich herausgiengen, zurück.

Zu

*) 12 Millionen Thaler.

Zu dem Holze und zur Leinewand, die das Seewesen erfordert, muß man noch das Eisen hinzu fügen. Die Engländer vernachlässigten lange die Eisenbergwerke in ihren Besitzungen auf dem festen Lande, und hatten überdem dieses Produkt mit unmäßigen Abgaben belegt. Endlich erlaubte die Regierung die zollfreye Einfuhr des Eisens aus Amerika nach London, verbot es aber nach andern Häfen, und tiefer als 10 Meilen ins Land hinein zu bringen. Diese Einrichtung dauerte bis 1757, da dann, troß aller Gegenvorstellungen habsüchtiger Privatpersonen, die von allen Abgaben freye Einfuhr des Eisens in allen Häfen Englands erlaubt ward. Vor diesen Einrichtungen bezahlte Großbritannien alle Jahr gegen 450,000 Pf. Sterl. *) an Spanien, Norwegen, Schweden und Rußland für das Eisen, das es daher bekam. Diese Ausgabe hat sehr abgenommen, und wird es noch mehr thun. Das Eisenerz ist in Amerika so häufig, so leicht aus der Oberfläche der Erde zu bekommen, daß die Engländer noch hoffen, Portugall, die Türkey, Afrika, Ostindien und alle Länder in der Welt, wo der Vortheil ihres Handels ihren Verkehr hin erstreckt, damit versorgen zu können.

imgleichen sein Eisen aus Amerika.

Durch wohleingerichtete Ermunterungen hat es England so weit gebracht, jährlich 20 Millionen Pfund Pottasche aus Nordamerika zu bekommen. Der Reis- Indig- und Tabaksbau haben dort den besten Fortgang; kurz, von warmen und gemäßigten Gegenden hat man die Produkte gefordert, die sie durch den Landbau hervor bringen mußten. Nur der Wein schien hier zu fehlen. Man findet hier wilde

England bemüht sich, Weine

*) 2,700,000 Thaler.

wilde Reben, die Trauben von verschiedener Farbe, aber von herbem Geschmack, tragen. Man wollte der Natur durch Fleiß zu Hülfe kommen, und schickte französische Winzer hin, aber alle wiederhohlten Versuche fielen unglücklich aus. Feuchte Nebel, unbeständige Jahrszeit und Heere von Insekten machten, daß man diesen Anbau aufgeben mußte, der vielleicht nach Jahrhunderten zu seiner Vollkommenheit kommen kann.

und Seide aus Amerika zu bekommen.

Der Seidenbau, den man in Karolina angefangen, hat einen bessern Fortgang gehabt, ob er gleich noch nicht allen Erwartungen völlig entsprochen. Indessen hoffen die Engländer, noch einst ganze Kolonien mit diesem Anbau beschäftigen zu können. Das Parlement setzte im Jahr 1769 für alle aus den Kolonien in das Hauptland gebrachte rohe Seide in den ersten sieben Jahren eine Prämie von 25 Prozent, in den folgenden sieben Jahren eine Prämie von 20 Prozent, und nachher noch sieben Jahr lang eine Prämie von 15 Prozent, fest. Bewürkt diese Aufmunterung die davon zu erwartende Verbesserung, so wird man nicht lange säumen, auch den Bau der Oel- und Baumwollenbäume zu ermuntern. Vielleicht hat Europa und Asien kein einziges reiches Produkt, das nicht mit gutem Erfolg auf dem unermeßlichen festen Lande in Nordamerika verpflanzt werden könnte, so bald die Bevölkerung dort Hände genug, in Verhältniß mit der Größe und Fruchtbarkeit eines so reichen Gebiets, erzeugt haben wird. Das ist heut zu Tage der große Endzweck des Hauptlandes, seine Kolonie mit Menschen zu besetzen.

Mit welcher Gat-

Als Tyranney und Verfolgung die Menschen in Europa plagte und verminderte, bevölkerte sich das

das englische Amerika mit dreyerley Arten von Bewohnern. Die erste Klasse machen die freyen Menschen aus. Sie ist die zahlreichste, aber bisher ist sie auf eine sichtbare Art aus der Art geschlagen. Alle Kreolen sind nicht so stark in der Arbeit, so tapfer im Kriege, als die Europäer; unter diesem fremden Himmel hat sich der Geist, so wie der Körper, geschwächt.

tung von Menschen England die Kolonien in Nordamerika bevölkert.

Die zweyte Klasse bestand ehedem aus Missethätern, die das Hauptland nach Amerika transportirte, und die einen gezwungenen sieben- oder vierzehnjährigen Dienst den Kolonisten, die sie von den Gerichten erkauft hatten, schuldig waren. Man ist dieser verdorbenen und immer neue Verbrechen zu begehen fähigen Menschen durchgängig überdrüßig geworden.

Ihre Stelle hat man durch dürftige Menschen ersetzt, die die Unmöglichkeit, in Europa zu leben, nach der neuen Welt hintrieb. Sie werden zu Schiffe gesetzt, ohne im Stande zu seyn, ihre Fahrt zu bezahlen, daher diese Unglücklichen in der Gewalt ihres Führers sind, der sie verkauft, an wen ers für gut findet. Diese Sklaverey ist bald kürzer, bald länger, kann aber nie länger als 8 Jahr dauern. Die Kinder dieser Emigranten müssen bis zur Mündigkeit in Knechtschaft bleiben, die bey den Knaben auf 21, bey den Mädchen aber auf 18 Jahr festgesetzt ist. Keiner dieser Engagirten darf sich ohne Konsens seines Herrn verheyrathen. Entflieht einer, so muß er für jeden Tag, den er ausgeblieben ist, eine Woche; für jede Woche einen Monat; für jeden Monat ein halb Jahr über die Zeit dienen. So bald seine Knechtschaft aus ist, erhält der Engagirte alle Rechte des freyen Bürgers.

Die

Die dritte Klasse machen endlich die Negern aus, die hier aber besser unterhalten und behandelt werden, als auf den Inseln. Oft haben einige Eigenthümer ihren Sklaven die Freyheit schenken wollen, aber sie sind lange Zeit durch ein Staatsgesetz zurückgehalten worden, das den Freygelassenen ein zu ihrem Unterhalt hinreichendes Einkommen zu versichern gebot. Indeß haben die Quaker in Pensylvanien ein Beyspiel gegeben, das in der Geschichte der Religion und der Menschheit Epoche machen muß, indem sie allen Sklaven die Freyheit geschenkt.

Menschenzahl im englischen Nordamerika.

Ohne von der Zahl der Schwarzen zu reden, die etwa 300,000 Sklaven ausmachen mögen, rechnete man im Jahr 1750 eine Million Einwohner in den englischen Besitzungen des nördlichen Amerika's; heut zu Tage müssen über 2 Millionen da seyn *).

Alle

*) Folgende Menschenzahl beystehender Kolonien ist im Jahr 1774, als vor dem Kongreß angegeben, bekannt gemacht worden.

Massachusetsbay	—	400,000	Menschen.
New Hampshire	—	150,000	—
Rhode Island	—	59,678	—
Konnecktikut	—	192,000	—
Neuyork	—	250,000	—
Neuyersey	—	130,000	—
Pensylvanien, mit den Untergrafschaften am Delaware	—	350,000	—
Maryland	—	320,000	—
Virginien	—	650,000	—
Nordkarolina	—	300,000	—
Südkarolina	—	225,000	—

Summa 3,026,678 Menschen.

Eine

Alle diese Bewohner sind gesund und stark und von der vortheilhaftesten Leibesbildung. Der geringe Preis der Viktualien giebt ihnen einen Ueberfluß an Nahrung. Ihre Sitten sind rein und unverdorben; die Frauenzimmer besitzen alle die Tugenden, die ihre Reize ewig machen. Fehlt noch etwas dem englischen Amerika, so ist es das, daß es nicht ganz genau aus einer Nation besteht. Man findet Familien aus verschiedenen Gegenden Europa's, die bald beysammen, bald zerstreut wohnen, und jede behält mit einer nicht auszurottenden Lust die Sprache, Vorurtheile und Gewohnheiten ihres Vaterlandes bey. Sie bleiben immer der Nation durch den Gottesdienst, durch die Sitten, und vielleicht auch durch die Gesinnungen fremd; und brüten eben dadurch Keime von Zwietracht, die vielleicht einst den Umsturz und Untergang der Kolonien verursachen können. Das einzige Mittel, das diesem Unfalle zuvorkommen muß, hängt lediglich von der Einrichtung der Regierungsformen ab.

Regierungsformen im englischen Nordamerika.

Diese sind nach dem Unterschied des Bodens und Klima's ebenfalls verschieden. Die Regierungsform von Neuschottland, von einer Provinz in Neuengland, von Neuyork, von Yersey, von Virginien, von beyden Karolinen und von Georgien ist, was man königlich nennt, weil der König von England die höchste Gewalt darinn ausübt. Die Deputirten des Volks machen da das Unterhaus,

Eine andere, dem Parlement eingegebene Rechnung setzt die Menschenzahl auf vier Millionen Weiße und anderthalb Millionen Schwarze. Allein aus verschiedenen Gründen scheint diese zu stark, und die hier angegebene der Wahrheit am nächsten zu kommen.

haus, so wie im Hauptlande, aus; ein vom Hofe bestellter und gebilligter Rath, der dazu eingesetzt ist, die Prärogativen der Krone aufrecht zu erhalten, stellt da das Haus der Lords vor, und wird demselben durch das Vermögen und den Stand der angesehensten Personen im Lande, woraus er besteht, noch ähnlicher; ein Befehlshaber ruft da die Versammlungen zusammen, prorogirt sie und macht ihnen ein Ende; giebt oder verweigert ihren Entschlüssen seine Einwilligung, welche erst durch seinen Beyfall die Kraft eines Gesetzes erhalten, so lange bis der Monarch, dem sie zugesandt werden müssen, sie verwirft.

Die zweyte Art von Regierungsform, die in den Kolonien herrscht, ist unter dem Namen der Regierung der Eigenthümer bekannt. Zu der Zeit, als sich die Engländer in diesen Gegenden zuerst niederließen, konnte ein habsüchtiger, betriebsamer und in Ansehen stehender Hofmann ohne Schwierigkeit in Wüsteneyen, die so groß waren, wie Königreiche, ein unbeschränktes Eigenthum, und eine unbegränzte Gewalt erlangen. Heutiges Tages sind Maryland und Pensylvanien noch die einzigen Provinzen, die unter dieser seltsamen Regierungsform stehen; mit dem Unterschied, daß Maryland seinen Statthalter vom Hause Baltimore bekömmt, dessen Wahl vorläufig vom Hofe genehmigt werden muß, in Pensylvanien aber wird der sogenannte Unterstatthalter zwar von dem Eigenthümerhause ernannt und von der Krone bestätigt, aber er wird keinesweges durch einen Rath unterstützt, der ihm ein Uebergewicht gäbe, sondern er muß sich mit den Gemeinen vergleichen, die sich mithin der völligen Gewalt anmaaßen.

Eine

Eine dritte Regierungsform, welche die Engländer Freybriefsregierung (Charter-government) nennen*, giebt der Staatsverfassung, wie es scheint, noch etwas mehr Harmonie. Dieß ist anfänglich die Regierungsform aller Provinzen in Neuengland gewesen, aber itzt gilt sie nur noch in Konnektikut und Rhode-Island. Man kann sie als eine bloße Demokratie betrachten. Die Bürger wählen da alle ihre Beamten selbst, setzen sie auch selbst wieder ab, und machen alle Gesetze, die sie für dienlich befinden, ohne daß selbige der Genehmigung des Monarchen bedürften, und ohne, daß er das Recht hätte, sie aufzuheben.

Da endlich zur Acquisition von Florida auch die Eroberung von Kanada gekommen ist, so hat dieß Anlaß zu einer Staatsverfassung gegeben, die bis dahin in dem ganzen Umfange des großbritannischen Gebiets unerhört gewesen war. Man hat diese Provinzen unter das Joch einer militairischen, und mithin von Stund an unumschränkten Gewalt gebracht, oder sie doch darunter gelassen. Sie haben kein Recht, als ein Nationalkörper zusammen zu kommen, und empfangen ihren ganzen Bewegungsantrieb unmittelbar vom londner Hofe.

Diese Verschiedenheit der Regierungsformen war keinesweges ein Werk des Mutterlandes. Man erkennt auch daran gar nicht den Gang einer überdachten, einförmigen und regelmäßigen Gesetzgebung. Nur Zufall, Klima, Vorurtheile der Zeiten und der Stifter haben den Anlaß zu dieser wunderlichen Mannichfaltigkeit von Staatsverfassungen gegeben. Eine rechte Gesetzgebung zu entwerfen, ist nicht die Sache solcher Menschen, die vom Schicksal an wüste Ufer geworfen werden.

Münzen, die in den Kolonien im Kurs sind.

Bey Entstehung der Kolonien galten die Münzen daselbst eben so viel, als in dem Hauptlande, aber bald machte ihre Seltenheit, daß sie um ein Drittheil stiegen. Dieser Ungelegenheit ward durch den Ueberfluß des baaren Geldes, das aus den spanischen Kolonien kam, nicht abgeholfen, weil alles nach England gieng, um die daher kommenden Waaren damit zu bezahlen. Man dachte also auf die Errichtung einer Papiermünze, wovon es zwo Arten giebt. Die eine zirkulirt in den Kolonien, und wird in den öffentlichen Kassen und bey Privatgeschäften ohne Widerrede angenommen. Jeder Kolonist erhält gegen sichre Hypothek und 5 Prozent Zinse, Papier von seiner Provinz, wenn er sich anheischig macht, alle Jahr den zehnten Theil des Kapitals zu bezahlen. Die andere Art hat ihren Ursprung nur von den Bedürfnissen der Regierung erhalten, um die Schulden zu bezahlen, worein die verschiedenen Provinzen von Amerika versunken waren. Die Summe dieser Staatszettel hat nach den letzten Feindseligkeiten, während welcher die Kolonisten 25,000 Mann angeworben und unterhalten, alle Maaße überstiegen, und dadurch ist das Papiergeld ungemein in seinem Werthe gefallen. Das großbritannische Parlement hat, um dieser Unordnung abzuhelfen, bestimmt, wie viel Papier in jeder Provinz zirkuliren sollte. Dieß Gesetz brachte alle Gemüther auf, weswegen man es im Jahr 1769 etwas milderte. Indessen bleibt das Papier noch immer das allgemeine Triebrad aller Geschäfte. Jede Provinz hat ihren Münzhof, wo es verfertigt wird, und wo die abgenutzten und schmuzigen Stücke wieder umgetauscht werden.

Obgleich die Konsumtion der Kolonien seit 40 Jahren viermal höher gestiegen ist, als ihre

Bevöl-

Bevölkerung, woraus zu erhellen scheint, daß das Vermögen eines jeden Bürgers sich um das Vierfache vermehrt hat, so werden sich diese großen Besitzungen doch nie zu dem Glanz erheben, wozu sie die Natur beruft, wenn man die Fesseln nicht zerbricht, die ihren innern Arbeitstrieb und ihren äußern Handel gebunden halten.

Zwang, der den Kolonien in ihrem Arbeitstriebe und Handel aufgelegt worden.

Die ersten Kolonisten in Nordamerika legten sich anfänglich bloß auf den Landbau, allein da ihre Ausfuhrgüter sie nicht in den Stand setzten, die nöthigsten Bedürfnisse zu kaufen, so sahen sie sich gleichsam gezwungen, einige grobe Manufakturen anzulegen. Diese Neuerung schien dem Interesse des Hauptlandes zu nahe zu treten; es ward im Parlement stark darüber debattirt, da dann endlich den Amerikanern erlaubt ward, selbst ihre Kleidungen zu machen, aber unter den Einschränkungen, daß die Kolonien unter sich in diesem Punkte durchaus keinen Verkehr haben sollten; auch ward ihnen bey schwerer Strafe verboten, keine Art von Wolle, weder rohe noch verarbeitete, aus einer Provinz in die andere gehen zu lassen.

Die Eisenbergwerke wurden noch strengern Einschränkungen unterworfen; es ward ihnen bloß erlaubt, dasselbe in Stangen oder in Gänsen *) nach dem Hauptlande zu schicken.

*) Franz. Gueuse, schwed. Gös, sind diejenigen großen, zwey bis drey Zentner schweren Stücken geschmolzenen Eisens, welche man in eine von Erde gemachte Rinne oder Form aus dem hohen Ofen laufen läßt, hernach aber auf den Hammerwerken in kleinere Stücken zerschlägt, und entweder zu Stab- oder Schieneisen verarbeitet.

Der Einfuhr wurden noch schwerere Fesseln angelegt. Kein fremdes Schiff, wenn es nicht augenscheinlich in Schiffbruchsgefahr, oder mit Gold und Silber beladen ist, darf in die nordamerikanischen Häfen einlaufen. Selbst die englischen Schiffe werden da nicht aufgenommen, wenn sie nicht gerade aus einem der Nation gehörigen Hafen kommen; hievon sind allein die Weine von Madera und den Azoren, und das zur Fischerey nöthige Salz ausgenommen.

Ehedem mußten alle Ausfuhrwaaren nach England gebracht werden, allein wichtige Betrachtungen haben die Regierung bewogen, in dieser außerordentlichen Strenge nachzulassen. Gegenwärtig ist es den Kolonisten erlaubt, südwärts hin von Kap Finisterrä, Korn, Mehl, Reis, Gemüse, Obst, gesalzene Fische, Bohlen und Zimmerholz gerade hin zu bringen. Selbst Irrland, das einen vortheilhaften Vertrieb für das Korn, Flachs und Hanf, und für die Pipenstäbe der Kolonien darbot, ist ihnen durch eine Parlamentsakte von 1766 verschlossen worden.

Dieser gebieterische Zwang, der den Ein- und Verkauf der Amerikaner mit unnützen und ganz verlohrnen Kosten belegt, hat nothwendig ihre Thätigkeit hemmen, ihren Wohlstand vermindern, und den Schleichhandel erzeugen müssen. Die Waaren aus der Fremde, die heimlich in das englische Nordamerika gebracht werden, belaufen sich auf ein Drittheil derjenigen, wovon die Abgaben bezahlt werden.

Eine uneingeschränkte, oder doch an bloß billige Gränzen gebundene Freyheit, wird dem verbotenen Verkehr ein Ende machen. Dann werden die Kolonien zu einem Zustande der Wohlhabenheit gelangen, der ihnen erlauben wird, sich von

der

der Last der 40 Millionen Thaler, die sie dem Hauptlande etwa schuldig sind, frey zu machen; und mehr als für 29 Millionen Thaler, auf welche Summe ohngefähr das großbritannische Parlement selbst im Jahr 1766 ihre Ausfuhr ansetzte, Waaren von daher zu kaufen. Aber statt dieser fröhlichen Aussicht in die Zukunft, brachte man unter den Kolonien einen Saamen von Zwietracht, und vielleicht einen Brand, der nicht so leicht zu löschen seyn wird, als er anzuzünden war.

Auflagen, die das Hauptland in den Kolonien hat einsezzen wollen.

England trat aus einem so zu sagen allgemeinen Kriege, in dem es seine Herrschaft mit einem unermeßlichen Gebiete in Ost- und Westindien erweitert hatte. Diese schleunige Erweiterung gab ihm in den Augen der Nationen einen Glanz, der Neid und Bewunderung erregen mußte, aber innerhalb sah es sich immerfort genöthigt, seine Triumphe zu beweinen. Es ward von der Last einer Schuld von 888 Millionen Thaler erdrückt, die ihm an die dreyßig Millionen Thaler Zinse kostete, und konnte bey einem Einkommen von beynah vier und sechzig Millionen Thaler kaum die Staatsausgaben bestreiten; und selbst dieses Einkommen konnte so wenig vermehrt werden, daß so gar auf dessen Dauer und Bestand nicht einmal sicher zu rechnen war.

Ländereyen, Häuser und bewegliche Güter, Viktualien, Kaufmannswaaren, alles war übermäßig mit Abgaben belegt. Dadurch waren die Materialien und das Arbeitslohn so erstaunlich im Preise gestiegen, daß die wetteifernden oder besiegten Nationen, die vorher die Konkurrenz mit den Engländern nicht hatten aushalten können, ihnen nunmehr auf allen Marktplätzen, ja so gar in seinen eignen Häfen, glücklich das Uebergewicht abgewannen. Man konnte die Vortheile, die

Großbritannien bey seinem Handel mit allen Ländern der Welt machte, nur auf 15 Millionen Thaler ansetzen, und diese Verfassung nöthigte es, 9,365,000 Thaler aus seiner Bilanz zu nehmen, um die Zinsen von 312 Millionen Thaler zu bezahlen, die die Fremden in seinen öffentlichen Fonds angelegt hatten.

Diese Krisis war gewaltig. Es war nicht möglich die Ausgaben zu vermindern, und in Ermangelung aller übrigen Mittel gerieth man auf den Einfall, die Kolonien zur Mitleidenheit mit dem Mutterlande zu ziehen, und ihnen einen Theil von seiner Last zu tragen zu geben. Man nahm also vom letzten Kriege die Gelegenheit her, um mit dieser, der Freyheit so gefährlichen Forderung hervorzutreten, und befahl den amerikanischen Provinzen, einen Theil der nöthigen Verpflegung, an die Truppen, die das Hauptland zu ihrer Vertheidigung hinschickte, zu liefern. Aus Furcht, die innere Harmonie zu stören, die so nothwendig ist, wenn man sich von außen mit Feinden umgeben sieht, befolgte man den Willen des Parlements; doch mit der Behutsamkeit, daß man nicht ein Wort von einer Akte erwähnte, die man, ohne eine bürgerliche Zwietracht zu veranlassen, nicht verwerfen, und ohne die Rechte in Gefahr zu setzen, an deren Erhaltung nur allzuviel gelegen war, auch nicht anerkennen konnte. Neuyork war die einzige Provinz, die es wagte, von den aus Europa kommenden Befehlen abzugehen, und man bestrafte diese Kolonie dafür mit der Suspension ihrer Privilegien.

Dem Ansehen nach hätte dieser Eingriff, den die Regierung in die Freyheit einer Kolonie that, Widerspruch von Seiten aller übrigen erregen sollen; aber entweder aus Mangel an Aufmerksam-

samkeit, oder aus Mangel an Vorsorge wegen der Zukunft, erhob nicht eine einzige ihre Stimme. Dieses Stillschweigen ward für Furcht oder für freywillige Unterwerfung angesehen. Da nun nachher im Frieden, wie man allenthalben erwartet hatte, die Auflagen verringert werden sollten, so kam statt dessen im Jahr 1764 gar die berufene Stempelakte auf, die eine Abgabe durch gestempeltes Papier einführen sollte, und in der zugleich verboten ward, zu irgend einer öffentlichen Schrift, sie möchte gerichtlich oder aussergerichtlich seyn, ander Papier zu brauchen.

Gegen diese Neuerung lehnten sich alle Kolonien in der neuen Welt auf, und legten ihr Misvergnügen durch eine Art von Verschwörung an den Tag, die vielleicht die einzige ist, die sich für gesittete und mäßig gesinnte Völker schickt. Die Kolonisten machten unter sich einen Vertrag, sich aller im Hauptlande fabrizirter Waaren so lange zu enthalten, bis dasselbe die Bill, worüber man klagte, wiederrufen hätte. Diese Art von indirektem Widerstande brachte die richtige Würkung hervor. Die englischen Manufakturisten, die für ihre Waaren keinen Ausweg mehr hatten, als die Nationalkolonien, verfielen in die Verzweifelung, worein sie der Mangel an Arbeit versetzen mußte, und da ihr Geschrey von der Regierung weder unterdrückt noch unbemerkt gelassen werden konnte, so machte es einen nützlichen Eindruck für die Kolonien. Die Stempelakte ward nach einer zweyjährigen konvulsivischen Bewegung, die in einem fanatischen Jahrhundert ohne Zweifel einen bürgerlichen Krieg erzeugt hätte, wiederrufen.

Aber der Triumph der Kolonien hat nicht lange gedauert. Das Parlement hatte nur mit

äußerstem Widerwillen nachgegeben. Man hat wohl gesehen, daß es seine Ansprüche nicht aufgäbe, da es im Jahr 1767 eben die Abgaben, die ihm das Stempelpapier hatte einbringen sollen, wieder auf Glas, Bley, Thee, Farben, Pappe und gemaltes Papier verlegte, was von England nach Amerika verschafft würde. Selbst diejenigen Patrioten, die die Gewalt des Hauptlandes über die Kolonien am weitsten auszudehnen schienen, haben nicht umhin gekonnt, eine Auflage zu tadeln, deren Rückprall auf die ganze Nation fallen mußte, indem sie die Industrie der Menschen auf Manufakturarbeiten lenkte, die man lediglich mit dem Bau der Ländereyen hätte beschäftigen sollen. Die Kolonisten haben sich eben so wenig durch diese Neuerung, als durch die erste hinter das Licht führen lassen, indem sie richtig urtheilten, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche und Feigheit an einer Nation sey, wenn die Unterthanen bey allen Betrügereyen und Gewaltthätigkeiten, die die Regierung gebraucht, um sie zu bestechen und zu unterjochen, durch die Finger sieht.

Der Widerwille, den das Volk gegen diese neue Auflage bewiesen hat, rührte nicht von ihrer übermäßigen Last her, indem sie nicht über neun Groschen von jedem lebendigen Menschen betrug; darüber durfte eine unermeßliche Volksmenge eben nicht erschrecken, deren Staatsausgaben noch in keinem Jahre über 4,800,000 Thaler gestiegen sind. Auch entsprang er nicht aus der Furcht, den Wohlstand der Kolonisten abnehmen zu sehen; sie hatten andere Wege genug, Vermögen zu erlangen, die ein überflüssiger Ersatz für diese geringen Abgaben waren. Auch kam er nicht von der Besorgniß, die wenigen

gen Spezies, die im Umlauf blieben, aus den Kolonien herausziehen zu lassen; der Sold der 8400 Mann regulirter Truppen, die das Hauptland in Nordamerika unterhält, muß weit mehr Geld hinein bringen, als die Auflagen herausschleppen konnten. Auch entsprang er nicht aus Gleichgültigkeit gegen das Mutterland, oder aus einer Unwissenheit der Verpflichtungen des Bürgers gegen den Staat: sondern dieser Widerwille kam bloß daher, weil man von dem Gehorsam der Kolonien dasjenige erzwingen wollte, was man von ihrem guten Willen hätte erwarten sollen. Sie verlangten eine Gleichheit in den Rechten mit ihren Brüdern im Hauptlande. Da hat jeder Mensch, der zwölf Thaler Einkünfte in liegenden Gründen besitzt, einen Antheil an der Entscheidung der Auflagen; warum sollte nun der, der in Amerika unermeßliche Ländereyen besitzt, nicht eben das Vorrecht haben? Wenn die Amerikaner, dieses Vorrechts beraubt, bloß von dem Senat des Hauptlandes taxirt würden, so würde man sie, da sie zu entfernt wären, um gehört zu werden, unter einer Last von Auflagen erdrücken, und unter dem Vorwande, dem Hauptlande Erleichterung zu verschaffen, würde man die Kolonien ungestraft belasten.

Diese erschreckliche Aussicht in die Zukunft wird ihnen nie gestatten, das Recht, sich selbst zu taxiren, aufzugeben. Zugleich aber müssen sie sich alles des Guten erinnern, was sie von ihrem Vaterlande empfangen haben, und sobald das Hauptland ihren Klagen Genüge leistet, indem es sie in ihre vormalige Lage setzt, so müssen sie hiebey stehen bleiben; denn in der That ist es die beglückteste Lage, worauf nur immer

 ein

ein vernünftiges Volk Anspruch zu machen berechtigt ist.

Ein uneingeschränktes System der Unabhängigkeit würden sie nicht annehmen können, ohne die Bande der Religion, des Eides, der Gesetze, der Sprache des Bluts, des eignen Vortheils, des Handels und endlich der Gewohnheiten, wodurch sie unter dem friedlichen Einflusse des Hauptlandes mit einander verknüpft sind, zu zerreißen. Ein so großer Riß würde bis ins Herz, bis ins Eingeweide, ja bis ins Leben der Kolonien dringen. Wenn sie auch nicht bis zur verderblichen Ausschweifung der bürgerlichen Kriege giengen, sollte es ihnen leicht seyn, über eine neue Regierungsform einig zu werden? Wenn jede Besitzung ihren besondern Staat ausmachte, welche Quelle von Zwistigkeiten unter einander! Eine beständige Scheidung vom Hauptlande würde also immer ein großes Unglück für die Kolonien seyn.

Selbst für die übrigen europäischen Nationen, die sich in die neue Welt getheilt haben, würde es kein Vortheil seyn, diese Revolution zu befördern. Zerreißt man das Band, wodurch Alt- und Neubritannien mit einander verknüpft sind, so werden die nördlichen Kolonien binnen kurzer Zeit allein eine größere Macht haben, als sie in ihrer Verbindung mit dem Mutterlande hatten. Ist dieser große Strich Landes von allen Verträgen der europäischen Mächte befreyt, so wird er in allen seinen Bewegungen desto freyer handeln können; es wird ihm eine angelegentliche und leichte Sache seyn, Ländereyen anzugreifen, deren Schätze der Geringhaltigkeit seiner Produkte zu Hülfe kommen können; er wird

sie

sie erobert haben, ehe man ihnen Hülfe schicken kann. Und vielleicht werden die Kolonien unserer unumschränkten Monarchien von selbst einem Beherrscher entgegen eilen, der ihnen wenigstens keinen schlimmern Zustand anbieten kann, als der ist, worinn sie sich unter ihrer bisherigen Regierung befunden haben; vielleicht werden sie auch nach dem Beyspiel der englischen Kolonien von selbst ihre Fesseln zerbrechen. Alle diese Betrachtungen müssen die Nationen, die Englands Nebenbühlerinnen sind, abschrecken, nicht von ihrer Seite eine Revolution zu befördern, die sie bloß von einem benachbarten Feinde befreyen würde, um ihnen in der Ferne einen weit fürchterlichern über den Hals zu ziehen.

Erster Nachtrag.

Die Insel Madera betreffend *).

Die Insel Madera ist ohngefähr 55 englische Meilen lang, und 10 Meilen breit. Sie wird in zwey Capitanears getheilt, welche nach den darinn gelegenen Städten **Funchal** und **Maxiko** (Maschiko) heißen. Der Gouverneur ist das Oberhaupt aller bürgerlichen und Militair-Departements auf dieser Insel, auf **Porto Santo**, auf den **Salvages** und auf den **Ilhas Desertas**. Das Justiz-Departement steht unter dem **Corregidor**, an welchen auch alle Appellationen an den niedrigen Gerichtshöfen gerichtet werden; zu diesem Posten pflegt der König gemeiniglich Personen aus Lissabon zu ernennen. Jeder Gerichtshof besteht aus einem Senat, dessen Mitglieder sich einen Richter zum Präsidenten wählen. Die ausländischen Kaufleute wählen ihren eignen Richter, **Providor** genannt, der zugleich die königlichen Zölle

*) Das Manuscript war schon unter der Presse, als ich Georg Forsters Reisen erhielt. Die von ihm mitgetheilten Nachrichten über Madera und das Vorgebirge der guten Hoffnung schienen mir wichtig genug, hier eine Stelle einzunehmen, da man im Raynal von Madera nichts, und vom Zustande der holländischen Kolonie auf dem Kap nur Weniges findet.

Zölle und Einkünfte einzunehmen hat. Diese belaufen sich in allen ohngefähr auf 120,000 Pfund Sterling, und werden größtentheils auf die Besoldung der königlichen Bedienten und Truppen, und zu Unterhaltung der öffentlichen Gebäude wieder verwendet. Sie bestehen in Frucht-Zehenden, welche dem Könige als Großmeister des Christordens gehören; ferner in einer Auflage von 10 Prozent auf alle einkommende Waaren, Lebensmittel allein ausgenommen, und endlich in einer Auflage von 11 Prozent von allen ausgehenden Gütern. Es giebt auf dieser Insel nur eine Kompagnie regulairer Truppen von hundert Mann; die Miliz hingegen ist an dreytausend Mann stark, wovon aber so wenig Officiere als Gemeine besoldet werden; weil man indessen einen gewissen Rang durch sie bekömmt, so bemüht sich jeder darinn aufgenommen zu werden.

Die Anzahl der Weltgeistlichen auf dieser Insel beläuft sich auf 1200, wovon viele als Haus-Informatores gebraucht werden. Seit Vertreibung der Jesuiten giebt es hier gar keine ordentliche öffentliche Schulen, außer einem Seminario, darinn, auf Kosten des Königs, von einem dazu gesetzten Priester zehn Studenten unterrichtet werden. Hiernächst ist zu Madera ein Kapital unter einem Bischof, dessen Einkünfte beträchtlicher sind, als des Gouverneurs, denn sie tragen in gewöhnlichen Jahren gegen 3000 Pfund Sterling ein. Auch giebt es hier 60 biß 70 Franziskaner in vier Klöstern, und in eben so viel Klöstern etwa 300 Nonnen; die, so zu dem Orden Von Jesus gehören, dürfen das Kloster verlassen und heyrathen.

Im

Im Jahr 1768 belief sich die Zahl der gesammten Einwohner der 43 Kirchspiele zu Madera auf 63,913 Köpfe, wovon 31,341 Personen männlichen, und 32,572 weiblichen Geschlechts waren. Allein in gedachtem Jahre starben 5243 Personen, und dagegen wurden nur 2198 Kinder gebohren, so, daß 3045 Todesfälle mehr waren, als Geburten *). Es ist wahrscheinlich, daß dieß von einer epidemischen Krankheit hergerührt hat, denn sonst müßte die Insel längst entvölkert seyn, deren Klima doch vortrefflich ist, indem das Wetter gemeiniglich gelinde und die Hitze selbst im Sommer in den höhern Gegenden sehr gemäßigt ist. Im Winter sind diese Berggegenden mehrere Tage mit Schnee bedeckt, in den niedrigen Gegenden aber bleibt er nie länger, als einen oder zwey Tage hindurch liegen.

Die Hauptbeschäftigung der Landleute hieselbst ist der Weinbau. Da dieser aber den größten Theil des Jahrs keiner Wartung bedarf, so können sie sich ihrer Neigung zum Müßiggang desto eher überlassen. Die portugiesische Regierung scheint bis itzt noch nicht die besten Mittel dagegen ergriffen zu haben. Zwar ist im Jahr 1772 der Befehl ergangen, daß an den Orten, wo der Boden für den Weinbau zu trocken und zu unfruchtbar ist, Oelbäume angepflanzt werden sollen, aber noch ist man nicht darauf bedacht gewesen, dem

*) Herr Forster versichert, daß man sich auf die Richtigkeit dieser Angabe verlassen könne, weil die Engländer auf Cooks Schiffe Gelegenheit hatten, durch einen Sekretär des Gouverneurs einen Auszug aus dem Kirchenbuche zu erhalten.

dem Landmann durch Unterstützung und Belohnungen genugsam unter die Arme zu greifen.

Die Weinberge werden verpachtet, und zwar nur immer auf ein Jahr. Die Pächter erhalten vier Zehntel vom Gewächs; vier andere Zehntel müssen dem Grundherrn, ein Zehntel dem Könige, und eins der Geistlichkeit entrichtet werden. Ein so geringer Gewinn schlägt natürlicher Weise Muth und Hoffnung nieder; dennoch aber sind die Landleute bey allen Unterdrückungen lustig, singen bey der Arbeit und versammlen sich des Abends, um nach den Schall einer einschläfernden Guitarre zu tanzen und zu springen.

Verschiedene Bäche, die von den höchsten Gegenden in tiefe Schluchten hinabstürzen, machen große Abtheilungen auf der Insel. In den Flußbeeten dieser Bäche giebt es an manchen Stellen eine Menge größerer und kleinerer Steine, die das Wasser aus den höhern Gegenden, besonders zu Winterszeit bey heftigem Regen, oder bey aufgehendem Schnee, herab führt. Zu Begünstigung des Weinbaues wird das Wasser durch Eindämmungen und Kanäle in die Weinberge geleitet, damit jeder Inhaber auf eine bestimmte Zeit Gebrauch davon machen könne. Einige können sich dieser Gerechtigkeit das ganze Jahr hindurch, andre wöchentlich dreymal, andre zweymal, und noch andre gar nur einmal bedienen. Wo in den höheren Gegenden nur irgend ein Stückchen ebenes Land anzutreffen ist, oder durch Handarbeit dazu gemacht werden kann, da pflanzen die Einwohner Zehrwurzeln (arum esculentum Linn.), deren Blätter sie zum Füttern für die Schweine, die Wur-

zeln

zeln selbst hingegen zur Speise brauchen. Auch pflanzen sie viel süße Kartoffeln (convulvulus batatas), die, nebst den Kastanien, die Hauptartikel ihrer Kost ausmachen. Von letztern findet man große Wälder in den höhern Gegenden des Landes, wo der Weinstock nicht fortkömmt. Auch wird Weizen und Gerste gesäet, allein da die ganze Getreide-Erndte kaum drey Monate hinreicht, so müssen die Einwohner sich auch andrer Nahrungsmittel, besonders des nordamerikanischen Korns, bedienen, wovon jährlich große Ladungen eingeführt, und gegen Wein eingetauscht werden. Hieran ist freylich wohl der Mangel an Dünger und die Faulheit der Einwohner Schuld, allein wenn auch der Ackerbau hier würklich zur höchsten Vollkommenheit gebracht würde, so würde wahrscheinlicher Weise dennoch nicht Korn genug gebauet werden können.

Die größte und einträglichste Erndte zu Madera besteht in Wein, der hier allenthalben gebauet wird, wo der Boden, die Lage und das Wasser es erlauben. Jeder Weinberg wird durch einen oder mehrere Gänge von drey bis sechs Fuß breit durchschnitten, und diese sind mit zwey Fuß hohen Mauern eingeschlossen. Längs den Gängen, die mit sieben Fuß hohen Lattenwerk umwölbt oder bedeckt sind, werden in gleich weiter Entfernung von einander Pfähle aufgerichtet, auf welchen man ein Gitterwerk von Bambusrohr befestigt, das von beyden Seiten des bedeckten Ganges bis ohngefähr zween Fuß von der Erde herabgeht, und in dieser Höhe den ganzen Grund des Weinbergs bedeckt. Auf diese Weise werden die Ranken in die Höhe gehalten, und die Arbeiter haben Platz, das Unkraut, das zwischen den Stöcken hervor kömmt, auszugäten.

In

In der Weinlese kriechen sie unter das Lattenwerk, schneiden die Trauben ab und sammlen sie in Körbe; man findet hier Trauben, die über sechs Pfund wiegen. Diese Art, den Grund vom Unkraut rein und feucht zu erhalten, giebt dem Madera-Wein den ihm eigenthümlichen Geschmack. Aus dieser Behandlung des Rebenbaues entsteht aber die Nothwendigkeit, daß gewisse Plätze zu Bambo-Pflanzen angewandt werden müssen, weil das Lattenwerk nicht ohne Bambusrohr gemacht werden kann. Wenn es daher einem oder dem andern Weinberge, seiner Lage nach, an diesem unentbehrlichen Rohr fehlt, so kann er nicht gehörig gebaut werden, und bleibt deswegen oft gänzlich braach liegen.

Der Wein ist von verschiedener Güte und ungleichen Preisen. Der beste wird von einer Art Trauben gemacht, davon die Reben auf Befehl des Infanten von Portugall, Don Heinrich, aus Candia hieher gebracht und angepflanzt worden sind. Er heißt Madera-Malvasier. Die Pipe kann auf der Stelle nicht unter 40 bis 42 Pfund Sterl. eingekauft werden *). Es ist ein köstlicher süßer Wein, fällt aber nur sparsam. Die nächste Sorte ist ein trockner Beerenwein, welche Art nach London verfahren wird; von diesem gilt die Pipe 30 bis 31 Pfund **). Geringere Sorten für Ost- und Westindien und für Nordamerika kosten, nach Beschaffenheit ihrer Güte, von 28 bis 20 Pf. Sterl. ***).

Ein

*) Macht das Hamb. Stübchen 1 Rthlr. 16 Gr. bis 1 Rthlr. 18 gr.

**) Kostet ein Stübchen 1 Rthlr. 6 bis 8 Gr.

***) Kommt das Stübchen 1 Rthlr. 4 Gr. bis 20 Gr.

Ein Jahr ins andre gerechnet, werden jährlich etwa 30,000 Pipen geerndtet †), und von der besten Sorte werden 13,000 Pipen ††) ausgeführt; das Uebrige wird theils zur eignen Konsumtion auf der Insel gebraucht, theils zu Brandewein gebrannt, der nach Brasilien geht, und theils wird Weinessig daraus gemacht.

Die zahmen Thiere, welche wir in Europa haben, sind gleichfalls auf Madera anzutreffen, und obgleich die dasigen Hammel und Ochsen nur klein sind, so ist ihr Fleisch doch wohlschmeckend. Die Pferde sind ebenfalls klein, aber sicher in ihrem Gang. Sie klettern mit größter Fertigkeit die steilsten Fußsteige hinauf, denn andre Wege giebts hier nicht. Auch findet man hier mancherley Gattungen Federwildprets; von dem übrigen Wildpret aber ist hier bloß das Kaninchen vorhanden.

Zweyter Nachtrag.

Zustand der holländischen Kolonie auf dem Kap.

Der Gouverneur dieser Kolonie hängt unmittelbar von der ostindischen Gesellschaft ab, und hat den Rang eines edlen Herrn, welcher Titel

†) Sind 2,923,835 Hamb. Stübchen, oder 292,384 Anker.

††) 1,860,625 Hamb. Stübchen, oder 186,063 Anker. (Diese Berechnungen sind nach den Krusischen Vergleichungs-Tabellen angestellt, die man auch in Bergius Kameral-Magazin Art. Maaß und Gewicht findet.)

Titel den Gliedern des obersten Raths zu Batavia gegeben wird. Er hat den Vorsitz in einem Rath, welcher aus dem Untergouverneur, dem Fiskal, dem im Fort kommandirenden Major, dem Sekretär, dem Schatzmeister, dem Kellermeister und dem Buchhalter besteht. Jedes dieser Mitglieder hat einen Zweig von den Handlungsgeschäften der Gesellschaft in besonderer Aufsicht. Von den gesammten Rath hängen alle Civil- und Militärsachen ab; doch hat der Untergouverneur noch ein Collegium, nämlich den Justizrath, unter sich, der aus den Mitgliedern des andern Departements besteht, und die Criminalsachen untersucht.

Um alle Parthenlichkeiten zu vermeiden, dürfen in keinem Rath zwey Verwandte zugleich Sitz haben.

Die Einkünfte des Gouverneurs sind sehr ansehnlich, denn außer einem fixen Gehalt, freyer Wohnung und allem, was zum Hausrath oder zur Tafel gehört, hat er zehn Thaler von jedem Faß Wein, den die Gesellschaft von den Landleuten kauft, und nach Batavia führt. Für ein solches Faß zahlt die Gesellschaft 40 Thaler; davon bekömmt der Landmann aber nur 24; das Uebrige fällt beyden Gouverneurs, und zwar zwey Drittheile davon dem ersten, zu; der jährliche Ertrag hievon soll sich zuweilen auf 4000 Thaler belaufen. Der Untergouverneur hat alles zu besorgen, was die Handlungsgeschäfte der Gesellschaft angeht, auch muß er alle Befehle unterschreiben, welche an die unter ihm stehenden Departements abgehen. Der Fiskal verwaltet die Polizey und läßt die Strafgesetze in Execution bringen. Seine Einkünfte bestehen in Geldstrafen und in Auflagen auf gewisse Handlungsartikel. Die Zahl der hiesigen regulären Truppen besteht etwa

aus 700 Mann, wovon 400 in dem bey der Stadt befindlichen Fort zur Besatzung liegen.

Die Einwohner, welche Waffen tragen können, machen eine Miliz von 4000 Mann aus, die vermittelst einiger Signale größten Theils in Zeit von wenig Stunden auf ihren angewiesenen Lärmplätzen zusammengebracht werden kann.

Aus dieser Anzahl läßt sich ohngefähr die Volksmenge der weißen Einwohner dieser Kolonie bestimmen, die sich gegenwärtig so weit ausgebreitet hat, daß die entferntesten Kolonisten über vier Wochen reisen müssen, ehe sie das Kap erreichen können. Doch muß man von dem großen Umfange, worinn sich diese Plantagen ausgebreitet haben, nicht auf ihre Anzahl schließen, denn einige derselben liegen oft ganze Tagereisen von einander entfernt, und sind von verschiedenen hottentottischen Nationen umgeben, daher sie denn auch gar oft empfinden müssen, daß ihre eigene Regierung sie in so weiter Entlegenheit nicht schützen kann.

Man zählt hier gegen einen weißen Einwohner fünf und mehr Sklaven, und die vornehmsten Personen am Kap halten deren oft 20 bis 30.

Der Zustand dieser Leibeigenen ist erträglich genug; sie gehen gut in Kleidung, doch müssen sie alle ohne Ausnahme barfuß gehen, weil ihre Herren sich Schuhe und Strümpfe zu einem Unterscheidungszeichen vorbehalten. Diese Sklaven werden hauptsächlich von Madagaskar gebracht, wohin gemeiniglich ein kleines Schiff von hier aus auf diesen Handel ausgeschickt wird. Doch giebt es auch außer diesen eine Menge von Malayen, Bengalesen und einige Negers unter ihnen. Die Kolonisten bestehen aus holländischen Familien, französischen Protestanten, größtentheils aber aus Deutschen. Auf dem ganzen Kap giebt es keine einzige Schule

von

von einiger Bedeutung, daher werden die Söhne gemeiniglich nach Holland geschickt. Die Erziehung der Töchter aber wird fast ganz vernachläßigt.

Da alle Lebensmittel hier außerordentlich wohlfeil sind, so befinden sich die Leute fast alle in guten Glücksumständen, doch lassen sich hier nicht so große Reichthümer erwerben, als in Batavia, denn der reichste Mann auf dem Kap hat nicht über 100,000 Thaler in Vermögen.

Auf dem Lande sind die Einwohner schlecht und recht, und gastfrey. In den entferntesten Gegenden sollen sie sehr unwissend seyn, und dieß ist auch sehr begreiflich, weil sie keine Gesellschaft als Hottentotten haben, und oft mehrere Tagereisen weit aus einander wohnen. Weinbau wird nur in den Plantagen getrieben, die innerhalb einiger Tagereisen von der Stadt entfernet liegen. Hier wurden sie bereits von den ersten Kolonisten angelegt, deren Familien sie auch erb- und eigenthümlich zugehören. Itzt aber giebt die Gesellschaft nichts mehr auf Erbe, sondern verpachtet die Ländereyen nur jahrweise, und obgleich der Pachtzins sehr mäßig ist, indem für 60 Aecker oder Morgen Landes (39,960 rheinl. Quadratruthen) nicht mehr als 25 Thaler entrichtet werden, so hindert dieß dennoch die Anlage neuer Weinberge. In den entferntern Plantagen wird daher auch nur Korn und Vieh gezogen, und einige Kolonisten geben sich bloß mit der Viehzucht allein ab. Diese geht oft sehr ins Große, denn es giebt Pächter, wovon jeder 15,000 Schaafe und verhältnißmäßige Heerden von Hornvieh hält. Sie treiben große Heerden davon zur Stadt, aber Löwen, Büffels, und die Beschwerlichkeiten einer so weiten Reise, vermindern die Triften oft ehe sie solche auf den Marktplatz bringen können. Außer dem Schaafvieh bringen sie auch Butter und Schaaftalg, imgleichen

gleichen das Fleisch und die Haut des Flußpferds nebst Löwen- und Rhinocerosfellen zu Markte.

Zu Bestellung ihrer Feld- und Viehwirthschaft halten sie sich zum Theil Sklaven, miethen sich auch gemeiniglich noch ärmere Hottentotten dazu, und zwar, wie man sagt, von dem Stamm der sogenannten Baschmanns oder Waldmenschen, die kein eigenes Zuchtvieh haben, sondern sich von Jagd und Raub nähren. Reiche Pächter helfen Anfängern dadurch auf, daß sie ihnen eine Heerde von 4, bis 500 Schaafen anvertrauen, um solche auf entlegene gute Weiden zu treiben; dafür lassen sie ihnen die Hälfte der Lämmer und so werden sie in kurzem eben so reich als ihre Wohlthäter.

Obgleich die Gesellschaft dadurch, daß sie sich das Grundrecht und Eigenthum der Ländereyen allein vorbehält, den neuen Kolonisten offenbar keine Ermunterung giebt, so hat es der Fleiß dieser letzten doch so weit gebracht, daß sie Isle de France und Bourbon mit Korn versehen, ja so gar verschiedene Ladungen nach Holland geschickt haben. Diese Ausfuhr würde zu bessern Preisen geschehen können, wenn die Plantagen nicht so weit ins Land hinein lägen, denn alles Korn muß zur Axe auf sehr bösen und langen Wegen fortgeschafft werden. Man darf sich indessen nicht wundern, daß die Plantagen so tief ins Land und so weit aus einander liegen, und daß es zwischen denselben große Bezirke giebt, die ganz wüste sind, da sie doch zum Theil angebauet werden könnten. Die Gesellschaft will es gerade so haben, denn sie hat ausdrücklich verordnet, daß kein Kolonist sich innerhalb einer deutschen Meile von der nächsten Plantage anbauen soll. Wäre diese Kolonie unmittelbar den Generalstaaten unterworfen, so würde sie ohne Zweifel ungleich volkreicher seyn, und sich längst großen Reichthum und Ansehen

Ansehen erworben haben, wozu itzt gar keine Hoffnung ist. Aber eine Handlungsgesellschaft von ostindischen Kaufleuten findet ihre Rechnung besser dabey, das Landeigenthum für sich zu behalten und dem Kolonisten die Flügel zu beschneiden, damit er nicht zu groß und mächtig werden möge.

Der Wein, der hier gebauet wird, ist von unendlich verschiedenen Sorten. Der beste wächst zu Constantia; allein diesen kennt man in Europa wohl nur größtentheils vom Hörensagen, denn es werden jährlich höchstens nur 30 Faß davon eingeerndtet, und jedes wird auf der Stelle zu 300 Thaler verkauft *). Die Stöcke, von welchen er kömmt, sind ursprünglich von Schiras in Persien hieher gebracht. Was wir in Europa für ächten Constantia trinken, sind andere süsse Weine, die in den zunächst an der Constantia gelegenen Weinbergen wachsen. Man hat auch versucht, Reben von Burgunderwein aus Frankreich, desgleichen Frontignak- und Muskatellerstöcke von eben daher hier anzupflanzen, und sie sind alle so gut eingeschlagen, daß das Gewächs zuweilen das französische übertrifft. In den vornehmern Häusern ist der gewöhnliche Tischwein eine Art von Sekt, der von Madera-Reben hier gezogen wird, und eine leichte angenehme Schärfe hat. Geringere, nicht unangenehme Sorten fallen in großer Menge und sind sehr wohlfeil, so daß die Matrosen der Ostindienfahrer sich herrlich dabey was zu Gute thun.

Das Land versieht die Schiffe aller Nationen, die hier anlegen, mit Lebensmitteln. Korn, Mehl, Schiffs-

*) Macht für die ordinäre Bouteille etwa 15 bis 16 Groschen Hamb. Cour.

Schiffszwieback, gepökelt Rindfleisch, Brandewein und Wein sind im Ueberfluß und zu billigen Preisen zu haben, und das frische Gartengewächs, imgleichen das Obst, welches hier gezogen wird, sind nebst dem guten Hammel- und Rindfleisch vortreffliche Erfrischungsmittel für diejenigen, die von weiten Reisen kommen. Das Klima ist dabey so gesund, daß die Einwohner selten kranken, und daß Fremde vom Skorbut und andern Krankheiten sich sehr leicht erholen. Der Winter ist sehr gelinde; auf den Bergen aber, und vornehmlich weit ins Land, giebt es harten Frost mit Schnee- oder Hagelstürmen, und die scharfen Südostwinde bringen ihnen so gar im November, welches hier Frühling ist, zuweilen noch Nachtfröste zuwege. Schnupfen und Erkältungen sind die einzigen gewöhnlichen Plagen, und entstehen von der schnellen Veränderung der Luft bey starken Winden, denen das Kap zu allen Jahrszeiten unterworfen ist.

Die Hottentotten oder ursprünglichen Landeseinwohner haben sich in die innern Gegenden des Landes zurückgezogen, so, daß ihr nächstes Dorf fast hundert englische Meilen von der Stadt am Kap entfernet ist.

Register der wichtigsten Sachen.

(A. bedeutet die Anmerkung.)

A.

Abbas I. König in Persien. 76.
Abenaquis, eine Völkerschaft in Akadien. 600.
Acansas, eine Nation in Louisiana. 562.
Achem, Stadt und Land auf Sumatra. 41.
Achiot, s. Roku.
Acunha, Jesuit. 305.
Aden, Hafen in Arabien. 81.
Afrika, Lage und Gestalt dieses Welttheils. 364. Dessen östliche Küste. 365. nördliche. Ebend.
Aghwaner, s. Persien.
Aguirra, (Lopez de) beschifft den Amazonenfluß. 304. wird geviertheilt, nachdem er vorher seine eigene Tochter umgebracht. Ebend.
Ahornbaum in Nordamerika. 648.
Akadien, s. Neuschottland.
Akaju, Baum. 342.
Akapulko, Stadt und Hafen in Mexiko, wo die Gallionen ankommen. 230. 231.
Akoma, Baum auf den Antillen. 342.
Akosta, (Benjamin) ein Jude; bringt die ersten Kakaopflanzen nach Martiniko. 433.
Albastinskoy. 179.
Albemarle, englischer General, erobert Kuba. 362.
Albuquerque, (Alphonsus von) 13. 15. u. f.
Alcavala, eine Auflage in Mexiko. 227.

Alexander VI. Papst, Gränzlinie, die er zwischen den Entdekkungen der Portugiesen und Spanier festsetzt. 172.
Algier, dortiger Handel. 367.
Algonquinen, Nation in Kanada. 532.
Almagro. (Diego de) 239. wird von Ferdinand Pizarro überwunden und getödtet. 242.
Almagro (Sohn des Diego) rächt den Tod seines Vaters. 242. verübt viele Grausamkeiten und wird hingerichtet. 243. 267.
Alonzo (Pedro de) bereichert sich durch die Zubereitung des Tabaks. 397.
Alvarado, (Pedro de) erobert Guatimala. 232.
Amazonenfluß. 303 u. f.
Amboto, Stadt im spanischen Amerika; deren Menschenzahl. 329.
Amboina, die Holländer bauen hier den Gewürznägelbaum. 38. dieser wächst auch zu Bali. 70. Grausamkeiten, die hier von den Holländern gegen die Engländer verübt worden. 74.
Amerika, (spanisches) welchen Gefahren es ausgesetzt ist. 279. wodurch diese abgewandt werden können. 281. Werth der edlen Metalle, die Spanien daher erhalten hat. 291. dortige Bevölkerung. 328. neuste Einrichtungen, die gemacht sind. 333.
Ameisen, verheeren Martiniko. 440.
Amur, Fluß. 179.
Andalusien (Neu-) s. Neu-Andalusien.
Andrada, (Ferdinand de) seegelt mit einem portugiesischen Geschwader nach China. 23.
Andrada (Simon de) Bruder des vorigen. 23.
Angazeja, s. Comboro.
Angeles, Einkünfte des dortigen Bischofs. 228.
Angria, (Konagi) Seeräuber. 44.
Anguilla. 480.
Annapolis, Stadt und Kolonie dieses Namens in Neuschottland. 605.
Anson, Lord. 280. 356.
Antequara, (Joseph de) dessen grausame Hinrichtung. 279. A.
Antigoa, englische Kolonie daselbst. 479. dortige Empörung gegen den Statthalter. Ebend.

Antillen. 341 u. f. Klima, Boden und Produkte hieselbst. 344. Summe aller Reichthümer, die Europa jährlich daher erhält. 513. was ihr künftiges Schicksal seyn kann. 514.
Antillen, (dänische) Werth ihrer sämmtlichen Produkte. 512. Berichtigung dieser Angabe. 524.
Antillen, (englische) erste Verfassung derselben. 474. ihr gegenwärtiger Zustand. 507. ihr auswärtiger Handel. 509. Werth ihrer sämmtlichen Produkte. 512.
Antillen, (französische) wie die dortige Regierungsverfassung beschaffen ist. 464. schwere Kopfsteuer, die man hier auf die Sklaven gelegt hat. 465. ob die Zerstückelung der Erbschaften rathsam. 467. Werth ihrer sämmtlichen Produkte. 512.
Antillen, (holländische) Werth ihrer sämmtlichen Produkte. 512.
Antillen, (spanische) Werth ihrer sämmtlichen Produkte. 511.
Apruak, Fluß. 429.
Apurimas, Fluß. 242.
Araber. 6. die in der Barbarey wohnenden sind bloß herumstreifende Hirten. 366.
Arabien. 81.
Araugo, Albuquerques Freund, dessen edle That. 18.
Araukos, eine Nation in Chili. 268.
Armenier, die am Ganges wohnenden leihen den Europäern große Kapitalien. 107.
Arrak. 58.
Arrekanuß, deren Beschreibung. 58.
Arrobe, ein spanisches Gewicht, wie viel es ist. 332.
Artibonite, Fluß und Gegend auf St. Domingo. 455.
Artieda, Jesuit. 305.
Aruba, kleine Insel bey Kurazao. 403.
Ashly, Fluß in Südkarolina. 640.
Assiento-Traktat, worinn er bestanden. 258. A.
Assuncion, spanischer Pflanzort am Platafluß. 272.
Atabalipa, Beherrscher in Peru. 240.
Atall, See. 181.
Atayde, portugiesischer Statthalter in Indien. 28.
Atuasi, Stadt im spanischen Amerika, deren Menschenzahl. 330.
Auflagen in Meriko. 227.
Augustin, (St.) Kastel auf Florida. 530. 644.

Averia, was es ist. 335. A.
Azem. 106.
Azogen, eine Gattung spanischer Schiffe. 237.

B.

Baena, (Diego de) stellt ein sehr ergiebiges Bergwerk in Peru wieder her. 251.
Baffetas, eine Art indischer Leinewand. 130.
Bahama. (Straße von) 399.
Baharem, Insel im persischen Meerbusen, wo Perlen gefischt werden. 81.
Bahia, Stadt in Brasilien, erhält den Namen St. Salvador. 313.
Bahia, Hauptmannschaft daselbst. 301.
Balabak. 119. A.
Balambangan, englische Besitzung daselbst. 118. A.
Balasore, holländische Faktorey am Ganges. 108.
Balbao, (Vasco Nunnez de) legt eine Pflanzung auf der Landenge Darien an, und geht an die Küsten des Südmeers. 238.
Baldivia, Stadt und Hafen in Chili, wird von den Holländern erobert. 278.
Bali, Insel, wo ebenfalls der Gewürznägelbaum wächst. 70.
Baltimore, (Lord) erhält Virginien. 631.
Bambuc, eine Landschaft im Innern von Afrika, wo viel Gold seyn soll. 370.
Banda-Inseln, hier wächst der Muskatbaum. 39. dieser wird auch auf Neuguinea gefunden. 70.
Bandarabaßi. 76.
Bandel, kleine Faktorey der Portugiesen am Ganges. 108.
Bankibasar, Ort am Ganges, in dessen Nachbarschaft legen die Dänen eine Faktorey an. 167. Besitzung der ostindischen Gesellschaft zu Ostende daselbst. 168.
Bankok, französische Besitzung auf Siam. 134.
Bantam, westlicher Theil von Java. 53.
Barata, Baumgattung auf den Antillen. 342.
Baraze, ein Jesuit, bringt die Moras auf einen Wohnplatz zusammen. 275.
Barbados, die Engländer lassen sich hier nieder. 476. Abscheuliche That eines Engländers daselbst. 477. Dortiger Sklavenhandel. 478.

Barbara,

Barbara, Bergwerke daselbst. 553. 554.
Barbaren, Vorschlag, die dortigen Raubnester zu zerstören. 366.
Barbuda, eine der Antillen. 480.
Bartholomäus, kleine Insel, die zu Guadalupe gehört, ihr Zustand. 443.
Baschmanns, eine Nation der Hottentotten. 678.
Basque, (Michel de) ein Anführer der Flibustier. 351.
Basse Terre, Stadt auf Guadalupe. 359.
Bassis, s. Bullenstraat.
Bassora. 79 u. f.
Batavia. 55 u. f.
Bayotten, was es sey. 261. A.
Beate, s. Kap Beate.
Bekuya, eine der Granadinen. 502.
Benarez. 116.
Bencoolen, Stadt auf Sumatra. 88.
Bengalen. 104. Gegenwärtige Verfassung der Franzosen daselbst. 157.
Berbice, Fluß und Kolonie dieses Namens. 408.
Bergwerke, überaus ergiebige in Neuandalusien. 218. Beschaffenheit der übrigen mexikanischen Bergwerke. 225. Bergwerke zu Peru. 250. zu Potosi. 251. zu St. Barbara. 553. 554. Quecksilberbergwerk zu Quanca Belica. 252. Einkommen aus den chilischen Goldbergwerken. 269. Kupferbergwerk zu Koquimbo. 269.
Bermudas-Inseln, dort werden vortreffliche Schiffe gebaut. 498.
Bernard, (Bay St.) 552.
Betel, Beschreibung dieses Gewächses. 45. soll mit der amerikanischen Coka einerley seyn. 253. A.
Beutelratze. 540.
Bezoar, man erhält ihn von dem amerikanischen Thier Bikunnah. 248.
Bieber. 541.
Bisamratze. 540.
Bilori, die Franzosen legen hier eine Besitzung an. 553.
Bings, englischer Admiral, wird öffentlich hingerichtet. 358.
Biolico, Fluß in Chili. 268.
Bisnapore, unabhängiger Staat in Bengalen. 104.
Black River, englische Besitzung daselbst. 520.
Blair, englischer Kapitain, will auf der Mosquito-Küste eine Besitzung anlegen. 520

Bombay, englische Besitzung in Ostindien. 96.
Bonaire, eine kleine zu Kurazao gehörige Insel. 403.
Bona Vista, Kap auf Terre-Neuve. 598.
Bonne. 368.
Borgia, Flecken am Amazonenfluß. 306.
Borneo. 41.
Borriquen-Insel, s. Krabbeninsel.
Boschower, holländischer Faktor, ermuntert die Dänen zum Handel nach Indien. 161.
Boston, Hauptstadt von Neuengland. 612.
Bourbon. (Insel) 142. 158.
Bavadilla, sein abscheuliches Verfahren gegen Kolombo. 212.
Brasilien, dessen Entdeckung. 296. erste Kolonisten, die Portugall dahin gesandt. Ebend. Unternehmungen der Franzosen. 289. und Holländer auf Brasilien. 299. Letztere werden ganz aus Brasilien verjagt. 302. Produkte dieses Landes. 311. Diamant- und Goldbergwerke. 314. Maaßregeln, um das Einkommen daraus zu sichern. 317. Einkommen aus dem dortigen Landbau. 319. aus den Bergwerken. 323. Gegenwärtiger Zustand dieses Reichs. 336. Handel 337.
Brasilienholz. 311.
Brew, ein Hafen, wo itzt der Schleichhandel zwischen Jamaika und den spanischen Besitzungen getrieben wird. 486.
Bucharey, dortiger Verkehr der Chineser. 187.
Buenos Ayres. 271.
Bukaniers, sind die ersten Kolonisten auf St. Domingo. 347.
Bullenstraat, ein Zimmermann, diesem wird nebst Bassis und Hamel die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien anvertraut. 301.

C.

Cabot, (Sebastian) entdeckt Newfoundland. 271. 593. geht in spanische Dienste. 271. 591.
Cabral, (Alvarez) geht nach Kalikut. 12. entdeckt Brasilien. 296.
Californien, s. Kalifornien.
Callao. 255.
Calle. 368.
Calin, s. Spialter.

Canada, s. Kanada.
Caraka, s. Karaka.
Cardemom, s. Kardemom.
Caron, führt die Franzosen nach Surat. 131 u. f.
Carolina, s. Karolina.
Carthagena, s. Karthagena.
Cartier, (Joseph) seegelt im Fluß St. Laurent hinein. 530.
Casas, (Bartholomäus de las) sucht den Zustand der Indier erträglicher zu machen. 219.
Cassa lignea. 91.
Castro (Don Juan de) belebt die Portugiesen wieder. 26.
Castro (Vacca de) Licentiat, schlägt den jungen Almagro und läßt ihn hinrichten. 243.
Catharina (St.) Insel und Stadt an der Küste von Brasilien. 318.
Cavite, Hafen von Manilla. 175.
Cayan, Bohnen dieses Namens. 40.
Cayenne, Besitzung der Franzosen daselbst. 425. Produkte dieser Insel. 426.
Cayes, s. Kayes.
Celebes, Etablissement der Holländer daselbst. 40.
Cerne, Insel. 142. erhält zuerst den Namen Morizinsel, und nachher Insel Frankreich. 143.
Ceylon. 17. Die Portugiesen werden hier von den Holländern vertrieben. 43. Niederlassung der Franzosen daselbst auf der Bay Trinquemala. 132.
Chagre, Fluß. 256.
Champlain, (Samuel de) legt den Grund zu Quebeck. 531. mischt sich in die Streitigkeiten der Kanadier. 533.
Champton, Fluß. 234.
Chandernagor. 108. 143. 148. 157.
Chapeau Rouge, Ort auf Newfoundland. 593.
Charles Town, Stadt in Südkarolina. 640.
Chatigam, portugiesische Faktorey in der Nachbarschaft des Ganges. 108. 157.
Chaul, wird von den Portugiesen erobert. 29.
Chelas, was es sind. 130.
Chiapa, mexikanische Provinz. 221.
Chibaukton, s. Hallifar.
Chika, Getränk der Amerikaner. 247.

Chikakas, eine Nation in Louisiana. 147.
Chili, Gränzen dieses Landes. 267. Gegenwärtiger Zustand der Spanier daselbst. 269. Handel dieses Landes. Ebend.
Chimbo, Stadt im spanischen Amerika, ihre Menschenzahl. 329.
China, wird von den Tataren erobert. 178. 179. auswärtiger Verkehr dieses Reichs. 186 u. f. Seehandel desselben. 188. Summe des Werths der chinesischen Waaren, die von den Europäern daher geholt werden. 193. was aus diesem Handel endlich werden kann. 194.
Chinchura, englischer Pflanzort in Bengalen. 108.
Chinesische Mauer, s. Tatarey.
Chiquitos, wilde Nationen in Paraguay. 275. 311.
Choko, Provinz in Neugranada. 262. die dortigen Bergwerke enthalten Platina. 266. A.
Christoph (St.) ein portugiesisches Dorf am Platafluß, wird von den Portugiesen an Spanien abgetreten. 309.
Christoph (St.) eine der Antillen. 345. Niederlassung der Franzosen daselbst. 420. wird den Engländern abgetreten. 481. herrliche That zweener Negern daselbst. 481.
Chundasaeb, Nabob in Karnat. 146.
Chusan. 193.
Chuzas, Schlacht daselbst.
Cingalesen, eine ceylonsche Nation. 17.
Coca. 252. soll mit dem ostindischen Betel einerley seyn. 253.
Cochin, s. Kochin.
Codrington, führt auf Antigoa den Zuckerbau ein. 479.
Colbert, errichtet die französische ostindische Gesellschaft. 125. kauft alle die veräußerten französischen Besitzungen wieder an. 422.
Collu, Hafen in Algier. 368.
Colom, s. Kolombo.
Colygny, französischer Admiral. 527. stiftet Karolina. 635.
Comboro, Inseln. 111.
Constantin, s. Konstantin.
Cooper, Fluß in Südkarolina. 640.
Cook, ein englischer Kaper. 405.
Cordova, (Franziskus Hernandez von) entdeckt Yukatan. 213.
Cortes, s. Kortes.
Cosa, (Johann de la) 425.

Coteaux,

Coteaux, Flecken auf St. Domingo. 453.
Coxinga, verjagt die Holländer aus Formosa. 35.
Coyet, holländischer Kommendant auf Formosa, muß diese Insel räumen. 35.
Croix (St.) dänische Antille. 418. wird dem Freyherrn von Schimmelmann ertheilt. 419. A.
Crooked, kleine Insel achzig Meilen von Jamaika. 497.
Crosat, erhält den ausschließenden Handel nach Louisiana. 554.
Cruciade, eine Art von Auflage. 227.
Cuenza, Ort in Neuspanien, dessen Menschenzahl. 330.
Cuba, s. Kuba.
Cunna, (Tristan de) 15.
Curazao, s. Kurazao.

D.

Daarssens, (von) ein reicher holländischer Kaufmann, dem ein Drittel der Kolonie Surinam gehört. 414.
Dännemark, Menschenzahl dieses Reichs. 419. Werth seiner Ausfuhrsartikel. 420.
Dame, Marie, Pflanzort auf St. Domingo. 454.
Damiat. 365.
Dansburg, dänische Besitzung in Ostindien. 162.
Daves, Insel, bey welcher die französische Flotte scheitert. 403.
Delaware, Fluß in Pensylvanien. 624.
Delaware, (Lord) rettet den Ueberrest der ersten Kolonisten auf Virginien vom gänzlichen Untergange. 625.
Demerary, Fluß. 408.
Denambuc, unter seiner Anführung lassen die Franzosen sich auf St. Christoph nieder. 345. 421. imgleichen auf Martiniko. 433.
Denonville, französischer Statthalter in Kanada. 538.
Desclieux, bringt Kaffeepflanzen nach Martiniko. 434.
Desiderade. 443.
Diamanten, deren verschiedene Gattungen. 315.
Diamantgruben in Brasilien. 316.
Diebesinseln, s. Marianeninseln.
Dioskorides, s. Sokotora.
Diu. 94.

Divy, Insel. 147.
Dogeron, (Bertram) Statthalter auf St. Domingo. 448. 450.
Domingo, (St.) wird von Kolombo in Besitz genommen. 210. Grausamkeiten, die die Spanier daselbst an den Einwohnern verübt. 212. Die Insel wird in gewisse Distrikte getheilt. 213. Die ursprünglichen Einwohner sind itzt ganz ausgerottet. Ebend. Die Franzosen setzen sich hier fest. 347. Die Insel wird vergebens von den Engländern angegriffen. 348. Spanische Besitzung daselbst. 393. Die Franzosen lassen sich dort nieder. 447. Man errichtet Gerichtshöfe. 449. Zwang, der dem dortigen Handel aufgelegt wird. 449. Unglücksfälle dieser Kolonie. 450. Gegenwärtiger Zustand. 452. Produkte und Bevölkerung. 458. Ausfuhr. 459. Handel der dort wohnenden Franzosen mit den Spaniern. 461. Nothwendigkeit einer Gränzbestimmung des Antheils beider Nationen. 461. Maaßregeln, diese Besitzung gegen fremde Anfälle zu sichern. 463.
Dominika, eine der Antillen, wird von Frankreich an England abgetreten. 362. Grösse und Landbau dieser Insel. 506.
Dumas, geht nach Pondichery. 141.
Dupleix, wird an den Ganges geschickt. 143. geht nach Pondichery. 144.
Duquesne, Gouverneur von Kanada, erbaut ein Kastel und benennt es nach seinem Namen. 579.
Duttis, was es sind. 130.

E.

Edenton, Hauptstadt in Nordkarolina. 640.
Eduard, ein englischer Kaufmann, führt zuerst in London den Gebrauch des Kaffees ein. 83.
Egypten. 365.
Eisenbaum. 342.
Elore, eine Provinz in Indien. 147.
Elton, ein Engländer, sucht den asiatischen Handel von Persien über Rußland empor zu bringen. 182.
Emanuel, König in Portugal, schickt vier Schiffe auf neue Entdeckungen aus. 10.
Emden, ostindische Handlungsgesellschaft daselbst. 171 u. f.
England, Nationalschulden dieses Reichs. 363.

Ennery, (Graf von) Stifter der Kolonie auf St. Lucie. 432.
Equam, chinesischer Seeräuber. 35.
Erbsenbaum. 383.
Erie, See.
Eskimaux, Nation auf Hudsonsbay. 588.
Espannola, s. St. Domingo.
Essequebo. 408.
Eustachius, (St.) 403. 406.
d'Etree, französischer Admiral. 403.

F.

Farims, Fürsten, die in Bambuck regieren. 317.
Fanega, ein spanisches Gewicht, wie viel es ist. 322.
Fernambuk, Hauptmannschaft in Brasilien. 300.
Feroe-Inseln. 113.
Fez. 366.
Fischotter. 540.
Fleury, Kardinal, s. Orry.
Flibustier, Seeräuber. 349 u. f. ihre Gesellschaft wird endlich, nachdem sie mannichfaltige Räubereyen und Plünderungen verübt, vernichtet. 354.
Fliegenvogel in Nordamerika. 648.
Florida, Lage und Größe dieses Landes. 527. 644. wird an England abgetreten. 645.
Formosa. 35.
Fort Dauphin. 457.
Fort Royal auf Martiniko. 437.
Francois, Stadt auf St. Domingo, s. Kap Francois.
Franklin, Doktor, Stifter der Bibliothek zu Philadelphia. 624.
Frankreich, (Insel) 143. 158.
Frankreich (Neu-) s. Kanada.
Friedrichnagor, dänische Besitzung in Ostindien. 108.
Frontenac, Fort. 568.
Fulvy, Orrys Bruder, s. Orry.

G.

Galissoniere, französischer Statthalter in Kanada. 577.
Gallionen, 230. werden abgeschafft. 330.
Gama, (Vasco de) 10.

Gasca, (Pedro de la) Licentiat, kömmt als Statthalter nach Peru. 245.
Genonville. 124.
Genueser, Erhebung ihres Handels. 6.
Georgien, Stiftung dieser Kolonie. 641. Verfall derselben. 642.
Gesellschaften (ausschließende) ob sie zum Handel nach Indien nöthig sind, s. Handel.
Gesellschaft, (dänische ostindische) ihre ersten Kapitalien und Unternehmungen. 162. giebt ihr Privilegium zurück. Ebend. Man errichtet eine neue, die aber auch zu Grunde geht. 163. Es entsteht eine dritte. Ebend. Neuste Veränderungen, die mit dieser vorgenommen worden, und ihr itziger Zustand. 165. A. erhält einen ansehnlichen Zuwachs ihres Gebiets in Ostindien. 166. A. ihre jährlichen Auktionen. 167. Unerfülltes Projekt, sie von Kopenhagen nach Altona zu verlegen. Ebend.
Gesellschaft (ostindische) zu Embden. 171. ihr Untergang. 172.
Gesellschaft, (englische) der Hudsonsbay. 590.
Gesellschaft, (englische ostindische) ihre Errichtung. 73. ihr Handelstraktat mit der holländischen. 74. Flor ihres Handels. 86. ihre Zwistigkeiten mit einer andern Gesellschaft englischer Kaufleute. 86. Die französischen Kaper fügen ihr beträchtlichen Schaden zu. 87. Gefahren, welchen sie bis zur Vereinigung mit einer andern Gesellschaft ausgesetzt ist. 87. Verlust ihrer Faktorey auf Pulo Condor. Ebend. imgleichen auf Sumatra. 88. itziger Zustand der Gesellschaft. 110 u. f. ihr Vermögenszustand und Schulden. 112.
Gesellschaft, (englische) von Süd- und Nordvirginien. 585.
Gesellschaft, (französische ostindische) ihre Errichtung. 125. Verfall. 136. sie erhält einen vergänglichen Glanz durch Laws Finanzsystem. 138. wird mit andern Gesellschaften vereinigt. 139. fernere Veränderungen, die man, um ihr aufzuhelfen, vorgenommen. 150 u. f. ihr Privilegium wird suspendirt. 154. sie überläßt dem Könige ihr ganzes Vermögen. 156. itziger Zustand ihrer vormaligen Besitzungen. Ebend.
Gesellschaft (holländische ostindische) ihre Errichtung. 34. Regierung derselben in Batavia. 58. ihre Administration in

Europa. 60. ihre ersten Kapitolien. Ebend. Eintheilung derselben in Aktien. 61. ihr itziger Zustand. 61. ihr Verfall. 63. Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. 69.
Gesellschaft, (holländische westindische) ihre erste Errichtung, erste Kapitalien und Privilegien. 299. ihre Unternehmung auf Brasilien. 300. verliert ihre dortige Besitzungen. 302.
Gesellschaft (ostindische) zu Ostende. 168.
Gesellschaften, (portugiesische) traurige Folgen, die daraus für Portugall entstehen. 320.
Gesellschaft, (schwedische ostindische) ihre Errichtung. 169. Glücklicher Fortgang derselben. 170.
Gewürznägelbaum, s. Amboina.
Gingan, was es ist. 44. A.
Ginseng, Beschreibung desselben. 186. 575.
Girard. 124.
Glas, englischer Kapitän. 369. A.
Goa. 93.
Goave. 454.
Gold, Werth dessen, was Spanien aus den chilischen Bergwerken erhält. 269. desjenigen, was Portugal aus Brasilien erhält. 314. Verhältniß dieses Metalls zum Silber. 315. imgl. ebend. A.
Goldbergwerke, s. Bergwerke.
Gomberon. 76.
Goodelure, auch Tegapatnam genannt, englische Besitzung. 101.
Gore. 376.
Gourgue, (Dominikus de) rächt den Tod der ersten französischen Kolonisten auf Florida. 529.
Gosnell, seegelt nach Nordamerika. 585.
Granada, eine der Antillen, ergiebt sich den Engländern. 359. 362. 502. erster Anbau dieser Kolonie. 500. ihr Flor. 501.
Granada (Neu-) s. Neugranada.
Granadinen. 502.
Grand Terre, ein Theil von Guadalupe. 441.
Graf (Lorenz) Anführer der Flibustier. 352.
Gravata, eine Pflanze, wovon Leinewand und Thauwerk verfertigt wird. 326.
Grawen, was man so nennt. 549. A.
Große Sonne; Name des Befehlshabers der Natchez. 558.

Grosseilleres, s. Hudsonsbay.
Grout, s. Brew.
Grysalva (Johann von) geht nach Meriko. 213.
Guadalupe, wird von den Engländern erobert. 359. erste Niederlassung der Franzosen daselbst. 441. wird von den Engländern erobert. 442. an Frankreich wieder abgetreten. 443. Summe aller Produkte hieselbst. 444. Veränderung in die Verwaltung dieser Kolonie. 446.
Guam. 231.
Guanaco, peruanisches Thier. 248.
Guanca Velica, dortiges Quecksilberbergwerk. 252.
Guarape, Fluß in Paraguay. 309.
Guatimala, Provinz in Meriko. 232. Die Hauptstadt derselben wird durch ein Erdbeben zerstört. 233. A.
Guatimozin, Beherrscher von Meriko, Motezumas Nachfolger. 215. wird auf eine grausame Art von den Spaniern umgebracht. 216.
Guayaquil, Fluß und Ort in Peru, wo die Purpurschnecke gefunden werden soll. 253. Menschenzahl daselbst. 330.
Guebern oder Gauren, s. Parsis.
Guinea, s. Küste von Guinea.
Gummibaum auf den Antillen. 342.
Gutscherat. 127.
Guyana, (französisches) dessen Gränzen 424. Schicksal der ersten französischen Kolonisten daselbst. 428. Bevölkerung und Zustand der französischen Kolonie. 430.
Guyana, (holländisches) welchen Gefahren es ausgesetzt ist. 409.

H.

Hallifax, Ort in Neuschottland. 603. Zustand der dortigen Kolonie. 604.
Handel, Europens mit Indien, ob er fortgesetzt werden soll? 195. ob dazu große Besitzungen erfordert werden? 198. und ausschließende Gesellschaften. 201. über den letztern Punkt wird von Mauvillon gestritten. 205. A.
Hamel, holländischer Kaufmann s. Bullenstraat.
Havala, Ort in Neuspanien, dessen Menschenzahl. 329.
Havana, auf Kuba. 399 u. f.
Heiligeninseln. 443.

Heinrich VII. König in England, seine Gesetze und Anordnungen. 72.
Heinrich, Prinz von Portugall befördert die Steuermannskunde. 9.
Helena, (St.) eine den Engländern gehörige Insel. 110.
Heredia, erbaut Karthagena. 263.
Hermelin. 540.
Hindostan. 10.
Hispaniola, s. Domingo.
Hoangte, chinesischer Kaiser, dessen Gemahlinn die Seide erfunden haben soll. 190.
Holland, dessen Staatsschulden. 412. Abnahme des Flors dieser Republik. 413.
Holland, (Neu-) s. Neuyork.
Honduras-Bay, dortiger Holzhandel. 234. auch die Engländer erhalten Antheil daran. 521.
Hormuz, wird von den Portugiesen erobert. 17. diese werden wieder daraus vertrieben. 108.
Houtmann, (Cornelius) macht sich um seine Landsleute verdient. 33.
Hudson, (Heinrich) entdeckt die Hudsonsbay. 588. imgleichen Neuyork. 613.
Hudsonsbay. 587. Klima und Bewohner. 588. Die Engländer lassen sich hier auf Anrathen zweener kanadischer Franzosen nieder. 589. Dieß Land wird durch den utrechter Frieden an England abgetreten. Ebend. Art, wie der dortige Holzhandel getrieben wird. 591. ob es hier eine Durchfahrt nach Ostindien giebt. 591.
Hugley. 108.
Huronen, Nationen in Kanada. 532.

J.

Jago (San) Hauptstadt von Chili. 269.
Jago (St.) de la Vela, Hauptstadt von Jamaika. 493.
Jakatra, Königreich auf Java, das die Holländer besitzen. 54.
Jamaika, wird von den Engländern erobert. 348. 484. erste Entdeckung durch Kolombo. 483. Drey sehr weise Gesetze daselbst. 484. dortiger Schleichhandel mit dem spanischen Amerika. 485. wird für einen Freyhafen erklärt. 487. Landbau daselbst. 488. Ausfuhr. 490. Ob die dortigen Pro-

Produkte vermehrt werden können. 491. Unglücksfälle dieser Kolonie. 492. Diese Kolonie muß wegen entlaufener Negern immer in Gefahr seyn. 493. Vortheile und Nachtheile von Jamaika. 496. itziger Zustand. 517. Dependenzien von Jamaika. 518. Zustand vom Jahr 1768. 512.
Jambi, holländischer Pflanzort auf Surinam. 41.
James Town, Hauptstadt in Virginien. 626.
Japan, erster Handel der Portugiesen daselbst. 25. Diese werden aus Japan verbannt. 36. Handel der Holländer daselbst, und Verfall dieses Handels. 36.
Japura, Fluß. 309.
Jaqmel. 452.
Jaspeada, eine Gattung der Koschenille, s. Koschenille.
Java, holländische Besitzung daselbst. 51.
Ibagnez, ein aus dem Orden verstoßner Jesuit, schreibt gegen diesen Orden. 277. A.
Ibikui, Fluß. 309.
Idalkan, Beherrscher von Goa. 13. 28.
Jedda, dortiger Handel. 84.
Jemen, (der König von) 82.
Jeremias, (St.) eine Bucht zu San Domingo. 454.
Jesuiten, legen auf Kalifornien eine Pflanzung an. 232. ihre Besitzungen in Paraguay. 274. ihre Verweisung. 276. Beweis, daß ihre Aufführung nicht so untadelhaft gewesen, als Raynal es will. 277. A. sie machen die in Brasilien zerstreuten Wilden ansässig. 298.
Illinesen, Nationen in Louisiana. 562.
Iltis. 540.
Imhof, holländischer General. 56.
Indapura, holländischer Pflanzort auf Sumatra. 41.
Indianische Weiber, s. Weiber.
Indigo, Kultur und Bearbeitung dieses Produkts. 222.
Indischer Handel. s. Handel.
Ingwer. 91. 489.
Insel Frankreich. 143.
Johann I. König in Portugall. 9.
Johann II. 10.
Johanna, Insel. 111.
Johannis-Insel. 416.
Johannis-Insel, im Meerbusen St. Laurent, französische Kolonie daselbst. 550.

Joseph,

Joseph, (St.) Pflanzort auf Florida. 645.
Irokesen, Nationen in Kanada. 532. Größe und Lage ihres Gebiets. 533. sie vereinigen sich mit den Engländern gegen die Franzosen. 538. heben diese Alliance wieder auf. 539. Hinterlist gegen die Engländer. 545.
Irwin, will mit dem Kapitän Blair eine Besitzung auf der Mosquitoküste anlegen. 520.
Isa, Fluß. 309.
Isle Royal, dortiger Stockfischfang. 548. Dieser Ort wird von den Engländern erobert. 578.
Italiens Handel in den mittlern Zeiten. 8.
Juan de Pasto (St.) Stadt im spanischen Amerika, deren Bewohner. 330.
Juden, ihr Zustand in den mittlern Zeiten. 7. Unweises Verfahren Spaniens, daß man sie aus dem Lande vertrieben hat. 284.
Juida in Afrika. 376.
Jungferninseln. 480.

K.

Kaaguaza,
Kaakuis,
Kaamini, dreyerley Sorten des Paraguaykrauts, s. Paraguaykraut.
Kaffee. 82.
Kalifornien. 231.
Kalikut. 90.
Kalkutta. 108.
Kampeschholz, Handel mit diesem Produkt. 233. 521.
Kampfer, Beschreibung dieses Produkts. 56.
Kanada, erste Unternehmungen der Franzosen dahin. 530. Schlechter Fortgang der Kolonie. 534. Ursachen, die daran Schuld sind. 535. Die Kolonie kömmt mehr empor. 537. Dortiger Handel mit Pelzwerk. 539. 543. Zustand dieses Landes beym utrechter Frieden. 565. Neuerer Zustand desselben. 566. jährliche Staatsausgaben für Kanada. 573. Vortheile, die Frankreich hätte aus Kanada ziehen können. 575. Die Engländer greifen Kanada an, 578. und erobern es. 580.
Kanara. 93.

Kap Beate. 452.
Kap. Breton. 546. s. auch Isle Royal.
Kap Francois auf St. Domingo. 449. 457. Providenzhäuser daselbst. 457.
Kap Raz, Vorgebirge auf Newfoundland. 593.
Kap Tiburon. 552. 553.
Kaplan, ein Fisch, der zur Aetzung beym Stockfischfang gebraucht wird. 595.
Karaiben. 345. Zwo Gattungen derselben auf St. Vinzent. 502.
Karaka, baut vortrefflichen Kakao. 256. Handlungsgesellschaft daselbst. Ebend. imgleichen auch 332.
Kardemom. 91.
Kariaku, eine der Granadinen. 501.
Karolina, Ursprung dieser Kolonie. 635. Das Eigenthum derselben wird den Lords Berkeley, Clarendon, Aschley, Albemarle, Craven, und den Rittern Carteret, Berkeley und Colliton von Karl II. ertheilt. 636. Veränderung dieser Staatsverwaltung und Eintheilung der Kolonie. 637. sie erhält durch einen Zufall den Reisbau. 638. Ausfuhr. 639.
Karthagena. 263. Dortige Menschenzahl. 329.
Karvajal, Gouverneur auf Venezuela. 264.
Kassava. 384.
Kastimbuzar, in Bengalen. 104. 109.
Katarakui. 568.
Katek. 105.
Kauris, eine Art Muscheln. 89.
Kaveri, Fluß in Indien. 146.
Kayar, was es ist. 49. 89.
Kayes. 452.
Kaymanas. 518.
Kaxamalka. 240.
Keloram, Fluß. 157.
Kerbeschi, Fluß. 179.
Kingston, Stadt auf Jamaika. 492.
Kobaiba, Baum. 311.
Koblom, s. Ostende.
Kochin, wird von den Holländern eingenommen. 48. 90.
König (Heinrich) ein Kaufmann in Stockholm, errichtet eine indische Gesellschaft. 169.

Königsinsel. 357. 435.
Kojah-Zophar, Minister des Königs von Kambaya. 26.
Kokusbaum, dessen Beschreibung. 19.
Kolastri. 90.
Kolombo, entdeckt Amerika. 209. Ehrenbezeugungen, die ihm desfalls am spanischen Hofe gemacht werden. 210. wird in Ketten gelegt und nach Europa geschickt. 212. legt auf der Landenge Darien eine Kolonie an. 238. 345.
Kolumbo, holländische Besitzung auf Ceylon, s. Negumbo.
Komplemaße, ein Fisch. 89.
Konceptionsbay auf Newfoundland. 593.
Kondovir. 147.
Konnektikut. 609.
Konsak, (Ferdinand) ein Jesuit, umschifft Kalifornien. 217.
Konstantin, zwey Gesetze desselben werden getadelt. 4.
Koquimbo, Kupferbergwerk daselbst. 269.
Korea, dortiger Verkehr der Chineser. 186.
Koromandel, holländischer Handel daselbst. 47. Dortiger Handel der Engelländer. 98. Gegenwärtige Verfassung der Franzosen daselbst. 157. Dortiger Handel der Dänen. 166.
Kortes, geht nach Meriko. 213. erobert dieß Reich. 216.
Koschenille, Beschreibung dieses Produkts und dessen Kultur. 224.
Krabbeninsel. 416.
Kreolen, (sind die, die in Amerika von europäischen Eltern oder von unvermischter europäischer Abkunft sind) Spaniens unweises Verfahren, wodurch diese Klasse von allen Ehrenämtern ausgeschlossen wird. 287.
Kromwell. 75.
Kuba, wird erobert, 361. itziger Zustand dieser Insel. 396.
Kubagua. 390.
Kucheri, eine Art von Gewürznägleinbaum am Amazonenfluß. 307.
Kurazao. 402. 406.
Kurbari, Baum. 342.
Kuronna, von dort aus werden Paketboote nach der Havana und Portoriko geschickt. 330.
Kuru, Fluß. 429.
Kusko. 241. Dortige Manufakturen. 249.

Küste von Guinea. Beschaffenheit ihres Bodens. 369. Berichtigung dieser Nachricht. Ebend. A. Vormaliger Handel. 370. Goldminen. Ebend. Sklavenhandei. 371.

L.

Labourdonnois, 142 u. f. erobert Madras. 145. stirbt endlich im Gefängniß. Ebend.
Lak Rupien, wieviel? 96.
Lackfirniß, chinesischer, dessen Beschreibung. 192.
Lally, französischer Befehlshaber in Indien. 149. wird zum Tode verurtheilt. 150.
Langhorne, (Wilhelm) erbaut Madras. 102.
Laurikocha, See, aus welchem der Amazonenfluß entspringen soll. 303.
Law, erscheint in Frankreich. 138 u. f.
Lara, Ort im spanischen Amerika, dessen Menschenzahl. 330.
Laykakota, ein sehr reiches Silberbergwerk in Peru, das vom Wasser überschwemmt wird. 251.
Lemaire (Isaak) ein holländischer Kaufmann, dessen Schiffe auf Java konfiscirt werden. 52.
Leogane, Ort auf St. Domingo. 452. 454.
Leon, (Pence de) legt eine Besitzung auf Porto Rico an. 391. durchschifft die Straße von Bahama. 399. geht nach Florida um den Jugendquell zu finden. 528.
Liama, Beschreibung dieses Thiers. 248.
Lima, man errichtet daselbst ein höchstes Gericht. 243. Lage und Produkte dieses Orts. 254. wird vom Erdbeben zerstört. 255. Menschenzahl daselbst. 329.
Locke, entwirft Gesetze für Karolina. 636.
Loek, holländischer Admiral. 300.
Long Island, Insel bey Neuyork. 615.
Lorenzfluß. 533.
Louis. (St.) 452.
Louisiana, wann es von den Franzosen entdeckt worden. 552. wird zur Zeit des lawischen Finanzsystems sehr berühmt. 554. Größe, Klima und Fruchtbarkeit dieses Landes. 556. Volksmenge. 562. Ausfuhr. 563. Was Frankreich aus dieser Kolonie hätte machen können. 563. Frankreich tritt es an Spanien ab. 565.

Lucca.

Lucca. (Ferdinand de) 239.
Luchs. 510.
Lukas, (St.) Vorgebürge auf Kalifornien. 232.
Lukayeninseln. 209. 497.
Lüneburg, Pflanzort auf Neuschottland. 604.
Luzen, s. Philippinen.
Luzie, (St.) 362. wird von den Engländern erobert. 430. den Franzosen wieder abgetreten. 431. Bevölkerung, Landbau und Boden dieser Kolonie. 432.
Lybien. 365.

M.

Macas, ein zu Quito gehöriges Land, wo man Zimmet findet. 262.
Madera, wird von den Portugiesen entdeckt. 10. Menschenzahl daselbst, und zu Porto Santo. 338. Berichtigung dieser Angabe. 670. Größe und Regierungsform dieser Kolonie. 668. Dortiger Weinbau. 672.
Madura. 100.
Madras. 102. 145.
Madagaskar, Handlungsniederlage der Franzosen daselbst. 125.
Magdalenenfluß. 264.
Magellan, entdeckt die Philippinen. 173. 231.
Mahmud-ali-kan. 148.
Makao, der chinesische Kaiser schenkt es den Portugiesen. 25. Dortiger Handel. 93.
Makassar. 40.
Malabar, dortiger Handel der Holländer. 48. der Engländer. 89. 90. Gegenwärtige Verfassung der Franzosen daselbst. 156.
Malakka. 18. wird von den Portugiesen erobert. Ebend. Handel der Holländer daselbst. 43.
Maldiven. 89.
Male. 89.
Maldonado, Hafen am Platafluß. 273.
Man, Insel. 112.
Manilla. 175. 230.
Manillen, s. Philippinen.

Maniok, Beschreibung dieses Produkts. 384.
Manzenillenbaum. 342. Dessen Saft ist tödtender Gift. 392.
Maragnan, Insel. 298.
Marakaibo, wird von Flibustiern erobert. 351.
Maratten. 95. 96. 98. 104. 105. 141. 200.
Marder. 540.
Margaretha, die Spanier lassen sich hier nieder. 390.
Maria Galante, eine zu Guadalupe gehörige Insel. 443. Dortige Bevölkerung und Landbau. 444.
Marianen-Inseln, dienen den spanischen Gallionen zum Erfrischungsort. 231.
Marimon, Jesuit, s. Ibagnez.
Markarat, französischer Faktor. 127.
Markus, (St.) auf Domingo. 455.
Marlborough, englisches Fort auf Sumatra. 88.
Marokko, dortiger Handel. 366.
Maroni, Fluß. 407. 429.
Marquetto, Jesuit, durchschifft den Missisipi. 552.
Marqui, französische Besitzung auf Siam. 134.
Martin, ein französischer Kaufmann, besetzt Pondichery. 133. 135.
Martin, (St.) eine der Antillen. 404.
Martiniko, wird von den Engländern erobert. 359. erste Niederlassung der Franzosen daselbst. 433. Flor dieser Besizzung. 434. Handel mit den übrigen Inseln. 435. Verfall. 438. 447. Gegenwärtige Bevölkerung und Landbau. Ebend. Die Kolonie wird von Ameisen schrecklich heimgesucht. 440.
Maryland. 631.
Maskarenhas. 142.
Maskat. 81.
Massachuset. 609.
Masulipatnam. 101. 147. 149.
Mataran, Gebiet auf Java. 53.
Mature, eine Insel bey Java. 54.
Maynas, spanische Statthalterschaft am Amazonenfluß. 306.
Mayotta, s. Comboro.
Mekka. 85.
Menendez, bringt alle französische Kolonisten in Florida um. 529.
Mestizen, (sind diejenigen, die in Amerika von Eltern gebohren worden, wovon eins ein Europäer, und der andere ein Indier ist) ihr Ursprung. 272.

Methwen,

Methwen, englischer Gesandter in Portugall, schließt für England einen vortheilhaften Handlungstraktat. 322.
Mexiko. 214. wird vom Kortes erobert. 216. Klima, Boden und Menschenzahl dieses Reichs. 218. Produkte. 221. Auflagen daselbst. 227. Einkünfte aus diesem Reiche. 229. Handel mit dem übrigen Amerika. 229. mit Ostindien. Ebend. mit Europa. 232. 236. Menschenzahl dieses Reichs. 329.
Michigan, See. 568.
Michillimachinak. 568.
Mikmaks, Völkerschaft in Nordamerika. 548. 603.
Minorka. 357. 358.
Miquelon, französische Inseln unweit Newfoundland. 598.
Missisipi, Fluß. 552. 556.
Missouris, Nation in Louisiana. 557.
Mobile, (St.) Fort der Franzosen am Missisipi. 560.
Mocha, Handel hieselbst. 82. 83.
Molucken. 19. Die Holländer verschaffen sich den dortigen Gewürzhandel. 38.
Monkton, englischer General. 359.
Montagnez, Nationen in Kanada. 532.
Montreal, Ort in Kanada, der zur Niederlage für das Pelzwerk dient. 542. 567.
Monte Viedo. 273.
Montferrat. 479.
Montiano, (Manuel) 356.
Montosanagor. 147.
Morgan, ein Anführer der Flibustier. 352.
Morizinsel. 143.
Moro, Kastel bey Havana. 400.
Mosilla, s. Comboro.
Mosquitoküste. 519.
Mostel, holländischer General. 55. sein Briefwechsel wegen den Zustand der holländischen Gesellschaft. 62.
Motezuma, Beherrscher von Mexiko. 214. wird von seinen Unterthanen erschossen. 215.
Mouradabad in Bengalen. 104.
Moxas, Nationen in Paraguay. 275.
Mozambique. 94.

Mulatten, (sind die Abkömmlinge von einem Europäer und einer Negerinn, oder von einem Neger und einer Europäerinn) sie bezahlen in Mexiko eben die Kopfsteuer, als die Indier. 227.
Muskatbaum, s. Banda.
Muzaide, ein Mohr aus Tunis, ist dem Gama in Kalikut behülflich. 11.

N.

Napo, Fluß. 305. 306.
Natchez, Nationen in Louisiana. 558. sie verschwören sich gegen die Franzosen, und werden ausgerottet. 559.
Natchez, französische Kolonie daselbst. 561.
Neck (van) holländischer Admiral. 34.
Negapatnam, holländische Besitzung auf Ceylon. 47.
Negern, sind itzt viermal so theuer, als vordem. 373. Art ihres Transports aus dem Innern von Afrika nach der Küste. Ebend. wieviel im Jahr 1768 aus Afrika gekauft worden. 374. wieviel jährlich daher kommen. 375. ob Kastele zum Sklavenhandel nöthig. Ebend. welche Art von Schiffen dazu am besten. 377. Die Negern sind den Pocken ausgesetzt. Ebend. ihr Zustand auf den amerikanischen Inseln. 378. Krankheiten, welchen sie unterworfen sind. 379. wie man ihren Zustand erträglicher machen könne. 380. ihre Arbeiten auf den amerikanischen Inseln. 382. wie sie in den holländischen Kolonien behandelt werden. 410. fürchterliche Empörung derselben. 411. heroische That zweener Negern auf St. Christoph. 481. entlaufene Negern setzen die Kolonie auf Jamaika in große Gefahr. 493. Empörung der in der Sklaverey lebenden Negern daselbst. 495. werden in Pensylvanien frey gegeben. 654.
Negra, s. Koschenille.
Negumbo, Kolumbo und Peutagallo, Gebiete auf Ceylon, wo allein Zimmet gebaut wird. 46.
Neu-Amsterdam, s. Neuyork.
Neu-Andalusien, überausreiche Bergwerke daselbst. 218.
Neu-Belgien. 616.
Neu-England. 600. Erste Stiftung dieser Kolonie. 605. fanatische Gesetze der ersten Kolonisten. 606. Lage, Boden

den und Eintheilung dieser Kolonie. 604. Menschenzahl 610. Landbau und Manufakturen. Ebend. Fischerey und übrige Produkte. 611. Schulden. 612. Newfoundland, wird durch Cabot entdeckt. 271. 593. Die Engländer und Franzosen legen hier Wohnplätze an. 593. Der ganze Distrikt wird an England abgetreten. 594. Fischerey daselbst. Ebend. Einkommen daraus. 596. zwiefache Art, wie diese Fischerey betrieben wird. 597.

Neu=Granada. 261.

Newsampshire. 609.

Neu=Holland, s. Neuyork.

Neu=Orleans, Hauptstadt der französischen Kolonie in Louisiana. 560.

Neuplymouth. 605.

Neuschottland, Besitzung der Franzosen daselbst. 577. 599. 600. wird an England abgetreten. 601. Aufnahme dieser Kolonie. 602. ihr gegenwärtiger Zustand. 603.

Neuspanien, s. Meriko.

New Yersey, Lage, Bevölkerung und Zustand dieser Kolonie. 616 u. f.

Newyork. 545. wird zuerst von den Holländern besetzt, und von den Engländern erobert. 613. Regierungsform und Flor dieser Kolonie. 614.

Neuyork. Hauptstadt in der Kolonie dieses Namens. 615.

New, Fluß in Nordkarolina. 640.

Newis. 480.

Niagara, Wasserfall in Louisiana. 568.

Niagara, Fort daselbst. 579.

Niklas, (St.) auf St. Domingo. 455.

Nizam=el=Muluke, Subah von Dekan, Folgen seines Todes. 199.

Nopal, Bäumchen, auf welchem das Koschenille=Insekt lebt. 224.

Nuquel de Ibarra, (St.) Stadt in Neuspanien, deren Menschenzahl. 330.

O.

Oaraka, Provinz in Meriko. 328.

Oeyras, portugiesischer Minister, errichtet Handlungsgesellschaften. 336.

Oglethorpe,

Oglethorpe, englischer General. 356. bringt die ersten Kolonisten nach Georgien. 641.
Ohio, auch der schöne Fluß genannt. 578. Die Engländer und Franzosen streiten sich um den Besitz desselben. 579.
Ojeda, (Alfonso) kömmt nach Guyana. 425.
Olieda, Hauptstadt in Fernambuk. 311.
Olonois, ein Anführer der Flibustier. 351.
Onrust, eine kleine Insel bey Batavia. 55.
Ontario, See. 533. 568.
Opium, Zubereitung dieser Waare und Handel, der damit getrieben wird. 106.
Orellana, beschifft den Amazonenfluß. 304.
Orixa, s. Koromandel.
Orleans (Neu=) s. Neu=Orleans.
Orry, französischer Minister, erhält die Verwaltung des Finanzwesens. 141.
Orsua, (Pedro de) wird von seinen Gefährten ermordet. 304.
Oronoko, Fluß. 264. dessen Beschreibung. 388. Sitten der Völker in diesen Gegenden. Ebend.
Osagen, eine wilde Nation in der Gegend von Louisiana. 557.
Ostende, es wird hier eine ostindische Gesellschaft errichtet. 168.
Oyapoko, Fluß. 429.

P.

Paco, Beschreibnng dieses Thieres. 248.
Pagode, wieviel es ist. 101. A.
Palimban, holländischer Pflanzort auf Sumatra. 42.
Pannas, was sie sind. 44. A.
Panama, wird erbaut. 239. Flor dieser Stadt. 256. sie wird von Flibustiern erobert. 352.
Para, Stadt am Amazonenfluß. 305.
Paraguay, Gränzen dieses Landes. 270. Gegenwärtige Verfassung der Spanier daselbst. 272. Besitzungen der Jesuiten in Paraguay. 274.
Paraguaykraut, Beschreibung desselben und des Handels damit. 273.
Paraiba, Hauptmannschaft in Brasilien. 298.

Paramaribo. 408.
Park, Statthalter auf Antigoa, verliert in einer Empörung das Leben. 479.
Parsis, was sie sind. 97. A.
Patna, hier wird viel Opium gebaut. 107.
Paul, (St.) Stadt in der Hauptmannschaft St. Vinzent, 310.
Pavana, Fluß. 274.
Pegu. 106.
Pekuri, eine Art von Gewürzbaum. 307.
Penn, englischer Admiral, erobert Jamaika. 348.
Penn, (Wilhelm) stiftet Pensylvanien. 618.
Pensylvanien. 618. Dortige Regierungsform. 619. Gränzen, Klima und Flor dieses Landes. 620. Landbau und Verkehr. 622.
Perez, (Thomas) portugiesischer Gesandter in China. 23.
Perico, Hafen bey Panama. 256.
Perlenfischerey auf Ceylon. 45. imgleichen auf Baharem. 81.
Persien, Zustand dieses Reichs bey der Ankunft der Engländer. 76. Handel der Holländer dahin. 77. Die Aghwaner vernichten allen dortigen Handel. 78.
Peru, Eroberung dieses Reichs durch die Spanier. 240 u. f. Produkte, die von den Spaniern dort angebaut worden. 247. Dortige Bergwerke, s. Bergwerke. Handel der verschiedenen Provinzen Peru's unter einander. 253. Handel dieses Reichs mit Europa. 255. Menschenzahl daselbst. 329. Einkünfte aus diesem Reiche. 334.
Petersburg, muß bloß eine Handlungsniederlage seyn. 184.
Petit Grave, auf St. Domingo. 449.
Petit Nord, auf Newfoundland. 593.
Pevas, spanischer Ort am Amazonenfluß. 306.
Pfefferbaum. 92.
Phaulcon, (Konstantin) 133.
Philadelphia, Hauptstadt in Pensylvanien. 624. Bibliothek, Schule und Menschenzahl daselbst. 625.
Philipp II, König in Spanien, bringt durch seine Verfolgung die sieben vereinigten Provinzen zum Abfall. 32.
Philippinen, Inseln. 173. ihr gegenwärtiger Zustand. 174. wie ihr Zustand verbessert werden könnte. 176. ihr Verkehr mit Mexiko. 229.

Pian, eine den Negern eigene Krankheit. 379.
Pierre, (St.) auf Martiniko. 437.
Pierre, (St.) französische Insel unweit Newfoundland. 598.
Pincon, (Vinzent) entdeckt die Mündung des Amazonenflusses. 304.
Pitt, englischer Minister. 358. 360.
Pizarro, (Franz) 239. nimmt den peruanischen Kaiser gefangen, und verurtheilt ihn zum Tode. 241. veruneinigt sich mit seinem ehemaligen Freund Almagro. 242. wird von Almagro's Anhängern ermordet. 243.
Pizarro (Fernand) schlägt den Almagro und tödtet ihn. 242.
Pizarro (Gonzales) empört sich gegen Vela und bringt ihn um. 244. wird hingerichtet. 245. entdeckt den Amazonenfluß. 304.
Plata, Fluß, s. Rio de la Plata.
Plaisance, Bay auf Newfoundland. 593.
Platina, Beschreibung dieses Metalls. 266. A.
Pocok, englischer Admiral, erobert Kuba. 361.
Pointe Coupee, Ort am Mississipi. 561.
Ponchos, eine Art wollner Zeuge. 270.
Pondichery. 133. 135. wird von den Engländern vergebens belagert. 145. muß sich endlich wegen Hungersnoth ergeben und wird zerstört. 149. Frankreich sucht es wieder herzustellen. 158.
Pooleron, Insel. 74. 75.
Popajan. 262. Menschenzahl hieselbst. 329.
Port au Prince. 452. 455.
Port de Paix. 456.
Port Royal auf Jamaika. 492.
Portobelo. 256. Die Engländer erhalten die Erlaubniß, jährlich dahin ein Schiff mit Waaren zu schicken. 259. Der Ort geräth in Verfall. Ebend. wird von Flibustiern erobert. 352.
Porto Rico, spanische Antille. 391. ihr itziger Zustand. 392.
Portugall, Handlungsgesellschaften daselbst. 320. Ursachen des Verfalls dieses Reichs. 321 u. f. Mittel, es wieder sammt den Kolonien in Flor zu bringen. 323. Gegenwärtiger Zustand. 336. Bevölkerung. 338.
Pouancy, Statthalter auf St. Domingo. 448.

Porzellan;

Porzellan, verschiedene Gattungen desselben. 189. Vorzug des Chinesischen vor dem Europäischen. 190.
Potosi, Bergwerke daselbst. 251. Dortige Menschenzahl. 329.
Providenz, eine der Lukayen. 497.
Providenzhäuser, s. Kap Francois.
Pulo Condor. 87.
Pumaron, Fluß. 407.
Punta, (Kastel de la) bey Havana. 400.
Puntagallo, s. Negumbo.
Purpurschnecke, s. Guayaquil.
Putola. 178.
Pyrard. 124.

Q.

Quebek, wird am St. Lorenzfluß vom Champlain erbaut. 531. 566. wird von den Engländern erobert. 580.
Quecksilberbergwerk, s. Bergwerk.
Queseda, (Gonzalo Ximenes de) erbaut Santa Fe de Bogata. 262.
Quito, Provinz in Peru, Produkte und Handel derselben. 261. Menschenzahl daselbst. 329.
Quiros. 262.

R.

Radisson, s. Hudsonsbay.
Ragimendry. 147.
Raja-Mahel, in Bengalen. 104.
Raleigh, (Walter) geht nach Nordamerika. 583.
Raz, (Kap) s. Kap Raz.
Registerschiffe. 330.
Renegrida, s. Koschenille.
Rhode-Island. 608.
Ribaud, (Johann) geht nach Florida. 527.
Riebek, holländischer Wundarzt, gründet die Besitzung auf dem Kap. 50.
Riobamba, Stadt im spanischen Amerika, deren Bewohner. 329.

Rio de la Plata, Provinz. 272. 308. Daselbst wird ein neues Vice-Königreich gestiftet. 333.
Rio de la Plata, Fluß, dessen Entdeckung. 271. 331.
Rio Grande, Hauptmannschaft in Brasilien. 298.
Rio Janeiro. 298. Dieser Ort wird die Niederlage des Einkommens der mehrsten portugiesischen Bergwerke. 317.
Roanaksbay, in Kanada. 583.
Rodney, englischer Admiral. 359.
Roku, dessen Beschreibung. 426.
Rosa, (St.) wird von den Spaniern an Portugall abgetreten. 309.
Rousselan, französischer Statthalter auf St. Luzie. 430.
Rotting, eine Art Rohr. 193.
Royal, (Fort) s. Fort Royal.
Rum, was es ist. 385.
Rupie, Erklärung dieser Münze. 79. A.
Rußland, Streitigkeiten der Russen mit den Chinesern in der Tatarey. 179. vormaliger Handel mit den Chinesern. 180. Verkehr mit Indien mittelst des kaspischen Meers. 181. Gegenwärtiger Zustand Rußlands. 183. Mittel, dieß Reich in Flor zu bringen. Ebend.

S.

Saalweide, Pflanze auf den Antillen. 342. ihre sonderbare Eigenschaft. 343.
Saba, das dortige Frauenzimmer ist das schönste in Amerika. 404.
Saffran. (indianischer) 91.
Sagubaum, dessen Beschreibung. 20.
Sakrament, (St.) portugiesische Kolonie. 308. Schleichhandel, den dieser Ort zu treiben anfängt, und daraus entstandene Streitigkeiten mit Spanien. 309.
Salcedo, (Joseph de) Besitzer eines überaus reichen Bergwerks in Peru. 251.
Salle, (la) untersucht den Mississipi. 552. wird von seinen Gefährten ermordet. 553.
Salvador, (San) in Brasilien. 298. wird von den Holländern erobert und von den Portugiesen wieder gewonnen. 299. Beschreibung dieses Orts. 313.
Salset. 98.

Samorin,

Samorin, Titel des Königs in Kalikut. 10.
Sanama. 395.
Sanciam, Hafen in China, in welchem die Portugiesen Erlaubniß erhalten zu handeln. 24.
Sandalbaum, Beschreibung desselben. 90.
Santa Fe, Kolonie in Neu-Mexiko. 217.
Santa Fe de Bogate, dort werden Smaragden gefunden. 262.
Sassafras. 644.
Saunders. 148.
Scharbock, auf welchen Schiffen er sich nicht erzeugt. 326.
Schuylkill, Fluß in Pensylvanien. 624.
Scheiks, eine mächtige Familie am Ganges. 107.
Schmaragden. 262.
Seapoys, (sind Eingebohrne in Ostindien, und die Europäer nennen alle diejenigen so, die sie von den dortigen Einwohnern zu ihren Kriegsdiensten gebrauchen) wie viel England gegenwärtig in Indien unterhält. 116.
Seewolfsfang. 571.
Seide, Erfindung und mancherley Gattungen derselben. 191. u. f. in welchen Stücken die chinesische vor der europäischen einen Vorzug hat. 192.
Selenga, Fluß. 179.
Sheringham, Insel, wird den Franzosen abgetreten. 146. und wieder von ihnen verlassen. 149.
Siaga, Hauptmannschaft in Brasilien. 301.
Siam, Handel der Holländer daselbst. 42. der Franzosen. 133.
Siancas, eine Art Muscheln. 45.
Sinemary, Fluß. 429.
Sierre Leone, Vorgebürge in Afrika. 10.
Siriga, Hauptmannschaft in Brasilien. 301.
Sirth, Fluß. 181.
Sklaven, s. Negern.
Soarez (Lope de) Albuquerques Nachfolger. 21.
Sokotora, wird von den Portugiesen erobert. 15.
Solis, (Dias de) entdeckt den Platafluß. 271.
Sonne, (große) Name des Befehlshabers der Natchez. 558.
Sooloo. 118.

Spanien, Ursachen des Verfalls dieses Reichs. 283. Mittel, es wieder empor zu bringen. 288. Werth der einheimischen Produkte, die es den Fremden verkauft. 290.
Spanisch Town, Hauptstadt auf Jamaika. 493.
Spialter, Beschreibung dieses Metalls. 42. A.
Spilbergen, holländischer Admiral. 43.
Steinkohlenbergwerk in Nordamerika geräth in Brand. 548.
Stockfischfang auf Isle Royal, wie er betrieben wird, und was er einbringt. 548. s. auch Newfoundland.
Sumatra. 41.
Surat. 95. 127.
Surinam. 307. Einkommen dieser Kolonie. 309. Klima und Boden. Ebend. Fürchterliche Empörung der Negern daselbst. 412. A. Diese Kolonie steht so, wie Berbice und Essequebo, unter ausschließenden Gesellschaften. 414.
Susa, (Thomas de) Statthalter in Brasilien. 297. legt San Salvador an. 298.
Syriam, Hafen in Pegu. 106.

T.

Tabak, ist das erste Produkt, das auf den Antillen gebaut worden. 382.
Tabago, diese Kolonie wird von den Franzosen den Engländern abgetreten. 362. itziger Zustand derselben. 499. 500.
Tabasko, wird von Kortes erobert. 213.
Tadaussac, französischer Ort in Kanada. 541.
Taffia. 385.
Taffilet. 366.
Takunna, Provinz. 329.
Tamaraka. 300.
Tamariskenbaum. 648.
Tanjour, dänische Besitzung daselbst. 162.
Tassau, was es ist. 390.
Tatarey, allgemeine Vorstellung derselben. 178.
Tellichery. 90.
Terre-Neuve, s. Newfoundland.
Tereira, untersucht den Amazonenfluß. 305.
Thee, wie viel Großbritannien jährlich verbraucht. 112. verschiedene Gattungen dieses Krauts. 189.

Thomä. (St.) 133.
Thomas, (St.) spanischer Pflanzort am Orinoko. 389.
Thomas, (St.) eine der Antillen, dänische Besitzung daselbst. 415.
Tiburon, s. Kap Tiburon.
Tieu, eine Pflanze. 326.
Timor, Nachricht von dieser Insel. 40.
Tlaskala, Freystaat in Mexiko, schließt mit den Spaniern ein Bündniß. 214.
Toledo, (Friedrich von) vertreibt die Engländer und Franzosen aus St. Christoph. 346.
Toledo, (Franciscus de) läßt den Erben des letzten Kaisers in Peru hinrichten. 245.
Torcero, Fluß. 271.
Tranquebar, dänische Besitzung in Ostindien. 162.
Travankor. 90.
Trenauley, Statthalter auf Jamaika. 494.
Trichenapoli. 101.
Trinquemala, s. Ceylon.
Trinidad, eine der Antillen. 390.
Tripam, Beschreibung desselben. 57. Berichtigung dieser Beschreibung. 100. A.
Tripolis. 365. dortiger Handel. 368.
Trois Rivieres, Niederlage des Pelzwerks in Kanada. 541. Lage und Bevölkerung. 567.
Tsang = si = lao, ein chinesischer Seeräuber. 24.
Tsi = chu, s. Lackfirniß.
Tsieribon, Gebiet auf Java. 53.
Tukuman, Gebürge. 271. Provinz. 272.
Tukapel, eine Nation in Chili, unversöhnliche Feinde der Spanier. 268.
Tulbach, holländischer Gouverneur auf dem Kap. 51.
Tunis. 365. dortiger Handel. 368.
Tupak Amaru, Erbe des letzten Kaisers in Peru, wird hingerichtet. 245.
Turkistan. 181.
Tuttanego, ein gewisses Metall. 48. A.

Digitized by Google

U.

Ucuntaya, Bergwerk in Peru. 250.
Uraguay, Fluß. 274.

V.

Valdivia, kömmt nach Chili. 268.
Valle, (Marquis de la) erhält die Erlaubniß, Weinstöcke in Mexiko zu pflanzen. 221.
Valverde (Vinzent de) ein Dominikaner, auf sein Zurufen werden viele Peruaner ermordet. 241.
Varech, ein gewisses Düngungsmittel. 382.
Vela, (Blasko Nunnez de) kömmt als höchster Richter zu Lima an. 243. wird überwunden und erwürgt. 244.
Velasko, (Lopez de) geht nach den Philippinen. 174.
Venables. 348.
Venetianer, erster Handel derselben. 6.
Venezuela, wird von Karl V an Augsburgische Handelsleute verpfändet. 264. von Flibustiern erobert. 351.
Verakruz, Pflanzort der Spanier in Mexiko. 214. 235. wird von Flibustiern erobert. 352.
Verazzani, wird nach Nordamerika geschickt. 530.
Vernon, englischer Admiral. 356.
Verspucci. 264. 425.
Vicunnas, mexikanisches Thier, dessen Beschreibung. 248.
Viera, (Johann Fernandez de) treibt die Holländer aus Brasilien. 302.
Villa Ricca. 314.
Vinzent. (St.) Hauptmannschaft in Brasilien. 310.
Vinzent (St.) eine der Antillen, wird von Frankreich an England abgetreten. 362. 505. dortige Karaiben. 502.
Virginien, erste Stiftung dieser Kolonie. 585. itzige Größe und Gränzen derselben. 625. Empörung. 627. itzige Staatsverwaltung. Ebend. Einkünfte. 628.
Visigapatnam. 102.
Vorgebürge der guten Hoffnung. 10. Holländische Besitzung daselbst. 50. umständliche Nachricht von dieser Kolonie. 675. dortiger Weinbau. 679.
Vogelnester, (indianische) Beschreibung derselben und Handel damit. 57. 120.

W.

Wadas, eine Nation auf Ceylon. 17. 46.
Walpole, (Lord) englischer Minister. 355. 356.
Wanillie, eine mexikanische Pflanze, deren Beschreibung. 222.
Warner, die Engländer langen unter seiner Anführung auf St. Christoph an. 345.
Warwik, holländischer Aumiral. 34.
Watson, englischer Admiral. 189.
Weiber, die indianischen, haben vielen Antheil an den Eroberungen der Europäer in der neuen Welt. 214. werden sklavisch von ihren Männern gehalten. 388. bringen ihre Töchter um. Ebend.
Wein, kömmt in Meriko nicht fort. 221. besser in Peru. 247. auch nicht in den englischen Kolonien in Nordamerika. 652. Anbau, Menge und Preis desselben auf Madera. 673.
Wilkens, (Jakob) nimmt San Salvador ein. 299.
Willoughby, ihm wird Antigoa geschenkt. 479.
Windinseln, welche so genannt werden. 341.

X.

Xalappa. 236.
Xarayes, See, ob er wirklich existirt. 270. Die Paulisten entdecken dort Goldbergwerke. 311.
Xaura, ein Indier aus dieser Provinz erregt eine Empörung. 246.

Y.

Yanon, französische Besitzung auf Koromandel. 157.
Yaque, Fluß auf St. Domingo. 462.
Yberville, legt ein Kastel am Ufer des Mississipi an. 553.
Yersey (Neu-) s. Neuyork.
York, Fort dieses Namens auf Hudsonsbay. 590.
York, (Neu-) s. Neuyork.

Yukatan, wird vom Cordova entdeckt. 213. ist wegen des dortigen Holzes berühmt. 233. Mittel, welche Spanien anwenden muß, um diesen Handel empor zu bringen. 235.

Z.

Zaire, Fluß in Afrika. 10.
Zarata, (Johann Ortiz de) bringt den spanischen Pflanzort Buenos=Ayres wieder empor. 272.
Zimmet. 46. Preis desselben und der übrigen Gewürze in Europa. 64. unächter. 91. Zimmet in Peru. 262. 293.
Zobel. 540.
Zucker, Bau desselben auf den Antillen. 384.

Leipzig,
gedruckt bey Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf.
1780.

Digitized by Google

Verbesserungen.

S. 23. Z. 16. statt Androda, lese man Andrada.
— 73. — 8. lösche man zwischen Stephans und Cavendisch das (,) weg.
— 76. — 12. von unten, statt Gombron, lese man Gom- beron.
— 77. — 8. statt Karannanien, lese man Karamanien.
— 78. — 11. von unten, lösche man das (,) weg.
— 147. — 3 und an allen andern Orten, lese man statt Kavikal, Karikal.
— 210. — 6. statt Harsti, lese man Hayti.
— 248. — 13. st. Vicumas, l. m. Vikunnas.
— 264. — 18. st. Keraka, l. m. Karaka.
— 266. — 19. der Anm. st. ächte. l. m. achte.
— 268. — 15. von unten, st. Biolico, l. m. Biobio.
— 269. — 3. st. Chilon, l. m. Chiloe.
— 274. — 6 und an allen andern Orten, l. m. statt Gua- rinis, Guaranis.
— 279. — 13. der Anm. l. m. st. Chuguisika, Chuquisika.
— 283. — 16. st. derselben, lese m. desselben.
— 314. — 8. st. Villa Vacca, l. m. Villa Ricca.
— 319. — 18. setze man nach dem ersten Komma noch hinzu: die.
— 361. — 14. st. des Reichs, l. m. der Herrschaft.
— 378. — 7. st. dienen, l. m. geben sie, und setze nach alle ein (,).
— 404. — 8. von unten, st. Ackergrund, l. m. Ankergrund.
— 413. — 10. st. Kommissarien, l. m. Kommissionen.
— 489. — 16. st. ist leicht, l. m. ist so leicht.
— 511. — 9. von unten, st. Kolonie, l. m. Kolonien.
— 513. — 20. st. Nation, l. m. Nationen.
— 575. — 1 und an allen andern Stellen, wo dieß Wort vorkömmt, lese man statt Gieseng, Ginseng.
— 593. — 3 von unten, statt Plaisaire, l. m. Plaisance.
— 669. — 8 von unten, statt Kapital, l. m. Kapitel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

xxxxx 8/2003

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google